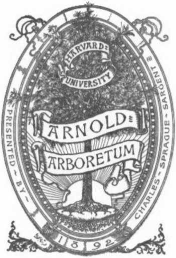
3 2044 107 252 165

Ve
K 87


HARVARD
UNIVERSITY
ARNOLD
ARBORETUM
PRESENTED ~ BY ~
CHARLES ~ SPRAGUE ~ SARGENT
1892

FRIEDLÄNDER & SOHN
Buchhandlung
Berlin N.W. 6.
11, Carlstrasse 11.

Digitized by Google

Digitized by Google

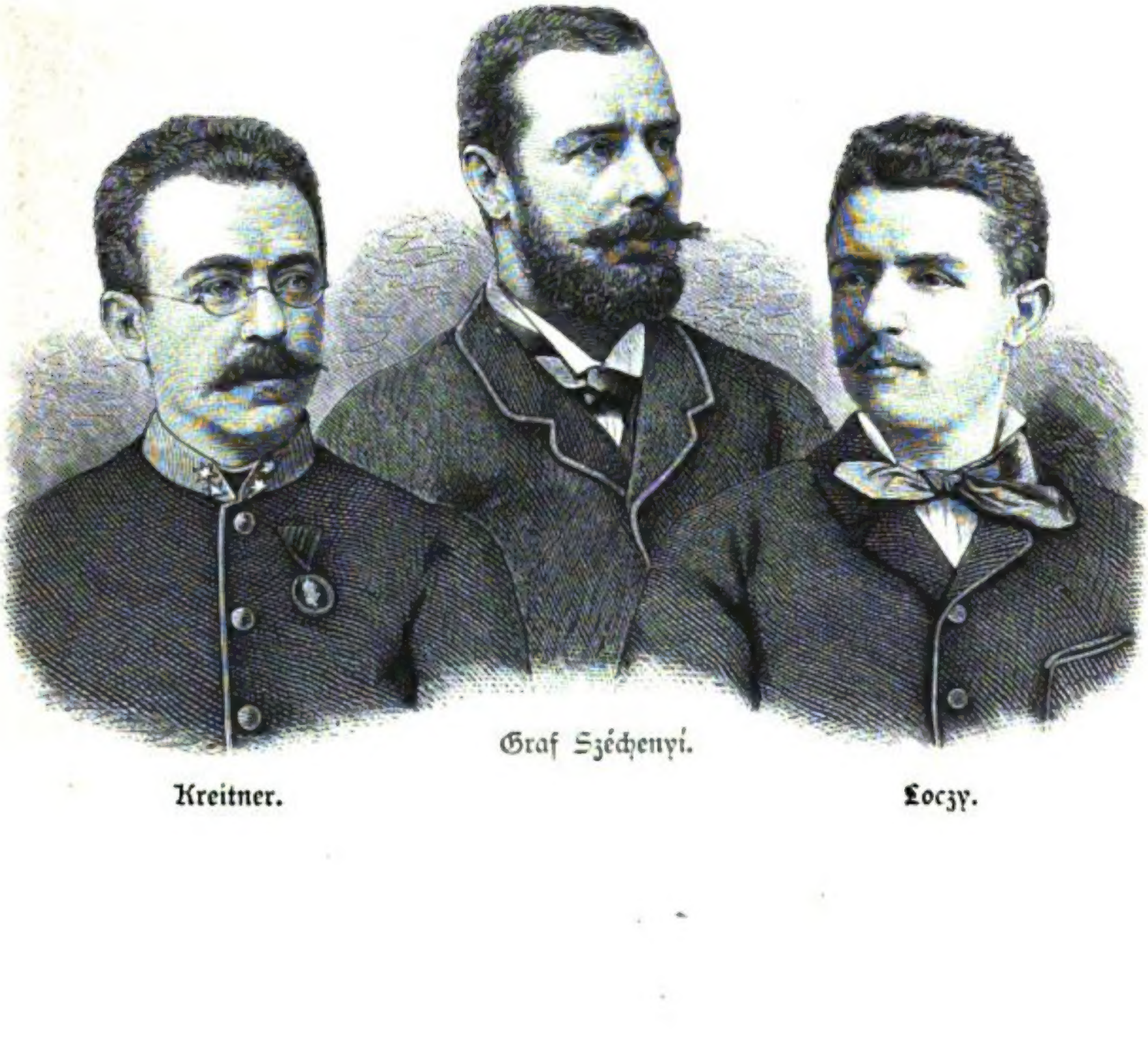
424774
g

Digitized by Google

Im fernen Oſten.

Digitized by Google

Digitized by Google



Graf Széchenyi.

Kreitner.

Loczy.

Digitized by Google

Im fernen Oſten.

Reiſen des Grafen Bela Széchenyi
in Indien, Japan, China, Tibet und Birma
in den Jahren 1877—1880.

Von

Guſtav Kreitner
k. k. Oberlieutenant und Mitglied der Expedition

Mit zweihundert Original-Holzſchnitten und drei Karten.

Wien 1881.

Alfred Hölder
k. k. Hof- und Univerſitäts-Buchhändler
Rothenthurmſtraße 15.

Digitized by Google

May 1908
18143

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von R. v. Waldheim in Wien.

Digitized by Google

Seiner

Apoſtoliſchen Majeſtät

dem Kaiſer und Könige

Franz Joſef I.

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet.

Der Verfaſſer.

Digitized by Google

Vorwort.

Mit dem Abſchluſſe meines Reiſewerkes: „Im fernen Oſten“ fühle ich mich verpflichtet, in erſter Linie dem Leiter der Expedition, deren Mitglied zu ſein mir vergönnt war, meinen Dank und rückhaltsloſe Anerkennung ſeiner Verdienſte um die glückliche und erfolgreiche Durchführung der großartig angelegten Forſchungsreiſe zu zollen. Graf Bela Széchenyi hat im Geiſte ſeines Vaters, deſſen für die geiſtige Entwicklung ſeines Volkes ſegensreiches Wirken die Geſchichte verzeichnet, mit der Ausrüſtung dieſer Expedition die Vortheile ſeiner geſellſchaftlichen Stellung, ſein ganzes Wollen und Können zu Nutz und Frommen der Wiſſenſchaft zu ſchönſter Geltung gebracht. Seiner Energie und Umſicht iſt es zu danken, wenn wir heute mit innerer Genugthuung auf die erzielten Leiſtungen und Erfolge zurückblicken dürfen. In dieſem Bewußtſein verſchwinden die Mühſalen und Beſchwerden, welche wir zu ertragen hatten, verlieren die Gefahren und Anfeindungen, welchen wir auf der zur Hälfte im Sattel, zur anderen Hälfte zu Fuß zurückgelegten, großen Strecke preisgegeben waren, an Herbheit der Erinnerung.

Als Geograph der Expedition war mir die günſtigſte Gelegenheit geboten, Land und Leute in ihrer gegenſeitigen Abhängigkeit, in ihren Wechſelbeziehungen genauer als ſonſt kennen zu lernen, und ich hoffe, beide, fern von allem blendenden, aber meiſtens unwahren Beiwerk, vorurtheilsfrei geſchildert zu haben und dem geehrten Leſer im Rahmen der Erzählung unſerer abwechslungsreichen Reiſe-Erlebniſſe bald heiterer und ergötzlicher, bald ernſter und entſcheidender Natur, ein Bild der großen Reiche und Länder des fernen Oſtens vorgeführt zu haben, deſſen Treue von allen Kennern anerkannt werden dürfte. Eben die geſellſchaftliche Stellung des Führers der Expedition und die damit verbundenen beſonderen Begünſtigungen desſelben ſeitens der Regierungsbehörden China's ermöglichten mir einen tieferen

Einblick in das ſociale und öffentliche Leben jenes alten Culturvolkes, das mit hartnäckiger Beharrlichkeit dem Einfluſſe abendländiſcher Civiliſation trotzt.

Soweit der für weitere Kreiſe berechnete Charakter meines Buches es zuließ, wird auch der Fachmann — im reicheren Maße als ſonſt bei ähnlichen Werken — wünſchenswerthe Hinweiſe und Daten auf die Topographie des Landes und die Bevölkerung finden.

Um eventuellen Einwürfen im vorhinein zu begegnen, will ich gleich hier hervorheben, daß ich alle Namen nach dem Gehör niederſchrieb. Da beſonders die chineſiſche Sprache ſo vielerlei Betonungen enthält, die mit unſeren Buchſtaben unmöglich wiedergegeben werden können, ſo ſcheute ich mich, die beſtehenden Aushilfstafeln, welche vor der Anwendung erſt gründlich ſtudirt werden müſſen, um eine neue zu vermehren. Ich trachtete vielmehr eine annähernd richtige Ausſprache durch den ausſchließlichen Gebrauch der deutſchen Schreibweiſe zu erzielen.

Die dem Werke beigegebenen Karten ſind theils nach meinen Original-Aufnahmen, theils mit Zuhilfenahme der vorhandenen beſten Quellen entworfen und gezeichnet.

Ich kann es ſchließlich nicht unterlaſſen, meinem geehrten Verleger Herrn Alfred Hölder für die Opferwilligkeit, mit welcher er meine Reiſebeſchreibung ausſtattete, meinen herzlichſten Dank auszuſprechen.

Nicht minderen Dank ſage ich meinem Reiſegenoſſen und Freunde Ludwig von Loczy, der mir, ſo wie Herr Dr. A. Niederleithinger (Schiffsarzt auf dem „Polluce“) viele Skizzen zur Completirung meiner Zeichnungen bereitwilligſt überließ, und endlich allen jenen Herren in Indien, China, Japan und Birma, die mir während meines Aufenthaltes in den betreffenden Ländern mit Rath und That in der liebenswürdigſten Weiſe zur Seite ſtanden.

Wien, im September 1881.

Guſtav Kreitner,
k. k. Oberlieutenant.

Inhalt.

Seite

I. Von Trieſt nach Bombay.

Abreiſe von Trieſt. — Unſere Expedition. — Port Saïd. — Ankauf von Inſekten. — Ein Leichenzug. — Der Suez-Canal. — Zuwachs an Paſſagieren. — Ihr Leben am Schiffe. — Dſchiddah. — Das Grab der Eva. — Bazar-Scene. — Weihnachtsabend. — Ausflug zu dem Gebirge Dſchebel Buogger. — Cholera in Mekka und auf dem Schiffe. — Sclavenmärkte in Dſchiddah. — Bombay 1

II. Von Bombay nach Calcutta.

Der Victoria-Garten. — Jongleurs. — Die Thürme des Schweigens. — Das Machorumfeſt. — Die Felſengrotten bei Bombay. — Abreiſe. — Indiſche Eiſenbahnen. — Naſſik. — Die Brückenmauth am Ganges. — Die heilige Stadt Benares. — Das Obſervatorium. — Der Palaſt des fürſtlichen Agenten. — Leichenverbrennungen. — Das Sündenbad. — Lampen am Ganges. — Tiger als Poſträuber. — Der Affentempel. — Der goldene Tempel Schiwa's. — Die Aurungſib-Minarets. — Ankunft in Calcutta 33

III. Von Calcutta nach Singapore.

Die Stadt. — Kitmegarwirthſchaft. — Nach Norden. — Soldatenleben in Indien. — Siligori. — Die Terai. — Waldbrände. — Dardſchiling. — Die höchſten Berge der Welt. — Der Tigerhügel. — Ein buddhiſtiſches Kloſter. — Eine einſame Theepflanzung. — Ritt auf dem Elephanten. — Ein Onkel aus Amerika. — Das Klima in Calcutta. — Ein ſonderbarer Freundſchaftsbund. — Der Hindumarkt. — Eine Tigerjagd des Grafen Széchenyi. — Abreiſe von Calcutta. — Die Schiffsgeſellſchaft. — Penang. — Singapore 68

IV. Von Singapore nach Schanghai.

Fahrt auf dem chineſiſchen Meere. — Das Phosphoresciren des Waſſers. — Stürmiſches Wetter und Beſchwörung der Meeresgeiſter. — Hongkong. — Chineſiſche Spaziergänge. — Abfahrt nach Kanton. — Erſtürmung des Schiffes. — Kanton. — Die Blumenboote. — Volkstrachten. — Ankunft in Schanghai 98

Seite

V. Schanghai.

Geſchichte der Stadt. — Adminiſtrative Eintheilung Schanghai's. — Lohndienſte der Chineſen. — Das geſellſchaftliche und geſchäftliche Leben der Anſiedler. — Feuersbrünſte. — Hahnenkämpfe. — Badehäuſer und Reſtaurationen der Chineſen. — Chineſiſches Theater. — Das Gerichtsgebäude und der Gerichtspräſident. — Gerichtsverhandlungen und Strafen. — Begräbnißſtätten und Leichenfeier. — Bettler. — Chineſiſche Philoſophie. — Das Sikawej-Inſtitut. — Die chriſtlichen Miſſionen und ihre Thätigkeit. — Die Obſervatorien. — Der Tod des Tautai. — Die erſte Eiſenbahn in China und ihr Schickſal. — Ausflug zu den Hills. — Das Arſenal in Schanghai. — Die Wuſung-Forts. — Geſchützexercitien mit deutſchem Commando. — Eine Militärparade vor dem Futai in Tſchi-fu . . . 118

VI. Von Schanghai nach Kioto.

Abreiſe nach Japan. — Hafen und Stadt Nagaſaki. — Ein Abriß aus der Geſchichte des Landes. — Friedhöfe. — Oſuwa-ſama. — Abreiſe nach Simonoſaki. — Die Sampans. — Das japaniſche Binnenmeer. — Lama und Proteſtant. — Kobe und Hiogo. — Die europäiſchen Anſiedlungen. — Die Theepflanze. — Umgebung von Kobe. — Sehenswürdigkeiten der Stadt. — Nächtliches Straßenleben. — Dreſſirte Ratten. — Kämpfende Zwerge. — Stachelſchwein und Pfau. — Damentheater. — Japaniſche Eiſenbahnen. — Oſaka. — Indigofabrikation. — Japaniſche Hotels. — Japaniſche Soldaten. — Recrutenabrichtung. — Adjuſtirung und Bewaffnung. — Die Teonodi-Pagode. — Taikun und Mikado. — Das Bad Arima. — Abreiſe nach Kioto 197

VII. Von Kioto nach Hakodate.

Kioto. — Das Gionfeſt. — Abendſpaziergänge. — Ein japaniſches Irrenhaus. — Ein Daimio. — Die Stellung der japaniſchen Frauen. — Heiraten. — Das Koto. — Der Nerimono. — Der Tokaidô. — Der Biwa-See. — Kuwana. — Yoſchida. — Japaniſche Brückenbauten. — Der erſte Anblick des Fuſiyama. — Der Fuſiyama. — Die Kulis und ihre Tätowirungen. — Hakone und der See Hakoneko. — Die Schwefelbäder bei Hakone. — Der Kindergott Dſchiſo. — Spielleidenſchaft der Japaner. — Die Landesmünzen. — Aufbruch von Hakone. — Ein japaniſcher Geometer. — Gotemba und Subaſchiri. — Die Pilgerzüge zum heiligen Berge. — Beſteigung des Fuſiyama. — Ueber Odawara und Kamakura nach Yokohama. — Die Hafenſtadt und deren Bewohner. — Eine Theatervorſtellung. — Harakiri, der japaniſche Selbſtmord. — Die Eiſenbahn nach Tokio (Yedo). — Tokio. — Die kaiſerliche Familie. — Das Leichenbegängniß des Thronerben. — Das Caſtell. — Der Tempel der Taikune. — Das kaiſerliche Muſeum. — Japaniſche Schulen. — Brüder. — Abreiſe nach Hakodate . 227

VIII. Die Inſel Yeſſo und das Ajnuvolk.

Ankunft in Hakodate. — Aus dem Theehauſe in den kaiſerlichen Sommerpalaſt. — Die Stadt. — Klimatiſche Verhältniſſe. — Abreiſe. — Die Farm

Seite

Nanaye. — Der angebliche Fortſchritt in Japan. — Das Wild der Inſel. — Der Vulcan Komagadake. — Mori. — Mororan. — Straßen-Caravanen. — Erdbeben in Schiraoi. — Der Vulcan Taramayama. — Der Magnet als Erdbebenprophet. — Jubutz, die „Ajnohauptſtadt“, und ihre trigonometriſchen Pyramiden. — Wege. — Zu den Ajnohütten. — Unfall. — Brillenſchickſal. — Das Mukawathal. — Die Ajno als Laſtträger. — Das Wegbahnen zum Jubaridake. — Der Gebirgsſtock Jubaridake. — Der Geburtstag des Kaiſers. — Die Canoës. — Nach Saporo. — Ackerbauſchule. — Ajnogräber. — Holzreichthum. — Kohleneiſenbahnen. — Eine ſonderbare Bärenjagd. — Reiſe nach Otarunaj. — Der Vulcan Joitſchiyama. — Waſſerverwüſtungen. — Unheimliche Reiſe nach Iwanaj. — Die Kohlenwerke Kajanoma. — Das Feſt des Fiſchgottes Mazuli. — Reiſe zur Vulcanbai. — Verirrung im Urwalde. — Bärengelüſte. — Die japaniſchen Bewohner. — Fiſchfang und Seetang-Gewinnung. — Das Ajnovolk. — Seine Behaarung. — Die Schädelbildung. — Die geiſtige Entwicklung des Stammes. — Häusliche Sitten. — Hirſch- und Bärenjagden. — Die Kleidung und Lebensweiſe. — Das Tätowiren der Frauen. — Ceremonien der Gaſtfreundſchaft. — Der Religionscultus. — Heiraten . . 278

IX. Rückreiſe nach Schanghai.

Die Militär-Revolution in Tokio und ihre Urſachen. — Der Satſuma-Aufſtand. — Saigo's tragiſches Ende. — Ueberfahrt nach Schanghai. — Das Schiff in der Gewalt eines Taifuns. — Dem Sinken nahe. — Eine Schreckensnacht. — Errettung und Ankunft in Schanghai 330

X. Von Schanghai nach Hankou.

Der in Tien-tſin reſidirende Vicekönig Li-hung-tſchang. — Melonenkerne. — Nach Peking. — Die Reſidenz und der Kaiſer. — Die Verhandlungen im Tſungli-yamen. — Die große Mauer bei Nan-kou. — Der Geleitsſchein. — Chineſiſche Zeitungen. — Ausrüſtung für die Landreiſe. — Abreiſe von Schanghai. — Der Yang-tze-kiang. — Nanking und Kiukiang. — Ankunft in Hankou. — Handel und Wandel in Hankou. — Beſuch bei dem Statthalter von Hu-peh. — Gegenbeſuch. — Abſchied von der Civiliſation 351

XI. Von Hankou bis Tin-tze-kwan.

Tagesbeſchäftigungen. — Begrüßungen von Seite des Volkes und der Hunde. — Die Segelboote auf dem Han-Fluſſe. — Feldcultur und Mühlen. — Die Fiſcherei. — Trachten. — Abenteuerliche Ereigniſſe. — Das Nachziehen der Boote. — Wetterbeſchwörungen. — Weihnachten. — Kloſterleben. — Fan-tſcheng und Siang-yang. — Die Zahl der Einwohner. — Bootwechſel. — Prinz Kung. — Räuber aus Hunger. — La-ho-ku. — Stadtcommandant und Miſſionär. — Scenen der Hungersnoth. — Die chineſiſchen Längenmaße. — Das Siës-ho-Thal. — Steinige Landſchaften. — Ankunft in Tin-tze-kwan 389

Seite

XII. Von Tin-tze-kwan nach Si-ngan-fu.

Landung in Tin-tze-kwan. — Citronen und Moſchus. — Die Maulthiere. — Aufbruch. — Die erſte Landraſt und das erſte Nachtlager. — Thee und Tabak. — Im Gebirge. — Die Felſenwohnungen. — Chineſiſches Neujahr. — Das Eincaſſiren der Schulden. — Gratulationen. — Feſtkleidung. — Die Ueberſchreitung des Sin-ling. — Der Abſtieg. — Der letzte Reiſetag nach Si-ngan-fu und ſeine Abenteuer. — Der Einzug zur Nachtzeit. — Unglück über Unglück. — Das Nachtquartier. — Si-ngan-fu und ſeine Geſchichte. — Straßenſcenen. — Der Gouverneur. — Die chriſtliche Miſſions-Station. — Eine Geiſtermauer. — Taſchenuhren. — Der Markt. — Die Neſtorianiſche Tafel und ihr Zuſammenhang mit der früheren Geſchichte des Chriſtenthums 432

XIII. Von Si-ngan-fu nach Lan-tſchou-fu.

Chineſiſche Fuhrwerke. — Mandarin-Hotels. — Landſchaftliches. — Die Lößerde. — Eintheilung der Ortſchaften. — Heimtückiſche Eigenſchaften des Lößplateau's. — Die Bewohner. — Die Militär-Escorte. — Pin-tſchou und die großen Birnen. — Die Sandſteingrotte Ta-fh-zh. — Bettelmönche. — Im Staube. — Die Grenze der Provinz Kan-ſu. — Die Generale Pita-ſchen und Menny. — Ein Leichenzug. — Der Transport von Sträflingen. — Straßenleben. — Ping-lean-fu. — Straßenwächterhäuſer. — Der Gebirgspaß des Lo-pan-ſan. — Kohlenvergiftung. — Nebenſonnen. — Marſchirende Soldaten. — Tanz und Kuß nicht gekannt. — Abenteuer in An-ting-ſhien. — Art meiner Vermeſſungen. — Das Gebirge Ma-ha-ſan. — Land und Leben. — Jagd auf Trappen. — Der Hoang-ho. — Ankunft in Lan-tſchou-fu . 480

XIV. Von Lan-tſchou-fu nach Liang-tſchou.

Die Stadt Lan-tſchou-fu. — Chineſiſche Handelsleute. — Unſer Quartier. — Ein Beſuch beim Futai. — Wie hohe Beamte beſtraft werden. — Erzählungen des Pater Janſen. — Tuchfabrikation. — Ein opiumrauchender General. — Etwas Näheres über das Opium. — Die Bevölkerungs-Verhältniſſe China's. — Neue Reitpferde. — Die Ueberſetzung des Hoang-ho. — Landſchaftliches. — Salzſalinen. — Der Ping-fan-Fluß. — Leckerbiſſen der Chineſen. — Unſere Diener. — Wir kreuzen Prſchewalski's Route. — Der Nan-ſan-Paß. — Der erſte Blick in die Wüſte. — Allgemeine Beſchreibung derſelben und deren Bewohner. — Fauna und Flora. — Geſchichtliche Daten. — Lebensweiſe und Reiſeart in der Wüſte. — Die Lage von Kulang-ſhien. — Vergiftungs-Symptome. — Die Luftſtrömungen. — Benehmen der Chineſen bei unſerem Erſcheinen. — Der Weg durch die Wüſte in Bezug auf zukünftige Eiſenbahnen. — Die Stadt Liang-tſchou. — Eine Theater-Feſtvorſtellung 540

XV. Von Liang-tſchou nach Su-tſchou.

Perſonenverwechslung. — Chineſiſche Dramen. — Landſchaftliches. — Das Syſtem des Pa-kwa. — Die Spiele der Jugend. — Die Oaſe von Schjako-ye.

Seite

— Die Buddha-Statue und das Kloſter Schotoj-ze-mjao. — Kan-tſchou. — Ankunft in Su-tſchou. — Empfang bei dem Vicekönig. — Die erſten Schwierigkeiten. — Der Tautai. — Scheibenſchießen mit Kanonen und Gewehren. — Militäriſches. — Nachrichten aus Europa 595

XVI. Von Su-tſchou nach Tung-hoan-ſhien und zurück.

Abreiſe von Su-tſchou. — Kia-yü-kwan. — Luftſpiegelungen. — Die Oaſe Tſcha-tſien-hia. — Yümen-ſhien. — Ein Sandſturm. — Anſi-ſan. — Tung-hoan-ſhien. — Der Grottentempel Tſien-fu-tung. — Der Ta-pan-ſan. — Rückreiſe. — Die Köpfe der Enthaupteten. — Neue Verhandlungen. — Jo-zung-tang als Hausherr. — Abreiſe nach Sining-fu . 640

XVII. Von Su-tſchou nach Sining-fu.

Abreiſe. — Reiſende Mandarine. — Bitte um Regen. — Das Tatung-Thal. — Das Kloſter Kum-bum. — Anſichten der Chineſen über unſere Reiſe. — Einbruch in unſere Wohnung. — Aſtronomiſche Obſervationen. — Der See Kuku-nor und ſeine Umgebung 686

XVIII. Von Sining-fu nach Tſching-tu-fu.

Ernte. — Einmündung des Tatung-ho in den Hoang-ho. — Ueberſetzung des letzteren. — Gewaltſame Einquartierung in Lan-tſchou-fu. — Alte Bekannte. — Erdbeben. — Der Wej-ho. — Tſing-tſchou. — Landſchaftliches. — Mittel gegen ſchreiende Maulthiere. — Paj-ſuj-kiang. — Lojang-ſhien. — Das große Wort „Mintjen". — Nachtleben in Kwan-juön. — Chineſiſcher Wahrſager. — Uon-mjao-Tempel. — Ein Kranker. — Steintreppenwege. — Die Ebene von Tſching-tu-fu. — Steinportale. — Ankunft in der Hauptſtadt der Provinz Sze-tſchuen 742

XIX. Von Tſching-tu-fu nach Ta-tſien-lu.

Beſchreibung von Tſching-tu-fu und deſſen Einwohnern. — Die franzöſiſche Miſſion. — Der Gouverneur und ſeine Gaſtfreundſchaft. — Abreiſe. — Die Brücke von Tſchjong-tſchou. — Reiſe-Unfälle. — Landſchaftliches. — Die Kettenbrücke von Lou-ting-kjao. — Ankunft in Ta-tſien-lu . . . 788

XX. Von Ta-tſien-lu nach Batang.

Geographiſche Charakteriſtik des tibetaniſchen Hochlandes. — Indiſche Punditen. — Die Kartenaufnahme der Jeſuiten. — Mythe über die Entſtehung des tibetaniſchen Volkes. — Geſchichte des Landes. — Europäiſche Reiſende in Tibet. — Die Tibetaner, ihre Lebensweiſe, Sitten und Gebräuche. — Der Buddhismus. — Stellung des Dalai-lama. — Die Prieſterwirthſchaft. — Politiſche Eintheilung. — Laſſa. — Tibetaniſche Caravanen. — Hokeu. — Eine Räubergeſchichte. — Die neuen Diener. — Litang. — Die Gambugletſcher. — Der Tſchara-la (Paß). — Batang und ſeine Fürſten. — Eine Leichenverbrennung. — Ausflug zum Kinſcha-kiang. — Feindſelige Haltung der Lama 829

Seite

XXI. Von Batang nach Tali-fu.

Ein Abſchiedstrunk. — Im Bivouac. — Eine Jauſe beim Fürſten. — Gefährliche Brücken. — Eine Mondesfinſterniß. — Tſchung-tjen. — Abſchied vom General Lin. — Das Kinſcha-Thal. — Wieder unter Chineſen. — Tali-fu 909

XXII. Von Tali-fu nach Bamo.

Abreiſe von Tali-fu. — Landſchaftliches. — Kettenbrücken über den Lantſan-kiang, Lu-kiang und Long-kiang. — Young-tſchang-fu. — Teng-yueh. — Flora, Fauna und Klima des Tapeng-Thales. — Handelsverhältniſſe. — Das Volk der Pa-yü und der Katſchin. — Abenteuer in Manwyn und Kejan. — Rettung aus der Gefahr. — Die Ebene des Irawadi. — Bamo. — Der Dampfer kommt. — Auflöſung der Expedition 943

XXIII. Von Bamo heimwärts.

An Bord der „Thambya-Dine“. — Unglücksfälle. — Mandalay. — Geſchichtliche Daten über Birma. — König Thibo. — Die Birmanen. — Prome. — Eine Fahrt durch das Feuer. — Aufnahme in Rangun. — Heimreiſe . 991

Verzeichniß der Illuſtrationen.

Seite
1. Die Mitglieder der Expedition (Titelbild).
2. Cap Matapan 5
3. Port Said 9
4. Die Moſesquelle 16
5. Das Sinai-Gebirge 17
6. Eingang zum Bazar in Tſchiddah 24
7. Tſchiddah 25
8. Aden vom Meere aus 29
9. Bombay 36
10. Dock in Bombay 37
11. Vegetation auf der Inſel Elephanta . . . 40
12. Das Innere des Haupttempels auf Elephanta 41
13. Tempelgrotte auf der Inſel Elephanta . . 48
14. Tempel in Naſik 49
15. Flußübergang auf mit Luft gefüllten Thierhäuten 53
16. Der Tempel der Nepaleſen 56
17. Benares vom Ganges aus 57
18. Die Linga 60
19. Obſervatorium 64
20. Tempel in Benares 65
21. Dardſchiling 77
22. Koröſi's Grab 80
23. Kintſchindſchunga (28.000 Fuß) und Gauriſankar (29.000 Fuß), die höchſten Berge der Welt 81
24. Nach Siligori 85
25. Dorf bei Calcutta 89
26. Great-Eaſtern-Hotel in Calcutta 93
27. Haus des Gouverneurs in Pulo-Penang . 96
28. Klippen im chineſiſchen Meere 104
29. Hongkong 105
30. Volksbeluſtigungen in Hongkong 108
31. Flußhafen in Kanton 112
32. Schanghai 121
33. Rennplatz in Schanghai 128
34. Theegarten in Schanghai 129
35. Aus der Chineſenſtadt in Schanghai . . 137
36. Frauenfüße 140
37. Tragen des Kranzes 144
38. Hinrichtung in Schanghai 145
39. Dominoſpieler 153
40. Chineſiſche Capelle 157
41. Privilegirter chineſiſcher Bettler . . . 160
42. Grundriß des chineſiſchen Collegiums in Schanghai 168
43. Chineſiſcher Literat 169
44. Miſſions-Inſtitut in Sikawej 176
45. Brücke bei Tſing-pu-ſhien 184
46. Kloſter auf den Hills 185
47. Chineſiſche Artillerie 193
48. Japaniſcher Friedhof 200
49. Thee-Ernte in Japan 201
50. Beluſtigungen im Tempelhofe zu Kobe . . 208
51. Waſſerfall bei Kobe 209
52. Japaniſches Militär 216
53. Teonodi-Pagode 217
54. Wappen des Taikun und Mikado 220
55. Japaniſches Landhaus bei Arima 224
56. Japaniſche Mädchen, das Koto ſpielend . 240
57. Kioto vom Kaiſerpalaſte aus 241
58. Jinrikiſchawagen auf dem Nakaſendo . . . 248
59. Theehaus am Nakaſendo 249
60. Hakone und der Fuſiyama 257
61. An der Bai von Kamakura 265
62. Tempelgarten in Tokio 273
63. Partie aus Nikko 276
64. Hakodate 280
65. Farm Nanaye 281
66. Mori 288
67. Der Jubaridake 289
68. Magnetiſcher Erdbebenanzeiger 293
69. Das Innere einer Ajnohütte in Bigdonai 297
70. Ajnogräber 305
71. Otarunaj 312
72. Das Ajnodorf Yorop 318
73. Der Vulcan Komagadake 321
74. Tätowirte Hand 324
75. Keſſel zum Fiſchthranſieden 328
76. Das Schiff im Taifun 345
77. Nach überſtandener Gefahr 349
78. Porcellanthurm in Nanking 360
79. Alte Befeſtigungen bei Nanking 361
80. Die kleine Waiſe im Yang-tze-kiang . . 368
81. Das Kloſter Nyang-nyang-mjao 369
82. Empfang beim Vicekönige in Wu-tſchang 377
83. Dorf am Han-ho 392
84. Handmühle am Han-ho 393
85. Steinigung in Banzch-ho 400
86. Schiffzieher am Han-ho 401
87. Han-ho bei Siang-yang 409
88. Kanonenboot und Marineſoldat auf dem Han-ho 416
89. Scene aus der Hungersnoth in La-ho-ku . 417
90. Mündung des Sië-ho in den Han-ho . . 424
91. Gebirge längs der Grenze zwiſchen Hu-peh und Ho-nan*) 425
92. Das erſte Frühſtück auf der Landreiſe . . 440
93. San-kwan-mjao 441
94. Abſtieg von Sin-ling Gebirge 456
95. Nach Si-ngan-fu 457
96. Empfang bei dem Thore in Si-ngan-fu . 465
97. Plan vom Si-ngan-fu 469
98. Einweihung einer Geiſtermauer in Si-ngan-fu 473
99. Hohlweg im Löß 489
100. Unfreiwillige Kletterpartie im Lößgebiete . 493
101. Lößlandſchaft bei Pin-tſchou 497
102. Buddha-Statue in Ta ſh zh 505
103. Chineſiſcher Leichenzug 512
104. Verbrecher auf dem Transporte 513
105. Nebenſonnen, geſehen bei Sing-njing-tſchou 520
106. Der Gebirgskamm Ma-ha-ſan 529
107. Das Thal des Hoang-ho vor Lan-tſchou-fu 537
108. Empfangsſalon des Gouverneurs von Lan-tſchou-fu 545
109. Ueberſchreitung des zugefrorenen Hoang-ho 553
110. Ju-tja-wan 560

---

*) Die Unterſchrift der Illuſtration lautet irrthümlich: Gebirge längs der Grenze zwiſchen Hu-peh und Schen-ſi.

Seite
111. Tſchin-tſchao-ye und der Nan-ſan-Paß . . 561
112. Jenſeits des Nan-ſan-Paſſes 568
113. Erſter Blick in die Wüſte bei Ku-lang-ſhien 569
114. Hauptſtraße in Liang-tſchou 592
115. Theatervorſtellung in Liang-tſchou 593
116. Militär-Caſtell in Kan-ſu 600
117. Syſtem des Pa-kwa 601
118. Felſenthor bei Schjako-yi 608
119. Schotoj-ze-miao 609
120. Nach Kan-tſchou 612
121. Zo's Reſidenz in Su-tſchou 617
122. Das Innere der Reſidenz in Su-tſchou . 625
123. Vor dem Südthore in Su-tſchou 629
124. Kia-yü-kwan, das Thor zur Wüſte . . . 641
125. Die Oaſe Tſcha-tjen-hia 644
126. Sandſturm 648
127. Neu-Kua-tſchou-kou 649
128. Inneres eines Wirthshauſes in Kata-tſing 656
129. Die Oaſe Tung-hoan-ſhien 657
130. Kloſter Tſien-fu-tung 665
131. Erklimmung des Tapan-ſan 669
132. Sandverwehte Berge bei Tung-hoan-ſhien 672
133. Ruinen von Kua-tſchou 673
134. Die Köpfe der Enthaupteten 680
135. Reiſende Mandarine 689
136. Schlucht vor Sining-fu 696
137. Examinationshalle in Sining-fu 697
138. Sining-fu 704
139. Schlucht oberhalb Kum-bum 705
140. Tempelbild in Tſchobſon 709
141. Religionsunterricht 712
142. Lama-Andacht 713
143. Tempel in Sining-fu 720
144. Der Kuku-nor 721
145. Mongolenlager 736
146. Tangutenlager 737
147. Mündung des Tatung-ho in den Hoang-ho 745
148. Lan-tſchou-fu am Hoang-ho 753
149. Mühle bei Schamen-kwan 760
150. Schiffzieher am Paj-ſuj-kiang 768
151. Lo-jang-ſhien 769
152. Treppenweg in der Provinz Sze-tſchuen 776
153. Die Ebene von Tſching-tu-fu 784
154. Steinportal in der Provinz Sze-tſchuen . 785
155. Plan von Tſching-tu-fu 789
156. Tſching-tu-fu 792

Seite
157. Das Zählen mit der Hand 793
158. Chineſiſche römiſch-katholiſche Prieſter und Nonnen 800
159. Brücke bei Tſchjong-tſchou 801
160. Reiſe-Unfall auf dem Wege nach Hou-ling-pu 808
161. Tibetaniſche Induſtrie-Erzeugniſſe . . 809
162. Ta-tſien-lu 816
163. Tempel in Ta-tſien-lu 817
164. Abbé Desgodins 825
165. Tibetaniſches Haus 841
166. Tibetaniſches Waſſergrab 848
167. Gebetmaſchinen 856
168. Die Felspyramide der Bo-kunka . . . 857
169. Hokeu 865
170. Tibetaniſcher Räuber 872
171. Tibetaniſche Caravane (Yak-Wula) . . 873
172. Der arme Ta-ki 877
173. Plateau von Litang 881
174. Tibetaniſche Obe 885
175. Der Gambu-ne 888
176. Der Tſchara-la 889
177. Tibetaniſche Leichenverbrennung . . . 896
178. Lamaſtadt in Batang 897
179. Heiße Bäder in Batang 904
180. Das Innere eines tibetaniſchen Hauſes . 905
181. Brücke über den Den-dſchu 913
182. Caravane tibetaniſcher Laſtträger . . . 920
183. Gebirgsweg am Kinſcha-kiang 921
184. Mondesfinſterniß 924
185. Der See Ominzoka 925
186. Abſchied von General Lin 928
187. Hinab zum Kinſcha-kiang 929
188. Der Kinſcha-Durchbruch 936
189. Tali-fu 937
190. Brücke über den Lant-ſan-kiang 945
191. Brücke bei Lantjen 952
192. Vegetation im Tapeng-Thale bei Kangai 953
193. Markt in Manwyn 961
194. Reſidenz in Kejan 976
195. In Gefangenſchaft 977
196. Bamo am Irawadi 985
197. Birmaniſche Schauſpieler 997
198. Birmaniſches Fuhrwerk 1000
199. Goldene Pagode in Rangun 1001
200. Eine Fahrt durch's Feuer 1008

Inhalt des Anhanges.

I. Statiſtiſche Notizen über Schanghai.
II. Statiſtiſche Notizen über Japan.
III. Margary.

Karten.

Karte zur Ueberſicht der Reiſe der Graf Széchenyi'ſchen Expedition in Oſt- und Central-Aſien. Maßſtab 1 : 30,000.000.
Karte der Inſel Yeſſo. Maßſtab 1 : 250.000.
Karte von China und Oſt-Tibet. Maßſtab 1 : 8,000.000.

Tc. 14 I

I.

Von Trieſt nach Bombay.

Abreiſe von Trieſt. — Unſere Expedition. — Port Saïd. — Ankauf von Inſekten. — Ein Leichenzug. — Der Suez-Canal. — Zuwachs an Paſſagieren. — Ihr Leben am Schiffe. — Dſchiddah. — Das Grab der Eva. — Bazar-Scene. — Weihnachtsabend. — Ausflug zu dem Gebirge Dſchebel Buogger. — Cholera in Mekka und auf dem Schiffe. — Sclavenmärkte in Dſchiddah. — Bombay.

Ein leichter Dunſtſchleier, der Vorbote eines nahen Sirocco, umflort die grauen Kalkmauern des Karſtes, die immergrünen friſchen Gelände der formenreichen Küſte, die hellen Häuſerterraſſen, das buntſchillernde und bewegte Treiben im Hafen Trieſts. Eigenthümliche Lichtreflexe der in der ſtahlgrauen Fluth der Adria eben untertauchenden Sonne hüpfen und ſpielen von Rumpf zu Rumpf, von Maſt zu Maſt der auf der Rhede verankerten Schiffe. Aus den Eſſen eines ſtattlichen Dampfers kräuſeln ſich mächtige Rauchwolken empor, während eine kleine Flottille von flinken Booten, von ſchreienden und geſticulirenden Matroſen bemannt, ſich an das Fallreep desſelben drängt. Es iſt der Lloyd-Poſtdampfer „Polluce“ *), der in wenigen Stunden zur Ausfahrt klar gemacht iſt, und unſere vorerſt nach Bombay beſtimmte, aus folgenden Mitgliedern beſtehende Reiſegeſellſchaft an Bord trägt: Graf Bela Széchenyi, Chef einer Expedition zur Erforſchung von Oſt- und Central-Aſien; Gabriel Balint de Szent Kotolna, Linguiſt; Ludwig von Loczy, Geologe, und den Verfaſſer, Geographen der Expedition.

---

*) Das Lloydſchiff Polluce (Pollux) wurde 1873—74 auf den Werften des Lloyd-Arſenals zum ſpeciellen Zwecke der Fahrt durch den Suez-Canal mit geringerem Tiefgange erbaut, hat ein Deplacement von 1800 Tonnen, die Propellerſchraube wird durch eine Maſchine von 200 Pferdekraft getrieben. Die innere Einrichtung der Cajüten iſt von großer Eleganz und äußerſt comfortabel.

Wir zählen den 4. December 1877, 7 Uhr Abends, der Lichtkranz des Molo San Carlo, von röthlichen Dunſtkreiſen umrahmt, ſchimmert gedämpft zu uns herüber, nur das Feuer des Leuchtthurmes fließt hell hinaus auf die unruhig werdende Fläche der See. Capitän Raguſin, eine wettergebräunte, Vertrauen einflößende Seemannsgeſtalt, der Commandant des Schiffes, gibt den Befehl zum Lichten des Ankers, die Ketten winden ſich ächzend durch die Lucken auf das Gangſpill, das Schiff erbebt unter den Stößen der in Bewegung geſetzten Schraube und hinaus geht es in die See nach Süden, zur erſten Etappe auf der weiten Reiſe nach den Ländern der aufgehenden Sonne.

Während der Nacht hatte ſich die Siroccobriſe derart verſteift, daß unſer Schiff unter dem ſchweren Seegange zu ſtampfen anfing und ich am nächſten Morgen die erſten Anzeichen des die überwiegende Mehrzahl aller Neulinge zur See überfallenden Uebels der Seekrankheit zu fühlen begann. Es tröſtete mich nur der Gedanke, daß auch meine Gefährten Neptun den üblichen Tribut leiſten mußten, ſelbſt Graf Széchenyi, der ſchon in früheren Jahren des edlen Waidwerkes halber manche Reiſe über das große Waſſer nach Amerika und Afrika unternommen hatte, blieb nicht verſchont.

Am 6. gegen 5 Uhr Abends befanden wir uns in der Höhe von Brindiſi. Die italieniſche Küſte lag auf 8—10 Seemeilen vom Schiffe, deutlich ſahen wir die Stadt mit dem Hafen, die benachbarten Ortſchaften, Kirchen und Gehöfte. Der Zorn des Meeresgottes mußte ſich bereits gelegt haben, denn ſchon am 8. December beruhigte ſich das Meer, der Sirocco hatte nachgelaſſen. Es ſchien mir an dem prachtvollen, frühlingsfriſchen Morgen wie ein Traum, vor acht Tagen auf dem Semmering gefroren zu haben.

Im Norden unſeres Courſes lag Cap Matapan. Bläulich-graue Felszacken ragen in die zarten Wolken, ſchroffe, röthlichgraue Wände ſtürzen zum Meere ab. Gleich dem Cap Spartivento Calabriens iſt es ein verrufener Windtheiler, in deſſen Umgebung die See ſelten glatt iſt. Vergebens forſcht das Auge nach menſchlichen Niederlaſſungen, an den mit ſpärlicher Vegetation bewachſenen Hängen gewahren wir nur einige Ziegen und Schafe an den gefährlichſten Stellen hinanklimmen, um hie und da einen dürftigen Halm zu erbeuten. Der 9. und 10. waren für mich elende Tage. Ich rührte mich kaum aus der Cabine und fand Muße, die mannigfachen Wandelbilder vor meinem Geiſte Revue paſſiren zu laſſen, welche unſer harrten, in die Details der Aufgabe einzudringen, zu deren Löſung wir für Jahre von der Heimat Abſchied genommen hatten.

Nach dem Tode ſeiner Frau entſchloß ſich Graf Bela Széchenyi, der älteſte Sohn des größten Ungars, zu einer Forſchungsreiſe in Aſien, am 22. September 1876 erhielt ich von ihm die Aufforderung, ihn auf ſeiner projectirten Reiſe als Geograph zu begleiten. Die Reiſeaufgabe gipfelte in der geographiſchen und geologiſchen Erforſchung von Oſt- und Central-Aſien und nicht, wie vielfach behauptet wurde, ausſchließlich in der Aufſuchung des Stammlandes der Ungarn.

Amerikaniſche Blätter brachten ſeinerzeit die fabulöſe Erzählung, daß die Expedition in der Wüſte Gobi von einem räuberiſchen Nomadenvolke gefangen genommen und zum Tode verurtheilt worden war. In dieſem kritiſchen Augenblicke habe der Graf irgend eine ungariſche Anſprache an uns gerichtet. Der Häuptling, der dieſe Worte gehört, ſei auf die Kniee geſunken, habe die Hand des Grafen mit Küſſen bedeckt und unter Freudenthränen im reinſten Ungariſch ſein Glück betheuert, Landsleute zu ſehen ꝛc.

Allerdings ſollte das Studium der Sprachverwandtſchaften auch einen wichtigen Theil der Expeditions-Aufgaben bilden. Unglücklicherweiſe aber erkrankte das Mitglied Linguiſt Balint in Schanghai ſo bedenklich, daß er auf ärztlichen Rath hin in die Heimat zurückkehren mußte. Dadurch, und weil es ſchwierig war, im fernen Oſten eine ſolche Kraft zu erſetzen, entfiel auch die Möglichkeit, gründliche Sprachſtudien durchführen zu können.

Graf Széchenyi, von der richtigen Idee geleitet, daß jeder Erfolg in hohem Grade von einer zweckentſprechenden Ausrüſtung abhängig ſei, ſcheute weder Mühe noch Koſten, ſich mit allen Ausrüſtungsgegenſtänden zu verſehen, deren Anſchaffung er theils ſelbſt für nothwendig erachtete, theils ihm von erfahrenen Reiſenden in der Heimat und im Auslande anempfohlen wurde.

Die mir zur Verfügung ſtehenden Inſtrumente beſtanden aus einem aſtronomiſchen Univerſal-Inſtrumente (mit dem Fernrohr in der Achſe) für die Reiſe, einem Spiegelkreiſe, einem kleinen Theodoliten, einigen Compaſſen ꝛc., ferner aus einem See- und einem Taſchen-Chronometer, einem Queckſilber-Reiſebarometer, mehreren Aneroid-Barometern, verſchiedenen Thermometern ꝛc. Ebenſo war der Graf mit Jagd- und Vertheidigungswaffen auf das beſte verſehen und ich kann behaupten, daß vorher noch nie eine Reiſegeſellſchaft das Innere Aſiens in einer ſo vorzüglichen Ausrüſtung betreten habe, als wir.

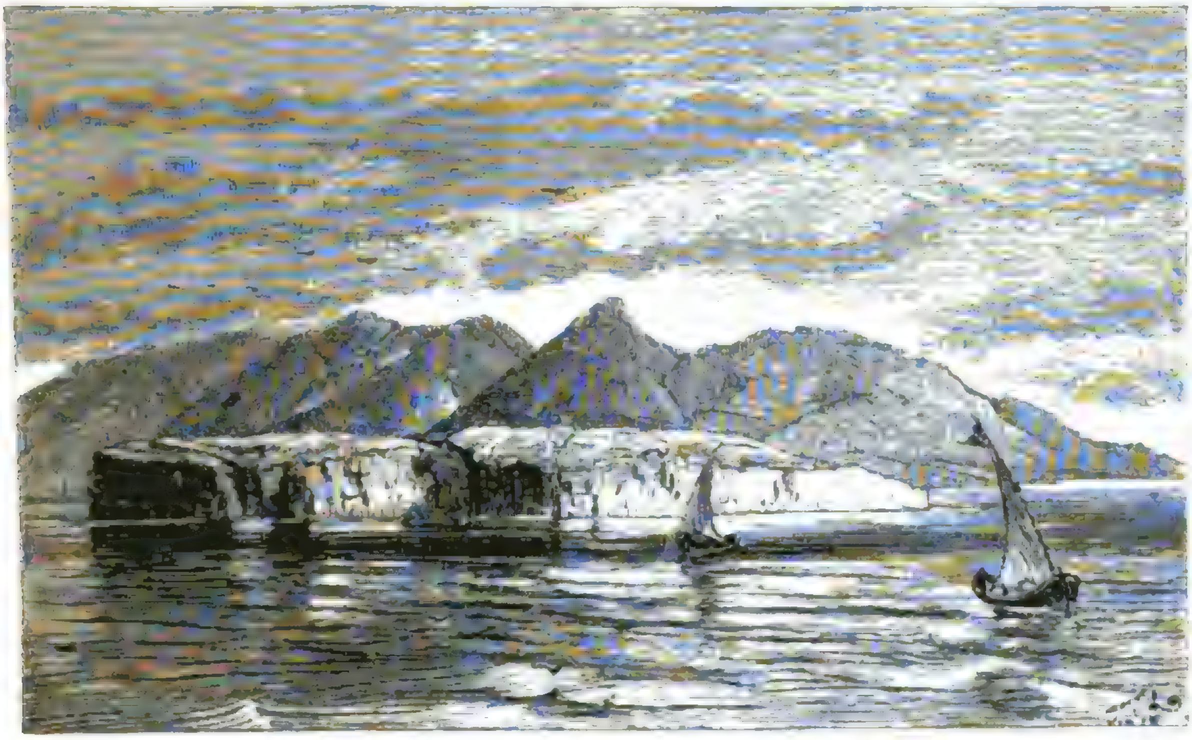
Am 11. begrüßte uns der Leuchtthurm von Damiette, das erſte Wahrzeichen des pharaoniſchen Wunderlandes, und um 9 Uhr Morgens raſſelten die Ankerketten in die Tiefe. Wir ſind in Port Saïd. Wohin das Auge ſchaut, begegnet es einem anderen Farbenſpiele. Alles iſt fremd und neu: Geſichter, Trachten, Sitten, Sprache. Ein Wald von Maſten, Schiffe aus aller Herren Ländern, füllt den geräumigen Hafen. Neben uns, an derſelben Boje verankert, lag der engliſche Dampfer Chimborazo aus Liverpool.

Auf ſeinem Deck herrſcht ein buntbewegtes Leben. Frauen, Mädchen, alte und junge Männer, Kinder promeniren auf und ab, ſchäkern, ſcherzen und ſpielen, ein vielgeſtaltiges Bild, das grell von der Ruhe auf unſerem Schiffe abſticht, denn die Mitglieder unſerer Expedition ſind bisher die einzigen Paſſagiere auf demſelben.

Port Saïd iſt auf dem Wüſtenſande erbaut. Trotz der kurzen Zeit ſeiner Exiſtenz hat es ſich bereits zu einer Hauptſtation des ganzen Handelsverkehres im Orient emporgeſchwungen. Die Häuſer der in Port Saïd anſäſſigen Europäer ſind luftige Ziegelbauten, meiſt einſtöckig und mit Ziegeln gedeckt. Jedes Stockwerk beſitzt eine hölzerne Veranda, die rings um das Haus läuft. Die Fenſter ſind, ſozuſagen, das ganze Jahr hindurch mit großen, grünen Jalouſien geſchloſſen. Von den Dächern wehen zahlloſe Conſulats- und Firmenflaggen in allen Farben.

Die Stadt beſteht aus zwei Theilen: dem europäiſchen und dem arabiſchen Viertel. Im erſteren reiht ſich ein Kaufladen mit farbenprächtiger Auslage an den andern, doch wer ihre Schwelle übertritt, möge viel Geld in ſeinen

Beutel thun. Horrende Preiſe für meiſt mittelmäßige Waare iſt die Signatur des hieſigen Marktes. Das europäiſche Viertel mit ſeinen regelmäßigen, geradlinigen Straßen, den zahlreichen Hotels, Cafés und ſonſtigen Vergnügungs-Localitäten entbehrt des orientaliſchen Anſtrichs, nur die Rudel im Schmutze der Straßen wühlender, herrenloſer Hunde mahnen uns daran, daß wir europäiſcher Ordnung ferne gerückt ſind. Aus den offenen Thüren der ſtark beſuchten Reſtaurants und Cafés tönen uns Abends heimatliche Weiſen entgegen, es ſind zumeiſt böhmiſche Mädchen, welche hier muſiciren, in den Nebengemächern wird Roulette geſpielt.



Cap Matapan.

Die Nähe des arabiſchen Viertels verräth uns in unliebſamer Weiſe ſchon der Geruch.

Zu beiden Seiten einer geraden Hauptſtraße, die ebenſo wie im europäiſchen Stadttheile der Brennpunkt des Handels und der Schauläden iſt, gruppiren ſich planlos und ohne jeden ſymmetriſchen Gedanken elende Holzbaracken, aus deren Labyrinth wir hie und da einige ſtockhohe Gebäude, den Beſitz wohlhabender Araber, emporragen ſehen. Das erſte Stockwerk, in der

Digitized by Google

Anlage breiter als die Parterreräume, birgt auch den Harem. Den verlockenden Schilderungen von der Sauberkeit des Inneren ſolcher Häuſer vermochte ich keinen rechten Glauben zu ſchenken.

Auf dem Heimwege begriffen, beſtürmte uns eine Schaar in echt nationales Gewand gehüllter Jungen, welche verſchiedene Producte europäiſchen Gewerbefleißes, als da ſind Bürſten, Wichſe ꝛc., feilboten, lange vergebens, bis mein Gefährte Loczy ſich bewogen ſah, die Kehlengeläufigkeit und Ausdauer derſelben auf eine eigenthümliche Weiſe zu belohnen. Unter dem ſchallenden Gelächter der ganzen Schaar bot er für ein „Amele“, eines jener Paraſiten, welche hier zu Lande den ſocialen Unterſchied von Reich und Arm nivelliren, einen halben Piaſter. Flugs hatte ein junges Mädchen, welches in der Mitte des Knäuels ſtand, ein Amele, und bald ſahen wir uns förmlich von den Armen der ſich an Gefälligkeit überbietenden Schaar belagert. Drei Stück Amele wanderten in Spiritus.

Loczy griff nun in die Taſche und ſchon rauften einige Arme in der Luft, um das Geldſtück zu erhaſchen, das noch Niemand geſehen hatte. Obwohl ich von den mit aller Kraft der Lunge hervorgeſtoßenen Worten keines verſtand, errieth ich doch die Urſache des leidenſchaftlichen Concurrenzſtreites. Denſelben beizulegen, gab es keine Hoffnung, alſo der Sieg dem Stärkeren. Und nun, nachdem Loczy drei Geldſtücke in den Sand geworfen, entſpann ſich ein Gefecht, als gälte es das Paradies des Propheten zu erkämpfen.

Die Kunde von den Amele kaufenden Fremdlingen hatte bald die Truppe hoffnungsvoller Jünglinge vermehrt, aus ihrer Mitte drängte ſich ein 17jähriger, verſchmitzter Araberjüngling vor, der ſoeben ein Prachtexemplar Amele in den weiten Falten ſeines Gewandes gefangen hatte, welches er zum Kaufe anbot. Er erhielt dafür einen halben Piaſter. Die älteren Araber ſchüttelten lachend über unſer Gebahren den Kopf; der Verkäufer folgte uns aber mißmuthig und forderte einen höheren Lohn. Wir waren bereits in der Barke, die uns zum Schiffe bringen ſollte, und noch immer raiſonnirte er, ein ſchlechtes Geſchäft gemacht zu haben. Da wollte er das abſtoßende Schiffchen mit ſeinen ſehnigen Armen an das Ufer zurückreißen, aber ein kräftiger Hieb mit einem Bambuſtocke lehrte ihn Beſcheidenheit.

Am folgenden Tage beſuchten wir den Friedhof und begegneten, vom Zufalle begünſtigt, eben einem mohamedaniſchen Leichenzuge. Von einem egyptiſchen Soldaten angeführt, ſchritten die Männer an der Spitze des Zuges, hierauf folgte ein Schwarm klagender und heulender Weiber mit dicht verſchleierten Geſichtern. Hinter dem Sarge beſchloß eine zweite Gruppe Weiber den Zug. Der in weiße Linnen eingehüllte Leichnam lag auf einer Holztragbahre, welche vier kräftige Männergeſtalten trugen, ein ſargähnlicher Deckel mit einem thurmartigen Aufſatze wölbte ſich über den Todten.

Ob die Trauer der Frauen aus dem Herzen kam, wer vermöchte es zu ſagen, die leidenſchaftlichen Ausbrüche des Schmerzes um den Dahingeſchiedenen ſchreibt der Koran vor, dunkel iſt noch die Zukunft der Seele des Todten, vielleicht laſſen ſich die Engel des Todes erweichen und führen ſie zu Allah und nicht zur Hölle.

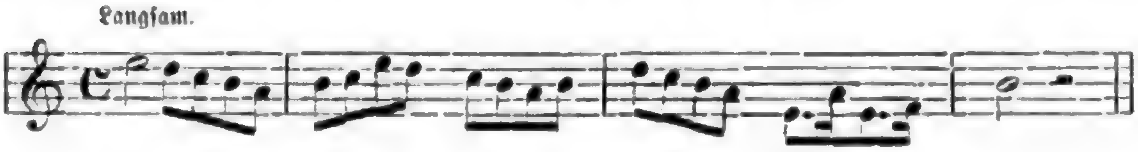
Wir ſind am Friedhofe angelangt. Das viereckige Gräberfeld iſt beiläufig 300 Schritte lang, 150 breit und in drei Räume getheilt, welche durch Holzzäune von einander getrennt ſind. Das öſtliche Drittel gehört den Chriſten, das mittlere den Mohamedanern, das weſtliche den Juden. Die Gräber der Islambekenner ſind aus Ziegel gemauerte, in mehreren Etagen über einander angelegte Gewölbe von 2 Meter Länge.

Während der egyptiſche Soldat die Kleidungsſtücke, welche auf dem Leichnam lagen, unter die Leidtragenden vertheilt und alle Arme danach haſchen, ſteigert ſich die Walwala (Todtenklage) der Frauen zu einem erſchütternden Geheule, unter deſſen Begleitung der Leichnam durch die im Norden befindliche Oeffnung in ein ſolches Gewölbe geſchoben wird, ſo daß das Haupt nach Süden — nach Mekka weiſt.

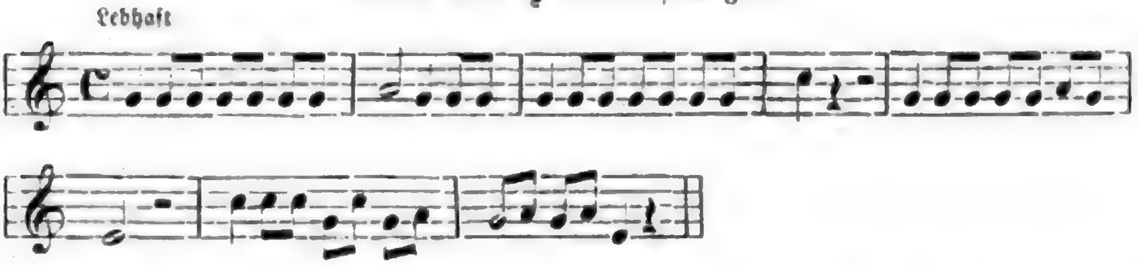
Eigenthümlich ergriff mich eine andere Scene. Abſeits auf einem anderen Grabe ſaß eine Frauengeſtalt, welche ein tieftrauriges, wehmüthigmonotones Lied ſang, jede Strophe von einem herzzerreißenden Schluchzen unterbrochen.

Am Wege zur Stadt begegneten wir einer Truppe arabiſcher Sänger. Ein jeder der Künſtler bearbeitete ſein Tam-tam. Vier bildeten den Chor, ein ſchmächtiger, blaſſer, ſchwarzbärtiger, ich möchte ſagen bildhübſcher Araber ſang vor. Nachmittags trafen wir die Geſellſchaft wieder. Der Vorſänger ſchrie noch wie vorher, nur ſchien er etwas heiſer und ganz ſinnesverwirrt geworden zu ſein. Ich glaube, daß es keinen heimatlichen Helden mehr gab, deſſen Thaten und Tugenden er nicht ſchon beſungen hätte.

Lied der trauernden Frau am Friedhofe:

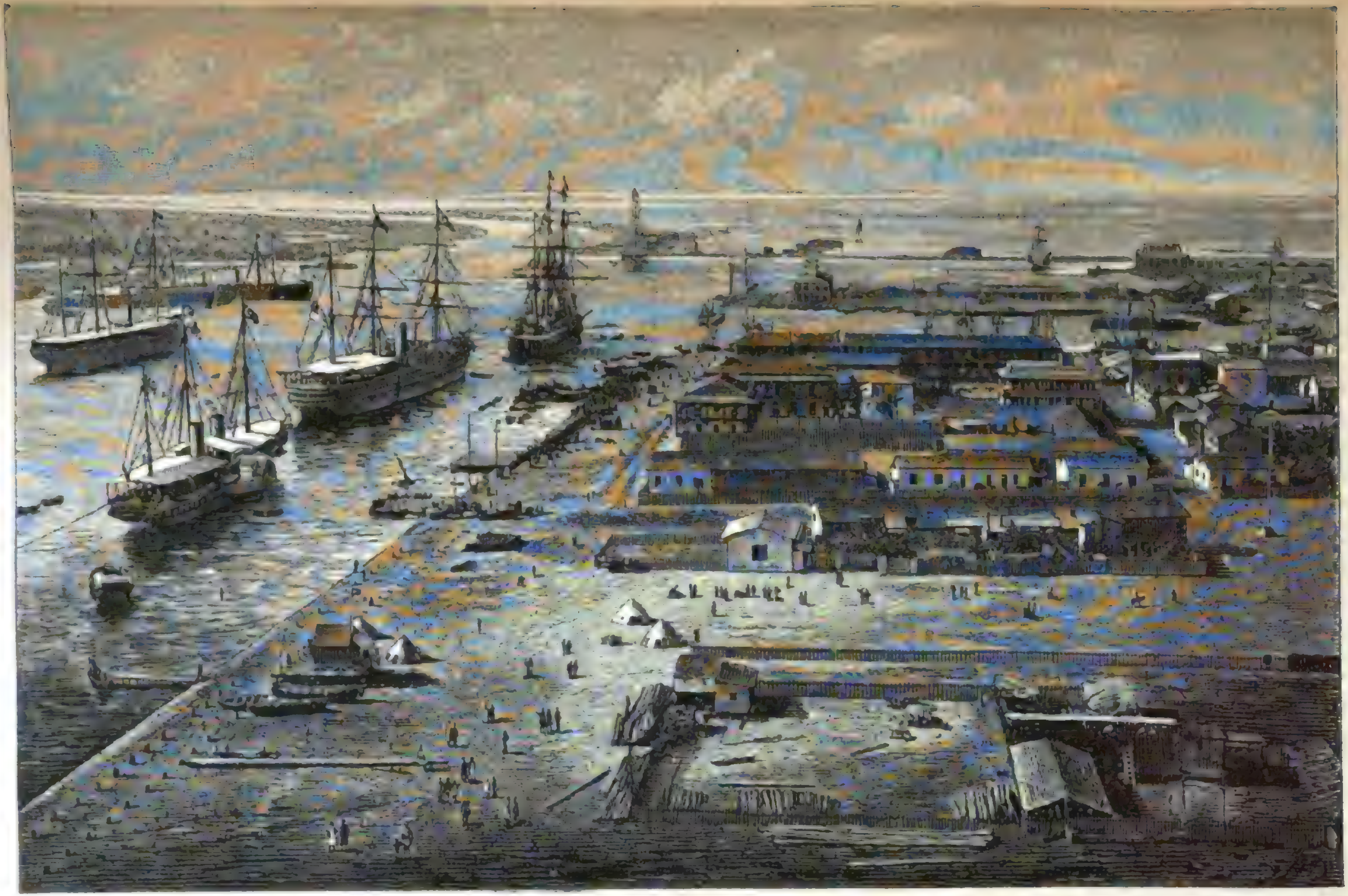


Lied der Heldenſänger:



Am 13. December um 7 Uhr Morgens verließen wir Port Saïd und dampften durch den Suez-Canal, das gigantiſche Werk der Neuzeit. Der Canal hat eine Breite, welche nach dem Augenmaße geſchätzt, zwiſchen 70—130 Schritten variirt, er iſt jedoch nicht in ſeiner ganzen Breite fahrbar, das eigentliche Fahrwaſſer iſt durch Holzpflöcke markirt. Von 5 zu 5 Seemeilen ſind Ausweicheſtationen errichtet, da des engen Fahrwaſſers halber ſtets nur ein Schiff die Strecke zwiſchen zwei ſolchen Stationen befahren kann. Die Stationen ſtehen untereinander in telegraphiſcher Verbindung und ſignaliſiren durch Semaphore den Schiffen die entſprechenden Aviſos.

Der Suez-Canal iſt 80 engliſche Meilen lang, die Trace bis Ismaïlia im Allgemeinen eine gerade, ſüdlich verlaufende Linie, welche dann etwas nach Südoſt abbiegt, um nach Durchkreuzung der Amers-Seen wieder ſüdlich nach Suez zu führen. Die Umgebung iſt troſtlos, Sandwüſte, ſtellenweiſe verſumpft, ohne Vegetation. In dieſer unabſehbaren Ebene erheben ſich nur einige unbedeutende Sandhügel, welche gleich den Schneewehen ihre Geſtalt dem Spiele des Windes verdanken. Fata morgana iſt immer ſichtbar, und zwar ſcheint es, als wäre die Sandebene am Horizonte durch einen Waſſer-



Port Said.

Digitized by Google

ſtreifen begrenzt, hinter welchem ſich kleine Sandhügel erheben. Bei geringer Aenderung des Beobachtungsortes ſeiner Höhe nach ändert ſich auch die Breite des Waſſerſtreifens. Je tiefer der Beobachtungsſtandpunkt, deſto ſchmaler der Streifen.

Gegen Abend paſſirten wir Ismaïlia. Das niedliche Städtchen in Mitte eines Fleckens Grün war ein wahrer Augentroſt. Die Sommer-Reſidenz des Vicekönigs überragt die anderen Gebäude, die anmuthige Villa Leſſeps', des genialen Erbauers des Canals, bildet hingegen den anziehendſten Punkt der ganzen ſandumgürteten Niederlaſſung, an deren Südende ſich der Bahnhof befindet.

Die Schifffahrt im Canal iſt nur von Sonnenaufgang bis Untergang geſtattet*). Um halb 6 Uhr ankerten wir daher eine Stunde ſüdlich von Ismaïlia und am nächſten Tage um 3 Uhr Nachmittags vor Suez. Die Stadt liegt eine Stunde vom Handelshafen entfernt. Die See war bewegt, deshalb blieben wir an Bord und ſchickten die Correſpondenzen mittelſt einer Dampfbarcaſſe zur Poſt.

Wir erhielten in Suez Zuwachs. Circa 60 Mohamedaner, die auf einem P. & O. Schiffe**) zumeiſt aus Java nach Suez gekommen waren, ſchifften ſich auf das Lloydſchiff ein, um möglichſt billig ihr Pilgerziel Mekka zu erreichen, und lagerten nun in bunten Gruppen auf dem Vorderdeck. Einige unter ihnen waren ganz, andere halb nackt, die Mehrzahl nur mit einem Hemde bekleidet.

---

*) Nach Dr. C. v. Scherzer's Mittheilungen über den Welthandel paſſirten den Suez-Canal im Jahre

1875	1494	Schiffe	mit	2,940.700	Tonnengehalt,
1876	1587	„	„	3,072.000	„
1877	1633	„	„	3,419.000	„

Die Zolleinnahme in dieſen drei Jahren betrug 91·5 Millionen Francs. Seit der Eröffnung des Suez-Canals bis Ende 1877 wurden von 9384 Schiffen, welche denſelben paſſirten, 189·8 Millionen Francs an Gebühren entrichtet. 70% der Fahrzeuge ſegelten unter britiſcher Flagge. Oeſterreichiſche Schiffe brachten 1875 92.000 Tonnen, 1876 76.000 Tonnen, 1877 73.000 Tonnen durch den Canal.

Die Zollgebühr beträgt ſeit 1877 — 9 Francs 50 Centimes pro Tonne.

**) Peninsular and Oriental Company. Der Engländer nennt die Schiffe kurzweg (deutſche Schreibweiſe) Pi end O-Schiffe.

Eine verwitterte, zerklüftete Felsmaſſe im Oſten feſſelt unſern Blick, es iſt der Sinai, das bekannte Wahrzeichen aus der Geſchichte des Monotheismus. Kein Wäldchen, kein Baum ſpendet dort drüben Schatten; ſengende Sonnenſtrahlen fallen ſchier ſcheitelrecht auf den nach dem befruchtenden Naß lechzenden Boden. Ein kleiner Palmenhain, ein Aſyl inmitten des ſtarren Todes, winkt vom Fuße des Berges herüber. Faſt möchte ich an eine Neckerei einer Fata morgana glauben, doch der Capitän wirft auf meine Frage flüchtig das Wort: „Moſesquelle“ hin.

Bald darauf paſſirten wir die Untiefe, an welcher die Egyptier, als ſie die fliehenden Juden verfolgten, ihr Grab in den Wellen fanden. Eine Sandbank zieht von Oſten nach Weſten, die zur Zeit der Ebbe hie und da trocken liegt. Die einzige Stelle, an welcher das Meer eine ſolche Tiefe beſitzt, daß auch große Schiffe — wohl vorſichtig — paſſiren können, iſt durch ein Leuchtſchiff markirt.

Die nächſten drei Tage waren wunderbar ruhig, dafür die Hitze enorm. Selbſt während der Nacht zeigte das Thermometer 30, ja 31° C. Ein arabiſcher Pilote leitete das Schiff, um es durch die Korallenriffe nach Dſchiddah (Djedda) zu ſteuern.

Schon des Morgens machten die Pilger Toilette; ſie wuſchen ſich und warfen ſich in ihre beſten Gewänder. Da konnten wir Männer ſehen, in eine Toga von tadelloſem Weiß gehüllt, deren weite Falten maleriſch die braune Geſtalt umwallten. Die Mehrzahl trug jedoch bunte Wollhemden und um den Leib gewunden einen rothen oder gelben Shawl. Die Kleidung der Vornehmeren beſtand aus gleich zugeſchnittenem Seidenzeuge.

Die Damen, welche ihre Geſichtsſchleier während der Fahrt abgelegt hatten, beeilten ſich, ſich wieder zu verhüllen. Ihre Kleidung beſtand aus einem blauen Wollhemde, einer weißen bauſchigen Leinwandhoſe, endlich aus einem Seidenüberwurf, der ſackähnlich über den ganzen Körper hing. Der Schleier aus weißer Leinwand hatte für die Augen zwei Oeffnungen ausgeſchnitten und reichte wie ein breites Band von der Stirne bis zu den Knieen. Ein großes, blau und weiß geſtreiftes Kopftuch, das gewöhnlich wie ein Dach mit den beiden Armen über den Kopf gehalten wurde, vervollſtändigte die Tracht.

Gegen 9 Uhr bereiteten die Pilger ihr Frühſtück. Es beſtand aus Reis und in der Sonne getrockneten, dann auf glühenden Kohlen geſchmorten Fiſchen, endlich aus Datteln, Bananen und Orangen. Nach dem Frühſtücke verpackten ſie ihre Schlafdecken, Strohmatten, Eßgeräthe ꝛc. in Kiſten und erwarteten geduldig den Moment des Ankerns.

Der Scenenwechſel, welcher nun platzgriff, läßt ſich kaum beſchreiben. Die vor wenig Augenblicken ruhig abwartenden Gruppen ſchienen in hellem Aufruhr gegen einander. Ueber den Köpfen des Gewühls von Malaien, Arabern und Türken balancirten Kiſten und Koffer, von allen Seiten unter Schreien und Schimpfen reclamirt. Hier entwickelt ſich eine artige Balgerei, dort nimmt der Dialog eine allzu draſtiſche Form an — mit einem Male Stille, welcher unisono ein ausgelaſſenes Lachen folgt; es war eine nur nothgedrungene Ruhepauſe, nach welcher der Höllenlärm von Neuem beginnt, um erſt am Lande dem Ernſte und der Ruhe zu weichen.

Endlich waren die Mohamedaner ausgeſchifft und auch wir konnten daran denken, an das Land zu fahren. Die Bootfahrt zur Stadt dauert eine halbe Stunde, da Korallenriffe das Fahrwaſſer ſehr einengen.

Aus der Ferne geſehen, machte die Stadt einen wunderbaren Eindruck. Die zwei bis drei Stock hohen Steinhäuſer ſind ohne die geringſte Symmetrie am Meeresſtrande erbaut. Die regelmäßig angebrachten Fenſteröffnungen an den Hauptfronten der dächerloſen Häuſer, welche mit reich geſchnitzten Holzrahmen geſchloſſen werden können, nehmen oft die ganze Breite eines Wohnzimmers ein. In den Nebenfronten ſind in verſchiedener Höhe kleine, unregelmäßige Fenſteröffnungen angebracht. Die Wohnungen der oberen Stockwerke gehören den Frauen; im erſten Stocke hat der Hausherr ſeinen Sorgendivan aufgeſchlagen.

Zwei große Moſcheen mit ihren ſchlanken Minarets überragen die Häuſermaſſen und heben ſich ſehr wirkungsvoll von dem Dſchebel Heddah, den von ſpärlicher Vegetation bedeckten, ſedimentären Felsmaſſen im Hintergrunde ab.

Wir beſichtigten zuerſt den Bazar, welcher in einer Curve, die oft in ſpitzen Winkeln abbiegt, das Herz der Stadt bildet. Ein nicht unangenehmer, ſchwüler Duft afficirt unſere Geruchsorgane, Millionen von Fliegen umſchwärmen mit echt orientaliſcher Zudringlichkeit den Fremdling. Zahlreiche herrenloſe Hunde nagen an Allem, was ſie nur einigermaßen vor tödtlicher Langeweile ſchützen kann.

Die Bewohner der Stadt (Dſchiddah mag circa 20.000 Einwohner zählen) kümmern ſich wenig um die weißen Ungläubigen, höchſtens daß die Kinder uns zur Bewunderung ihrer blendend weißen Zähne und ſcharlachrothen Zunge auffordern. Die Verkaufsbuden ähneln ſchmutzigen Fleiſchbänken und ſind in der Höhe von 8—10 Meter mit fortlaufenden Holzbrettern eingedeckt. Claſſiſchen Stoicismus in den Zügen, harren hier der nur mit einem Keuſchheitsgürtel umgürtete Verkäufer, dort wieder eine verſchleierte Frau der ſpärlichen Kunden. An Auswahl fehlt es keineswegs, hier finden wir: Teppiche für ein Plätzchen zum Haſchiſchrauchen, Pantoffel für in Seide gekleidete Haremsgeſtalten, Turbane für glatt raſirte Schädel, dort wieder Muſcheln, Feigen, Datteln, Orangen, Kaffee, Waſſer, Holzfragmente (in kleinen Bündelchen zu ½ Franc ꝛc. ꝛc.), nur die Zeiten ſind böſe, die freigebigen und jeder Knauſerei abholden Frenghi und Ingleſi von Einſt ſind ſeltener geworden, hinreichend Zeit alſo, an dem Kohlenfeuer das Nargileh in Brand zu ſetzen und den narcotiſchen Duft einathmend, von der Glanzzeit der Pilgerzüge gegen Mekka zu träumen, oder dem Schmoren der perlenartig auf einem Spieße aneinandergereihten Hammelfleiſchſtückchen (Kebab) zuzuſehen.

Zwölf Stunden gegen Oſten, dort hinter den blauen Bergen liegt die geheimnißvolle Stadt. Hunderttauſende von Pilgern wandern alljährlich zum Grabe des Propheten. Mekka gilt für Jeden, der nicht Mohamedaner iſt, als unnahbar. Vor Kurzem ſollen zwei Engländer unmittelbar vor einem Feſte ſich zum Islam bekehrt haben, um in das Heiligthum eintreten zu können.

Auch hörte ich in Dſchiddah, daß ein anderer Engländer, der ſich vor einem halben Jahre, als Araber verkleidet, einer Caravane anſchloß, in Mekka erkannt und verhaftet wurde. Vor den türkiſchen Gouverneur gebracht, empfing ihn dieſer ſehr ernſt und machte ihn aufmerkſam, daß er nur als Mohamedaner zurückkehren dürfe, eine Sentenz, welcher ſich der kühne Eindringling bedingungslos unterwerfen mußte.

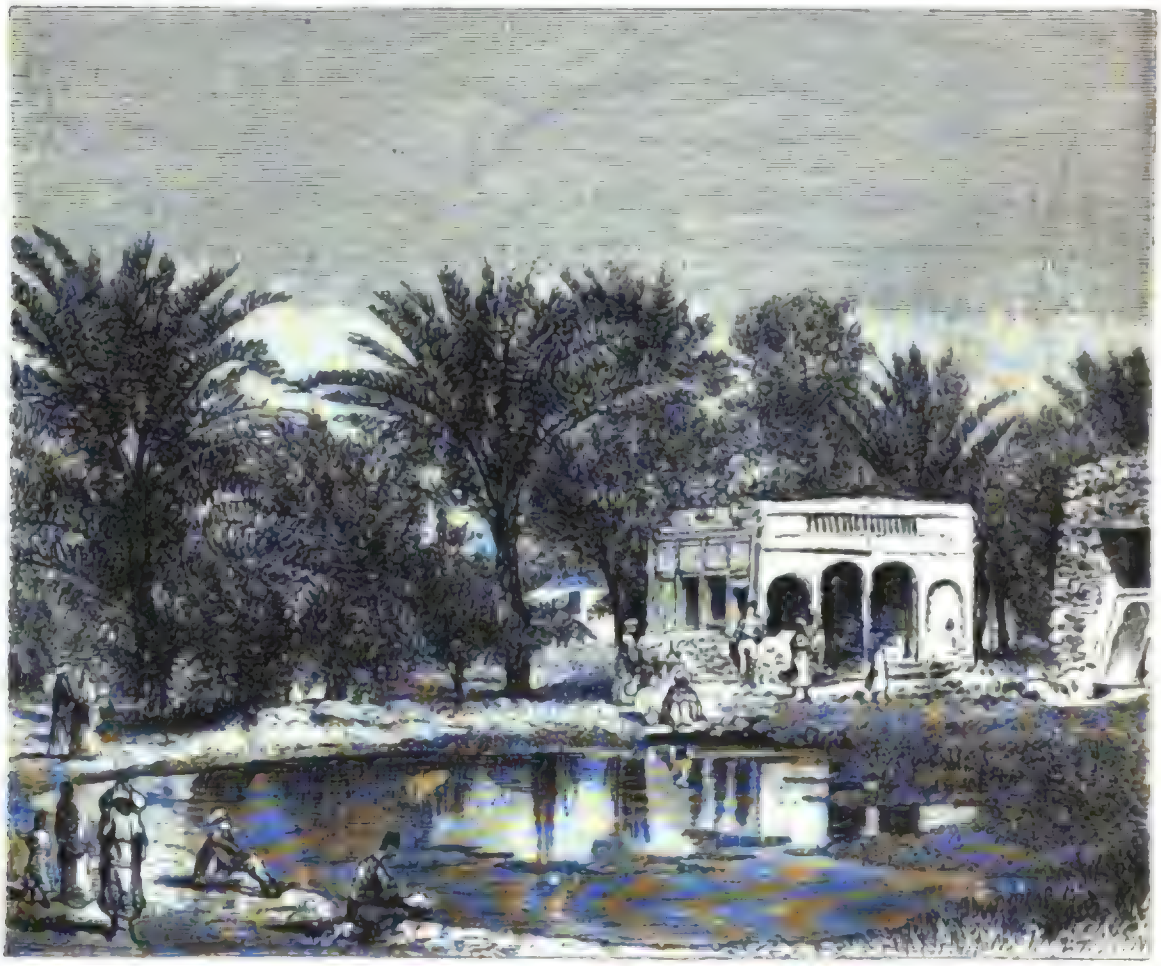
Einer unſerer erſten Spaziergänge galt dem Grabe Eva's, der Mutter der Menſchheit, auf dem mohamedaniſchen Friedhofe. In der Länge von 120 und in der Breite von 6 Schritten iſt es von einer verwitterten, 1 Meter hohen, oben abgerundeten Korallenmauer eingeſchloſſen. Trockener grauer Sand bedeckt die Gebeine der armen Eva. Am Fuße des Grabes befindet ſich ein kleines Denkmal aus Granit, mit arabiſchen Sprüchen beſchrieben. Eine Palme breitet wehmüthig und traurig ihre ſaftig grünen Zweige darüber aus.

Vor dem Portale ſtand ein mit einem weißen Tuche überzogener Tiſch, auf welchem vier Maria Thereſien-Thaler glänzten. Bei unſerem Erſcheinen begrüßte uns ein ſtolzer Araber, indem er die rechte Hand auf die Bruſt legte und ſich dann verneigte. Eine Handbewegung voll unbeſchreiblicher Grandezza lud uns ein, die Thaler zu verdoppeln. Graf Széchenyi zog ein Francſtück hervor und wollte es auf den Tiſch legen. Blitzſchnell hatte es der Araber in der Hand, beſah es und reichte es mit ſtolzer Reſignation zurück, zeigte dann mit der Hand zu dem kleinen Mauſoleum, unter welchem der Kopf Eva's liegen ſoll, und ging endlich voraus, uns zeitweilig winkend, nachzufolgen. Wir betraten die Vorhalle des Mauſoleums, vier leere Wände.

Der Araber breitete auf dem Boden Strohmatten aus, damit unſere Schuhe das Heiligthum nicht entweihten. Dann öffnete er die Thüre der eigentlichen Gruft. Ein dunkler Raum, in deſſen Mitte ſich eine Art Katafalk erhob, gähnte uns entgegen. Würdevoll hob er den ſchwarzen Wollſtoff, der ein Holzgerüſte bedeckte, in die Höhe, neugierig bückte ich mich, um ein Geheimniß zu ergründen, und ſah — nichts. Abermals lud uns der Führer ein, ſchwere Thaler in den Abgrund zu werfen, und wieder hatte der Silberfranc das frühere Schickſal. Bevor wir aber den Friedhof verließen, bat der Schelm doch noch um den zweimal zurückgewieſenen Obolus.

Nicht weit vom Friedhofe entfernt iſt ein Sanddamm aufgeworfen, innerhalb welchem die Brunnen ausgegraben wurden, welche die Stadt mit Trinkwaſſer verſorgen. Die runden Brunnenlöcher ſind 4—5 Meter tief. Das Waſſer iſt demnach filtrirtes Meerwaſſer. Ein viereckiges Stück Leder, deſſen Enden mit Stricken zuſammengebunden ſind, dient als Schöpfeimer. Ununterbrochen kommen und gehen die Kameele, welche das Waſſer zur Stadt tragen.

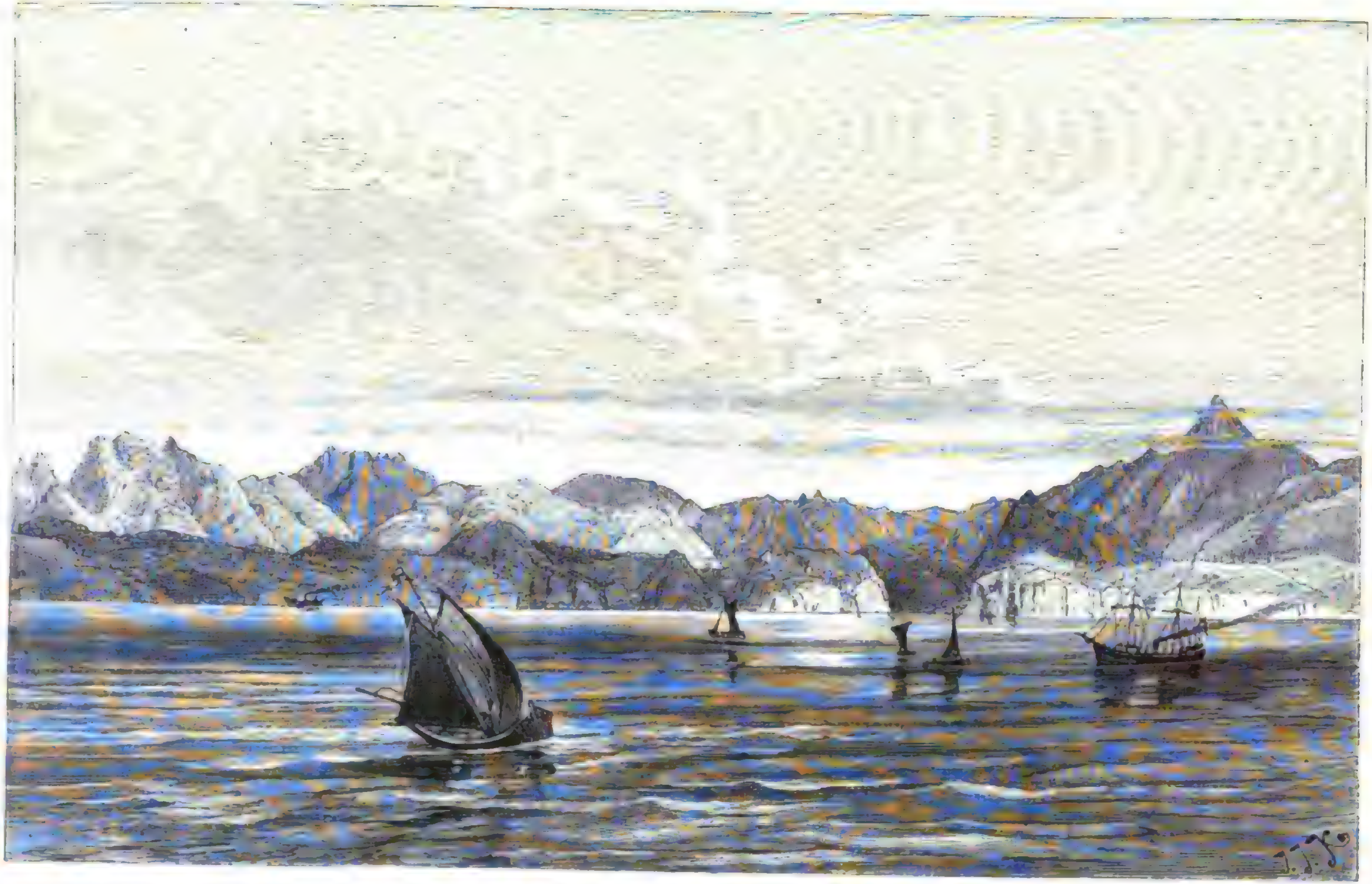
Als wir in die Stadt zurückkehrten, paſſirten wir die türkiſche Hauptwache. Der Poſten war 10 Mann ſtark und wurde von einem Officier befehligt. Letzterer hatte ſein Quartier, einen Strohdivan, auf der Straße. Die Mannſchaft war mit Hinterladern bewaffnet. Die Fragmente ihrer Beſchuhung beurkundeten die Abſicht einer gleichmäßigen Adjuſtirung, ſonſt war jeder nach ſeinem Geſchmacke und ſeinen Mitteln entſprechend gekleidet.



Die Moſesquelle.

Dſchiddah beſitzt drei Thore; das an der Südſeite iſt gewöhnlich abgeſperrt, während das öſtliche und nordöſtliche ſehr frequente Paſſagen ſind. Hier lagern alle Caravanen, die von Mekka kommen oder dorthin abgehen. Trotzdem uns ein Araber beim Mekkathore warnte, für „Ingleſe“ ſei es nicht geſtattet, weiter zu gehen, vollführten wir unſere Promenade unbe-

Digitized by Google



Das Sinaï-Gebirge.

Digitized by Google

helligt hin und zurück. Tags darauf beſuchten wir das von der Stadt eine Viertelſtunde entfernte, im Süd-Oſten gelegene Dorf Schi-ech. Circa 100 Hütten im Grundriſſe eines Quadrates von 6 bis 10 Schritt Seitenlänge bilden das Dorf. Die Wände der Häuſer beſtehen aus höchſt dürftigem Flechtwerk oder krummen Stangen, welche mit Strohmatten belegt ſind. Das Dach, ebenfalls aus Flechtwerk, wölbt ſich kegelförmig zu einer Spitze. Der Eingang, eine viereckige Oeffnung, kaum hoch genug, um uns in tief gebeugter Stellung hindurchzulaſſen, kann mit einer Strohmatte verdeckt werden. Zwei bis drei Luftlöcher von einem halben Schuh Gevierte in den vier Wänden vermitteln die Ventilation. An die meiſten der Wohnhütten ſchließt ſich ein größerer runder oder rechtwinkeliger von Flechtwerk umzäunter Raum, der Ziegen- oder Kameelſtall an.

In die Stadt zurückgekehrt, beſuchte der Graf den türkiſchen Vice-Gouverneur, um mit ihm die Möglichkeit eines projectirten Ausfluges zu den Gebirgen zu beſprechen. Dieſem ſchien das Project nicht ſonderlich zu gefallen und er war beſtrebt, den Grafen davon abzubringen. Er ſagte unter Anderem: Der Gouverneur weilt eben in Mekka und kommt erſt in einigen Tagen zurück. Die Türkei hat wenig Einfluß auf die Araber, ganz Central-Arabien zahlt keinen Kreuzer Steuer, ſtellt keinen einzigen Soldaten, der Sultan gilt nur als kirchliches Oberhaupt der Moslemiten. Geſetzt, daß wir den Ausflug mit militäriſcher Begleitung machen wollen, ſo ſtoße dies auf rieſige Schwierigkeiten, es ſtehe uns bevor, mit einigen Kugeln begrüßt zu werden. Wenn wir auch die Excurſion auf eigenes Riſico ausführen würden, ſo ſehe dies die Türkei ſelbſt nicht gerne. Er wolle übrigens ſogleich einen Boten nach Mekka ſenden, um dem Gouverneur unſer Anliegen zu melden, und hoffe uns ſeine Entſcheidung in zwei Tagen einhändigen zu können.

Auf dem Heimwege begegneten wir im Bazar unſeren liebenswürdigen, immer heiteren Schiffsdoctor Niederleithinger*), der ſoeben einen perſiſchen Teppich um den Preis von 64 Rupien (indiſche Silbermünze à 98 kr. ö. W.) erhandelt und vorläufig ein halbes engliſches Pfund Angeld geleiſtet hatte. Am nächſten Tage holte er den Teppich ab und wollte den Kaufpreis in

---

*) Die Anſicht von Dſchiddah iſt von ſeiner Hand gezeichnet.

Napoleons auszahlen. Die Araber machten bedenkliche Mienen. Sie wollten die Napoleons in Maria Thereſien-Thaler, letztere wieder in Rupien umrechnen, weil ſie dabei einen halben Napoleon (ungefähr 5 Rupien) gewonnen hätten. Circa zehn Schritte nebenan ſtanden die Tiſche der Geldwechsler.

Unter dieſen Umſtänden wäre es das Vernünftigſte geweſen, die Goldſtücke dort umzuwechſeln und dann den Händlern die 64 Rupien auf die Hand zu zählen. So aber hatten die Araber das Gold bereits in den Taſchen und rechneten an den Fingern. Eine Stunde verging, ohne daß das geringſte Einvernehmen erzielt werden konnte. Erſt nachdem der Doctor ſein Geld kategoriſch zurückbegehren wollte, gaben ſich die Kaufleute zufrieden. Ebenſo koſtete es viele Mühe, das Angeld zurückzuerhalten. Schließlich hatten dieſe Leute, deren ganzes Trachten darauf abzielte, den Käufer zu ſchädigen, noch die Frechheit, zu behaupten, ſie ſeien betrogen worden.

Den Weihnachtsabend des Jahres 1877 feierten wir am Bord des Polluce. Die Tafel mit 13 Gedecken ſchmückte ein theuer erkaufter Tamarindenbaum. Nach dem copiöſen Abendeſſen verloſten wir die gegenſeitig im Bazar gekauften kleinen Geſchenke, endlich arrangirte Dr. Niederleithinger ein Concert. Die Officiere des Schiffes — nicht allein tüchtige Seefahrer — entpuppten ſich plötzlich als vorzügliche Muſiker. Unſer Orcheſter (beſtehend aus zwei Zithern, zwei Violinen, einer Flöte) ſpielte unermüdlich bis in die ſpäte Nacht und es mochte der neue Tag nicht mehr ferne ſein, als wir unſere Cabinen aufſuchten.

Schon am nächſten Tage überraſchte uns der Unter-Scherif mit dem aus Mekka angelangten Erlaubnißſcheine. Die Vorbereitungen waren raſch getroffen. Mittags miethete der Graf drei Maulthiere zu dem Preiſe von drei engliſchen Goldpfunden; der Unter-Scherif commandirte drei Mann als Escorte und fixirte den Aufbruch für 8 Uhr Abends. Der Escorte hatten ſich zwei Volontärs in der Anhoffnung eines guten „Bakſchiſch“ (Trinkgeld) angeſchloſſen. Die Leute waren als Araber gekleidet und mit Handſcharen bewaffnet. Wir ſelbſt hatten wohlweislich die Revolver mitgenommen.

Ein türkiſcher Unterofficier, den wir mit dem ſchmeichelhaften Titel Effendi auszeichneten, befehligte die Bedeckung. Er mochte 40 Jahre alt ſein, doch ſein Knebelbart war bereits grau, ſein Ausſehen verrieth ſogleich den continirten Troupier und in ſeinen Mienen ſprach ſich ein ſtolzes Selbſtbewußtſein aus. Sein Rath, an Stelle der Hüte uns türkiſcher Fez zu bedienen, wurde von uns gern befolgt.

Das Stadtthor war bereits geſperrt und die Wache mußte aus dem erſten Schlummer gerüttelt werden. Ein herrlicher Sternenhimmel wölbte ſich über unſeren Häuptern, Venus und das Sternbild des Orion glänzte in beſonderer Pracht. Unter der Führung eines Soldaten ritten wir nun 1½ Stunden in nordnordweſtlicher Richtung. Wir umgingen einige Dörfer, deren wachſame Köter, etwas Ungewöhnliches witternd, mit bewunderungswürdiger Ausdauer zu kläffen begannen. Unſer Führer ſchien kein beſonderes Orientirungstalent zu beſitzen, denn zweimal ſtieg er vom Pferde, um ſich in den Dörfern nach dem Wege zu erkundigen. Eine durch Kameelſpuren markirte Linie führte nun in gerader Richtung zum Polaris durch die Wüſte. Breite, ſanft geböſchte Sandwellen, von ſpärlichem Graswuchſe bedeckt, wechſelten mit verſumpften Mulden ab.

Unermüdlich und ſchweigſam drangen wir vorwärts. Eine Fluth matten Silberlichtes überſchwemmte gegen 11 Uhr die wellige Bodenfläche. Am Horizonte erſcheint der Mond und verleiht mit einem Schlage der drückenden Oede des weiten Wüſtenplans geſpenſtiges Leben. Jede Sandwelle ſcheint in Bewegung zu gerathen, während die tiefen Schatten unſeres Zuges wie im Fluge auf- und niederſteigen. Die kühle friſche Nachtluft iſt uns ein wahres Labſal, bald jedoch wird ſie empfindlich kalt, ein ſtarker Thau durchnäßt die Kleider, das Thermometer zeigt 6° C. Um 3 Uhr Morgens gebot der Führer Halt. Die Araber hatten bald ein Plätzchen im Sande ausfindig gemacht, wo ſie ſich ausruhen konnten, und es währte nicht lange, ſo ließ ſich ein Schnarchquintett vernehmen. Obwohl wir zu wachen uns vorgenommen hatten, konnten wir ſchließlich der Verſuchung, es unſerem Führer nachzuthun, nicht widerſtehen und fanden für einige Stunden ſtärkenden Schlaf, aus welchem wir gegen 5 Uhr Morgens geweckt wurden, und unſeren Weg fortſetzend, in kaum zwei Stunden am Ziele anlangten.

Ein 40 Meter hoher Rücken, Dſchebel el Vuogger, vulcaniſchen Urſprunges, bildet einen Riegel, der, von Weſten nach Oſten anſteigend, ſich dem 2000 Meter hohen Dſchebel Heddah vorlagert, indem er nach Süd-Süd-Weſt abbiegt. Die ſchwach geböſchten Hänge ſind mit ſchwarzen Baſaltblöcken überſäet, zwiſchen welchen kleines Gerölle (meiſtens Quarz und verſchiedene Halbopale) aufgeſchichtet iſt, das vom Hauptgebirge hieher geſchwemmt wurde. Dadurch wird aus einiger Entfernung der Eindruck hervorgerufen, als wären die Hänge mit friſch geackertem Humus bedeckt. Die Kuppen erheben ſich 15—20 Meter über die Sättel und ſind in ſchmaler, ſargähnlicher Form ſenkrecht der Hauptrichtung des Gebirgszuges aufgeſetzt. Die waſſerloſen Thäler entwickeln ſich muldenartig zu beiden Seiten der Sättel und ſind in den Tiefenlinien mit feinem Sande ausgefüllt. Die Vegetation iſt arm und ſpärlich, hin und wieder friſtet ein Grashalm, eine Cactus- oder Malvaceenart ihr kümmerliches Daſein.

Ueber einen der Sättel führt der Weg im Zickzack weiter in die Wüſte und gegen Mekka. Der Weg dahin führt durch öde, wüſte, ſandige Steppen nach Oſten; kein Waſſer, kein Baum bietet dem ermattenden Pilger Stärkung und Labung, und wenn er nach zwölfſtündigem mühſamen Marſche endlich in den Felsſchluchten am Fuße des Dſchebel Heddah das erſte Nachtlager aufgeſchlagen, muß er um ſein Leben zittern, denn wie eine Windsbraut kann jeden nächſten Augenblick eine Horde von Wegelagerern das Lager überfallen.

Mit der Erklimmung des Paſſes aber erblickt der Fromme in weiter Ferne ſchon die ſieben ſchlanken Minarets der heiligen Moſchee. Neuer Muth, friſche Kraft ſtrömt bei dem Betrachten des Bildes in die Muskeln, das Auge verklärt ſich und die Schritte verdoppelnd, zieht der Pilger weiter dem Ziele ſeines Lebens entgegen, er achtet nicht mehr auf die Troſtloſigkeit der Natur, denn er fühlt ſich begeiſtert und dem Irdiſchen entrückt.

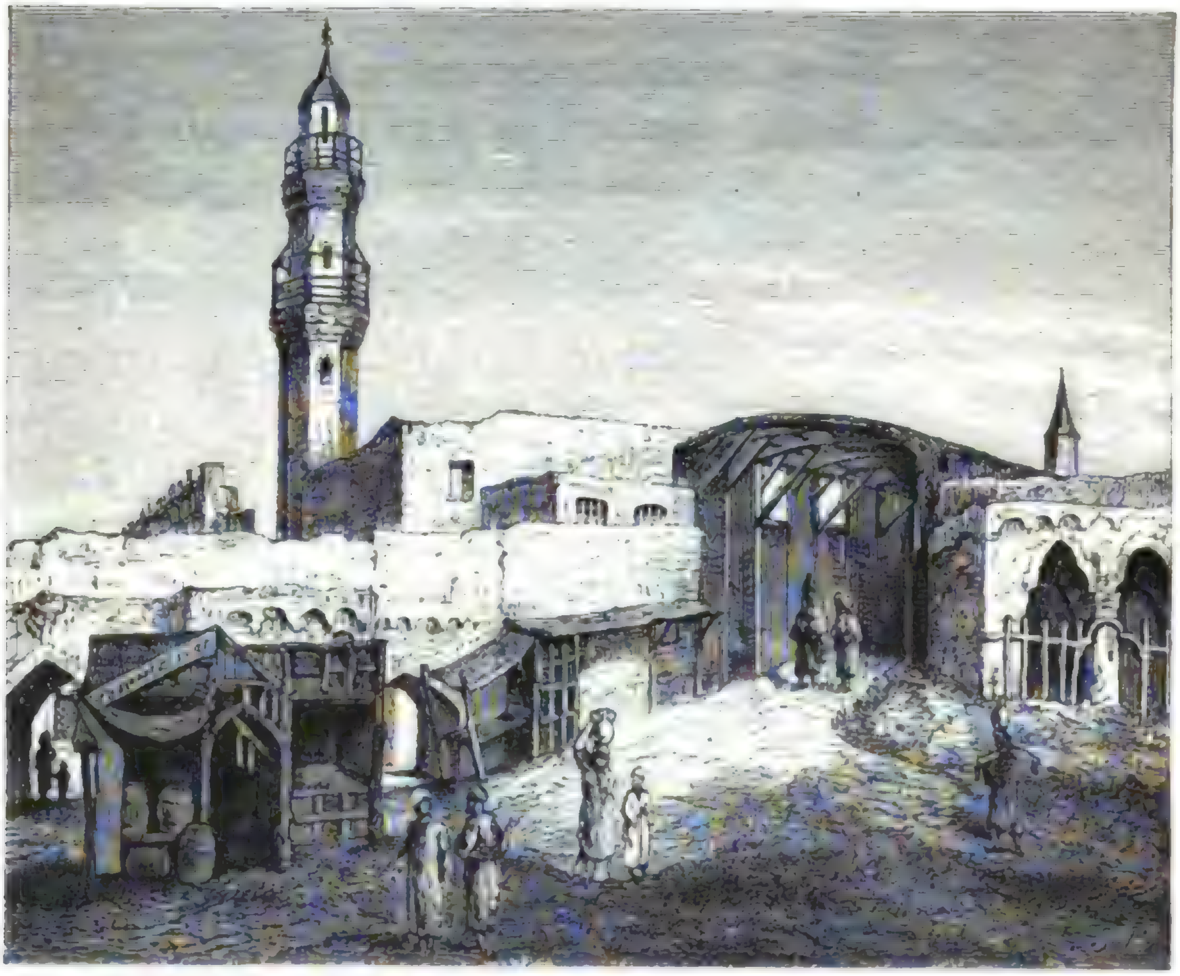
Der Weg von Dſchiddah nach Mekka nimmt zwei bis drei Tage in Anſpruch. Die oft mehrere Tauſende ſtarke Caravane tritt den Marſch häufig zur Nachtzeit an. Die Stundenausrufer (bei Reiſen trifft dieſe religiöſe Pflicht der Reihe nach abwechſelnd die Männer) verkünden durch ihren monotonen Geſang den aus allen Welttheilen in Dſchiddah verſammelten Mohamedanern die Stunde des Aufbruches. Auf den Lagerplätzen vor dem Oſtthore der Stadt entſteht nun eine Verwirrung ſonder Gleichen. Die Lagerfeuer werden ausgelöſcht, die

Keſſel gereinigt, die armſeligen Effecten zuſammengeſucht und in ein Bündelchen geſchnürt, hier hört man das heiſere Schreien nach den Kameelen, dort den Streit um den Beſitz des Kameelmiſtes, des einzigen Brennmaterials für die nächſten Tage, ein Jeder will die Kürbisflaſche mit Waſſer füllen, einzelne Kameele erhalten wieder als Ladung die mit Waſſer angefüllten Ziegenfellſchläuche; fruchtlos müht ſich in einer Gruppe ein kranker Greis ab, ſich von ſeinem Lager zu erheben, um dem Zuge zu folgen; er iſt zu ſchwach — er bleibt zurück, denn ſeine letzte Stunde naht.

Der Zug rangirt ſich, d. h. der Vortrab iſt bereits aufgebrochen, die Muthigſten oder Erwartungsvollſten von Allen ſind außer Sicht und nur eine ferne Staubwolke kennzeichnet ihre Spur. Nach und nach haben auch die Frauen die Kameele beſtiegen, die Männer wandern größtentheils zu Fuß und in bunten, bald laut betenden, bald ſtumm und in Gedanken verſunkenen Gruppen ſetzt ſich der ganze Troß in Bewegung.

Der Lagerplatz wird leer — aber nur für kurze Zeit, denn neu Angekommene beziehen die Stätte und brechen ſchon am nächſten Tage weiter gegen Oſten auf. Zahllos ſind die Müh- und Drangſale, die der Armen auf dem Wege nach dem Grabe des Propheten harren. So Mancher unter ihnen empfiehlt noch ehe er die geweihte Stätte des Islam betreten, unter den Lanzenſtichen der Beduinen ſeine Seele Allah. Es iſt nichts Seltenes, daß ſelbſt größere Caravanen trotz militäriſcher Bedeckung von den Wahabiten angegriffen werden.

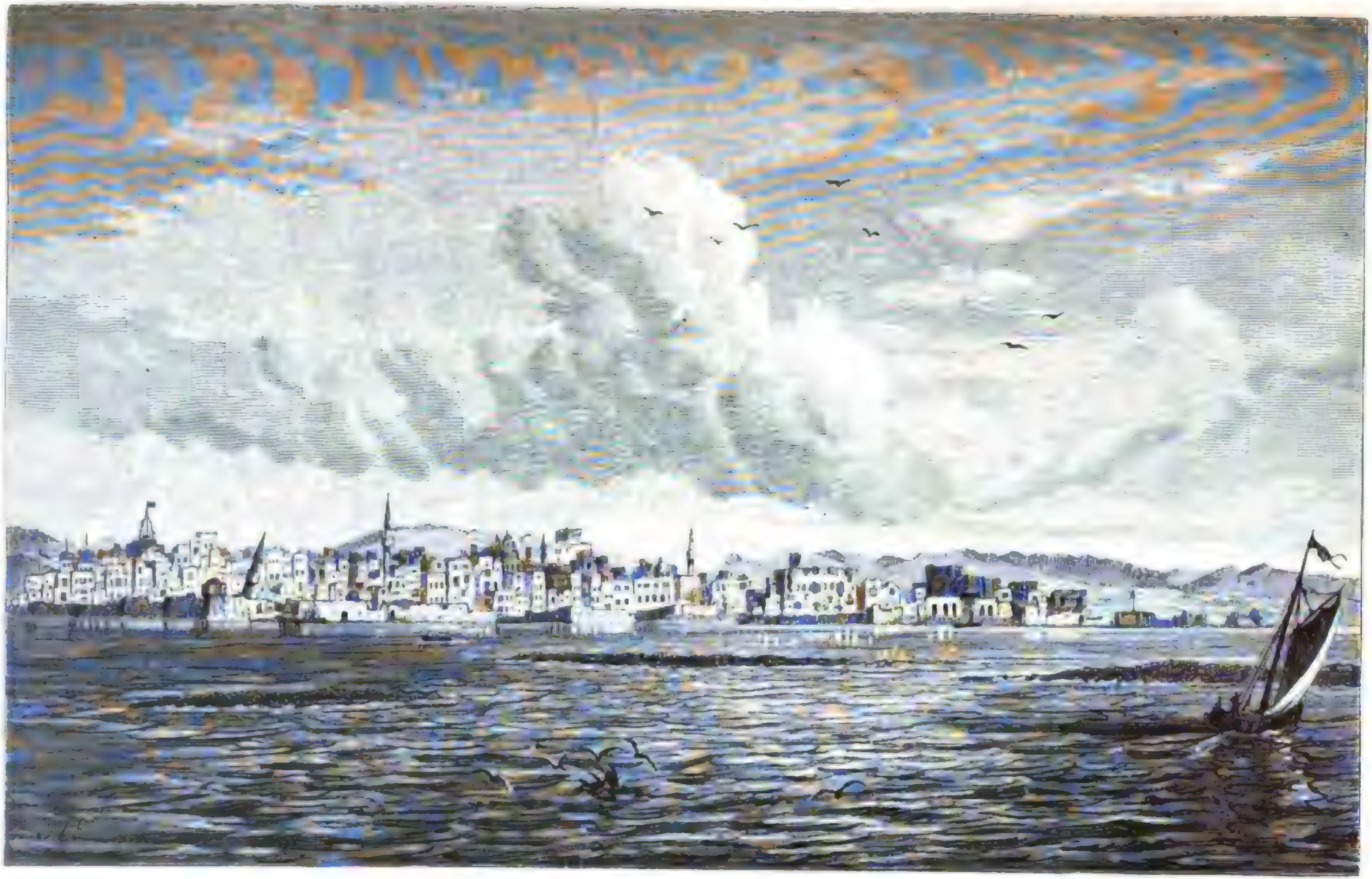
Blitzſchnell überraſchen dieſe, aus den Felsſchluchten hervorbrechend, die Pilger, während der allgemeinen Verwirrung rauben ſie Alles, was ſie ergreifen können, und verſchwinden ebenſo ſchnell als ſie kamen, in den Bergen. Im Kampfe ziehen die Pilger ſehr oft den Kürzeren, denn ihnen geht die Localkenntniß ab, und was vermag der kurze Handſchar gegen die Feuerwaffe, welche, aus den Ritzen der Steinblöcke hervorlugend, den Tod unter die Reihen der Pilger ſendet. Selbſt am Ziele warten der Pilger noch manche ſchwere Stunden. Das Drängen und Treiben in dem überfüllten Mekka, die mit entblößtem Haupte bei dem ſchwarzen Steine zu verrichtenden Andachtsübungen, die verpeſtete Luft, Epidemien ꝛc. koſten Vielen Geſundheit und Leben. Doch alles dies vermag die Begeiſterung eines Moslims nicht zu dämpfen, auf den Ehrennamen eines Hagg (Hadſchi) iſt er ſtolz, er iſt ein gut Theil ſeines irdiſchen Glückes. Decimirt durch Krankheit und Unglücksfälle aller Art, lagern ſie nach einigen Wochen, ſehnſüchtig des Schiffes harrend, das ſie der Heimat zuführt, wieder vor den Thoren der Hafenſtadt.



Eingang zum Bazar in Dſchiddah.

Wir fanden zu beiden Seiten dieſes ſchmalen Weges Steine, auf welchen arabiſche Zeichen, Zahlen und Inſchriften eingemeißelt waren. Auf den Sätteln, manchmal auch auf Kuppen ſahen wir Gräber in der Weiſe gekennzeichnet, daß die eigentliche, trocken eingemauerte Ruheſtätte von einem Steindamme umgeben war. Die Inſchriften auf dieſen Steinen enthielten Erinnerungsdaten an die Beſtatteten.

Oede, aber nicht menſchenleer ſind dieſe weiten Strecken, wo ſich nur allenthalben ein grüner Fleck entfaltet, hier in den Mulden, dort an den



Dſchiddah.

Digitized by Google

Digitized by Google

ſanften Thalhängen, weiden Kameele und Schafe, von Hirten gehütet, deren Ruf kein guter iſt. Der Pilger kennt und fürchtet ſie als feige Meuchelmörder. Verſteckt hinter den großen Felsblöcken, jagen ſie dem nichts Arges Ahnenden das tödtliche Blei in den Rücken. Auch wir ſollten an die Herrſchaft dieſer hinterliſtigen Geſellen gemahnt werden, denn während unſeres frugalen Frühmahles fiel ein Schuß in unſerer Nähe, glücklicherweiſe ohne zu treffen. Später, als wir das Gebirge durchſtreiften, erblickten wir jenſeits des Thales vier Araber, welche, halbgedeckt durch große Steine, mit ſchußbereiten Flinten all' unſer Thun und Treiben aufmerkſam beobachteten. Ein Mann unſerer Escorte beeilte ſich, ſie mit allen Mitteln der Beredſamkeit zum Rückzuge in's Gebirge zu bewegen.

Um 10 Uhr beſtiegen wir die Mauleſel, um den Rückweg anzutreten. Der Weg über den mit Muſcheln gemengten Sand war ſehr eintönig, die Sonne brannte, der Boden ſchien zu glühen und nur ſelten erfriſchte ein kühles Lüftchen die drückende Atmoſphäre. Um 2 Uhr hatten wir Dſchiddah in Sicht und drei Stunden ſpäter fühlten wir wieder das ſchwankende Deck des Pollucе unter uns.

In Mekka iſt die Cholera ausgebrochen! So lautete die neueſte Nachricht der aus Mekka zurückgekehrten Pilger. Ein officieller Bericht, dem zufolge in Mekka am erſten Tage 36, am zweiten 130, am dritten 60 Krankheitsfälle vorgekommen und daran anknüpfend in Dſchiddah einige einen tödtlichen Ausgang nahmen, bekräftigte die Botſchaft. Allgemein beſorgt, daß das Uebel ſchnell um ſich greifen könnte, trachteten die europäiſchen Einwohner Dſchiddah's, die Stadt zu ſäubern, indem die Pilger ſofort einbarkirt wurden.

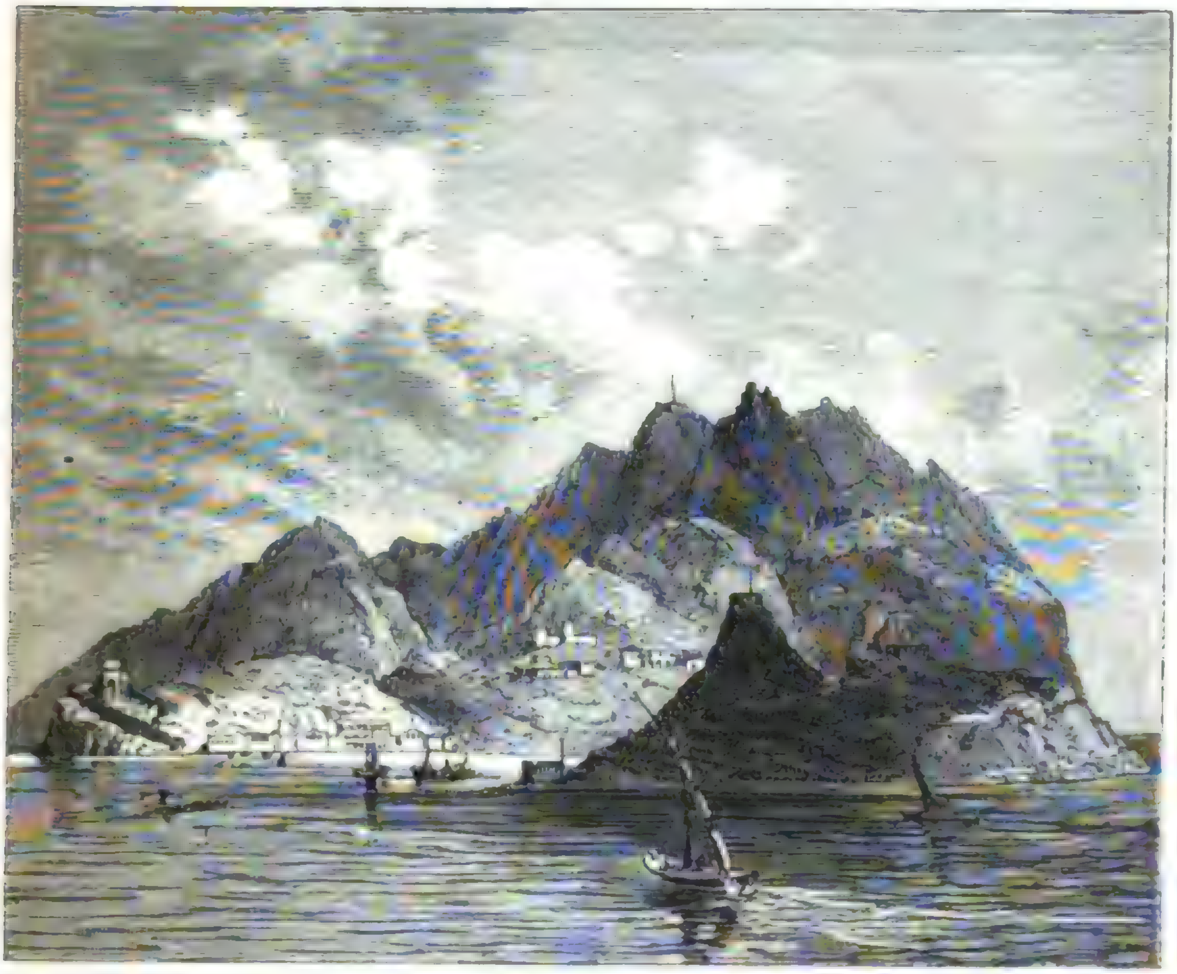
Ein edler Wetteifer entbrannte. Alle für ſolche Wallfahrten eigens ausgemuſterten und dem heiligen Berufe geweihten engliſchen Zwei- und Dreimaſter concurrirten mit dem Lloyd. Wären die Pilger wohlhabende Leute oder könnten ſie die fixen Preistarife für die Seefahrt leſen, ſie würden gerne und gewiſſenhaft die Thaler auf die Schiefertafel der Schiffscaſſe niederlegen, ſo aber ſind ſie arme Teufel und leben nicht wie wir vom Gelde, ſondern von der Wallfahrt und Orangen. Sie geben die paar Silbermünzen, welche aus der Familientruhe hervorwanderten, ihren armen, mageren Kindern zum Spiele und dieſe danken mit ſchwachem Lächeln auf dem kranken Geſichte den Eltern für die freudigen Gefühle, welche der Klang des Silbers in ihrer Bruſt hervorruft.

Wie viel die 800 Pilger, welche den Pollnce nun zum Tempel orientaliſcher Gerüche umwandelten, für die Reiſe nach Bombay zahlten, wer kann das wiſſen! Die Plätze werden licitirt. Der Engländer ſpricht zum Pilger: Komm' mit mir. Du zahlſt 50 Rupien und fährſt ſchnell. Gehe nicht zum Lloyd, dort zahlſt Du mehr und die Fahrt iſt langſam. Der Lloyd entgegnet: Wenn Du auf einem anderen Schiffe reiſeſt, ſo mußt Du auch das Waſſer bezahlen. Wir fahren ſicher und ohne Gefahr, und der Preis beträgt nur 45 Rupien. Darauf hin fällt der Fahrpreis des Engländers auf 40 Rupien. Endlich ſchenkt der Pilger einer oder der anderen Anpreiſung Gehör; er bietet für die Fahrt bis Bombay 10 Rupien und für 20—30 Rupien erhält er das Billet.

Verehrter Leſer, der Du einen Schafſtall höchſtens aus Oeconomie- oder Geſundheitsrückſichten betrittſt, der Du bei der Reinigung eines Canals raſch um die nächſte Straßenecke biegſt; komme auf das Schiff Pollnce, wandle unter den 800 Frommen, welche die Schrecken der Cholera geſehen, ſchaue getroſt in die Pfannen der offenen Feuerplätze am Deck, in welchen es verdächtig ſchmort und brodelt, fürchte Dich vor keiner Feuersgefahr, denn wir ſchwimmen auf dem Meere und das Schiff iſt verſichert, ſcheue Dich vor keinem Blatternkranken, denn wir haben eine Apotheke am Schiff, aber hüte Dich, tief und aus voller Bruſt zu athmen. 800 Pilger!

Häringen gleich zuſammengepreßt, bedecken ſie das Zwiſchendeck des Pollnce, vertraulich lehnt ſich Mann an Weib, Weib an Mann, Alle im ſeligen Bewußtſein, Mekka, die Kaba geſehen zu haben. Nun, da ſie wieder unter den Ungläubigen (Allah verdamme ſie) zu wohnen gezwungen ſind, ſuchen ſie ſich die Zeit damit zu vertreiben, indem ſie in den geheimnißvollſten Falten ihrer luftigen Gewänder jene ſich zärtlich anſchmiegenden ſteten Begleiter und treuen Freunde ihrer Exiſtenz aufſuchen, welche die blumenreiche arabiſche Sprache Amele nennt.

Die Kleidung der ſchwarzbärtigen, braunen Männer beſteht aus einem in allen Farben ſchillernden Hemde von undefinirbarem Weiß. Lange hält es in dieſer Atmoſphäre indeß ſelbſt ein Allah ergebener, fanatiſcher Hadſchi nicht aus, und rückſichtslos alle Concurrenten bei Seite ſchiebend, trachtet Jeder die oberſte Sproſſe der Luckentreppe zu erobern und die friſche Briſe einzuathmen. Die Frauen und Mädchen kamen tief verſchleiert an Bord und trotz aller Anſtrengung unſerer Sehkraft konnten wir höchſtens die Schwärze ihrer Augenſterne unterſcheiden.



Aden vom Meere aus.

Mohamedaner, die nach dem Betrachten der ſieben-minaretigen Moſchee zu Mekka nichts weiter auf der eitlen Erde zu ſehen wünſchen, oder ſolche, die ſich in Hinkunft durch Betteln ein ehrſames Brod zu verdienen hoffen, opfern je nach der Größe des Fanatismus oder der Geldgier entweder beide oder nur eines ihrer Augen, welche ihnen von den Prieſtern ausgeſtochen werden, eine Opferwilligkeit, zu welcher ſich Frauen und Mädchen höchſt ſelten erheben.

Die Frauengeſtalten waren zumeiſt in weite, ſchmutzige Gewänder gehüllt; die zierlichen braunen Füßchen blieben meiſt nackt. Ich muß geſtehen, daß mich oft die Neugierde trieb, zu ergründen, welch' reizendes Geſichtchen wohl der lange Schleier verhüllen mochte. Vergeblich, mit ſtolzer Verachtung wandte mir die Geſtalt den Rücken zu. Als endlich während der Fahrt auf hoher See die Frauen die Schleier abgelegt hatten, wurde meine Neugierde bitter enttäuſcht. Obwohl ſie ſich nicht mehr dem ungläubigen, forſchenden Auge des Europäers entzogen, ſondern in ſchüchterner Coquetterie die ihnen erwieſenen kleinen Aufmerkſamkeiten erwiderten, der Phantaſie, die ſie mit allen Reizen geſchmückt, war der Todesſtoß verſetzt. Alle ſahen ſich gleich, ſogar die Altersunterſchiede traten nicht ſo fühlbar zu Tage.

An der Maſſe und der Art des Schmuckes allein ließ ſich die ſociale Stellung der einzelnen Frauen erkennen. Die eine trug einen, die andere zwei Ringe in den Naſenflügeln, die dritte gar keinen, eine andere bis zwölf große Silberringe an der Ohrmuſchel, ſo daß der obere Theil derſelben, durch das Gewicht herabgezogen, wie ein Ventil den Gehörgang verſchloß; die eine trug keine, die andere wieder vom Knöchel bis zum Beginn der mageren Wade aufgeſchichtet, ſilberne Fußbänder zur Schau; die eine nur an der linken, die andere an beiden großen Zehen unſeren alten Siegelringen ähnliche Silberringe.

Alle beſaßen den gleichen ſchwarzen Teint, die platte Naſe, den großen Mund mit ſchwellenden Lippen, die bis zu den Ohren reichten, zwei Reihen blendend weißer Zähne. In großer Mehrzahl bereits im Alter von 13 Jahren mit Mutterfreuden beglückt, iſt ihre körperliche Entwicklung allzu früh abgeſchloſſen, wir ſehen daher meiſt kleine, unanſehnliche Geſtalten, aus deren Zügen ſelten Anderes als Reſignation in ein Leben voller Mühe und Plage zu leſen iſt.

Unter den Paſſagieren 2. Claſſe befand ſich ein Eunuche eines indiſchen Fürſten, der uns in ſeinem ſchlechten Engliſch die Wahrheit erzählte, daß alljährlich in Mekka 40 Eunuchen geboren werden, die dann auf den Sclavenmärkten zu Dſchiddah verkauft werden. Es iſt übrigens Thatſache, daß in Dſchiddah noch Sclavenmärkte beſtehen. Von Zeit zu Zeit treffen daſelbſt Schiffe ein, welche die lebendige Waare aus Afrika zum Markte bringen. Der Preis für ein Negerkind iſt 300—400 Rupien, für einen Erwachſenen 600—800. Die Sclaven gehören zur Familie und werden gut gehalten. Auch iſt ihnen die Möglichkeit geboten, die Freiheit wieder zu erlangen, indem ſie den Kaufpreis abarbeiten oder ſich die beſondere Gunſt ihres Herrn zu erwerben wiſſen.

Bei jeder Mahlzeit, die uns vollzählig an der Tafel vereinigte, galt die erſte Frage dem Doctor: Wie viel Todte? Die Antwort fiel verſchiedentlich aus: Zwei — drei — auch fünf. Das Frühſtück iſt beendet und ſoeben flüſtert der Stewart dem Doctor etwas in's Ohr. Wir kennen bereits deſſen Bedeutung und folgen dem enteilenden Medicus.

Wir erreichen ihn unterhalb der Commandobrücke. Er iſt damit beſchäftigt, das Tuch emporzuheben, welches das Geſicht eines Verſtorbenen verdeckt. Er befühlt den Puls, unterſucht den Leichnam und vollendet mit den Worten: „In das Meer“ ſeine Unterſuchung. Eine Stunde ſpäter liegt der Leichnam, nothdürftig bekleidet, auf einem Brette. Ein Stein oder etliche Stücke Eiſen werden zu Füßen des Todten befeſtigt. Vier Mann heben das Brett auf die Schiffsbrüſtung und ſchieben es ſo weit hinaus, daß das äußere Ende das Uebergewicht erhält. Der Leichnam rutſcht nun vom Brette herab — er überſchlägt ſich einmal, dann ein dumpfer Laut, das Waſſer ſpritzt ſchäumend empor — noch einmal ſieht man den Entſeelten, wie ſchwimmend an der Meeresoberfläche, endlich zieht das Gewicht des Steines oder Eiſens die Leiche zum Meeresgrunde. So begruben wir die Opfer der Cholera.

Am letzten Tage des Jahres 1877 paſſirten wir die Straße von Bab el Mandeb, welche durch die mächtigen Felſen der Perim-Inſel in zwei Arme getheilt wird, durch deren ſchmäleren öſtlichen wir unſeren Cours nehmen. Die Strahlen der eben über den dunklen Continent untergehenden Sonne beleuchteten bald darauf dunkle, vulcaniſche Felſenmaſſen, an deren Fuße ſich ein helles Band von Wüſtenſand ſchlängelte, das ſelbſt wieder von den Fluthen des arabiſchen Meeres beſpült wird. Am oberen Ende eines Kraters, der ſich circa 38 Meter über das Meer erhebt, tauchte die Stadt und die Kaſernen von Aden empor, während die intereſſanten Contouren des Dſchebel Schamſcham den Horizont im Norden abſchloſſen. Fünfzig Pilger verließen hier die Geſellſchaft, um die Quarantaine durchzumachen und mit einem Geſundheitspaſſe in die Heimat zurückkehren zu können.

Am 9. Jänner 1878 endlich erblickten wir die Küſte Indiens wie einen ſchwachen Wolkenſtreifen über dem Meere. Das unausgeſetzte Schmoren des ranzigen Fettes mit Knoblauch, Zwiebel ꝛc. auf dem Verdecke hatte die Exiſtenz auf dem Schiffe unleidlich gemacht, doch nun war die Erlöſung nahe. Um 3 Uhr Nachmittags warfen wir auf eine Seemeile Entfernung von Bombay den Anker dort, wo uns die Hafenpolizei, welche die aufgehißte gelbe Quarantaineflagge von Weitem erblickt, den Platz angewieſen hatte. Nach einer Stunde erſchien der Doctor des Hafenſanitätsweſens, blieb jedoch in ſeinem Boote und nahm den Bericht des Schiffsdoctors entgegen. Bedächtig ſchüttelte er ſein graues Haupt, als er erfuhr, daß fünfundzwanzig Paſſagiere an — (ich vergaß den Namen der Krankheit) geſtorben ſeien; dann ruderte er wieder zur Stadt, um ſich beim Gouvernement weitere Weiſungen zu erbitten*).

Wir waren insgeſammt darauf gefaßt, vielleicht wochenlang das Schiff nicht verlaſſen zu dürfen. Zur freudigſten Ueberraſchung Aller erhielten wir ſchon um 6 Uhr Abends die Erlaubniß zum Einlaufen. Die Wirkung dieſer Botſchaft auf die Pilgerſchaar an Bord läßt ſich ſchwer ſchildern, ein unterdrückter Jubel drang an mein Ohr, aus Aller Augen leuchtete helle Freude.

---

*) In Indien, wo man ſeit Jahren erfolgreich gegen die Blatternepidemie angekämpft hatte, gelten die ſtrengſten Quarantaine-Vorſchriften den Schiffen, an deren Bord Todesfälle in dieſer Krankheit vorkamen.

* * *

II.

Von Bombay nach Calcutta.

Der Victoria-Garten. — Jongleurs. — Die Thürme des Schweigens. — Das Machorumfeſt. — Die Felſengrotten bei Bombay. — Abreiſe. — Indiſche Eiſenbahnen. — Naſſik. — Die Brückenmauth am Ganges. — Die heilige Stadt Benares. — Das Obſervatorium. — Der Palaſt des fürſtlichen Agenten. — Leichenverbrennungen. — Das Sündenbad. — Lampen am Ganges. — Tiger als Poſträuber. — Der Affentempel. — Der goldene Tempel Schiwa's. — Die Aurungſib-Minarets. — Ankunft in Calcutta.

Um 7½ Uhr betraten wir den Boden Indiens. Die Gasflammen brannten hell genug, um die herrlichen monumentalen Bauten, das Schifferpalais, das Poſtgebäude, die Univerſität, die neue Kirche ꝛc., in feenhaftem Lichte erſcheinen zu laſſen. Die durchlebte Eintönigkeit des Seelebens trug viel dazu bei, die erſten Eindrücke tief und geheimnißvoll zu geſtalten; denn im Grunde genommen fuhren wir nur durch eine Stadt mit vollkommen europäiſchem Anſtrich, und wenn in den folgenden Tagen dieſer Umſtand ſtärker hervortrat, ſo erinnerten nur die Palmen, die Hitze und die braunen Geſtalten, welche in Geſchäften die europäiſche Stadt beſuchten, daran, daß die Heimat doch recht weit ſei.

Von der europäiſchen Stadt führen zwei Tramwaylinien über die Esplanade zur Hinduſtadt.

Die Fahrt nach der Hinduſtadt führte uns an einem großen, freien Raſenplatze, der Esplanade, vorüber, auf welcher ſich die Jugend aller Hautſchattirungen in fröhlichen Spielen erging. Eine Reihe hoher Gerüſte zur Seite der Fahrſtraße bezeichnete die Lage der Waſſerciſternen, auf welchen braune Hindugeſtalten, ein Schaufelrad tretend, das zur Beſpritzung der Raſen und Straßen erforderliche Waſſer zu Tage förderten. Als Schöpfeimer dienten feſtgenähte Schafs- oder Schweinsfelle, welche vollgefüllt die Form des Thieres annahmen. Mit Luft gefüllt und feſt verbunden, dienen dieſelben, einzeln oder zu Flößen vereinigt, als Fähren zum Perſonentransporte über die Flüſſe.

Weiterhin paſſirten wir das Denkmal zur Erinnerung an die Krönung der Königin Victoria zur Kaiſerin von Indien, eine Marmorſtatue, welche die Königin im Krönungsornate auf dem Throne ſitzend darſtellt.

So ſtille es in den Abendſtunden in der europäiſchen Stadt war, um ſo lebhafter geſtaltete ſich das Treiben in der Hinduſtadt. Wie bei uns auf einem Jahrmarkte, ſo wogte hier die Menge auf und ab. Aus den oberen Fenſtern der einſtöckigen Holzhäuſer lugten lachende Frauengeſichter heraus, neugierig dem Treiben auf der Straße folgend. In buntfärbigen, luftigen Gewändern, die Naſenflügel und Ohrmuſcheln reich mit Gold- und Silberringen beladen, erfreuten ſie ſich nach der Tageshitze der erfriſchenden Abendluft.

In den ebenerdigen Tracten reiht ſich ein Arbeitsladen und Verkaufsgewölbe an das andere. Hier wird bei Oel- oder Gaslicht bis Mitternacht gehämmert, gefeilt, gedrechſelt, genäht (hie und da bereits mit der Maſchine), bis endlich die Müdigkeit die Augen unſicher macht. Dann wird der Laden, welcher keinen weiteren Eingang als über dem Auslagstiſch beſitzt, mit einer oder zwei Schiebthüren geſchloſſen, und der Eigenthümer ſchläft auf dem breiten Steingeſimſe vor der geſchloſſenen Thüre.

Zwiſchen den Häuſern ſtanden hie und da niedliche Pagoden, deren runder Thurm in eine Spitze auslief und deren Altäre aus myſteriöſen Götterbildern und anderen entſetzlich blickenden Sculpturen zuſammengeſetzt waren. Das Innere der Tempel zu betreten, iſt Europäern unterſagt. An den Thürſchwellen der Heiligthümer ſaßen Bettler mit verkrüppelten Gliedmaßen und flehten um eine kleine Gabe.

Wir benützten zur Fahrt in das Byculla-Hotel ein ortsübliches, mit einem Ochſen beſpanntes Vehikel. Die kleinen höckerigen Thierchen zogen die zweiräderigen Karren mit einer Behendigkeit, die ich ihnen gar nicht zugemuthet hätte. Solche Fuhrwerke werden in Bombay hauptſächlich von den Parſis (Anhänger der Lehre Zoroaſter's) benützt, doch ſind auch einzelne Tramwaywägen mit Ochſen beſpannt.

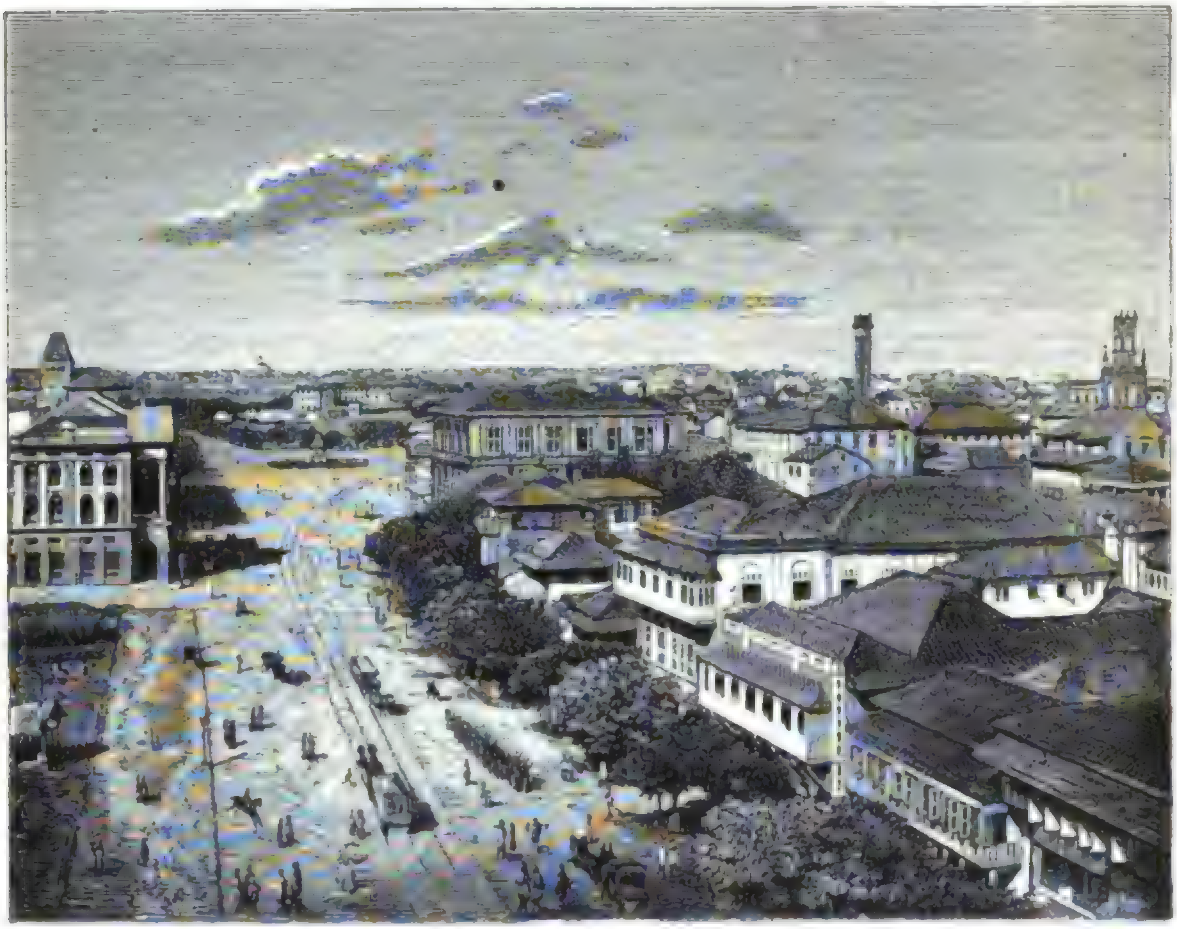
Am nächſten Morgen wurde unſere Bagage einer Zollreviſion unterzogen. Die Inſtrumente paſſirten ausnahmsweiſe zollfrei, da dieſelben erſt in China benützt werden ſollten; dagegen wurden die Feuerwaffen mit 10 Percent ihres Werthes beſteuert. Graf Széchenyi nahm nur vier Stück für den Jagdgebrauch in Indien mit ſich und expedirte die übrigen Waffen nebſt einem großen Theile des übrigen Gepäckes direct nach Shanghai.

Der Tag verfloß unter Geſchäften und Viſiten. Gegen Abend beſuchten wir den auf zehn Minuten Entfernung vom Hotel im Norden der Bahnſtation Byculla angelegten Victoria-Garten, vor deſſen Anlagen das neue und im Style ziemlich geſchmackloſe Victoria-Muſeum erbaut iſt. Das Innere wird von einem einzigen großen Saale gebildet; er enthält Mineralien und Hülſenfrüchte aus aller Herren Ländern. In der Mitte des Saales ſteht das Modell des Begräbnißthurmes der Parſi, der Thurm des Schweigens, und in den Niſchen fallen große, landesüblich bekleidete Holzfiguren auf, Jagdſcenen und Kämpfe mit Tigern, Wildkatzen und Bären darſtellend. Ein Stockwerk hoch läuft eine breite Galerie rings um den Saal. Auf den Tiſchen liegen Herbarien auf, ferner Sammlungen von Reptilien, Fiſchen ꝛc. Intereſſant ſind die aus Holz geſchnitzten Darſtellungen des einheimiſchen Lebens. Die einzelnen Figuren ſind wahrheitsgetreu geſchnitzt, bemalt und bekleidet.

Am Ende des Victoria-Gartens iſt ein kleiner zoologiſcher Garten angelegt, deſſen Bewohner, Panther, Löwen, Wildkatzen, Schakale ꝛc., ſich nicht über Kälte beklagen können. Dem ausgelaſſenen Affenvolk und der buntfederigen Vogelwelt ſind umfangreiche hohe Käfige eingeräumt.

Aus dem Muſeum heraustretend, hatten wir Gelegenheit, unter den Klängen der Promenademuſik die elegante Welt Bombay's an uns Revue paſſiren zu laſſen. Jeden Donnerstag ſteht hier Equipage an Equipage; die Damenwelt in reichſter Toilette verläßt bei dieſer Gelegenheit den Wagen nicht und die Herren ſtatten derſelben im Wagen ihre Beſuche ab. Die Militärmuſik, welche einige böhmiſche Mitglieder zu den tüchtigſten Kräften zählt, ſpielte ſoeben den Walzer „Künſtlerleben“. Die heimatlichen Klänge fanden in mir den lebhafteſten Widerhall und verſetzten mich in die heiterſte Stimmung.

Alles was ich ſah und hörte, war mir neu: das Eſſen (engliſche Küche mit indiſchen Gewürzen), die ſtrenge Etiquette der Tiſchgeſellſchaft, die braunhäutige Bedienung, endlich das Schlafen unter dem Mosquitonetze, während die niedlichen Eidechſen, ähnlich den Fliegen unſerer Heimat, auf den Zimmerwänden ſich herumtummeln, alles dies hatte den Zauber des Originellen, des fernen, fremden Landes.

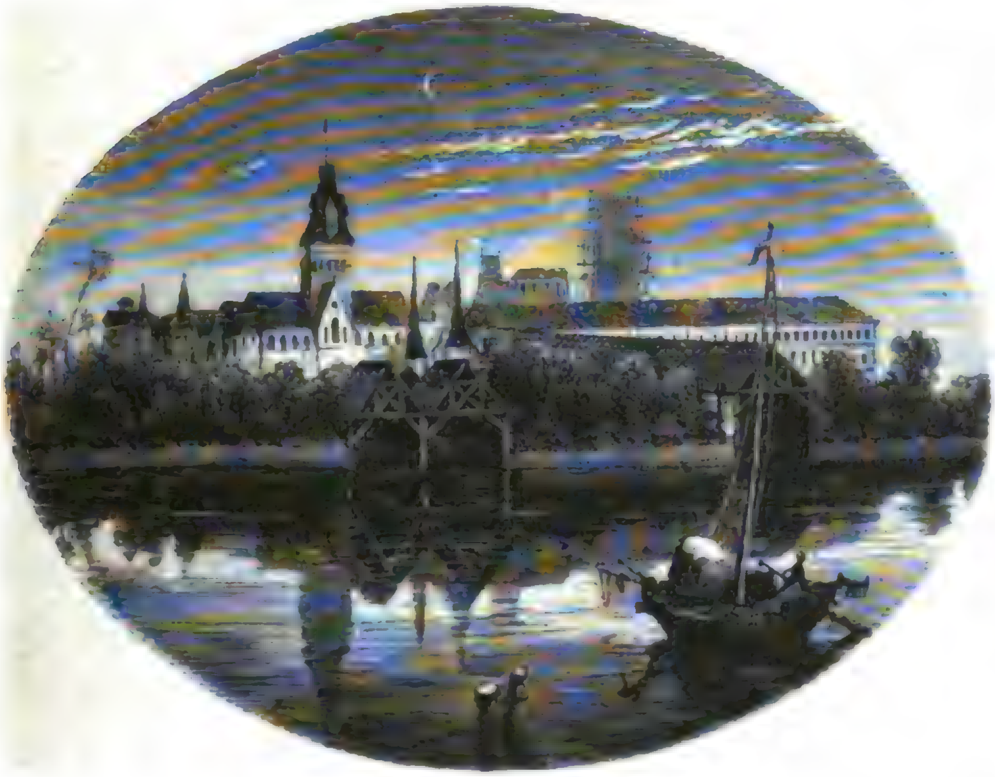


Bombay.

Ich erwähnte vorhin der ſogenannten „Thürme des Schweigens“. Ein ſolcher Beſtattungsplatz der Parſi liegt auf dem ſchmalen Bergrücken, welcher die Halbinſel Malabar der ganzen Länge nach durchzieht.

Von unvergleichlichem Reiz iſt die Anſicht Bombay's von Malabar Point aus, eine der ſchönſten tropiſchen Küſtenlandſchaften, welche beſonders dadurch gewinnt, daß die abwechslungsreichen Effecte des Meeres, der üppigen, artenreichen Vegetation und der in ſteilen, unregelmäßigen Profilen ſich erhebenden Ghatketten im Hintergrunde ſich auf einem verhältnißmäßig engen Raume zuſammendrängen.

Selbſt auf im Allgemeinen apathiſche Naturen muß der Anblick der üppigen, ſo überaus formenreichen Tropenvegetation, der in Form und Größe der Stämme und Wedel, Farbennuancen der Blätter ſo varietätenreichen Königinnen der Gräſer (Palmen), der zu Pflanzenrieſen entwickelten Farrenkräuter, der im Gluthhauche der Sonne eigenthümlich ſchillernden, breiten, rieſigen Fächern gleichenden Bananenblätter u. ſ. w., der plötzliche Scenenwechſel, während der nur durch eine kurze Dämmerung getrennten Folge von Tag und Nacht, einen tiefen und erhebenden Eindruck machen, dem Naturfreunde ſchwillt das Herz in bisher ungekannter Freude.



Dock in Bombay.

Mit Eintrittskarten verſehen, beſuchten wir im Laufe des 16. den Ort, zu welchem der Weg durch herrliche, ſchattenſpendende Palmenwälder führt. Wir ſtiegen beiläufig 70 Meter hoch auf einer prächtigen Steintreppe empor. Auf den Stufen ſaßen Bettler, welche durch den Hinweis auf ihre ver-

Digitized by Google

ſtümmelten Glieder oder melancholiſche Weiſen in monotoner Wiederholung anſtimmend, unſere Mildthätigkeit in Anſpruch zu nehmen ſuchten. Vor dem großen Gitterthore des ummauerten Friedhofes ſtand ein Polizeimann, welcher uns die Eintrittskarten abnahm, ohne welche der Beſuch nicht geſtattet iſt.

In einem kleinen Tempel nahe dem Eingange brannte das ewige Feuer. Die fünf maſſiven, aus Stein erbauten und weiß übertünchten Thürme von 13 Meter Durchmeſſer bei 8 Meter Höhe ſtehen in Mitte eines hübſch cultivirten großen Gartens. Einen Meter über der Erde führt eine kleine Thüre in den Thurm, durch welchen die Leichen auf die Plattform befördert werden. Dieſe iſt für die Aufnahme der Todten radienförmig ausgehöhlt und durch zwei concentriſche Kreiſe in drei Abtheilungen getheilt, deren äußerſte für die Männer-, mittlere für Frauen- und letzte für Kinderleichen beſtimmt iſt. Die Plattform neigt ſich etwas dem Mittelpunkte zu und von hier führt ein großer Canal zur Erde, denn von allen Aushöhlungen fließt das Blut in kleinen Canälen dahin. Bei der Beſtattung wird der Leichnam, in weiße Gewänder eingehüllt, auf einer offenen Bahre getragen. Die Leidtragenden folgen paarweiſe, ebenfalls in weißer Kleidung.

Nach einem kurzen Gebet bei dem heiligen Feuer wird der Leichnam auf den Thurm gebracht. Auf den Gartenbäumen warten bereits Hunderte von Aasgeiern auf die Leiche, von welcher in wenigen Stunden nur mehr das Skelet zurückbleibt. Am folgenden Tage werden die Gebeine in dem ſogenannten Centralthurm beigeſetzt. Dieſe Art der Beſtattung hat den Urſprung in der religiöſen Anſicht, daß im Tode Jedermann gleich und Arm und Reich aus derſelben Materie geformt iſt.

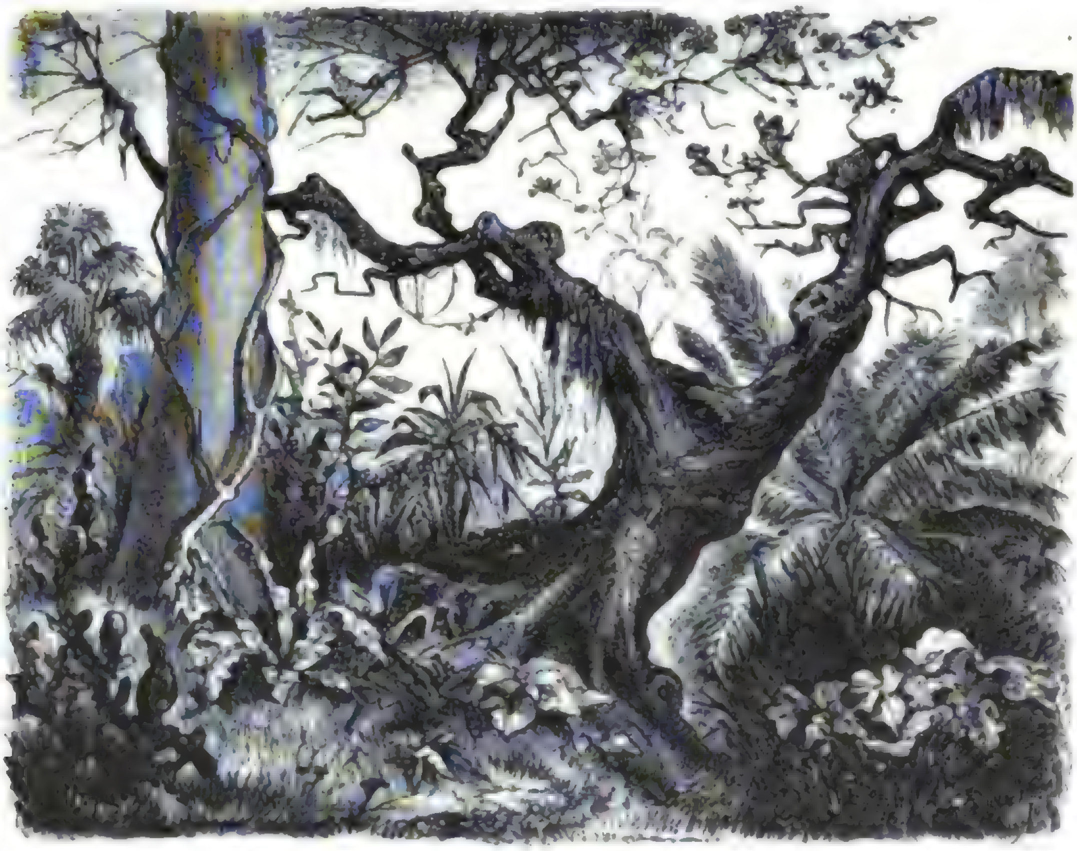
Am nächſten Sonntagsmorgen meldete der Diener nach dem Frühſtücke, daß vor der Veranda die Vorſtellung einer indiſchen Gauklergeſellſchaft begonnen habe. Trotz des Sonntags hatten ſich einige Engländer als Zuſchauer eingefunden, welchen ich mich anſchloß. Soeben producirte der Hindu das Kunſtſtück, eine Pflanze wachſen zu laſſen. Er ſteckte in die nackte Erde zu unſeren Füßen ein Samenkorn, beſprengte die Erde mit Waſſer und bedeckte hierauf das Plätzchen mit einem Tuchlappen. Nach einigen Minuten hob er das Tuch und ſchon ſah man eine kleine Pflanze in der Höhe einer Handbreite. Er goß nochmals Waſſer auf den Sprößling und wiederholte das Manöver einige Male. Die Pflanze wuchs nach einer Viertelſtunde zu einem Bäumchen mit ſaftig grünen, breiten Blättern von einem Meter Höhe.

Die Brillenſchlangen-Escamotagen ſind bekannt. Ich will nur erwähnen, daß alle Schlangen im Beſitze ihrer Giftzähne bleiben. Der Einfluß, welchen das monotone Gepfeife auf einer mißtönenden Clarinette auf die Schlangen bei ihrer Bezähmung ausübt, tritt bei jeder Production deutlich zu Tage. Kaum beginnt der Gaukler auf dem Inſtrument zu ſpielen, ſo hebt die Schlange, wie elektriſirt, ihren ſchmalen Kopf, bläst den Hals flach auf, ſo daß die ſonderbare Zeichnung der Brille (eines Zwickers) deutlich hervortritt, und lauſcht den bezaubernden Klängen, indem ſie den Kopf pfeilſchnell nach allen Seiten wirft.

Wird ein Eingeborner von einer Cobra in die Hand oder in den Fuß gebiſſen, ſo ſchneidet ihm der Nächſtbeſte ſofort das Glied oberhalb des Biſſes ab, ſtellt den Stumpf in heißes Waſſer und brennt ſodann die Wunde mit glühendem Eiſen aus. Die Europäer unterbinden das verletzte Glied, damit der Blutlauf gehemmt wird, ſchneiden die Wunde weit aus und ätzen dieſelbe. Freilich nützen ſolche Rettungsverſuche in den ſeltenſten Fällen und man kann ſagen, daß beſonders in der heißen Sommerzeit der Biß der Brillenſchlange abſolut tödtlich iſt. Unter den vielen tauſend Menſchen, welche alljährlich in Indien wilden Thieren zum Opfer fallen, ſtirbt nahezu die Hälfte in Folge des Biſſes der Brillenſchlange. Deshalb iſt es nicht zu wundern, daß eine Lady, in deren Wohnung ein Schlangengaukler beſchieden wurde, um ſich zu produciren, ohnmächtig wurde, weil, als Letzterer beim Eintritte in den Salon ſein Pfeifenſpiel begann, aus allen Winkeln Brillenſchlangen hervorkrochen, die der Künſtler vorher in irgend einer Weiſe dort verſteckt haben mußte.

Zum Schluſſe der Vorſtellung in unſerem Hotel erkletterten einige Gymnaſtiker freie große Bambusrohre, die ſie ſelbſt balanciren mußten. Wirkliches Staunen erregten endlich die Salto mortale der Künſtler in einem Walde ſpitziger, ſcharfer Meſſer und Lanzen, welcher nur einen äußerſt kleinen Raum freiließ, auf welchen der Gaukler mit unfehlbarer Sicherheit ſeinen Sprung richtete.

Zur Zeit unſeres Aufenthaltes trafen die mohamedaniſchen Einwohner Bombay's für das demnächſt ſtattfindende Machorumfeſt große Vorbereitungen*). Lärmend und ſingend zogen ſtarke Gruppen durch die Stadt, während wieder andere traurig vor den Häuſern ſaßen und beteten. Die erſteren nennen ſich die Sheeah- (ſprich Schih-) Secte und ſind in Bombay in der Mehrzahl, die traurigen, welche ſich die Soonee- (ſprich: Sunih-) Secte nennen, bewohnen vorherrſchend die Türkei und Arabien. Das Feſt verdankt ſeine Entſtehung der Ermordung der beiden Söhne Ali's, Haſſan und Huſſein. Während der größere Theil noch immer ſeine Freude am Morde zur Schau

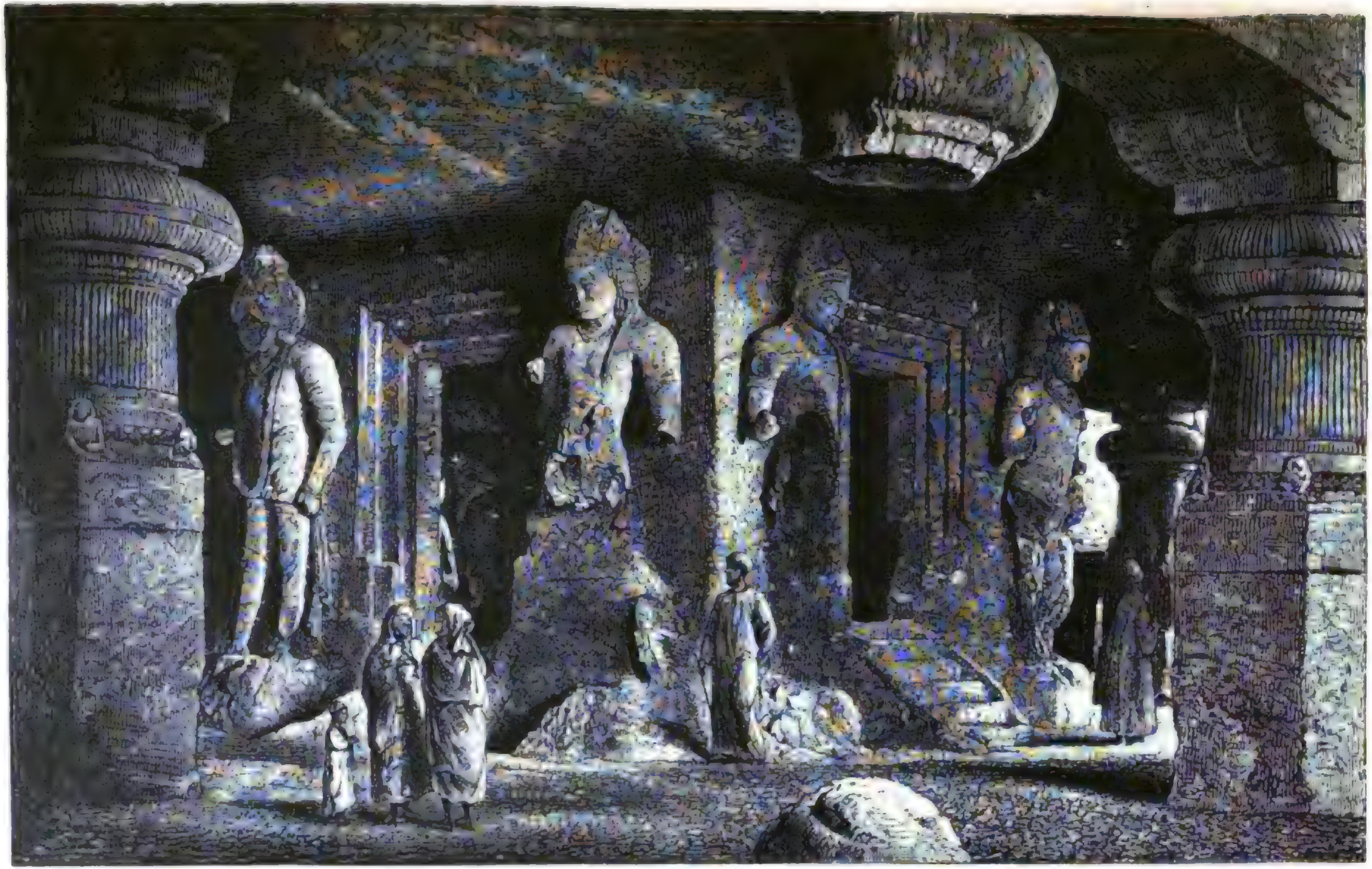


Vegetation auf der Inſel Elephanta.

---

*) Von den 644.400 Einwohnern Bombay's ſind 400.000 Hindu, 138.000 Mohamedaner, 44.000 Parſi, 25.000 Chriſten (darunter 10.000 Europäer), der kleine Reſt Chineſen, Araber, Neger, Malayen ꝛc.

Digitized by Google



Das Innere des Haupttempels auf Elephanta.

Digitized by Google

Digitized by Google

trägt, beklagt der andere Theil dieſe Blutthat tief. Dieſe Feſte nehmen oft einen bedenklichen Charakter an und Kämpfe zwiſchen den beiden Secten ſind keine Seltenheit.

An den Abenden, die dem Feſte vorangingen, ſtellten die Sheeahs vor ihren Häuſern Miniaturtempel auf einem Tiſche aus. Dieſe Tempel (tabut), aus glänzendem Bleche verfertigt, waren mit Silberzierrathen und Spiegelgläſern reich geſchmückt. Manche dieſer niedlichen Bauwerke waren bis drei Meter hoch. Unzählige Fettlampen beleuchteten die vielen Proceſſionen, welche unter dem betäubenden Lärm ihres Geſanges mit Tamtam-Begleitung von Altar zu Altar zogen; Pechfackeln wurden in der Luft geſchwungen, bengaliſche Feuer abgebrannt, mit einem Worte, die Feier hatte einen wildphantaſtiſchen Charakter. Im Gegenſatze hiezu verſammelten ſich zwar auch die Soonees in den Abendſtunden vor ihren Häuſern, ſaßen im Kreiſe auf Holzbänken und in ihrer Mitte thronte ein Prieſter oder ein altes Familienoberhaupt, welches Gebete vorlas, welche die Zuhörer traurig zu ſtimmen ſchienen. Schon in der Nacht vom 15. zum 16. Jänner war es unmöglich, ruhig zu ſchlafen. Bis zum frühen Morgen zog die ſingende und jubelnde Menſchenmaſſe durch alle Straßen.

Gegen Mittag fuhren wir gemeinſam aus, um dem Feſtzuge beizuwohnen. Schon auf große Entfernungen hin war das Gedränge auf den Straßen, durch welche der Zug ſeinen Weg nehmen ſollte, ſo groß, daß wir uns nur mit Mühe durchwinden konnten. Keine Seele wich oder vielmehr konnte dem Wagen ausweichen. Mann an Mann gedrängt ſpielten ſich da die ſeltſamſten Scenen ab.

In wunderbarem Farbenſpiele bildete das Geſammtbild eines jener Schauſpiele des Orients, welche den Europäer aus ſeiner gewohnten Anſchauung in das Reich des Zauberhaften verſetzen; er ſieht — er hört gleich der ihn umwogenden Menge und doch fühlt er anders in der Mitte dieſes Volkes, das geiſtig ſo tief unter ihm ſteht, obwohl es ihn in dieſem Augenblicke zur Bewunderung hinreißt.

Die Häuſer boten entzückende Bilder. Die Verkaufsbuden wurden Logen für den männlichen Theil der einheimiſchen Bevölkerung, die hier in bunten

Gruppen neben einander hockten. Der erſte Stock war von den feſtlich gekleideten Frauen und Mädchen beſetzt. Seidengewänder umhüllten faſt durchſichtig die zarten Glieder und die herrlichſten Schmuckſachen glitzerten in der Sonne.

Ein ſinnbetäubender Lärm verkündete das Nahen des Zuges: zuerſt ſingende und jauchzende Knaben, welche allerlei Wohlgerüche auf bereit gehaltene Gluthpfannen ſtreuten, hinter dieſen acht Männer, die auf einer Tragbahre einen ſilberglänzenden Tabut trugen. Von allen Seiten warf man Blumen und Zuckerwerk auf das Schauſtück. Hierauf folgte ein mit Blumen reich bekränztes Ochſengeſpann. Auf dem Wagen ſaß eine Tamtam-Capelle, ein Mitglied derſelben hieb wüthend auf die vor ihm ſtehenden Pauken. Dem Wagen ſchloſſen ſich andere Muſikanten an, welche auf clarinettähnlichen Inſtrumenten blieſen, als hieße es, Jericho zu zerſtören, und wurden darin durch die Fanfaren einer alten Trompete unterſtützt, was dem Ganzen etwas Kriegeriſches verlieh. Dann folgte ein zweites, unter einem Blumenregen verborgenes Tabut, von einer Schaar fanatiſch tanzender Jünglinge im Halbkreiſe umringt. In der Rechten hielt Jeder von ihnen ein gebogenes Holz in der Form eines Bogens, an deſſen beiden Enden anſtatt der Schnur eine doppelte Eiſenkette geſpannt war, welche ſie, in der Mitte mit der linken Hand haltend, bald nach rechts, bald nach links riſſen und damit ein ohrenzerreißendes Getöſe erzeugten.

Ein weiteres Ochſenpaar zog einen thronartigen Wagen mit zwei weißen, lebensgroßen, nackten Holzgeſtalten, den ſingende Jünglinge umtanzten. Vier ſafrangelb und ſchwarz angeſtrichene Burſche riefen Entſetzen und Heiterkeit zu gleicher Zeit hervor. Sie ſpielten Tiger und Panther. Nach den wunderlichſten Sprüngen nahmen ſie ſo drohende Stellungen ein, als ginge es thatſächlich an Leib und Leben. Seidenfahnen, Lampions, Tabuts, Göttergeſtalten ꝛc. zogen in ſchier endloſer Reihe an uns vorüber. Die Menge ſang und ſprang, tanzte und erfüllte die Luft mit den Ausbrüchen eines frenetiſchen Jubels.

An der großen Markthalle vorüber, bewegte ſich der Zug dem Meere zu, welchem die ganze Flitterpracht unter wildem Gejohle überantwortet wurde. Die Vernichtung iſt aber nur eine ſymboliſche, denn unfern der Küſte harren mit Hindus dicht beſetzte Kähne, welche haſtig die Götter, Tabuts, Flaggen ꝛc. aufzufiſchen und zu bergen beſtrebt ſind. Gegen Abend wurde es ruhiger, die nach vielen Tauſenden zählenden Fremden verließen Bombay, das Machorumfeſt war vorüber.

Für den nächſten Tag hatte Graf Széchenyi den Beſuch der Elephanta-Inſel projectirt und für die Waſſerfahrt eine Dampfbarcaſſe gemiethet. Die Inſel, eine der kleineren zwiſchen dem Feſtlande und Bombay befindlichen Inſeln, liegt auf 5 Seemeilen vom Quai „Apollo bunder“ entfernt; nach einer einſtündigen Fahrt betraten wir den langen ſchmalen, aus Quaderſteinen erbauten Molo der Inſel. Elephanta iſt eine im ſchönſten Grün prangende, bergige Inſel und hohe, dichtbelaubte Bäume beſchatten die Steintreppe, welche zu den Tempelgrotten führt. Vor dem Betreten der letzteren entrichteten wir ein kleines Eintrittsgeld. Polizeiſoldaten aus Bombay beaufſichtigen die Beſucher, um die Tempel vor den ſei es nun civiliſirten oder barbariſchen Annexionsgelüſten zu ſchützen. Durch eine in Fels gehauene Vorhalle gelangten wir in den Haupttempel, der in ſeinem Grundriſſe die Form eines Kreuzes beſitzt. Welcher unendlichen Arbeitsſumme es bedurfte, dieſe Tempelräume zu ſchaffen, mag daraus hervorgehen, daß es keine natürliche Höhle iſt, ſondern der ganze Raum aus den maſſiven Trappfelſen in mühſamſter Handarbeit herausgemeißelt werden mußte. Rechtwinkelig ſich kreuzende, reich ornamentirte Säulenreihen theilen den ganzen Raum in vier Abtheilungen und ſcheinen die coloſſale Laſt des Felſengewölbes zu tragen.

Sowohl an den Wänden als in den Niſchen der Grotten ſind große Steinfiguren (2—3 Meter hoch) in Basrelief aus dem Fels gemeißelt. Die dreiköpfige Statue des Gottes Mahadeva, welchem der Tempel geweiht ſein ſoll, hat nahezu eine Höhe von 4 Meter. In deren Nähe ſteht das Steinbild Durga's, des Weibes Schiwa's. (Der dreieinige Gott der Brahminen heißt bekanntlich Brahma der Erſchaffer, Wiſchnu der Erhalter und Schiwa der Zerſtörer.)

Der Haupttempel hat ſowohl in Länge als in Breite eine Ausdehnung von 50 Schritten. In der Mitte des Tempels ſteht ein kuppelartiges Monument, in welchem ſich die „Linga“, das Symbol der erſchaffenden Naturkraft, befindet. Die Linga ſelbſt iſt ein oben abgerundeter Steincylinder, welcher der Mitte eines breiteren, flachen, in einen keilförmigen Anſatz auslaufenden Cylinders aufgeſetzt erſcheint. In den Nebengrotten fanden wir noch verſchiedene theils iſolirte, theils zu Gruppen vereinigte Götterbilder, unter welchen auch Stiere und Elephanten figuriren.

Die Elephanta-Grotten ſollen nicht über 900 Jahre alt ſein. Die Portugieſen haben ſelbe im 18. Jahrhundert zuerſt beſucht und den Stein, worauf die Geſchichte der Grotten in der Mharattenſprache eingemeißelt war, mit nach Liſſabon genommen. Der Stein ſoll ſich derzeit in Cintra (Portugal) befinden.

Hie und da war der Boden der Höhlen vom Waſſer unterwaſchen, auch paſſirten wir einige Tümpel und Lachen, die Eroſionskraft des Waſſers ſcheint weſentlich den Verfall des ganzen Kunſtwerkes herbeigeführt und beſonders die Säulenſchäfte geſpalten zu haben. Als der Prinz von Wales bei ſeiner Reiſe durch Indien die Elephanta-Inſel beſuchte, mußte das myſtiſche Dunkel der Höhlen einer glänzenden Illumination weichen. Im Haupttempel wurde das Feſtdiner ſervirt, während in den Seitengrotten blaue bengaliſche Feuer abgebrannt wurden. Der Effect dieſer Beleuchtung muß wohl ein wunderbarer geweſen ſein.

Sowohl die ſchöne Architektur im Ganzen, als die Formen der Göttergeſtalten ſtempeln dieſes Bauwerk zu einem hervorragenderen brahmaniſcher Kunſt. Die edle Ruhe der Züge und die mäßige Anwendung des Götterſchmuckes ſtechen hier wohlthätig von den ſonſt häufig anzutreffenden überladenen, fratzenhaften Göttergebilden ab. Von beſonders ſinnreicher ornamentaler Durchführung ſchienen mir die Säulen.

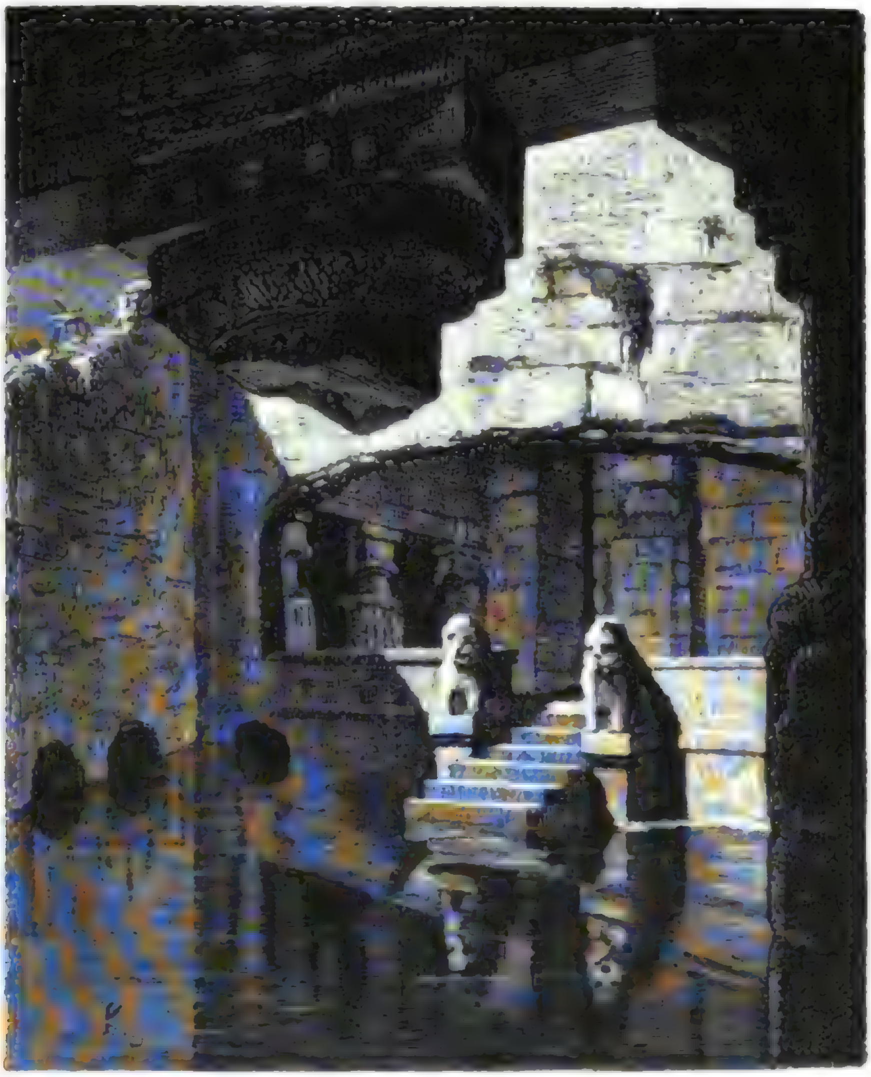
Am 19. Jänner fuhren Loczy und ich (Graf Széchenyi war Tags vorher nach Ahmedabad auf die Jagd gefahren, um nach derſelben ſich mit Balint nach Südindien zu begeben, während Loczy und ich nach Calcutta reiſten) mit dem Frühzuge nach Bhandoop und nahmen uns dort einen Führer in der Abſicht, die Cannari-Höhle zu beſuchen. Eine gute Straße führte von der Bahnſtation ungefähr 15 Minuten nach Oſten; dann zweigte ein Feldweg nach Norden ab. Wir folgten dieſem, erſtiegen einen niederen Sattel von circa 40 Meter Höhe und erreichten hier ein kleines Dorf. Der Weg fällt hierauf gegen ein Becken, in welchem ſich der große Süßwaſſer-See „Behar Lake“ ausbreitet, welcher Bombay mit Trinkwaſſer verſorgt (295 Meter über Bombay). Wir ließen den See links und wandten uns nach Nordoſten. Eine halbe Stunde marſchirten wir über Hügel und Einſenkungen, wie man ſie im Karſtgebirge findet, dann erſtiegen wir gegen Norden eine Lehne, mußten uns öfters mühſam durch die Dſchungeln und Geſtrüppe, welche den Weg abſperrten, durcharbeiten und erreichten endlich ein durch einen kleinen See geſchmücktes Karſtplateau. An hundert Hindu-Arbeiter waren hier mit der Canaliſirung beſchäftigt, um das ſich hier anſammelnde Waſſer mit dem Hauptſee zu verbinden.

Wir umgingen den See an ſeiner Nordſeite, überſtiegen noch einen kleinen Hügel und dann begann die letzte Steigung zu dem über uns liegenden Baſaltgebirge, in welchem ſich in 1142 Meter Seehöhe die Cannari-Caves befinden. Wir erreichten dieſelben etwas ermüdet um die Mittagszeit. Die Höhlen bilden insgeſammt ein in Fels gehauenes Dorf und ſchmiegen ſich der regelmäßigen etagenartigen Geſteinſchichtung an.

Die erſte Etage enthält vor allem Anderen den Tempel. Vier Stufen führen zur Vorhalle, die nach außen zu nur durch Felsſäulen abgegrenzt iſt. Zu beiden Seiten der Vorhalle ſtehen zwei Männergeſtalten in dreifacher Lebensgröße aus Stein, welchen die Pietätloſigkeit ſchwarze, gekräuſelte Schnurrbärte zugefügt hat. Eine große Bogenöffnung führt zu dem Haupttempel, der eine Länge von 50 und eine Breite von 12 Schritten beſitzt. Auch hier tragen ähnliche Baſaltſäulen, wie auf Elephanta, das Felſengewölbe. Im runden Hintergrunde des Tempels ſteht ein coloſſaler maſſiver Baſaltcylinder, der in eine runde Kuppel endet.

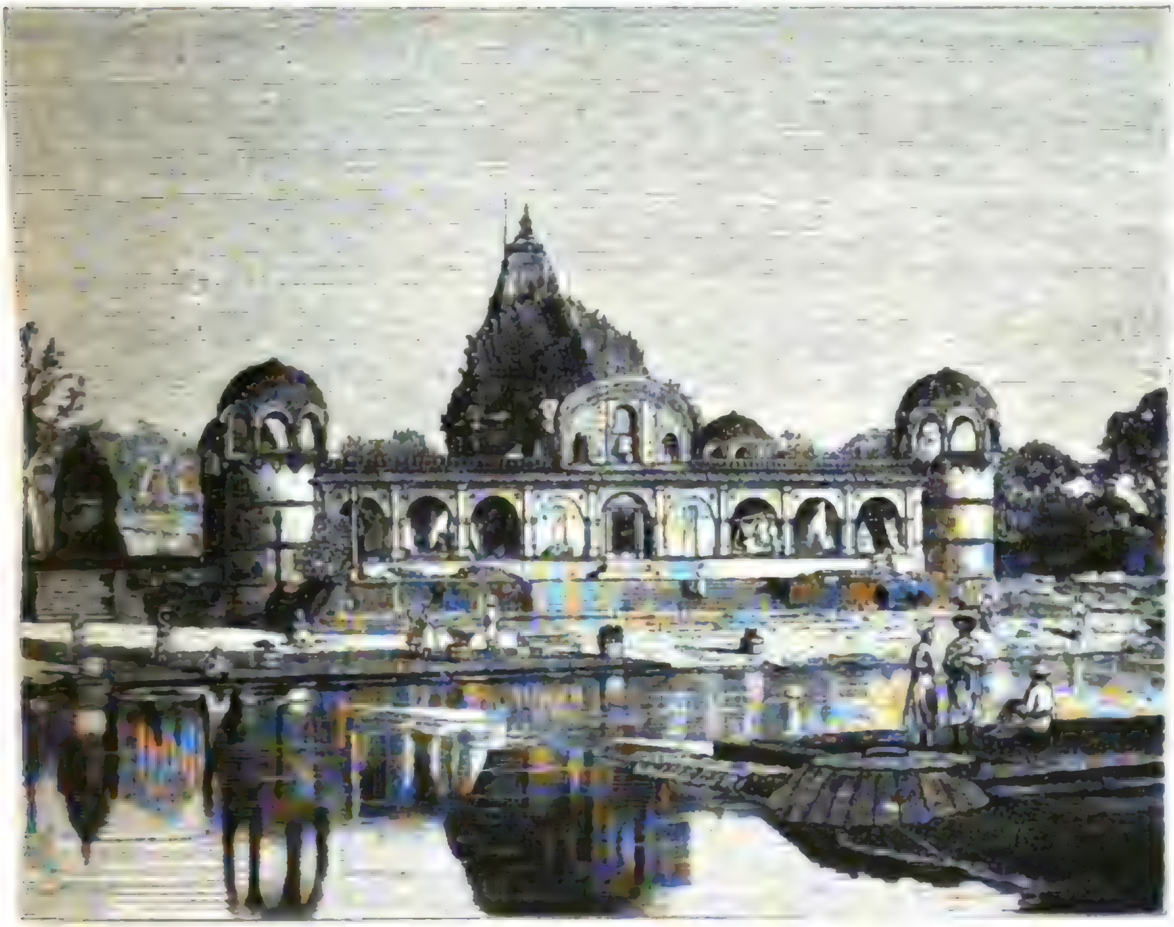
Die Geſteine ſind ſtark verwittert, trotzdem ſollen dieſe Höhlen nicht ſo alt ſein, wie die der Elephanta. Auch in architektoniſcher Hinſicht ſtehen dieſe Höhlenbauten hinter jenen der Elephanta-Inſel zurück. Die Felswände, welche die Grotten gegenſeitig trennen, ſind ſtellenweiſe außerordentlich dünn; nahe des Haupttempels traf ich Partien, an denen die Dicke einer Zwiſchenwand nur 4 Centimeter betrug. An den Tempel anſchließend reihen ſich die ehemaligen Wohnungen der Prieſter, einfache Felscabinete mit einer maſſiven Lagerſtätte aus Stein.

Nördlich des Tempels führt eine Felstreppe zu dem ehemaligen Hindudorfe; jedes Haus, oder vielmehr jede Höhle beſteht aus einem Vorzimmer und einem kleinen Wohnungsraume. Neben dem Dorfe und in der nördlich gelegenen Felsſchlucht befinden ſich einige Ciſternen, deren friſches Waſſer uns in der brennenden Sonnenhitze vortrefflich mundete. Um 2 Uhr Nachmittags traten wir den Heimweg an, da unſere Abreiſe nach Calcutta für den nächſtfolgenden Tag feſtgeſetzt war.



Tempelgrotte auf der Inſel Elephanta.

Am 20. Jänner brachen ich und Loczy von Bombay auf; nach einſtündiger Fahrt längs der Meeresküſte traten die erſten Baſaltbildungen an die Bahntrace, uns zunächſt waren es nur kleine Hügel, dieſelben nahmen jedoch gegen Süden immer mehr an Höhe zu. Ihre Kämme und Kuppen wechſelten in den ſeltſamſten Geſtalten ab. So gleicht z. B. im Süden der Stadt Tanna der Gipfel eines Berges einem Rieſenkloſter oder einer prächtig ausgeführten Kathedrale, andere Kuppen wieder, die in verſchiedenen, aber ſymmetriſch wechſelnden Formationen emporragten, endigten in einen Baſaltcylinder, und es bedurfte keiner überſchwänglichen Phantaſie, um ſich einen rieſigen, in einem Salzfaſſe ſtehenden Zahnſtocher zu denken. Dann ſah ich wieder Kuppen im Profile einer Pickelhaube u. ſ. w.



Tempel in Naſſik.

Dieſe Formationen dürften einſtens die Indier angeleitet haben, ſo prächtige Werke in die Felsmaſſen zu hauen, welche wir bewundern und deren Ausführung wir ſchwer begreifen. Die Bahn überſetzt bei Tanna zwei Steinviaducte, welche die Inſel Salſette, auf welcher Bombay liegt, mit dem Feſtlande verbinden. Die Bahnlinie durchſchneidet nun eine wahre Wüſtenei, unabſehbar dehnt ſich der nackte, hie und da mit einer Salzkruſte überzogene oder aber verſumpfte Boden aus.

So blieb es bis Shawpoore, wo die Bahn in's Gebirge tritt. Mit Steigungen, ähnlich jenen des Semmering, durch große und kleine Tunnels ging es aufwärts über Schluchten, Sättel und Gebirgsrücken. Die Fernſicht aber und der Genuß beim Anblicke der Natur kommt den Eindrücken in Steiermark beiweitem nicht nahe. Hier fehlt der duftige, grüne Schmuck der Berge. Um 2 Uhr Nachmittags erreichte der Zug Naſſik. Da die engliſche Bahnverwaltung die wohlthätige Einrichtung getroffen hat, daß ſich jeder Reiſende nach einem zurückgelegten Wege von 100 (engliſchen) Meilen einen Raſttag gönnen kann, ſo beſchloſſen wir, Naſſik zu beſuchen.

Bevor wir den Weg zur Stadt antreten, will ich mir einige allgemeine Bemerkungen über die indiſchen Bahnen erlauben. Indien ſtellte dem Bahnbaue mit geringen Ausnahmen wenig Terrainſchwierigkeiten entgegen. Die Tracen ſind demgemäß meiſt gerade Linien, welche von einem Hauptpunkte zu dem andern führen. Die Hauptlinien ſind breitſpurige Bahnen, wie die ruſſiſchen, einzelne Nebenlinien ſchmalſpurige, wie z. B. die Strecke Sara-Siligori zur Terai. Die Geſammtlänge der im Betriebe ſtehenden Linien beträgt 12.000 Kilometer, wovon $^1/_7$ auf Staatskoſten, $^6/_7$ mit Staatsgarantie gebaut wurden. Maſchinen und Betriebsmaterial werden theils aus England importirt, theils in Indien ſelbſt erzeugt. Die Perſonenwaggons ſind amerikaniſchen Syſtems. Der Hitze wegen iſt jeder mit einem doppelten Dache verſehen. Die Holzjalouſien legen ſich wie ein Korb an die Fenſter, ſo daß die Sonne nur im Auf- und Untergehen einige neugierige Strahlen in das Innere des Wagens zu entſenden vermag, außerdem iſt jede Fenſteröffnung der I. und II. Claſſe mit einem weißen und einem farbigen Schubglaſe verſehen. Der Wagen enthält nur zwei Coupés, in welchen ſich vier Bänke und ein Toilettecabinet befinden. Die Bänke ſind aus Holz oder Rohrgeflecht und in der I. Claſſe mit einer Matratze bedeckt, welche des Nachts als Bett dient.

Jeder wählt ſich ſeinen Platz nach eigenem Geſchmacke, und es kommt nie vor, daß die Paſſagiere Häringen gleich zuſammengepreßt werden, während ein anſtoßender Wagen leer bliebe. Die Thüren ſind während der Fahrt nicht verſchloſſen. Die Maſchinenführer ſowie die Zugführer ſind Engländer, das andere Zugsperſonale und die niederen Stationsbeamten Hindu. Reſtauration findet man in allen Stationen, wo der Zug zu einer Zeit einläuft, zu welcher die Engländer zu ſpeiſen gewohnt ſind. Die Preiſe in den Reſtaurationen ſind ziemlich hoch, doch der Zubereitung und Reichhaltigkeit der Mahlzeit entſprechend. Die Getränke, als Flaſchenbier, franzöſiſcher Wein, Sodawaſſer mit Brandy (dieſe in Indien ſo beliebte Miſchung nennen die Engländer Peg — Sargnagel), Champagner ꝛc., werden nur mit einem Zuſatze von Eis ſervirt. Kein Paſſagier darf in das Coupé größere Gepäcksſtücke mitnehmen. Nur ſolche Sachen, welche unter die Bank geſchoben werden können, paſſiren gebührenfrei. Seit neuerer Zeit übernimmt die Bahn auch die Garantie für das aufgegebene Gepäck, was früher nicht der Fall war. Die Tarife für die Weiterbeförderung des Gepäcks ſind ſehr hoch. Ich zahlte für die Aufnahme von ſechs kleinen Inſtrumentenkiſten und zwei Reiſekoffern von Bombay bis Calcutta über 60 fl., während ein Billet I. Claſſe nur 130 fl. koſtete. Die Schnelligkeit der Züge beträgt durchſchnittlich 35 bis 38 Kilometer in der Stunde, und kommt ſomit den europäiſchen Normen nahe.

Die Stadt Naſſik iſt von der Eiſenbahnſtation gleichen Namens 5 (engliſche) Meilen entfernt. Vor der Station erwarteten etliche zweiräderige Karren den Train, um die abſteigenden Paſſagiere nach der Stadt zu bringen. Dieſe Fuhrwerke werden von zwei Maulthieren ohne Zugleinen ſo gezogen, daß ſich ein Joch, welches mit der Deichſel feſt verbunden iſt, zwiſchen Hals und Schulterblatt dem Rücken der Thiere eng anſchmiegt. Vier Sitze, durch die Lehne von einander getrennt, und zwar zwei nach vorwärts, zwei nach rückwärts, bieten für je drei Paſſagiere genügenden Raum.

Die Straße, wie überhaupt alle Kunſtſtraßen Indiens, war vorzüglich. Dieſe z. B. führte in ſchnurgerader Linie nordweſtwärts mit einer Fahrbreite von 9 Meter nach Naſſik und war zu beiden Seiten aufgedämmt. Eine lebende Hecke — meiſtentheils Cactuspflanzen — begleitete ſie. Zunächſt der Hecken war noch eine Terrainbreite von je drei bis vier Meter zur Deponirung des Straßenmateriales reſervirt. Naſſik zählt circa 35.000 Einwohner (zumeiſt Hindu). Obgleich die Mohamedaner auch ihre eigenen

Moſcheen beſitzen, ſo ſind ſie doch in der Minderzahl. In Naſſik leben nur ſehr wenig Europäer, welche die Würdenſtellen der Stadt bekleiden. Für europäiſche Beſucher iſt am Eingange der Stadt ein Unterkunftshaus (bungalow) erbaut, in welchem man gegen geringe Entlohnung übernachten kann und verpflegt wird.

Die Straßen und Gaſſen der Stadt ſind regelmäßig angelegt, die ſteinernen Wohnhäuſer mit kunſtvoll ausgeführten Sculpturen geſchmückt.

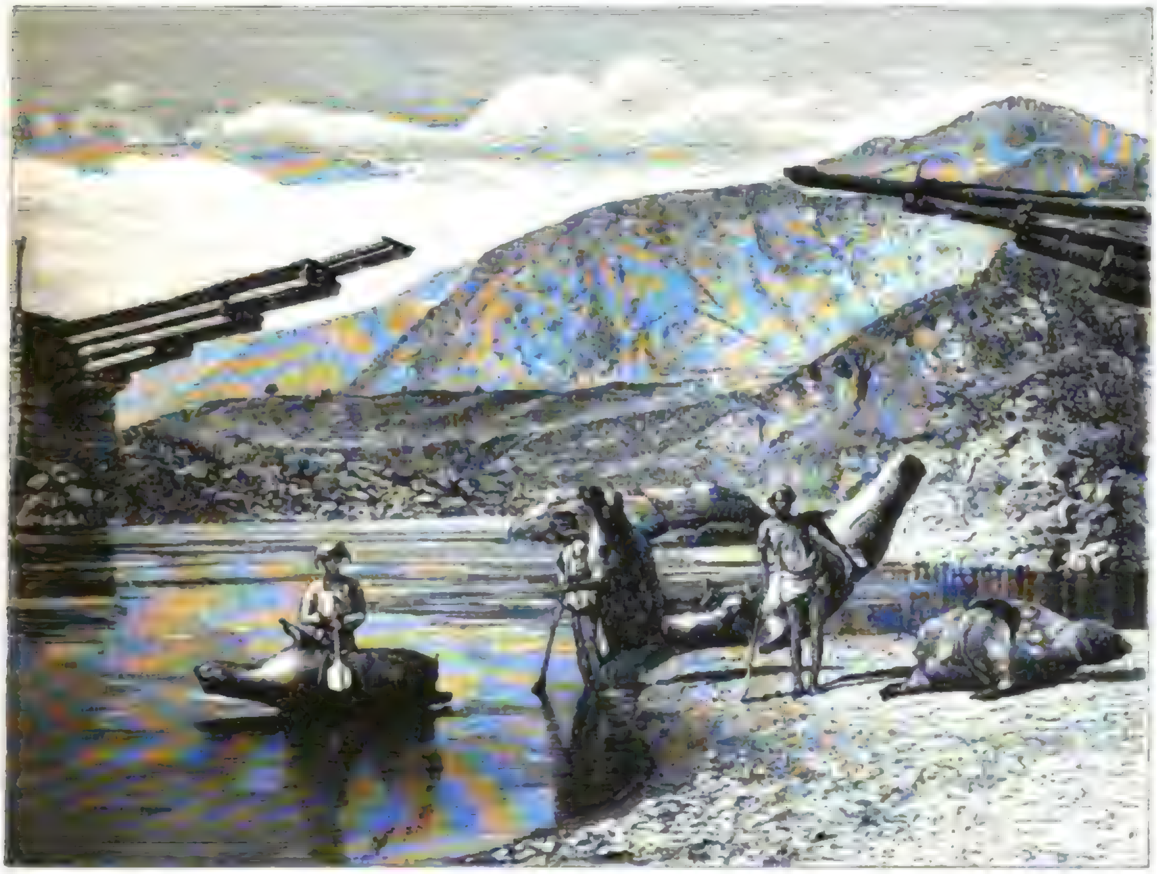
Ueberraſcht blieb ich ſtehen bei dem Anblicke des bewegten Lebens, welches ſich hier abſpielte, um ſo mehr, als ich bis jetzt gewohnt war, indiſche Bauwerke in ihrer Vereinſamung zu ſehen. Was ſich mir beim Anblicke der Elephanta- und der Cannari-Grotten in Bezug auf das vergangene Leben in den Heiligthümern aufdrängte und womit meine Phantaſie dieſe öden Stätten bevölkerte, gewann hier Körper und tauchte an den Steinufern des Godavery-Fluſſes in Wirklichkeit auf.

Tempel an Tempel, aus Baſalt erbaut, von Sculpturen der häßlichſten Göttergeſtalten ſtrotzend, reihen ſich an einander. Auf den Steingängen rings um den Tempel und den runden Pavillons desſelben ſaßen und kauerten alte und junge Hindugeſtalten, in einförmigem Tonfalle ihre Gebete ſprechend oder ſingend, während ein weiß bemalter Prieſter vor dem herrlichen Portale des Tempels einen jungen Stier liebkoſte, welchen ein rothköpfiger (gefärbter) Junge umtanzte und dabei unverſtändliche Laute von ſich gab. Vor einem andern Tempel ſtand ein zweiter Prieſter und hielt der verſammelten Menge in drohendem Tone eine Predigt, wurde aber bald von einem jüngeren verdrängt, welcher es verſtand, die Zuhörer mit ſo freundlicher Miene und einnehmenden Geberden zu feſſeln, daß ich, ohne ſeine Sprache zu kennen, dennoch ſeine Methode, ſeine Theorie begriff.

In der Front des Haupttempels Brahma's hängt eine große Glocke aus Bronze, welche ein Engländer der Stadt ſchenkte und an deren Klang ſich Jung und Alt ergötzt.

Der Godavery-Fluß rinnt in einem künſtlichen Baſaltbett, d. h. es reiht ſich ein viereckiges Becken an das andere und zwiſchen je zweien führt eine natürliche Steinbrücke von einem Ufer zu dem andern. Das Bett des ziemlich breiten Fluſſes, welcher die Stadt mit Waſſer verſorgt, iſt circa 15—20 Meter tief eingeſchnitten und große breite Steintreppen führen zu demſelben hinab.

Unmittelbar neben der Waſſergrenze wurden aus den natürlichen Felsblöcken kleine Häuschen gemeißelt, die in ihrem Innern, ſowie alle anderen in die Felshänge der Ufer gehauenen Grotten, die Kraftſymbole des Gottes Schiwa, die Linga bergen. Dieſe Tempelchen waren hauptſächlich von den Frauen beſucht, welche da Blumen opferten und das Steinbild mit Waſſer begoſſen. In dem graublauen, klaren Waſſer des Fluſſes baden am Morgen und Abend jeden Tages die Hindu unter der Aufſicht der Prieſter. Die flachen Ufer desſelben ſind auch der Lieblingsaufenthalt der ganzen Hindubevölkerung, der Tummelplatz der Kinder.



Flußübergang auf mit Luft gefüllten Thierhäuten.

Wir verließen am nächſten Tage Naſſik und ſetzten unſere Fahrt auf der Bahn fort. Bis Alahabad bleibt die Gegend eintönig, der ebene Boden iſt hier von geringer Fruchtbarkeit, hie und da zerſtreute Reis-, Mais- und Weizenfelder lohnen die mühſame Arbeit des Eingebornen und geben von dem Beſtreben des Menſchen Zeugniß, ſelbſt unter den ungünſtigſten Verhältniſſen die Mutter Erde auszuſaugen. Einzelne Dſchungeln, in denen Tiger von Zeit zu Zeit ihren Tribut an Menſchenleben fordern, die Cobra hinterliſtig den tödtlichen Biß verſetzt, bringen Abwechslung in den Rahmen der Eintönigkeit.

In Alahabad, vor welcher Stadt die Bahn den Gangesfluß auf einer ſoliden Eiſenbrücke überſetzt, beabſichtigten wir urſprünglich, einen Tag zu verweilen. Da uns jedoch ein engliſcher Miſſionär darauf aufmerkſam machte, daß die heilige Stadt Benares des Sehenswerthen mehr biete, ſo änderten wir unſer Programm. Am 22. Jänner erreichten wir um 10 Uhr Vormittags Mogul-Serai, von wo eine Zweigbahn nach Benares führt. Eine Stunde ſpäter hielt der Zug am rechten Ufer des Ganges unter der großen weiten Halle der Eiſenbahnſtation Benares.

Wir mietheten einen Wagen, welcher uns in die Stadt führen ſollte, kamen jedoch nur bis zur Brückenmauth. Der Mauthcommiſſär beanſpruchte hier 2 Rupien (2 Gulden) Ueberfuhrstaxe. Da uns ein ſolcher Betrag zu groß erſchien, ſo wollten wir ſchon unſer Gepäck auf den Rücken nehmen und umkehren. In dieſem Momente machte uns ein freundlicher Herr darauf aufmerkſam, wie leicht es ſei, billig über die Brücke zu kommen. „Bitte, zahlen Sie hier an der Caſſe ½ Pay (Kupferſtück im Werthe eines Neukreuzers). — So! Jetzt geben Sie Ihr Gepäck dem Burſchen, welcher neben dem Kutſcher ſitzt. — Und nun gehen wir!"

Unzählige zweiräderige mit Frachten beladene Ochſenwagen reihten ſich auf der Brücke aneinander und erſchwerten die Paſſage. Dennoch hatten wir das Ufer viel früher als unſer Wagen erreicht, welcher unbefrachtet keine Mauthgebühr zu entrichten hatte.

Die Brücke iſt im Ganzen 770 Schritte lang. Davon entfallen an jedem Ufer 100 Schritte auf einen Erddamm, welcher 1½ Meter über den Waſſerſpiegel hoch, nach jedem Hochwaſſer neu gebaut werden muß; die übrigen 570 Schritte werden von der Schiffbrücke ausgefüllt. Vierzig breite Schiffe von verſchiedener Länge ſind ſo verankert, daß die Brückenbreite durchwegs 8 Schritte beträgt. Das Geländer wird beiderſeits durch ein ſchlaff geſpanntes Seil gebildet, welches von 12 zu 12 Schritten an einem Pflocke befeſtigt iſt.

Die Südufer des Ganges ſind flach, die nördlichen erheben ſich 40 Meter über den normalen Waſſerſtand. Die Straße iſt in den Sandſtein geſprengt und führt ziemlich ſteil zur Stadt. Jenſeits der Brücke beſtiegen wir wieder unſeren Wagen und fuhren an der heiligen Stadt vorüber nach Norden in das vier engliſche Meilen entfernte europäiſche Settlement, wo wir im Hôtel Clark Quartier nahmen.

Benares[*]), die heilige Stadt der Hindus, iſt ſehr alt. Ueber ihre Vergangenheit ſchwebt zwar noch Dunkel, doch hat die Vermuthung berechtigten Raum, daß Benares von den Ariern erbaut wurde. Der Cultus Brahma's, Buddha's und Allah's wechſelten hier miteinander ab, doch während an die einſtige Glanzzeit des Buddhismus nur einige ſchlecht erhaltene Ruinen erinnern, vermochte das Brahmanenthum ſich ſelbſt dem Anſturme des Islams gegenüber glücklich zu behaupten. Die Stadt ſcheint dem Waſſer entwachſen zu ſein. Coloſſale Steintreppen, theils in den Sandſteinufern ausgehauen, theils aufgebaut, führen von dem Grunde des Ganges bis zu den Portalen der Paläſte. Dieſe Stufen ſind der Tummelplatz, der Corſo der Hindu. Hier baden ſie, verrichten ihre Andacht, verhandeln ſie ihre intimſten Privat-Angelegenheiten, verbrennen ſie die Todten, hier iſt endlich der Sammelplatz der großen Bettlerſchaar.

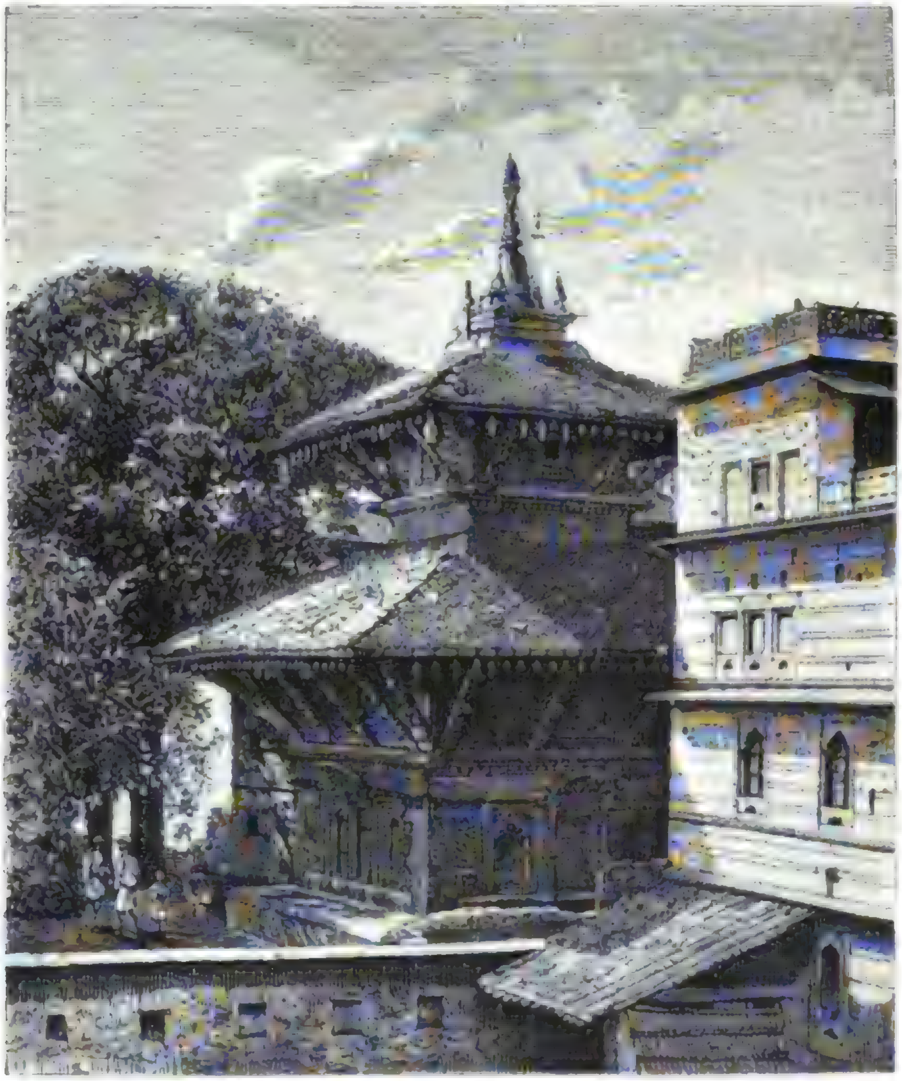
Unmittelbar an die Steintreppen ſchmiegen ſich ſodann die Prachtbauten. Wunderbare, impoſante, märchenhafte Paläſte reihen ſich da im mannigfaltigſten architektoniſchen Schmucke an einander. Grau verwittert ſind die Mauern, uralt iſt der ſtellenweiſe morſche Sandſtein, welcher ſich Block auf Block zu ſchwindelnder Höhe aufthürmt.

Zwiſchen den Paläſten erheben ſich die Tempel Brahma's und Schiwa's, ebenfalls aus Sandſtein und Baſalt erbaut. Alle Tempel enden in Thürme, deren Querſchnitt ein Spitzbogen iſt. Rechts und links der Thürme flattern buntfärbige, mit Goldborden umſäumte Seidenflaggen.

---

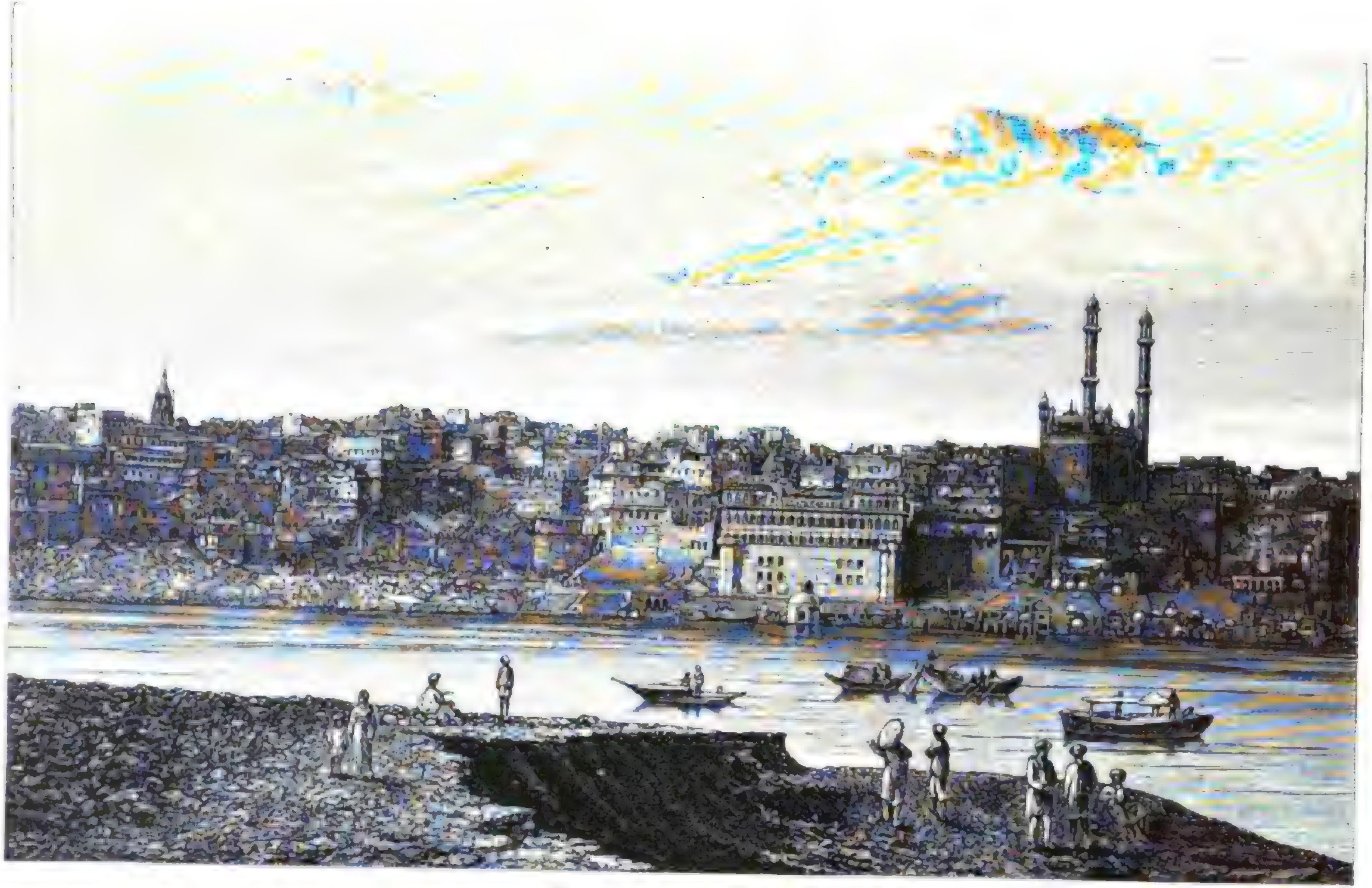
[*]) Benares zählt 175.200 Einwohner, von welchen circa ein Viertel Mohamedaner ſind.

Der Totaleindruck der Stadt, vom Ganges aus geſehen, iſt überwältigend, und muß noch ein weit großartigerer ſein, wenn Feſtfeuer ſich in den Fluthen des heiligen Stromes Ganga ſpiegeln und die Flotte der Gangesſchiffe, ſelbſt unter normalen Verhältniſſen bedeutend, zu einer unabſehbaren Maſſe angewachſen, den Strom bedeckt. Dann erglänzen die vielgeſtaltigen, gebrochenen und geſchwungenen Linien der Monumentalbauten der in Stufen verſchiedener Höhe den Fluß umgebenden Stadt in der Pracht vergangener Tage, in denen einſt Benares der Sitz der Brahminenweisheit und des Sanskritſtudiums war.



Der Tempel der Nepaleſen.

Unſer Führer, ein engliſch ſprechender Hindu, führte uns zuerſt auf das Obſervatorium der indiſchen Aſtronomen, das wir nach Durchwanderung



Benares vom Ganges aus.

Digitized by Google

der engen (1—2 Meter breiten), doch vortrefflich gepflaſterten Straßen erreichten.

Das Obſervatorium wurde im Jahre 1693 von dem indiſchen Fürſten von Jajanagar, Dſcheh-Sing, errichtet, um im Auftrage des Kaiſers Mahomed Schah den Kalender zu corrigiren. Der Rajah, ein gediegener Mathematiker, erledigte die Aufgabe zur vollſten Zufriedenheit des Herrſchers, und ſeine aſtronomiſchen Tafeln, welche er Szij Mahommedſhehy nannte, ſind noch heutzutage im Gebrauche. Wir erſtiegen die Plattform des Obſervatoriums auf 35 Steinſtufen.

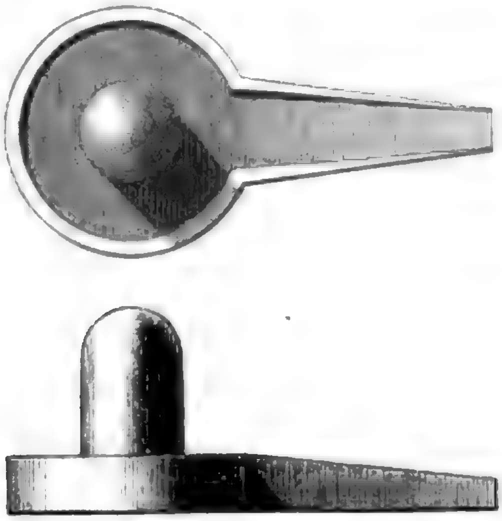
Alle Inſtrumente ſind fix und aus Stein conſtruirt. Wir ſahen da zuerſt das ſogenannte Bittijantra, einen Quadranten von 1½ Meter Höhe, 3° nach Oſt von der Ebene des magnetiſchen Meridians abweichend. Das Inſtrument dient zur Meſſung der Sonnenhöhen und der Zenithdiſtanz der Sonne zur Mittagszeit (Breitebeſtimmung). Zwei andere große Steinkreiſe mit Gradeintheilungen werden zur Zeitbeſtimmung benützt.

Für die Beſtimmung des Stundenwinkels und der Declination eines Geſtirnes ſteht ein großer Kreis in der Ebene des Meridians, umgeben von einem aufgemauerten Horizontalkreis, welcher von 6 zu 6 Minuten in 360 Grade getheilt iſt. Daneben erhebt ſich ein Aequinoctial-Inſtrument, deſſen maſſiver Steinkreis unter einem Winkel von 23 Grad gegen den Horizont geneigt iſt. Die Indier nennen das Inſtrument Narih wila. Zur Beſtimmung des Azimuthes eines Geſtirnes dient ein wallartiger Horizontalkreis, „Diganſajantra", von nahe 5 Meter Durchmeſſer, deſſen Mittelpunkt durch einen Steincylinder markirt iſt.

Nebſt den noch hervorragenden Inſtrumenten: Semratjunta (Aequinoctial-Sonnenuhr) und Kranti-urit (Azimuthalkreis), ſind noch ſo manche Kreiſe unter den verſchiedenſten Winkeln errichtet, die nicht allein aſtronomiſchen Zwecken dienen, ſondern auch dazu berufen ſind, den Aſtrologen Gelegenheit zu bieten, dem neugierigen Hinduvolke Sand in die Augen zu ſtreuen.

Wir ſtiegen auf einer Wendeltreppe zu den Steinufern des Ganges hinab. Durch ein kleines Fenſter des Treppenthurmes erblickten wir auf der Plattform eines gegenüberliegenden Hauſes eine Gruppe von buntgekleideten, im Kreiſe ſitzenden und ſingenden Mädchen.

In der Mitte des Kreiſes tanzte ein Mädchen zu dem Geſange, der gleich dem Tanze ſich in ſehr monotonen Rhythmen bewegte, und wobei das mit einem durchſichtigen, ſchwarzen, mit großen Goldſternen beſäeten Gewebe bekleidete Mädchen mit den Händen für den Uneingeweihten unverſtändliche Bewegungen machte. Unten angelangt, erblickten wir am jenſeitigen Ufer die einer Feſtung ähnliche Reſidenz des entthronten Fürſten von Benares, welcher hier unter Palmen und Bananen mit ſeinen Weibern unzugänglich und abgeſchloſſen von der Welt den Reſt ſeiner Tage verlebt.



Die Linga.

Am Ganges-Ufer ging es lebhaft zu. Die Hindu badeten in den zahlreichen, aus Stein gebauten Baſſins unter prieſterlicher Aufſicht. Unzählige Linga wurden mit Blumen bekränzt und mit Waſſer begoſſen.

Wir promenirten ſtromaufwärts, an den Füßen der herrlichen Paläſte, an welche ſich zahlreiche Legenden und Sagen knüpfen. Endlich ſtanden wir nun vor dem Palaſte des Agenten des Rajah. Die mächtigen Quaderſteine des Baues zeigten die herrlichſten Sculpturen; die Portale ſind groß und ſchwungvoll; kunſtvolle Galerien führen um die Stockwerke, und es ſcheint, als trügen die drei vorſpringenden Säulen den ganzen Bau. An jeder Ecke erhebt ſich ein mächtiger Thurm, welcher ſich oben zu einem runden Holzbalcone erweitert. Oberhalb der Fenſter der letzten Galerie breitet ſich die von einem prachtvollen Steingeländer eingefaßte Plattform des Daches aus. Der Führer zeigte uns hierauf einen anderen wunderbaren Steinpalaſt, welchen ein Bettler von den erhaltenen Almoſen erbaut haben ſoll.

Die einzelnen Tempel in Benares gehören den verſchiedenen Stämmen und Völkern, welche Benares zur Zeit der Wallfahrten beſuchen. Die hohe Bedeutung Benares' als Culturcentrum Hinduſtans ſpricht ſich durch mehr als 1000 Tempel aus, doch ſind ſie von weit geringerer architektoniſcher Schönheit als die Tempel in anderen Theilen Indiens; es gilt dies von dem Aeußeren, das Innere hingegen iſt meiſt durch ſinnigen ornamentalen Schmuck und reiche Sculpturen ausgezeichnet. Mehr als 20.000 Prieſter verſehen in ihnen den Dienſt der Götter. Wir beſichtigten den Tempel der Nepaleſen. Dieſer, mit den mannigfachſten Ungethümen vor dem Eingange, iſt aus Holz erbaut. Seine Außenſeite iſt mit vorzüglich ausgeführten Schnitzereien, durchwegs lascive Scenen darſtellend, bedeckt. In der Nähe dieſes Tempels befindet ſich die große Steinfigur des Gottes Kriſchna; weiter aufwärts eine zweite ähnliche Steinfigur des Gottes Bhim-ſing.

Die heilige Stätte für das Verbrennen der Leichen iſt ein freier Platz unterhalb des nepaleſiſchen Tempels an den Fluthen des Ganges (hinduſtaniſch Gunga gih). Das Feuer der von den Angehörigen der Verſtorbenen errichteten meterhohen Scheiterhaufen züngelt hier faſt ununterbrochen empor. Von einer Holzſchichte bedeckt, liegen die von dürftigen Gewändern umhüllten Leichen. Dichter Qualm ſteigt in die Höhe. Bald iſt die obere Schichte Holz verzehrt und der nackte Leichnam ſchmort halbverbrannt auf den glühenden Kohlen. Nun kommen die nächſten Anverwandten, welche bisher auf den Steinſtufen ſitzend, ſtumm zuſahen, mit langen Bambusſtöcken zu dem Scheiterhaufen und ſchlagen auf den Leichnam. Dunkler, übelriechender Rauch verpeſtet die Luft. Es iſt bereits Nacht geworden und ſo geben die ſprühenden Funken der Procedur ein noch unheimlicheres Gepräge.

Iſt das Feuer ausgebrannt, ſo gießt man auf die Ueberreſte des Scheiterhaufens Waſſer, und erſt am andern Morgen ſuchen die Hinterbliebenen nach einzelnen, ſchwarzen Knochen, welche in einer Urne beſtattet oder aufgehoben werden. Die vielen Holz- und Steinpflöcke am Verbrennungsplatze ſind Erinnerungszeichen an jene Weiber, welche ſich in früherer Zeit, wenn der verſtorbene Mann verbrannt wurde, in die Flammen ſtürzten und freiwillig ſtarben. Der Einfluß der Engländer ſchaffte dieſe Unſitte ab; trotzdem kommt es noch häufig vor, daß die Hindu-Frauen den Tod aufſuchen. Wenn nach den Regengüſſen im Sommer der Ganges ſteigt, ſo ſetzen ſich ſolche Candidatinen auf die unterſten Steinſtufen und warten hier ſo lange, bis ſie endlich von einer Welle in die Tiefe geriſſen werden.

Das Sündenbad iſt ein großes, viereckiges Baſſin. Zwanzig Treppen führen vom Rande zur Waſſerfläche in die Tiefe. Hier waſchen ſich jene Leute, welche ſich unter Aufſicht der Prieſter von allen Sünden reinigen wollen.

Auf dem Heimwege erblickte ich in den Wellen des Ganges ein tanzendes Lichtchen. Der Führer wies auf eine auf dem Waſſer ſchwimmende Oellampe und erklärte uns die Bedeutung derſelben. Frauen, deren ſehnlichſten Wunſch Schiwa, trotz inbrünſtiger Bitte, unberückſichtigt ließ, faſten vierzehn Tage lang vor dem nächſten Neumonde. Zur Zeit des Neumondes übergeben ſie die Lampe dem heiligen Ganges und leben hierauf die nächſten vierzehn Tage in Saus und Braus, und mit Sicherheit ſehen ſie nunmehr der Erfüllung ihrer Wünſche entgegen.

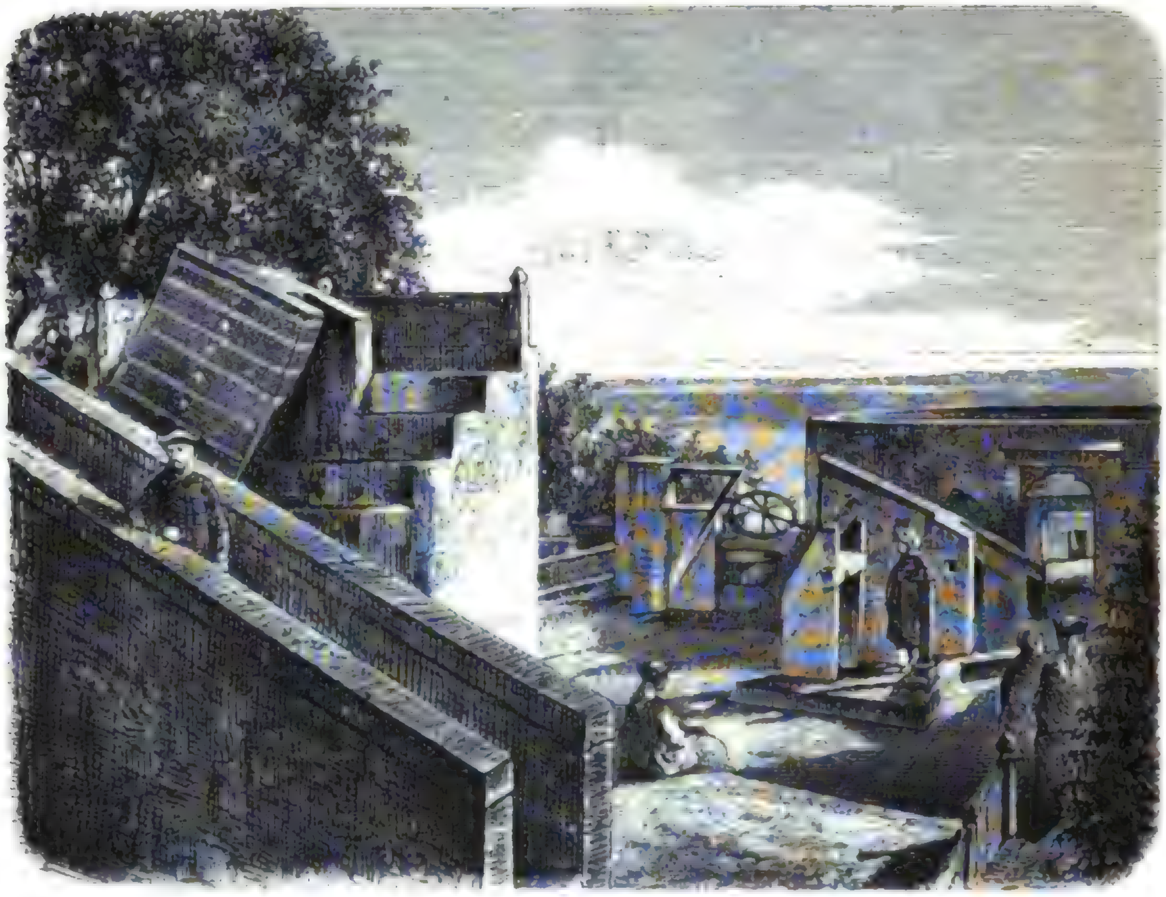
Die Hindu benützen als Verkehrsmittel zweiräderige, mit Pferden beſpannte Karren, ſogenannte Ekka. An denſelben ſind Glocken und Schellen angebracht, welche beim Fahren einen betäubenden Lärm verurſachen. Das Geräuſch dient zur Verſcheuchung der Cobra (Brillenſchlange), deren es in und um Benares eine Menge gibt. Auf dem Lande, wo der Poſtverkehr durch Läufer bewerkſtelligt wird, tragen dieſe am Rücken das Briefpacket und ſchwingen mit der Hand eine große Glocke, ebenfalls zum Schutze gegen die gefürchtete Schlange. In letzter Zeit geſchah es nun, daß in Myſore unter den Poſtläufern ein Strike ausbrach. Die Urſache desſelben war ein Tiger, welcher, durch die Glockentöne angelockt, ſich durch geraume Zeit den täglich vorbeilaufenden Poſtboten zum Mahle auserkoren hatte. Der freche Räuber wurde zwar entdeckt und erlegt, doch ſeither wird der Poſtverkehr in Myſore ohne Glockengeklingel beſorgt.

Am Morgen des 23. Jänner beſuchten wir den Affentempel in Benares. Je näher wir dem Heiligthume kamen, deſto lebhafter wurde es auf der Straße. Wohin wir unſere Blicke wandten, ſahen wir Affen, welche die Bäume erkletterten oder auf den Häuſergeſimſen ihre luſtig-tollen Streiche ausführten. Eine Hindu-Muſik brachte auf einem Balcone vor dem Tempel den Affen den Morgengruß. Am Eingange ſtanden Verkäufer von Früchten und luden die Beſucher ein, den Thieren Näſchereien zu reichen. Wir bedachten die 300 Affen, welche den Tempel belebten, mit einigen Mandeln und Bohnen, die wir unter ſie warfen. Ein unbeſchreibliches Durcheinander war die nächſte Folge, und ſelbſt der Affenkönig vergaß für einen Moment ſeine Würde. Er drängte ſich in den lebendigen Knäuel mit dem erfolgreichen Bemühen, die größten Kerne für ſich zu gewinnen. Der Affenkönig war ein alter, großer Schimpanſe, welchem die Zunge altersſchwach durch die Zahnlücken hervorhing. Aber er ſchien zu wiſſen, daß er König war, denn ſein Benehmen den anderen, kleineren Thieren gegenüber war, wenn auch nicht gerade achtunggebietend, ſo doch herablaſſend, mitunter ſogar wegwerfend.

Die Affen bewohnen kleine Ställe, die in der Runde erbaut ſind. Des Königs Quartier iſt bedeutend größer als die der übrigen, aber durchaus nicht reiner. In der Mitte des Tempels befindet ſich eine kleine Capelle mit dem Bilde des Gottes Durga. Des Gottes Geſicht gleicht der aufgehenden Sonne und ſein Kleid glänzendem Bleche. Er iſt der Beſchützer der Affen und ihm ſind die luſtigen Thiere indiſcher Waldeinſamkeit geweiht.

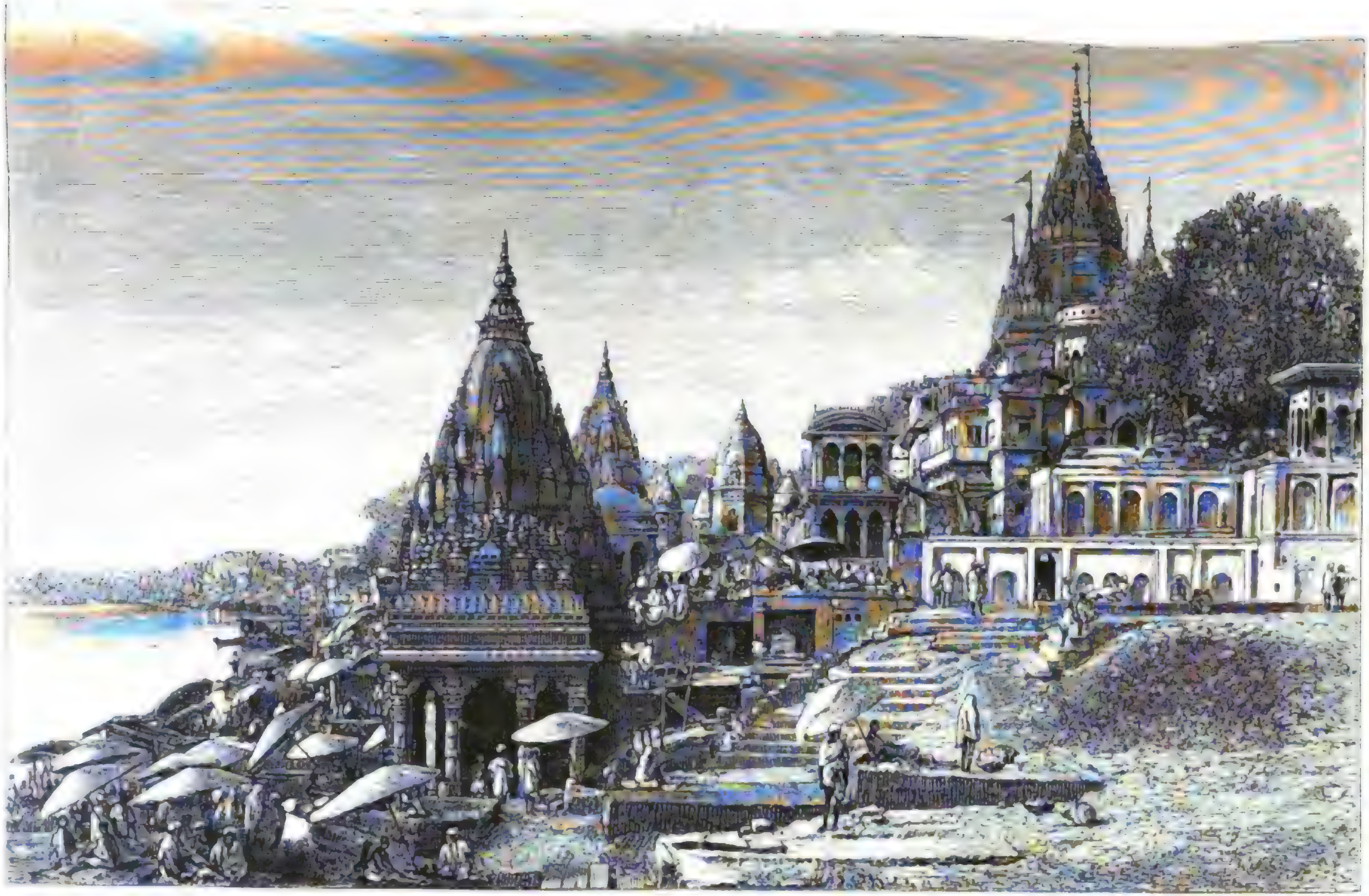
Durch die engen Gaſſen des Bazars gelangten wir zu dem großen, goldenen Tempel des Gottes Schiwa. Vorerſt beſtiegen wir eine Tribune vis-à-vis des Tempels, von wo wir die beiden vergoldeten Steinthürme desſelben anſtaunen durften. Doch ein aus zwei großen Trommeln und einer Glocke zuſammengeſetztes Orcheſter verjagte uns bald von dem ſchönen Platze und wir betraten, von einem indiſch-engliſchen Conſtabler geleitet, das Innere des Tempels. Hunderte und Hunderte andächtiger Hindu waren anweſend und drängten ſich zu den Opferſtellen. Zwiſchen ihnen tauchte hie und da ein junger oder alter Stier auf, Thiere, welche ſozuſagen die Macht Schiwa's repräſentiren und die Lieblingsthiere dieſer Gottheit ſind. Sie ſehen gut genährt und fett aus, wie die Prieſter, und genießen den Vorzug, daß ſie an Altersſchwäche ſterben. Eine Stierſtatue aus ſchwarzem Marmor war ein Anziehungspunkt für die Andächtigen. Der Stier wurde mit Blumen überſchüttet und mit Waſſer begoſſen, das aus einem nebenan befindlichen Brunnen geſchöpft wurde.

Die nackten Hindu wuſchen ſich mit dem Brunnenwaſſer, worauf ein fettleibiger Prieſter deren Stirnen mit weißen Strichen bemalte. Manchmal zieht ſich ein ſolcher Strich auch längs der Naſenkante wie ein Heftpflaſter bis zu den Oeffnungen. Die Andächtigen ſaßen ſingend und betend auf Steinbänken rings um den Brunnen; hier bemerken wir eine lebensgroße Stierſtatue aus Baſalt, auf welcher Gott Schiwa reitet, nebenan eine andere Steingruppe: Schiwa umarmt ſeine Gemalin.



Obſervatorium.

Der Hauptſammelplatz war eine Quelle in einer kleinen Baſaltcapelle. Auf dem Waſſer ſchwammen Roſenblüthen und andere friſche Blumen. In



Tempel in Benares.

Digitized by Google

Digitized by Google

der Mitte ragte der Cylinder einer Linga über das klare Waſſer. Jeder wollte den Stein berühren, Alle ihn mit Waſſer begießen und mit Blumen beſtreuen. Ankommende drängten die Opfernden hinweg; hier beſchwichtigte der nackte, feiſte Prieſter den Jammer eines Unglücklichen, dort jubelte man einem jungen Stiere freudig entgegen — es war ein Bild vergangener Zeiten, vergangener Welten.

Ueber alle Tempel und Prachtbauten ragen, ſchlank wie zwei himmelanſtrebende Tannen, die zwei Minarets der Aurungſib-Moſchee, der ſchönſten und reichſten unter den 300 Moſcheen, ein Juwel von Benares. Wir beſtiegen einen der Thürme. Dieſelben ſind achteckig, der Durchmeſſer beträgt 2·33 Meter, die Mauerdicke 36 Centimeter. Ein halbwegs corpulenter Mann muß demnach verzichten, auf der Wendeltreppe die Höhe von 45 Meter zu erreichen. 130 Stufen führen zur Plattform des wunderbar ſchlanken und dennoch feſten Thurmes hinauf, von welcher man den herrlichſten und einzigen Ueberblick über die von engen Straßen durchzogenen inneren Theile der Stadt und ihre Umgebung erhält. (An klaren, reinen Morgen ſoll man ſogar das Himalaya-Gebirge erblicken.) Alle Häuſer ſind dächerlos und haben ſtatt des Daches eine ebene, ſchön gepflaſterte Terraſſe. Die üppige Vegetation in der Mitte der Stadt (Palmen, Orangen, Mandeln, Bananen ꝛc.) verleiht dem Bilde einen anheimelnden Charakter.

Im Bazar werden Götterbilder der überſpannteſten Phantaſie, Schalen, Teller, Vaſen ꝛc., in Kupfer ciſelirt, um geringes Geld zum Kaufe angeboten.

Noch am ſelben Tage verließen wir Benares, fuhren nach Mogul Serai und von dort mit dem Eilzuge nach Calcutta, wo wir am 24. Jänner 1878 anlangten. Wir begaben uns ſogleich in das Great Eaſtern-Hotel, in welchem wir uns vorläufig mit einem Maſſenquartiere begnügen mußten. In der erſten Nacht wurden mir ſchon 50 Rupien geſtohlen, ob von einem Zimmercollegen oder von einem Hoteldiener, das konnte ich nicht erfahren. Am zweiten Tage erſt erhielten wir ſeparirte Zimmer.

III.

Von Calcutta nach Singapore.

Die Stadt. — Kitmegarwirthſchaft. — Nach Norden. — Soldatenleben in Indien. — Siligori. — Die Terai. — Waldbrände. — Dardſchiling. — Die höchſten Berge der Welt. — Der Tigerhügel. — Ein buddhiſtiſches Kloſter. — Eine einſame Theepflanzung. — Ritt auf dem Elephanten. — Ein Onkel aus Amerika. — Das Klima in Calcutta. — Ein ſonderbarer Freundſchaftsbund. — Der Hindumarkt. — Eine Tigerjagd des Grafen Széchenyi. — Abreiſe von Calcutta. — Die Schiffsgeſellſchaft. — Penang. — Singapore.

Calcutta, die Hauptſtadt des Kaiſerthums Indien, liegt am linken, die Vorſtadt Howrah (ſpr. Haura) mit der Haupt-Eiſenbahnſtation gleichen Namens am rechten Ufer des ſelbſt von größeren Dampfern befahrenen Hugliflusſes*). Eine ſchöne Steinbrücke verbindet beide Städte. Calcutta beſteht aus der europäiſchen Stadt (am Flußhafen) und der „ſchwarzen“ Stadt der Eingebornen. Der europäiſche Stadttheil ſteht, was Styl im Bau, Größe der Häuſer und Schönheit der Gaſſen betrifft, Bombay weit nach. Selbſt der Palaſt des Vicekönigs, ein weitläufiges, luftiges Steingebäude, von einem Garten umgeben, entfaltet nicht die übliche indiſche Pracht im Aeußeren. Das Innere freilich imponirt durch den Reichthum und Luxus der Marmorſäle und Gemächer. — Die Stadt der Eingebornen ſchließt ſich dem europäiſchen Stadttheile an und beſteht aus kleinen Bambu- und Lehmhütten, die regellos erbaut, eine Unzahl von Gäßchen bilden, ein Labyrinth für jeden Fremden, der ſich ohne Führer tiefer hinein wagt.

Niemals zuvor ſah ich eine ſolche Menge von Diamanten und Edelſteinen aller Art, ſo viel Gewicht an Gold und edlem Metalle, wie in den

---

*) Von den 892.400 Einwohnern Calcutta's ſind nur 10.500 Europäer.

Verkaufsläden der engliſchen Juweliere von Calcutta. Calcutta genießt den Ruf, der wichtigſte Handelsplatz von Aſien zu ſein, doch behaupten die Kaufleute von Bombay, Calcutta den Rang abgewonnen zu haben. Der Exporthandel umfaßt hauptſächlich Thee, Baumwolle, Seide, Indigo ꝛc.

Aufwartungen bei Mr. Voigt, dem Stellvertreter des öſterreichiſch-ungariſchen Conſuls, bei General Walker, dem Superintendenten des geographiſchen Inſtitutes, bei Mr. Eiſenloor, dem deutſchen Conſul, und bei mehreren anderen Herren, Beſuche des reichhaltigen zoologiſchen und des wunderbaren botaniſchen Gartens, endlich des Abends Spaziergänge im Edengarden, woſelbſt ſich abwechſelnd eine europäiſche oder Eingebornen-Militärmuſik producirte, nahmen ſo viel Zeit in Anſpruch, daß eine Woche bald verflogen war.

Herr Loczy hatte ſchon in Bombay das Project eines Ausfluges in das Himalayagebirge mit Graf Széchenyi beſprochen; ich beſchloß, Loczy bis Dardſchiling zu begleiten. Ein geborner Wiener, nun Amerikaner, Mr. Loyd-Mayer, ſchloß ſich uns an, und am 6. Februar verließen wir Calcutta.

Vor der Abfahrt vom Hotel ſtellten ſich bei zwanzig Diener der Reihe nach auf, als hätte ich ein Vermögen zu vergeben. Die braunfarbigen Diener nennt man hierzulande Kitmegar, ihr Treiben iſt entſetzlich. Wer zum erſten Male ein indiſches Hotel betritt, wird zur Annahme verleitet, es ſei dies nur ein Aſyl für Obdachloſe. In ein langes, bis zu den Knöcheln reichendes weißes Baumwollgewand gehüllt, welches durch einen Leibriemen feſtgehalten wird, lungern die Kitmegar auf jeder Stiege, in jedem freien Winkel des Gebäudes. Als Kopfbedeckung fungirt ein runder Hut mit dicker Korkkrämpe und einem kleinen, runden Deckel aus durchſichtigem Gewebe. Die Beſchuhung fehlt. Nebſt vielen lobenswerthen Eigenſchaften haben die Kitmegar die Untugend, zu ſtehlen, und zwar nicht allein mit den Fingern, ſondern auch mit den unglaublich beweglichen Fußzehen.

Wehe dem Unerfahrenen, der einen Ring fallen ließe. Der Kitmegar wird ſicherlich das ganze Zimmer durchſuchen, um den verlornen Ring zu finden, aber ebenſo ſicher denſelben, welchen er ſchon längſt zwiſchen den Zehen feſthielt, unbemerkt aus dem Hauſe bringen, trotzdem, daß alle Diener, bevor ſie das Hotel verlaſſen, vom Babu (Portier) viſitirt werden. Wer da glaubt, daß das freundlich unterwürfige Weſen, das Beſtreben, Sympathie wachzurufen, gleichbedeutend mit einer gewiſſen Anhänglichkeit ſei, irrt, nur das „Bakſchiſch“ (Trinkgeld), nur die Ausſicht, mehr Geld herauslocken zu können, iſt der Motor aller ihrer Worte und Thaten.

Nehmen wir an, es ſei Eſſenszeit im Great Eaſtern-Hotel. An der langen Tiſchtafel iſt für 60 Gäſte gedeckt. Achtzig Kitmegar bedienen, und doch ſcheinen ſie der Aufgabe nicht gewachſen zu ſein. In einer langen Reihe betreten ſie nach dem zweiten Glockenſignale den Speiſeſalon; ein alter, graubärtiger Kitmegar führt den Zug an. Er trägt einen Eßlöffel, der zweite und dritte desgleichen, der vierte bringt ein leeres Glas, um dazu ſpäter eine Flaſche Bier zu holen, dann kommt einer mit einem Teller, der nächſte mit einem Meſſer; ja ſogar einer mit einem Kaffeelöffelchen, zu welchem er dann die leere Taſſe bringt, welche er wieder wegträgt, um ſie mit Thee füllen zu laſſen.

Der Zug nach Dſchulpaigore (Julpigore) (die Bahn iſt nun bereits bis Siligori ausgebaut) ging um 11 Uhr Vormittags ab. Wir flogen durch die in der Nähe Calcutta's reich cultivirte Ebene. Ueppige Gärten, die Sommerwohnungen der Engländer umrahmend, wechſeln mit wilden Dſchungeln ab. Kleine Teiche in Hülle und Fülle nehmen ſich in dem Grün der Felder und Wieſen recht anmuthig aus; doch beſitzt das tropiſche Grün nirgends den ſaftigen Ton der Heimat, es ſpielt mehr in das Gelbe oder Graue. Die herrlichen Datteln, Palmen, Bananen und Bambubäume entzücken uns des Abends weit mehr, als im hellen Sonnenſcheine. Die Tageshitze verleidet nur zu oft den wirklichen Naturgenuß.

Die vielen Teiche entſtanden meiſtentheils durch das Ausheben von Materialgraben, bei deren Anlage man in der Tiefe von 2—4 Meter überall auf Grundwaſſer ſtieß. Das Waſſer dieſer Teiche dient zumeiſt zur Bewäſſerung der angrenzenden Felder, und gelangt zu dieſen, indem die Leute einen geflochtenen Korb, welcher auf zwei Bambuſtöcken angebunden iſt, wie eine Schaukel hin und her ſchwingen. In der tiefſten Lage füllt ſich der Korb mit Waſſer, in der höchſten iſt er wieder leer.

Bei Modunpore dehnte ſich im Weſten der Strecke ein großes militäriſches Zeltlager aus. Ein einheimiſches Regiment hatte es bezogen. In der Nähe

Calcutta's waren die Krieger anſtändig adjuſtirt und mit Hinterladern bewaffnet; weiter nordwärts ſah ich einheimiſche Recrutenabtheilungen beim Exerciren, die faſt nichts am Leibe hatten und nur mit Pfeil und Bogen ausgerüſtet waren.

Die bei der indiſchen Armee im Dienſte ſtehenden Officiere ſind in der Mehrzahl Engländer. Sobald ſelbe durch ſechzehn Jahre in Indien dienten, erhalten ſie den Anſpruch auf volle Penſion und die meiſten kehren dann heim. Der Friedensdienſt iſt gerade kein anſtrengender. Vielleicht eine Stunde lang Exercitium am frühen Morgen, eine kleine Parade bei Sonnenuntergang iſt Alles. Die engliſchen Soldaten ſind Söldlinge und beſonders diejenigen, welche nach Indien kamen, machen Anſpruch auf eine gewiſſe Commodität. Jeder Soldat darf heiraten, und die meiſten Unterofficiere beſitzen Familie. Die Quartiere der Mannſchaft ſind beneidenswerth luftig und rein. Die Unverheirateten bewohnen zu zwei ein Zimmer, die Verheirateten ſelbſtverſtändlich größere Wohnungen. Sowohl die Mannſchaft als das Officierscorps wirthſchaften gemeinſam für ſich.

Wo Engländer leben, iſt es Sitte, zu beſtimmten Tagesſtunden gemeinſam zu ſpeiſen, und zwar um 9 Uhr breakfast — Frühſtück (fish, Mutton chops, Irish stew — cold Mutton — cold beef etc. — Reis and curry — Jam and butter, thee), um 1 Uhr luncheon, oder wie es in Indien benannt wird, tiffin (zweites Frühſtück, beſtehend aus kalten Speiſen, Salat und Käſe), um 7 Uhr dinner (beſtehend aus ſieben bis acht Gängen). So ſpeiſen die Gäſte im Hotel. Beim Militär dürfte das Menu einige Streichungen erleiden.

Wenn auch die Bezüge der Soldaten verhältnißmäßig groß erſcheinen, ſo dürfen wir nicht außer Acht laſſen, daß die Preiſe der Lebens- und Genußmittel im Vergleiche zu den europäiſchen exorbitante ſind. Es beziehen: der Lieutenant II. Claſſe 250 Rupien, der Lieutenant I. Claſſe 300 Rupien, der Capitain 500 Rupien, der Major 700 Rupien, der Colonel 1000 bis 1200 Rupien monatlich. Die Soldaten und Unterofficiere erhalten nebſt der Bekleidung an monatlicher Gage 60 bis 100 Rupien.

Im Lager bei Modunpore ſah ich zum erſten Male eine größere Anzahl von Kriegselephanten, die gerade damit beſchäftigt waren, ihre aus Zuckerrohr beſtehende Mahlzeit zu verzehren.

Gegen 5 Uhr Abends erreichten wir die Endſtation der breitſpurigen Bahn Damogdea am rechten Ufer des Ganges. Die Eiſenbahn iſt hier unterbrochen und wir beſtiegen das Dampfboot, welches bereits den Zug erwartete. Nach 50 Minuten Waſſerfahrt landeten wir am linken Ufer des Stromes bei der Bahnſtation Sara. Von nun an iſt die Eiſenbahn ſchmalſpurig, mit keiner breiteren Baſis, als beiſpielsweiſe die Lambach-Gmundner Bahn.

Von Dſchulpaigore, einem kleinen ärmlichen Orte, den wir um 7 Uhr Morgens erreicht hatten, ſetzten wir die Reiſe auf einem Ochſenwagen fort. Zwei kleine, abgemagerte, höckerige Ochſen wurden einem zweiräderigen maſſiven Karren vorgeſpannt. Das ſchleichende Tempo der Fahrt bewog uns nach einer Stunde, auf die weitere Bequemlichkeit zu verzichten und zu Fuß die Wanderung fortzuſetzen; Mayer auf der Straße, Loczy und ich längs des Ufers des Fluſſes Tiſta im Oſten der Straße.

Der in der ſüdlichen Himalayakette entſpringende Fluß iſt hier 7 bis 8 Meter tief in der Ebene eingeſchnitten, die Thalſohle iſt circa 60 Schritte breit. Die Tiefe des Waſſers war ſo gering, daß der Fluß überall zu durchwaten war. In der Regenzeit aber füllt er ſein ganzes Bett aus und überſchwemmt nicht ſelten die Ufer. Am Uferrande lag ein todter Hindu. An 20 Adler und Lämmergeier delectirten ſich an ſeinem Leichnam. Ich ſchoß den Revolver nach den Beſtien ab, ſie aber ließen ſich nicht ſtören. Etwas abſeits dieſes grauenhaften Bildes erblickte ich die erſte freie Brillenſchlange. Ich wollte in einem Gebüſche nach Käfern ſuchen. Plötzlich wurde ein Aſt lebendig, ziſchend erhob die Schlange den Kopf und blähte den Hals mit der Brillenzeichnung auf. Alles das währte eben nur einen Moment, denn die Schlange verſchwand blitzſchnell in einem Erdloche.

Die Hitze ermüdete mich ſehr und um 2 Uhr beſtieg ich wieder den Karren. Der auf natürlichem Boden tracirte Weg führt bei dem Mangel an Brücken durch die vielen kleinen Gebirgswäſſer (nulla), welche die Straße durchkreuzen. Die Nulla ſind meiſtens 8—10 Meter tief eingeſchnitten, es war daher für die Zugthiere ein fürchterliches Stück Arbeit, ſolche ſteile Strecken zu überwinden. Der Kutſcher eiferte die Thiere unter lautem Geſchrei an und ſtach ſie beſtändig mit einem ſpitzen Stocke in den Rücken, ſo daß ſchließlich das Blut ſtrömend herabfloß.

Um 5 Uhr lagerten wir am Uferrande einer Nulla. Neben uns exercirte eine Abtheilung indiſcher Gebirgsſoldaten. Faſt nackt vollführten ſie die Gelenksübungen, welche ein intelligent ausſehender Schwarzer engliſch commandirte. Die Bewaffnung der Soldaten beſtand aus großen Meſſern, welche ſie in einer Scheide im Gürtel trugen, dann aus Pfeil und Bogen. In der Handhabung des letzteren entfalteten ſie eine große Geſchicklichkeit, und mancher der Krieger erlegte mit der Thonkugel, welche die Bogenſehne hinausſchleuderte, einen Vogel im Fluge. Eine Frau bereitete unter einem ſchattigen Tamarindenbaume das aus Reis beſtehende Mittagmahl der Krieger. Bei den buddhiſtiſchen Gebirgsbewohnern ereignet es ſich häufig, daß 5—10 Männer nur eine Frau haben. Sie thun dies aus Erſparungsrückſichten.

Aus den nahen Ortſchaften kamen Männer und Frauen, um in dem Fluſſe zu baden. Die Männer grüßten uns freundlich mit den ſinnigen Worten: Salam sab! (Friede, Herr!) Der Mann beugt das rechte Knie zur Hälfte, wendet den Körper gegen den Gegrüßten und berührt mit der rechten Hand zwei Mal die Stirne, indem er den Kopf neigt.

Nach einer weiteren Fahrt von 17 Stunden erreichten wir Siligori und fanden in einem ſogenannten Bungalow, einem der von den Engländern in Indien zur Unterkunft der Reiſenden aus Holz erbauten Häuſer, ein ziemlich comfortables Quartier.

Aus ſanitären Rückſichten, zum Schutze gegen Bodenausdünſtungen, Schlangen und Ungeziefer, ruhen die Gebäude auf Pfählen einen Meter über dem natürlichen Boden. Die Häuſer ſind nur ebenerdig und mit Bamburohr eingedeckt. Auch hier fanden wir die Kitmegar ebenſo unterwürfig wie zudringlich. Wir waren ſo glücklich, in den finſteren Localitäten (die nie geſchloſſen werden) Betten aufzufinden. Am nächſten Morgen brachen wir wieder auf. Wir gingen zu Fuß und das wenige Gepäck trug ein Mauleſel. In ſchwachen Contouren erblickten wir im Norden die Berge — die Ausläufer des Himalaya-Gebirges.

Nach einigen Stunden ſchon war der Wechſel in der Landſchaftsſcenerie ein auffallender geworden, die ſchlanke Fächerpalme, welche in großen Beſtänden die Ebene von Bengalen ſchmückt, wurde immer ſpärlicher, im Norden hingegen tauchten auf den Ausläufern der dicht bewaldeten, wellenförmige Rücken bildenden Maſſen der Himalaya-Vorberge, das üppige Niederholz in unvergleichlicher Schlankheit überragend, Bambu und Salbäume auf. Wir ſtanden nun am Südrande der Terai, jener Region, welche in der wechſelnden Breite von 10—15 engliſchen Meilen ſich als ein außerordentlich vegetationsreicher und feuchter Gürtel um den Südfuß des Himalaya ſchlingt und durch ihre gefährlichen, das ſogenannte Tſchungelfieber erzeugenden Miasmen als eines der ungeſundeſten Gebiete der Erde gefürchtet iſt. Als ich im Jahre 1872 in Siebenbürgen einen Vortrag Schlagintweit's über die Terai zu hören Gelegenheit hatte, konnte ich wohl kaum ahnen, daß ich dieſe gefürchtete Region ſechs Jahre ſpäter ſelbſt betreten würde. Einſt mögen die Schrecken und Gefahren dieſes Fiebergürtels kaum das Paſſiren desſelben geſtattet haben, heute haben bedeutende Lichtungen des Teraiwaldes längs der Route von Siligori nach Dardſchiling die gefährlichen Ausdünſtungen wohl gemildert, nur dort, wo in den verſumpften Tiefgründen und Urwaldſchluchten dichtes Niederholz und eine in erſtaunlicher Ueppigkeit entwickelte tropiſche Vegetation den ſtets feuchten Humusboden deckt, entſteigen demſelben noch immer jene tödtlichen Ausdünſtungen, deren Wirkung der Reiſende insbeſondere nach Sonnenuntergang ausgeſetzt iſt. Der Uebergang von der Ebene Bengalens zur Terai iſt auch noch ſehr deutlich durch das immer häufiger auftretende Sandgerölle ausgeprägt, das für die Eroſionskraft des Waſſers ſtumm, aber eindringlich genug ſpricht. Auf den erſten Blick vermögen wir nicht die Gefährlichkeit der Terai zu erkennen, uns fällt ſogar die geringe Waſſermenge und der trockene Zuſtand des Bodens auf, wir vermiſſen den Modergeruch, wie er z. B. den Mangle-Ufern der tropiſchen Küſten entſteigt. Dieſe Trockenheit iſt indeß nur Täuſchung, ſchon in geringer Tiefe ſteht fauliges Waſſer, welches durch das Geröll der oberſten Bodenſchichte ausdunſtet und die Luft inficirt.

Nach Kurſiong, welchen Ort wir zunächſt erreichen mußten, führen zwei Wege, wir wählten den kürzeren Reitweg durch die Tſchungeln. Unſere

Ueberraſchung war keine geringe, als in dem von zahlloſen 100—120 Fuß hohen Bäumen überragten, üppigen Niederholze und Bambudickicht, den Schlupfwinkeln des Tigers und Panthers, des wilden Elephanten und der größten giftigen Schlangen Indiens, ein unheimliches Kniſtern und Praſſeln an unſer Ohr ſchlug. Die erdrückende Schwüle und Hitze ließ uns nicht lange über die Urſache des Geräuſches im Zweifel — es war ein Waldbrand. Das Schauſpiel zu beiden Seiten der Straße war ein großartiges. Aus den vom leiſen Winde wellenförmig geſtalteten oberen Rändern des Flammenmeeres erhoben ſich im unterbrochenen Feuerregen Feuerwerkskörpern gleich leuchtende Rohrſtengel des Bambu, glimmende Rieſenblätter. Der Effect ſteigerte ſich, wenn eine neue Gruppe ſchlanker Bambu, vom Feuer ergriffen, exploſionsartig aufflackerte. Stößt der Feuerherd endlich auf ausgedehnte ſumpfige Stellen, ſo erlöſcht der Brand von ſelbſt.

Die Sonne ging eben unter, als wir das maleriſch gelegene Punkabari am Nordrande der eigentlichen Terai erreicht hatten und im Bungalow unſer Nachtlager aufſchlugen. Die Vegetation iſt auch hier von überraſchender Ueppigkeit. Der Thee gedeiht hier vorzüglich und der Preis eines engliſchen Pfundes beträgt an Ort und Stelle eine Rupie. Zur Erleichterung des Betriebes der Pflanzungen fangen die Theepflanzer wilde Elephanten, indem ſie ein zahmes Weibchen ausſenden, welches den wilden Elephanten zur Pflanzung bringt, wo er gefeſſelt und ſpäterhin gezähmt wird. Der Kaufpreis eines Elephanten beträgt bis 4000 Rupien, doch lohnt ſich die Anſchaffung und Erhaltung (welche täglich 5 Rupien koſtet) eines ſolchen Thieres reichlich durch die Kraft und Geſchicklichkeit, den Fleiß und das hohe Alter, welches das Thier erreicht.

Am 8. Morgens ſetzten wir den Marſch fort. Ich hatte mir bis Kurſiong ein Pferd gemiethet, welches ſich vor jeder ſteilen Stelle in der Mitte des Weges niederwarf und mich zwang, es ſchließlich mit Aufgebot aller Kräfte auf der Halfter nachzuziehen.

Theils auf der Kammhöhe, theils an den Hängen der dicht bewaldeten Berge, an feuchten, von üppigſter Vegetation erfüllten Schluchten drangen wir weiter gegen Kurſiong. Das Bild der uns umgebenden Vegetation iſt ein eigenthümliches, ihm fehlt jene große Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Tropen, aber auch jene mächtigen, kraftſtrotzenden Geſtalten des Hochwaldes der gemäßigten Zone, nur die Form der baumartigen Rohrgebilde, die zahlreichen Lianen und Schmarotzerpflanzen, deren leichte Schatten auf dem dichten Blätterdache des Unterholzes optiſche Täuſchungen hervorrufen, mahnen uns an die Tropenwelt.

Wir begegneten vielen Gebirgsbewohnern auf dem Marſche von oder nach der Ebene Bengalens. Die Nepaleſen brachten in Tragkörben die ſaftigen Orangen aus den üppigen Thälern ihres verſchloſſenen Landes. Sie trugen alle im Gürtel das Baharia, ein großes, breites, ſcharfgeſchliffenes, krummes Meſſer, das ſowohl als Werkzeug wie als Waffe dient. Dieſe Meſſer werden in Kathmandu erzeugt und koſtet das Stück eine oder zwei Rupien. Um 1 Uhr Mittags frühſtückten wir in dem Kurſiong-Bungalow (4900 engliſche Fuß über Calcutta). Nach kurzer Raſt beſtiegen wir friſche Pferde und ritten nun auf der Kunſtſtraße in einem undurchdringlichen Nebel continuirlich bergauf. Mich fror dergeſtalt, daß ich froh war, als wir um 8 Uhr Abends Dardſchiling erreichten und die erſtarrten Glieder am Kaminfeuer ausſtrecken konnten. Wir befanden uns nun ſchon in einer Höhe von 7100 engliſchen Fuß über dem indiſchen Ocean.

Das Hotelperſonal ſchlief noch, als wir am nächſten Tage um 4 Uhr Morgens aufbrachen. Unſer Führer war der Förſter der Regierungswälder, Herr Johnſtone, welchen wir am vorhergehenden Abend kennen gelernt hatten und der zu unſerer freudigſten Ueberraſchung der deutſchen Sprache mächtig war, welche er in Deutſchland, woſelbſt er ſeine Studien vollendet, erlernt hatte. Während des Marſches im Morgengrauen erzählte er uns, daß vor Kurzem ein Engländer nach Dardſchiling gekommen war, um das Himalaya-Gebirge zu ſehen; wie er ſeinen Magen nach ſeiner Ankunft mit ungezählten „Pegs“ für den Morgenſpaziergang kräftigte, dann aber, von den Nebelwolken, welche Dardſchiling einhüllten, erſchreckt, der Aufmunterung, höher zu ſteigen, kein Gehör gab, ſondern mit dem denkwürdigen Ausſpruche: „er könne ſich ſchon vorſtellen, wie der Himalaya ausſehe“, aufbrach, um nach London zurückzureiſen. Um 6 Uhr erreichten wir von der Südſeite aus den „Tigerhügel“, deſſen Kuppe, 400 Meter über Dardſchiling, nebelfrei war.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

aus dem Sagenkreiſe Buddha's zu uns herüber. Der Blick, welcher ſich ſchon zu den gewaltigen Mauern in unſerer nächſten Runde überall um 20.000 Fuß über die zu unſeren Füßen liegenden Thalgründe erhebt, muß noch höher ſtreben, um den Rieſen unter den Bergen der Erde, den 29.000 Fuß hohen Gauriſankar oder Mount Evereſt zu erfaſſen. Während wir ſelbſt noch im kühlen Schatten ſeiner Maſſen ſtehen, färben ſich die Umriſſe des gigantiſchen Bergkranzes wunderbar zart roſaroth. Die eisbedeckten Kanten ſcheinen faſt durchſichtig klar, die reine Luft läßt jede Schlucht, jedes Schneefeld in den zahlloſen Falten der Hänge erkennen. Immer mächtiger, einer Springfluth gleich, quillt das roſige Morgenlicht über die Kämme und fließt goldig über die glitzernden Schnee- und Firnfelder zu Thale, den dreifachen Vegetationsgürtel aus dem Dunkel herauslöſend, das Nebelmeer zerreißend. Haben wir uns an den überwältigenden Eindruck dieſer Rundſchau einigermaßen gewöhnt, haben wir das Zuſammenwirken dieſer gewaltigen Dimenſionen mit den Gegenſätzen in Farbe und Umriß der Felsmaſſen, die pittoreske Architektur derſelben und die gewaltige Ausdehnung der Gletſchermeere erfaßt, ſo feſſelt uns neuerdings der Contraſt dieſes Schauſpiels mit dem uns zunächſt ſtehenden. Ueber den zahlloſen Kämmen der dunklen Vorberge unterſcheidet das Auge zunächſt den herrlichen Hochwaldgürtel mit Baumfarren und üppigen Laubbäumen; unſere Erinnerung an die Alpenwelt der Heimat erwacht in erhöhtem Grade, wenn wir über demſelben ſchlanke Tannen und baumartige Rhododendron ſich an die Bergmaſſen ſchmiegen ſehen, und unſer Auge, den breiten Zwergholzgürtel und ein Trümmermeer von Steinen überfliegend, endlich an der ſtillen Majeſtät der Firnregion haften bleibt, bis der Ueberreiz der Sehnerven uns den Blick zu ſenken zwingt. Der Anblick dieſes Bildes muß ſich Jedem unauslöſchlich tief in die Seele prägen.

Die Wohlthat der Sonnenſtrahlen begann ſich endlich fühlbar zu machen, die Temperatur der Luft erhob ſich zu 2° ober Null, die ſchwache Eishaut an den Gräſern verwandelte ſich in glänzende Thautropfen. Plaudernd ſchritten wir auf dem Bergrücken auf und ab, auf welchem in früherer Zeit eine Caſerne geſtanden hatte, deren Mauerüberreſte ſich wie Schornſteine über den Boden erheben. Ich fand hier eine Glasflaſche, worauf eine ganze Geſchichte zu leſen war, nämlich: Brandy 1830.

Mr. Johnſtone entdeckte in einer Vertiefung die friſchen Spuren eines Tigers. Die mächtigen Tatzen und Krallen desſelben waren deutlich in das Erdreich eingepreßt. Mir that es leid, das Thier, welches kaum eine halbe Stunde vor uns dageweſen ſein mußte, nicht geſehen zu haben. Vor dem Abſtiege nahm ich von dieſer Stelle zwei Edelweißblüthen als Andenken mit mir. Mittags beſuchten wir das Grab des ungariſchen Linguiſten Köröſi, welcher während einer Forſchungsreiſe nach Tibet im Jahre 1842 in Darſchiling ſtarb. Das Grabmal, deſſen Abbildung wir bringen, enthält folgende Inſchrift:

H. J.
Alexander Csoma Körösi
Native of Hungary
Who to follow out Philological researche
Resorted to the east
And after years passed under
Privations such as have been seldom endure
And patient labour in the cause of science
Compiled a dictionnary and grammar
Of the Tibetan language
His best and real monument.

On his road to H'Lassa
To resume his labours
He died at this place
On the 11th April 1842
Aged 44 years.

His fellow labourers
The Asiatic society of Bengal
Inscribed this Tablet to his memor.

Requiescat in pace *).

---

*) In deutſcher Ueberſetzung:

H. J.

Alexander Cſoma Köröſi, ein geborner Ungar, welcher ſich philologiſcher Forſchungen halber nach dem Oſten begab, und nachdem er Jahre unter Entbehrungen, wie ſie ſelten erduldet wurden, und mit geduldiger Arbeit im Dienſte der Wiſſenſchaft zuge-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

nicht; er beſteht aus einer Holzbaracke von etwas über 3 Meter Höhe, welche mit Bambu eingedeckt iſt. An ſeiner Oſtſeite wehen 10—12 Fahnen, deren 7—8 Meter hohe Stangen an der Spitze buntfärbige Papierkugeln in der Form von Lampions tragen. Von der Spitze bis 2 Meter vom Boden reichen die ſchmalen Flaggen aus dünnem weißen Baumwollſtoffe, worauf in tibetaniſcher Schrift das kurze Gebet: O ma ni pemi chum! ſo oft geſchrieben ſteht, als es der Raum geſtattet. Sie werden Neſchani genannt und ſind ſehr häufig in Gruppen bald an Quellen und Gewäſſern, bald an großen Steinhaufen (Obi) zu finden.

Mit gewiſſer ſcheuer Neugierde blickte ich durch den an der Oſtſeite befindlichen Eingang in das Innere. Ein altes Weib in weißem Bußgewande ſtand im Tempel und ſang troſtloſe Klagelieder. Sie erhob die Hände zum Himmel, wobei ſie mit beiden Daumen einen Roſenkranz umklammert hielt. Ein Lama, in eine braune, härene Kutte gehüllt, kam nun zum Vorſchein, unwillkürlich mußte ich mich fragen: Iſt dies wirklich ein Lama oder täuſche ich mich? — ſein Ausſehen glich mindeſtens einem europäiſchen, wohlbeleibten Mönche. Sein ſchelmiſches Geſicht umrahmte kein Vollbart, die runden Backen ſeines Geſichtes waren nur von den Spitzen eines ſpärlichen ergrauenden Schnurrbartes umkräuſelt. Barfuß ſchritt er dahin und um den Hals trug er einen braunen Roſenkranz. Obgleich die buddhiſtiſchen (gelben) Lama das Gelübde der Keuſchheit ablegen müſſen, ſo war er dennoch in Begleitung einer abſchreckenden Ehegeſponſin und die Früchte ſeines Gelübdes im Alter von 5—7 Jahren bettelten in zudringlicher Weiſe um ein Bakſchiſch (Trinkgeld).

Nachdem der Lama das jammernde Weib abgeſchafft hatte, lud er uns mit einer freundlichen Handbewegung ein, in den Tempel zu treten. Die Vorhalle des Tempels iſt ein kleines Gemach, worin ſich links der 3 Meter hohe Gebetcylinder befindet. Mittelſt einer Kurbel mit Transmiſſion kann der Cylinder in drehende Bewegung geſetzt werden, wobei zwei vorſpringende Hölzer auf kleine Glocken ſchlagen. Rechts vom Eingange ſtehen auf einem Geſtelle zehn und anſchließend ſechs kleine Gebetcylinder, welche unmittelbar mit der Hand in Rotation gebracht werden müſſen.

In einer Wandniſche gegenüber dem Eingange ſieht man im eigentlichen Tempel einen dreieinigen buddhiſtiſchen Gott unter Glas. Die Holzfiguren ſitzen nahezu in Lebensgröße mit gekreuzten Beinen neben einander und ſind reich vergoldet. Vor dem Altare ſtehen zwei Tiſche mit Blumentöpfen, deren Gewächſe Brodfrüchte tragen, welche verſchiedenfärbigen Cocarden gleichen und aus immer kleiner werdenden, grün, gelb, roth und blau gefärbten Hoſtien zuſammengeſetzt ſind. Auch andere Opfergaben, als Orangen, Reis, Mais und Hülſenfrüchte, werden auf den Tiſchen entgegen genommen. Zwei dampfende Oellämpchen beleuchteten ſpärlich die Gaben. Rechts und links des Altars ſind die verſchiedenen Meßgewänder und Gebetbücher in den Wandfächern aufbewahrt. Im Hintergrunde fiel mir ein Betſeſſel auf, worin es ſich bequem und ſorgenlos ſchlafen laſſen mußte. Die Wände des Tempels ſind mit grellfarbigen Bildern ausgemalt, welche Gottheiten, Phantaſie-Ungethüme, Tiger und andere wilde Beſtien vorſtellen.

Zu erwähnen wäre noch das Orcheſter, beſtehend aus einer großen Trommel mit Tſchinellen und zwei Trompeten aus Menſchenknochen (der Lama nannte die letzteren Tſcholing). Die Knochen werden ausgehöhlt, ſodann mit Silber- und Seidenfäden umſponnen und die Trompete iſt fertig. Unſer Lama producirte ſich auf einer ſolchen, verrieth aber keine künſtleriſche Ader. Die Prieſter wohnen am Bergeshange in kleinen, primitiven Bambuhütten, woſelbſt ſie ein beſchaulich-enthaltſames Leben führen, wofür der Schwarm Kinder und die vielen Bierflaſchen Zeugniß geben, welch' letztere in allen Ecken des Tempels lagen.

Dardſchiling, eines jener Sanitarien, welche die Engländer am Südfuße der Himalaya-Vorberge errichtet, wird weſentlich durch ſeine hohe Lage und größere Entfernung vom Terai-Rande begünſtigt, außerdem ſind die topographiſchen Verhältniſſe der nächſten Umgebung in landſchaftlicher Hinſicht von großer Schönheit. In letzter Zeit hat die Kaffee-, Thee- und Cinchona-Cultur einen beſonderen Aufſchwung genommen.

Loczy blieb in Dardſchiling zurück, um die Gletſcher und das Gebirge überhaupt zu ſtudiren; Mayer und ich aber traten am 10. Mittags den Rückweg an. In Kurſiong übernachteten wir und ſetzten am nächſten Morgen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

verſtanden uns nicht. Sichtlich fürchteten ſie ſich vor uns und waren immer froh, wenn ſie uns nicht mehr ſahen. Von Puntſchkilla aus hatten wir noch den wundervollen Anblick der unbegrenzten Ebene zu unſeren Füßen genoſſen. Im fernen Oſten ſchimmerte das blaue Stromband des Bramaputra!

Um halb 5 Uhr Abends befanden wir uns wieder in der Terai. Meine Füße waren aufgerieben, ich trug für eine Fußwanderung von etlichen 20 engliſchen Meilen ungeeignete Schuhe. Da ſahen wir eine Theepflanzung, ein freundliches Gehöfte in den Dſchungeln. Wir traten ein. Eine Lady begrüßte uns. Ihre Züge ſprachen, daß ſie viel vom Fieber gelitten haben mußte, und um ihre ſchmalen Lippen lag ein Zug von ſolch' bitterer Entſchloſſenheit, wie ſie nur dieſe gefährliche Einſamkeit hervorbringen kann. Sie führte uns in das, nach engliſcher Sitte, comfortable eingerichtete Empfangszimmer. Auf dem Canapee lag ein fieberkranker Knabe, welchen eine Schwarze pflegte. Wir erhielten Thee und Brod. Die Frau erzählte uns, wie in der Regenzeit die Schlangen ſelbſt in die Betten kommen, wie die Tiger die Ochſen fortſchleppen, doch Alles ließe ſich ertragen, wenn nur das böſe Fieber nicht wäre. Wahrhaftig, ich hatte das innigſte Mitleid mit dieſer braven Frau, welche ihrem Manne bis in dieſe Wildniß gefolgt war.

Die Beſitzer der Theepflanzung leben in England, wo ſie nur das Geld zählen, und den Anbau und die Ernte ganz der Aufſicht der ſelbſtändigen Directoren überlaſſen, welche ein jährliches Einkommen von 4000—12.000 Gulden beziehen. Der Director dieſer Beſitzung, deſſen Gemalin uns ſo gaſtfreundlich aufnahm, war nicht zu Hauſe, ſondern mit allen ſeinen Pferden auf den Plantagen; darum konnte uns die Lady keine Pferde anbieten. Wir nahmen Abſchied. Kaum waren wir fünfzig Schritte vom Hauſe entfernt, ſo kam mir der kleinſte Sohn mit der Frage nachgelaufen, ob es mir angenehm wäre, auf einem Elephanten nach Siligori zu reiten.

„Auf einem Elephanten? Ja! Ja!“ Und nach einer Viertelſtunde kam auch das Rieſenthier zur Stelle. Auf ſeinem Rücken war ein Polſter mit Stricken befeſtigt. Ein Eingeborner ſaß auf dem Halſe und dirigirte das Ungethüm mit einem ſpitzigen Stocke bei den Ohren. Es war ein komiſcher Anblick, als ſich der Elephant wie ein ungeſchickter Menſch niederkniete, um es uns zu ermöglichen, auf ſeinen Rücken zu ſteigen. Unbeholfen ſtanden wir da, denn trotzdem das Thier kniete, gelang es uns noch immer nicht, auf den Polſter zu gelangen. Man brachte eine Bambuleiter, und nun erſt erſtiegen wir unſere Sitze. Langſam gewöhnten wir uns an das ſonderbare Reiten. Mit unglaublicher Sicherheit überwand der Elephant die ſteilen Böſchungen des Straßendammes, um den Brücken auszuweichen, welche ein Elephant niemals paſſiren darf. Es war Abend, als wir Siligori erreichten. Ich miethete ſogleich einen Schienwagen, auf welchem ich um 9 Uhr Abends nach Dſchulpaigore abreiſte.

Während großer Reiſen macht man ſonderbare Bekanntſchaften; ich lernte im Himalaya „einen Onkel aus Amerika“ kennen. Bekanntlich ſind die Onkel aus Amerika reiche Käuze, beſonders jene aus Californien. Meine Bekanntſchaft hatte ſich ſeine Reichthümer in den Goldgruben Californiens erworben.

Gewöhnlich gehört zu einem Onkel mindeſtens ein Neffe, und ſo war's auch da. Ein junger Burſche, bei 18 Jahre alt, reiſte mit ihm in geduldiger Erwartung, daß dem Onkel einmal etwas Menſchliches paſſirte, um dann den Reichthum als wohlverdiente Erbſchaft in Empfang zu nehmen.

Gewiß wohlverdient! Seit drei Jahren reiſten Beide beſtändig um die Welt und befanden ſich nun auf der dritten Weltumſeglung. Lieb hatten ſich die Beiden ſicherlich nicht, denn ihre Converſation beſtand nur in einer Sammlung nicht wiederzugebender Schimpfworte; trotz dieſer Collegialität ſtand der Neffe zu dem Onkel in dem ausgeſprochenſten Dienſtverhältniß. Er mußte dem Onkel die Schuhe ausziehen, den Zucker in den Thee geben, das Raſirmeſſer abziehen, die Seife herrichten ꝛc. Wollte der Onkel eine Pfeife Tabak rauchen, ſo mußte der Neffe die Pfeife ſtopfen und dem Onkel reichen.

Bei einer ſolchen Gelegenheit war ich Zeuge, wie Jener ein ſchwediſches Zündhölzchen entzündete, um es dem Onkel zu reichen. Das Zündholz flammte auf, erloſch aber ſogleich. „Hund!“ ſchrie der Onkel. „Dummer Narr!“ entgegnete der Neffe, indem er verſuchte, ein zweites Holz in Brand zu ſetzen, was ihm ebenfalls mißlang. Wie ein Raubthier entriß der Alte dem Jungen die Zündhölzchen, um ſich ſelbſt die Pfeife anzuzünden. Aber auch ihn verfolgte das Malheur, ſprühend ſprang der Kopf vom Zündholze weit ab. Der Onkel ließ erſchrocken Pfeife und Hölzchen zu Boden fallen, und der Neffe wandte ſich in gebrochenem Deutſch zu uns, die wir das Lachen kaum unterdrücken konnten, mit einer wenig ſchmeichelhaften Apoſtrophirung der Eigenſchaften ſeines nächſten Anverwandten. Er hob die Pfeife auf, zündete ſie ſeitwärts an und übergab ſie in ziemlich unſanfter Weiſe dem grollenden Onkel. In Calcutta ſah ich die Beiden noch einmal, ſie ſaßen ſeitwärts der Table d'hôte, bei einem Seitentiſche — wie Hund und Katze. Hin und wieder warf der Onkel einen giftigen Blick auf den Neffen, weil dieſer keine genügende Auskunft zu geben vermochte, warum das Eſſen gar ſo ſchlecht war. Gelegentlich vertraute mir der Neffe das Geheimniß an, daß ſie die Reiſe um die Erde ſo oft wiederholen würden, bis dem Onkel die Galle platze.

In Dſchulpaigore ſah ich noch einmal den Kintſchindſchunga. Alle Europäer befanden ſich auf dem Bahndamme, um den wunderbaren Berg anzuſtaunen. Sie erzählten mir, daß es ſich ſeit dem Bahnbaue erſt zum zweiten Male ereignete, den Berg von dieſem Orte aus ſehen zu können. Während der Bahnfahrt längs des Ganges erblickte ich vom Coupé aus einen Panther auf 30 Schritte Entfernung, welcher im Carrière über die Felder floh.

Der klimatiſche Unterſchied zwiſchen dem Gebirge und der Ebene trat in Calcutta fühlbar auf. Die Sonne brannte ſcheitelrecht herab und große Vorſicht gegen ihre Strahlen war dringend geboten. Ein kurzer Aufenthalt ohne Kopfbedeckung in der Sonne hat den Sonnenſtich zur Folge. Bei den Eingebornen reicht die Fürſorge gegen das Licht ſo weit, daß ſie ſelbſt bei Mondſchein den Schirm aufſpannen. Die Abende waren ſchrecklich ſchwül, in meinem Zimmer war die Temperatur während der Nacht nie unter 30° C., und ging ich zu Bette, lag ich wie in einem Dampfbade. Das Speiſen im großen Saale war trotz der in Bewegung geſetzten Punka*) eine reine Folter und nur die kalte Douche im Badezimmer brachte einige Abwechslung in die Monotonie des Schwitzens.

---

*) „Punka" iſt ein großer Fächer, welcher an der Zimmerdecke angebracht iſt und von eigens gemietheten „Punkaziehern" in Bewegung geſetzt wird. Auch in den Kirchen ſind während des Gottesdienſtes die Punkas im Gange.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

keiten der Welt, während die Töne einer Drehorgel die Bedenken der vor demſelben verſammelten Eingebornen zu zerſtreuen ſchienen und die noch Schwankenden zum Entſchluß brachten, die Herrlichkeiten hinter den Gläſern zu beſehen. Dem Portale ſchloß ſich eine lange Reihe von Buden an, in denen die Verkäufer auf über die Erde gebreiteten Teppichen ſaßen. Sie verkauften hauptſächlich Betel, friſche, grüne Blätterdüten, in welchen ſich eine weiße Paſta aus Kalk und verſchiedenen Gewürzen befindet. Nicht allein die Hindu, ſondern auch die Chineſen und Japaner, ſelbſt die Tibetaner kauen dieſes Betel während des ganzen Tages. Ihre ſchönen weißen Zähne ſollen dadurch noch an Glanz, die Lippen an korallenrother Färbung gewinnen. Ein Gemenge, aus Mehl, Zucker und Fett geknetet, in der Form von kleinen Klößen, gehörte ebenfalls zu den beliebten Marktnaſchereien. Die vermögenderen Beſucher delectirten ſich am Hammelfleiſch, welches an Spießen geröſtet wurde. Der Markt war außerordentlich belebt und in Folge deſſen die Luft mit undefinirbaren, europäiſchen Conſtitutionen wenig zuſagenden Gerüchen geſchwängert. Die vergnügungsſüchtigen Indier drängten zu den ſechs großen Räderſchaukeln, welche Windmühlen gleich am Ende der Wieſe aufgerichtet waren. Drei bis vier Hindu hockten in jedem Korbe der Schaukel und die Kulis (indiſche Laſtträger) hatten vollauf zu thun, das Rad in Bewegung zu ſetzen.

In den Schenken nebenan wurden Zuckerrohrſaft, Limonaden und andere ſüße Getränke feilgeboten, jedoch alle alcoholfrei, da die Religion es verbietet, öffentlich Spirituoſen zu trinken. In einer ſolchen Schenke befand ſich ein Knabe, welchem die älteſten Hindu hofirten; er ſang Lieder und machte mit den Händen die ſonderbarſten Bewegungen, während er ſein Geſicht dem Tamtamſchläger zuwandte. Dieſer bearbeitete mit den Fingern und Handballen ſein Inſtrument meiſterhaft und ſtierte verzückt den Knaben an.

Das Klima Bengalens äußerte auch auf mich ſeine verderbliche Wirkung, denn ich war kaum nach dem Hotel zurückgekehrt und eingeſchlummert, als ich ſchon zwei Stunden darauf unter entſetzlichen Magenkrämpfen einen Anfall der gefürchteten Dysenterie erlitt. Erſt am nächſten Morgen, nachdem ich eine ſtarke Doſis Chlorodin eingenommen hatte, verſpürte ich einige Erleichterung. Mr. Hammond, mein neugewonnener Freund, beſuchte mich und verweilte den ganzen Tag an meinem Lager; er war der Einzige, welche ſich meiner auf das freundlichſte annahm.

Als Graf Széchenyi und Herr Balint am 2. März unverhofft nach Calcutta kamen, war ich bereits wieder hergeſtellt. Graf Széchenyi war bei ſeinem Jagdausfluge in Süd-Indien vom Glücke begünſtigt geweſen, denn er hatte einen Tiger erlegt.

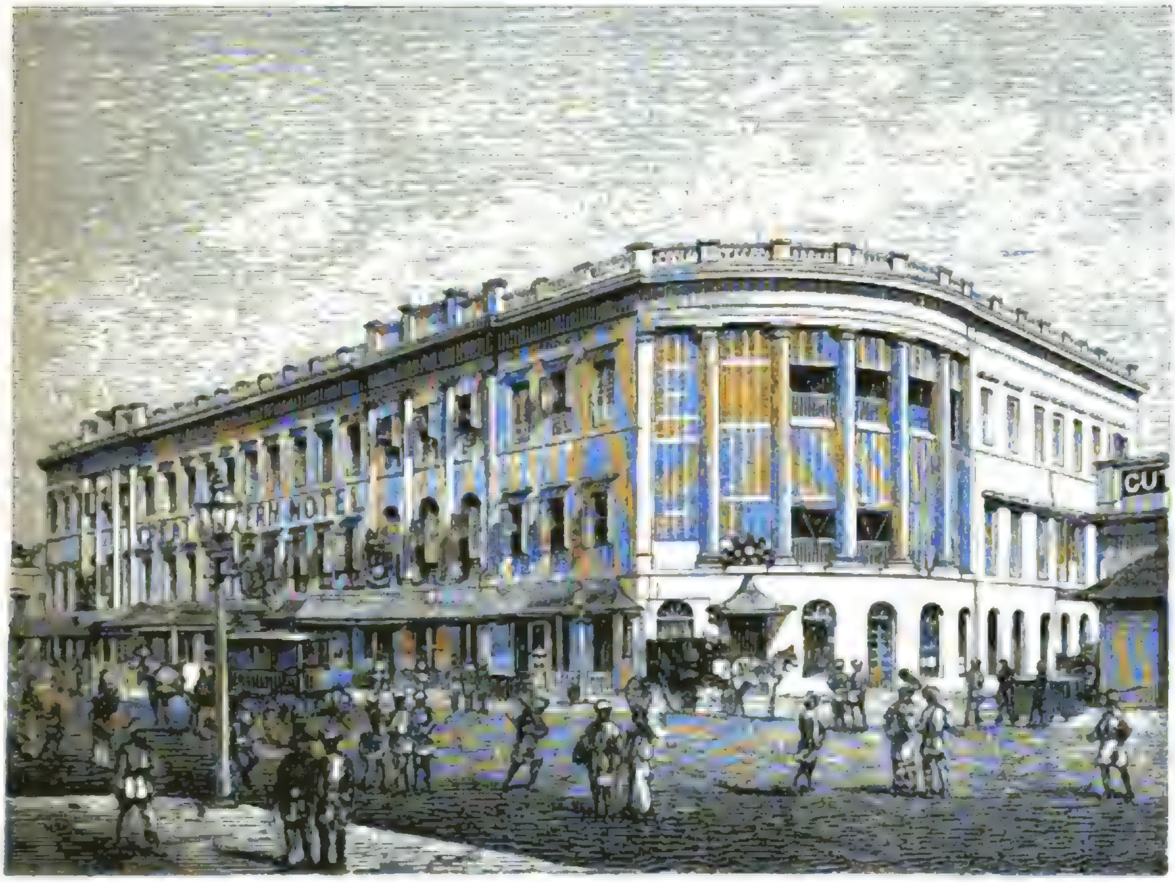
Obwohl es in Indien nicht geſtattet iſt, wilde Elephanten zu jagen, ſo hatte ihm das Gouvernement hiezu die ausnahmsweiſe Bewilligung ertheilt. In der hügeligen Umgebung von Myſore gehören die wilden Elephanten nicht zu den Seltenheiten, dafür aber kommen Tiger nur in geringer Anzahl vor. Graf Széchenyi, welcher auf ſeiner mehrwöchentlichen Landtour auf der Elephantenſuche in den wildeſten Dſchungeln bivouakirte, fand zwar große Lager und Spuren wilder Elephanten, bekam jedoch keinen zu Geſicht. Eines Tages meldeten ihm die ihm von dem jungen Rajah von Myſore beigeſtellten Jäger, daß ſie einen prächtigen Tiger, welcher ſchon einige Ochſen geraubt hatte, in den Dſchungeln aufgeſpürt hätten. Graf Széchenyi brach ſogleich auf, um möglicherweiſe den Tiger zu erlegen. Die Jäger führten ihn durch die Dſchungeln zu einem freien Platze mit dem Bedeuten, er möge hier warten, ſie wollten den Tiger von der anderen Seite umgehen und gegen den Grafen zu treiben.

Kurze Zeit nach ihrer Entfernung vernahm der Graf von der entgegengeſetzten Seite her den großen Lärm, welchen die Jäger durch das Abſchießen ihrer Gewehre, lautes Rufen und Schlagen mittelſt langer Bambuſtangen verurſachten. Aber kein Tiger ließ ſich blicken. Die Jäger kamen zurück, und Graf Széchenyi fragte ſie, ob ſie ſich nicht in der Anſicht, daß in den Dſchungeln ein Tiger hauſe, täuſchten. Unter den heiligſten Verſicherungen, daß dies nicht der Fall ſei, riethen ſie dem Grafen, ſich dem Platze anzupürſchen, wo der Tiger liege. Sie bezeichneten hierauf genau den Ort, wo derſelbe ſich verborgen halten müſſe, in Direction und Diſtanz. Bei dem Umſtande, daß Tigerjagden ſelbſt dann nicht gefahrlos ſind, wenn ſie von mehreren Jägern, welche ſich auf Elephanten befinden, unternommen werden, war es ein waghalſiger Entſchluß des Grafen, allein und zu Fuß gegen den Tiger vorzugehen. Er drang in das dichte Gebüſch der Dſchungeln ein und ſchon nach wenigen Schritten ſah er auf eine Entfernung von 10—12 Schritte im Graſe ein Thier liegen, ſo verdeckt, daß es im erſten Augenblicke unmöglich war, zu conſtatiren, daß es ein Tiger ſei. Als der Graf noch ein bis zwei Schritte vorrückte, da erwachte der Tiger aus ſeiner Lethargie, erhob den Kopf und zwei glühende Augen leuchteten dem kühnen Jäger entgegen.

Das war der richtige Moment! Graf Széchenyi, ein geübter Schütze, legte das Gewehr an und der Schuß krachte. Der Tiger, im Schulterblatte verwundet, ſprang in der Richtung, welche er liegend inne hatte, mit einem mächtigen Satze nach vorwärts, dann war Alles ruhig. Der Graf ging zurück und wartete auf die Jäger, welche ſich bald um ihn verſammelten und ihm anriethen, auf einem Elephanten der Beſtie abermals an den Leib zu rücken. Nebſt dem Grafen beſtiegen noch ein Jäger und der Lenker das Thier, welches anſtatt der Matratze nur ein Gehänge von Stricken als Sattel auf dem Rücken trug, woran ſich die Reiter feſthalten konnten. Sie drangen hierauf vorſichtig in das Dickicht ein, aber plötzlich attaquirte der verletzte Tiger, ohne das geringſte Geräuſch zu verurſachen, den Kopf des Elephanten. Der Graf ſchoß dem Thiere während des Sprunges eine Kugel in den Bruſtkorb, die es zweifellos getödtet haben würde, wäre ſie kein Explosionsgeſchoß geweſen. So aber überſchlug ſich nur der Tiger in der Luft und verſchwand dann laut brüllend in den Dſchungeln. Auch der Elephant, erſchreckt und ſcheu gemacht, ſuchte das Weite, und es dauerte eine halbe Stunde, bis er ſich ſo weit von der Aufregung erholt hatte, um dem Lenker Folge zu leiſten.

Der Tiger, welcher ſich durch das laute Brüllen verrieth, war leicht aufzuſuchen. Ein dritter Schuß in ſeine Weiche jagte ihn in die Flucht und erſt eine vierte Kugel in ſeine Bruſt ſtreckte ihn nieder. Die Jäger lenkten nun den Elephanten zum Cadaver und bewarfen dieſen mit Steinen. Da ſich die Beſtie nicht mehr regte, ſtiegen ſie ab und conſtatirten ihren Tod. Der Tiger, ein vollkommen ausgewachſenes, ungewöhnlich ſchönes Exemplar, maß von der Schnauze bis zum Ende des Schweifes 3·15 Meter. Die Schußprämie, welche die indiſche Regierung für die Erlegung eines Tigers ausgeſetzt hat, erhielten die eingebornen Jäger.

Am 6. März kam Loczy glücklich von der Gebirgspartie zurück. Seine Tour war von ſehr günſtigen Umſtänden begleitet geweſen, er war mit einem engliſchen Officier, Mr. Richee, gereiſt, welchen er in Kalimpung traf, und erreichte im Gebirge die Höhe von 15.000 Fuß. Mr. Richee folgten 60 Kulis, welche die Zelte und Lebensmittel trugen. An der tibetaniſchen Grenze, wo diesmal keine Wachen ſtanden, kehrten ſie um und traten die Rückreiſe an.



Great Eaſtern-Hotel in Calcutta.

Am 12. März waren wir beim Vicekönig, Lord Lytton-Bulwer, zu einer Dilettanten-Vorſtellung geladen, welcher der Hof und die Geſellſchaft von Calcutta beiwohnten. Am 16. machte Loczy und ich in Geſellſchaft des Mr. Hammond noch eine Spazierfahrt durch die Stadt, nahmen Abſchied von allen Bekannten und fuhren endlich nach einem kurzen Beſuche im Theater der Parſi zu dem Schiffe, welches uns nach Singapore führen ſollte. An Bord trennte ich mich auch von Hammond mit dem Verſprechen, uns wiederzuſehen.

Das Schiff „Aratoon Apcar“ war dem „Polluce“ ähnlich gebaut und in der Größe dieſem ziemlich gleich, der Salon jedoch und die Cabinen viel kleiner. Bei Tiſche ſpeiſten unter dem Vorſitz des Capitäns 16 Perſonen, wir vier, ein Chineſe und eilf Engländer. Neben einem jungen Gentleman mit blaſſen Lippen und glockenähnlicher Naſe ſaß ein pausbäckiger Handlungsreiſender. Der präſidirende Capitän lächelte beſtändig in überlegener Weiſe und ſprach ſehr wenig, ein ausgezeichnetes Mittel für Jene, welche gerne unangenehmen Momenten ausweichen wollen. Ihm zur Rechten ſaß eine Adlernaſe, noch nicht alt, aber ſo mager, daß ſelbſt der volle Backenbart den Mangel an Fleiſch nicht zu verbergen im Stande war. Aus ſeinen Augen ſchoß zuweilen ein Blitz unter den buſchigen Brauen hervor, der gewiß einem von uns „Barbaren“ galt, welcher ein Stückchen Brot mit den Fingern berührt hatte. Der Chineſe, ein reicher Mann, miſchte ſich nie in das Tiſchgeſpräch. Er reiſte in Begleitung von drei Kindern und ſeiner Frau. Letztere trug unter dem ſchlichten, baumwollenen Nationalkleide ein fröhliches Herz und außerhalb drei funkelnde Diamanten zur Schau. Wenn ich noch eines jungen Menſchen erwähne, der beſtändig an Halsſchmerzen litt und ſichtlich beſtrebt war, an Körperumfang zuzunehmen, ſo ſind die Vertreter des ſtarken Geſchlechts der Schiffsgeſellſchaft damit hinlänglich ſkizzirt; ich muß auch die chineſiſchen Frauen hinzuzählen, denn dieſe leiden nie an Migraine, und Mia-poco — auch fälſchlich Po-ho genannt — iſt in den chineſiſchen Hausapotheken unbekannt. Zwei europäiſche Damen zeigten ſich nur in den Abendſtunden auf dem Deck. Sonſt aber verrieth in der Nacht ein dreiſtimmiges Kinderconcert und der beſchwichtigende Ton der ſchwarzen Kindsfrau deren Anweſenheit.

Wir näherten uns nun raſch dem Aequator und paſſirten bereits am 20. März die Andaman-Inſeln. Da die Meilen des Seemannes eine Größe ſind, welche ſechzig Mal auf die — zwiſchen zwei aufeinander folgenden Meridianen — befahrene Breite aufgetragen wird, ſo werden die Seemeilen, je näher dem Aequator, deſto größer. Der Seemann nennt dieſe Meilen auch „Knoten“.

Am 23. Morgens hielt das Dampfſchiff vor Penang und ich fuhr, nachdem das Schiff verankert war, ſogleich nach dem Lande. Penang iſt eine kleine Inſel an der Weſtküſte der malayiſchen Halbinſel und gehört ſeit 1786 den Engländern. Die zwei Städte Georgetown und Johntown liegen an der weſtlichen Küſte. Die Mehrzahl der Einwohner (bei 62.000) ſind eingewanderte Chineſen, darum ſind auch die Ueberſchriften und Firmentafeln an den Magazinen und Waarenhäuſern zumeiſt in chineſiſchen Schriftzeichen verfaßt. Auf dem Marktplatze werden in den Frühſtunden nebſt den verſchiedenſten übelriechenden Fleiſch- und Fiſchwaaren eine Fülle der köſtlichſten Früchte feilgeboten.

Vor dieſem Platze, welcher von der Hauptſtraße bis zur See reicht, befindet ſich ein Communalbad, d. h. ein für Jedermann geöffnetes Haus mit einem erhöhten Baſſin, welches mit reinem friſchen Gebirgswaſſer gefüllt iſt. Wer Luſt empfand, ſich da abzukühlen, trat ein, nahm das bereit ſtehende Holzgefäß und ſchüttete das Waſſer über ſeinen Körper. Ich bemerkte nur Chineſen und Schwarze, welche, ohne ſich zu entkleiden — denn ſie trugen ſozuſagen nichts auf dem Leibe — mit Wohlbehagen das Bad nahmen. Penang iſt auch reich an gutem friſchen Trinkwaſſer.

Die nächſte Umgebung der Stadt iſt Ebene und erſt in einer Entfernung von 3 (engliſchen) Meilen erheben ſich die Berge bis 1500 Fuß Höhe. Die Vegetation der Gebirge entzückt durch ihre Ueppigkeit. Die Ebene iſt gänzlich verſumpft und mit dichten Dſchungeln bedeckt. Der größte Theil der Stadt iſt auf feſten Boden gebaut, hingegen beſtehen die Vorſtädte nur aus Pfahlbauten, unter welchen das faulende Waſſer in der Abendſonne eigenthümlich funkelt.

Die Straße zum Gebirgsrücken, auf deſſen höchſtem Punkte der Gouverneur der Inſel ſeine Zufluchtsſtätte gegen die permanente Hitze geſucht, läuft durch einen herrlichen Palmenwald, in deſſen Schattenreiche ſich die Chineſen anmuthige Wohnhäuſer erbaut haben. Die Mittagshitze war unbeſchreiblich ermattend. Auf der Straße gab es keinen Schatten, weil die Sonne ſenkrecht ſtand, und ſo flüchtete ich in den Palmenwald, wo ich Sieſta hielt, während über mir die Affen von Baum zu Baum ſprangen und Jagd auf Papageien machten. Auf dem Heimwege paſſirte ich ein Sargmagazin. Die Särge der Chineſen gleichen geſchloſſen einem etwa zwei Meter langen entrindeten Baumſtamme. Die Wände ſind nach den Anordnungen des Philoſophen Mencius (geb. 372 v. Chr.) 18 Centimeter dick und an den Ecken aufgeſtülpt. Ich hörte, daß der Sarghandel ein recht einträgliches Geſchäft ſei, weil in China jeder Einwohner ſchon bei Lebzeiten

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wand ſo aneinander gereiht, daß ſie das Leben und Treiben auf der Gaſſe deutlich reflectirten.

Die Fuhrwerke in Penang ſind dieſelben wie in Calcutta, einſpännige, geſchloſſene Holzwagen mit verſchiebbaren Jalouſien. An Kähnen iſt kein Mangel, und ſind dieſelben um billiges Geld (zwei Cent, gleich vier Neukreuzer per Perſon) für die Fahrt vom oder zum Schiffe zu miethen.

Am 24. Nachmittags lichteten wir die Anker und ſteuerten ſüdwärts. Der Aufenthalt in der Cabine wurde uns bald unerträglich. Nicht allein, daß ſich hier die Hitze, welche die Eiſenverſchalung des Schiffes begierig aufſog, in läſtigſter Weiſe anſammelte, waren auch die nächtlichen Ruheſtörer des Schiffes in Geſtalt von 5—6 Centimeter langen Schaben, ſogenannten Kakerlaken*), ſo zudringlich, daß ich die Flucht auf das Deck ergriff.

Glücklicherweiſe hatte die Qual bald ihr Ende, Singapore, die Krone der „Straits Settlements“, war in Sicht. Wir fuhren durch ein wahres Paradies. Aus dem mattblauen Spiegel des Meeres erhob ſich ein Inſelchen neben dem andern, groß und klein, doch immer ſo ausreichend an Fläche, um an ſeiner Spitze ein liebliches Häuschen unter den Zweigen zu verbergen.

Die Stadt Singapore liegt wie in einem ſchönen großen, üppigen Garten. Im Jahre 1819 gegründet, hat die Stadt, insbeſondere ſeitdem ſie als Freihafen erklärt wurde, einen außerordentlichen Aufſchwung genommen und zählte 1876 bereits 97.110 Einwohner. Auf der großen Seeſtraße zwiſchen Europa und den chineſiſchen Häfen gelegen, hat Singapore die Bedeutung eines Handels-Entrepôts erſten Ranges. Die Chineſen leben hier wie in allen Städten der Fremde in einem eigenen Viertel dicht zuſammengedrängt.

Zwei Denkmale erregten meine Aufmerkſamkeit. Das eine war ein Obelisk aus Granit ohne beſondere inſchriftliche Erklärung, neben welchem auf einem impoſanten Piedeſtal die wohlgelungene Statue eines jungen Elephanten ſtand. Ein breiter Canal führt durch die Stadt und über eine Kettenbrücke gelangt man von der königlichen Poſt zum Hotel de l'Europe. Unſere Anweſenheit in Singapore währte nur einen Tag. Graf Széchenyi und Loczy fuhren nach Batavia, während Balint und ich auf demſelben Schiffe die Reiſe nach Hongkong fortſetzten.

---

*) Engliſch: cockroach (Blatta americana F.), frißt Eßwaaren, ruinirt Leinenzeug und Lederwerk.

IV.

Von Singapore nach Schanghai.

Fahrt auf dem chineſiſchen Meere. — Das Phosphoresciren des Waſſers. — Stürmiſches Wetter und Beſchwörung der Meeresgeiſter. — Hongkong. — Chineſiſche Spaziergänge. — Abfahrt nach Kanton. — Erſtürmung des Schiffes. — Kanton. — Die Blumenboote. — Volkstrachten. — Ankunft in Schanghai.

Wir ſind im ſüd-chineſiſchen Meere, dem berüchtigten Schauplatze jener entſetzlichen Stürme, die der Seemann Taifune nennt. Wie viele Opfer hat hier der in ſeinen Tiefen aufgewühlte, ſturmgepeitſchte Ocean nicht ſchon verſchlungen und wie vieler harrt noch dieſes Loos! Gerade unter uns vielleicht nagen die Fiſche und das Heer der Weichthiere und Polypen an den Leichen, die der unerſättliche Schlund hinabgezerrt. Trügeriſch iſt der Spiegel der See, trügeriſch das Wetter. Wehe dem Schiffe, das den zahlloſen blinden Klippen nicht auszuweichen verſteht, welche der glatte Spiegel gleißneriſch deckt. Bei den Stürmen im chineſiſchen Meere gibt es zweierlei Gefahren, erſtens von dem Wirbelwinde erfaßt zu werden, der immer enger kreiſt, bis er eine mächtige Waſſerſäule hoch hinauf hebt. Das in dieſen Kreis gebannte Schiff iſt rettungslos verloren, es berſtet und ſinkt. Die zweite Gefahr ſind die zahlloſen Klippen.

Es war dunkle Nacht, der Mond noch nicht aufgegangen und der Horizont umwölkt. Trotz vieler ſturmanzeigender Symptome war die See nach allen Seiten flach wie ein Spiegel, aber das Schiff ſchaukelte. Dem erfahrenen Seemann waren dieſe Zeichen genügend, um uns in kurzer Zeit alle Annehmlichkeiten dieſes Meeres: über Deck waſchende Wogen und Douchebäder, vorherſagen zu können.

Die Propellerſchraube des „Aratoon Apcar“ machte in der Minute 55 Umdrehungen, während die des „Polluce“ kaum 46 vollbrachte. Ich ſaß beim Steuerruder und blickte in die von der Schraube aufgewühlte Waſſermaſſe, welche, ſo weit das Auge wahrnehmen konnte, wie ein lichter, breiter Streifen in der Ferne glitzerte. Ich konnte ſtundenlang in das ſchäumende Waſſer ſehen, beſonders des Nachts, wenn die Schraube ihre Thätigkeit mit ungeſchwächter Kraft fortſetzte.

Schon im rothen Meere lockte das Phosphoresciren des Waſſers die Paſſagiere des „Polluce“ auf Deck. Nußgroße Funken ſchienen auf der Waſſerſtraße wie blauglühende Sterne weitergeführt zu werden. Im indiſchen Oceane häuften ſich dieſe räthſelhaften Erſcheinungen; im chineſiſchen Meere erreichten ſie ihren höchſten Glanz. Die Schraube zerſchnitt mit unwiderſtehlicher Kraft die Waſſermaſſe; es gährte und ziſchte unter ihr und der weiß ſchimmernde Schaum ſpritzte oft bis zum Schiffsgeländer empor. Auf einmal kam eine Feuergarbe aus der Tiefe, zuerſt wie ein verſchwommenes Licht, dann, plötzlich wachſend, ergoß es ſich, im feurig grünen Glanze, das Auge blendend, wie Oel über das aufgewühlte Waſſer. Eine zweite, eine dritte ſolche Erſcheinung folgten raſch auf einander und beleuchteten das Meer im weiten Umkreiſe. Die Farbe der ſprühenden Funken im Meere wechſelte von grün zu gelb und blau. Dieſe Feuerbündel leuchteten heller auf, verlöſchten dann wieder, um in einiger Entfernung wieder ſichtbar zu werden, und weit in der Wellenſpur der Schraube flackerte es noch auf wie eine erlöſchende Lampe. Da — lichtete ſich langſam das Firmament, roth ſchimmerte die Abgrenzungslinie des Horizontes im Oſten und ein Purpurkopf tauchte langſam aus dem Meere auf. Der Mond, oft in der ausgeſprochenſten Quadratur des Kreiſes — ſo abſonderlich verunſtaltete und vergrößerte die Refraction ſeine Scheibe — entſendete nun ebenfalls einen breiten, rothgoldenen Schimmerſtreifen auf dem Meere zu dem Schiffe, und unterhalb des Steuers vereinigten ſich die wunderbarſten Lichteffecte der See. Die Glocke des Stewart, welche zum Thee einlud, ſtörte uns Alle aus der Betrachtung dieſes herrlichen Naturſchauſpieles auf.

Der nächſte Morgen brachte ſchlechtes Wetter. Haushoch kamen die Wellen angezogen — langſam — immer wachſend, endlich prallten ſie an die

Schiffswand an und hoch ſchäumte der ſalzige Waſſerſtaub empor, die Raa-Enden benetzend. Am Deck lagerten, dicht zuſammengekauert und ſich anklammernd, Chineſen, von welchen die Mehrzahl krank war. Ein alter Chineſe mit ſchon brechenden Augen ſaß beim Schiffsgeländer und wiegte auf jedem Knie ein Kind. Immer hatte er etwas zu beſorgen, bald ſtrich er dem einen das kleine Zöpfchen aus dem Geſichte, bald deckte er dem andern das bloße Beinchen zu. Man ſah es ihm an, daß er zum mindeſten Großvater ſei, denn Niemand kümmerte ſich um den alten Chineſen. Da ſchlug eine Welle über Bord. Alle, welche in der Nähe des Gittergeländers lagen oder ſtanden, wurden bis auf die Haut durchnäßt. Im Nu hatte der Alte ſeine beiden Enkel auf dem Arme und brachte ſie in Sicherheit. Nachdem er ſich deſſen verſichert, ſchritt er zur Beſchwörung der Seegeiſter. Er zog aus ſeiner Kleidung ein Bündchen gelbes Strohpapier, kleine viereckige Blätter, in deren Mitte ein Silberfleck aufgeklebt war, und warf es in drei Partien über Bord. Nachdem er ſich dreimal verneigt hatte, ſchleuderte er noch drei Eßſtäbchen in das Meer und beſchloß die Ceremonie mit weiteren drei Verbeugungen. Er eilte dann, ſo ſchnell er konnte, zu ſeinen Lieblingen. Sein Gebet jedoch fruchtete wenig, denn die ganze Nacht hindurch ächzte das Schiff in allen Fugen. Am folgenden Morgen aber befanden wir uns nahe der Küſte und obwohl der Sturm kräftiger blies als geſtern, ſo ließ die Unruhe des Meeres bedeutend nach. Mittags erblickten wir Land und am 1. April 1878 um halb 6 Uhr Abends warfen wir nach Paſſirung zahlreicher Inſeln im Hafen von Hongkong Anker.

Hongkong macht einen lieblichen Eindruck. Die Stadt iſt am Hange des Victoriaberges auf einer der vielen meiſt bergigen, aber ganz waldentblößten, kleinen Inſeln erbaut, zählt 102.000 Einwohner und iſt ſeit 1842 Eigenthum der Engländer, ſomit unter britiſcher Gerichtsbarkeit. Der engliſche Gouverneur verfügt über ein Regiment ſchottiſcher Soldaten, deren phantaſtiſch adjuſtirte Dudelſack-Muſikcapelle allabendlich mit klingendem Spiele die Stadt durchzieht.

Wenn auch die Spitze des Victoria-Peaks unbewaldet iſt, ſo ſind die Häuſer doch von üppigen Gärten umgeben; ein- und zweiſtöckige Ziegel- und

Steinhäuſer mit Holzgalerien an jedem Stockwerke, von chineſiſchen Kaufleuten bewohnt, bilden das farbenreiche Centrum der Stadt. In den Verkaufsläden ſind alle die originellen Ornamente und Kunſtſachen ausgeſtellt, welche die weltberühmten Steinſchleifer und Schnitzer Kantons aus Nephrit und Elfenbein verfertigen. Des Abends werden die Straßen mit Gas und Papierlampions hell erleuchtet.

Trotz des engliſchen Polizeiſyſtems gehört Hongkong zu den übelſtbeleumundeten engliſchen Beſitzungen. Wie in Makao, der portugieſiſchen Colonie, ſo zählen auch in Hongkong Mord, Raub und Todtſchlag keinesfalls zu den Seltenheiten und die anſäſſigen Europäer ziehen es vor, mit Beginn der Dunkelheit das ſichere Heim oder die belebten Clublocalitäten aufzuſuchen.

Das Hotel „Hongkong“, in welchem wir uns einquartierten, ſtach in ſeiner Nettigkeit vortheilhaft von den Gaſthöfen Indiens ab. In jedem Zimmer ſtand ein Kamin, denn Hongkongs Klima bedingt eine ſolche Einrichtung, und ich muß geſtehen, daß es mich bei meiner Ankunft in der Stadt ordentlich fröſtelte. Im Verlaufe des nächſten Tages beſuchten wir, da Herr Baron Overbeck, unſer Generalconſul, derzeit auf der Inſel Borneo verweilte, ſeinen Stellvertreter, Herrn Reimers, ſowie Herrn Schönberger, welcher ſeinerzeit als öſterreichiſcher Schiffsfähnrich mit der Novara nach Hongkong kam. Beide Herren führten uns in den deutſchen Club ein und waren überhaupt bemüht, uns den Aufenthalt in Hongkong ſo angenehm als möglich zu machen.

Faſt ſchien es mir, als promenirte ich auf dem Grazer Schloßberge, ſo heimelte mich Hongkongs nächſte Umgebung an. Schattige Bäume begleiten die Straßen und gute Fußwege führen den Victoriaberg hinauf. Unter den dichtbelaubten Kronen uralter Bäume ſchimmern die herrlichſten Villen durch das Laub der farbenblüthigen Sträucher. Ein chineſiſches Eden!

Doch auch hier, wie überall, wo die Engländer feſten Fuß gefaßt haben, bezeichnen ſchwarze Kanonen, die drohend über ihre Wälle dem Meere zugewendet ſind, jene Stellen, wo die ſchönſte Rundſicht zu genießen iſt, wo aber auch kein Gras mehr wächſt.

Die Stadt iſt am Fuße des Victoriaberges dergeſtalt angelegt, daß die Hauptſtraßen ſich den Iſohypſen des Piks anſchmiegen, während ſenkrecht darauf die Nebengaſſen in gerader Linie die Lehne emporſteigen. In dieſen Gaſſen und Straßen wird den ganzen Tag gehandelt, gearbeitet, gefeilſcht, und der Dollar wandert von Hand zu Hand. Selbſt auf dem Berge oben hört man noch das Klingen des Silbers aus der Stadt, wo die Münzen von den chineſiſchen Beamten der großen Handelshäuſer abgezählt, auf ihre Echtheit geprüft und in große Säcke geworfen werden.

Wagen gibt es in Hongkong wenige, und dieſe wenigen gehören Privaten. Man geht entweder zu Fuß oder läßt ſich in Sänften tragen. Dieſelben ſind von den indiſchen Palankins inſofern verſchieden, als jene aus Bambu geflochten ſind und die Form eines Seſſels beſitzen, während die Palankins einem großen viereckigen, maſſiven Holzkaſten gleichen. Zu einer Sänfte gehören zwei Chineſen als Träger, während an einem Palankin vier Hindu nach Athem ringen.

Während eines längeren Spazierganges durch die Stadt gelangte ich auch zu einem freien, ebenen Platz, auf welchem eine Art Markt abgehalten wurde. Auf der linken Seite der dieſen Platz einſchließenden Mauer ſaß ein Quackſalber. Auf ſeinem Verkaufstiſche ſtanden Phiolen und Flaſchen in großer Menge, mit den verſchiedenartigſten Flüſſigkeiten gefüllt, dann einige Schalen mit Oel und Fett; dazwiſchen lagen trockene Wurzeln und Kräuter; als Hauptartikel ſeines lucrativen Geſchäftes figurirten in großer Maſſe die wohlbekannten Papiere des ſogenannten „Waſchblaues“. Sein Geſchäft war ein Magnet für alle chineſiſchen Beſucher, und die anderen rings um ihn gruppirten Händler mochten ihre Waaren, als: Seide, Wolle, Pfeifen, Spiegel, Glasringe, Früchte ꝛc., noch ſo ſehr anpreiſen, ſie ſchrien ſich umſonſt heiſer, der Charlatan allein zog das Publicum an. Etwas weiter davon deutet ein dichter Kreis von Zuſchauern an, daß da irgend eine Production ſtattfinden müſſe. Ich drängte mich durch dieſe lebendige chineſiſche Mauer und erhielt ſo freie Ausſicht in das Innere der Scene. Ein ſchon bejahrter, halbnackter Chineſe ſprang wie beſeſſen herum und ſchwang drohend einen mächtigen Holzſäbel. Sein Geſicht war blutigroth bemalt; er raufte mit ſich ſelber. Bald that er, als wolle er ſich den Kopf abhauen, doch das in ſeiner

Exiſtenz bedrohte Object wich mit einer blitzſchnellen Bewegung dem Hiebe aus; bald attaquirte er den rechten Fuß, dann wieder die freie Hand. Selbſt ſein Bauch erwies ſich als feſter Panzer gegen die Hiebe der Holzwaffe. Der Mann ſchrie dabei fürchterlich und ſeine Augen rollten unheimlich. Er erblickte mich und von dieſem Momente ließ er mich nicht mehr aus dem Auge. Bald nach rechts, bald nach links einen Sprung vorwärts machend, mit lautem Siegesgeſange bei dem fruchtloſen Bemühen, ſich den Kopf abzuſchlagen, kam er mir näher. Ich merkte aber die Abſicht, meine Geldbörſe anzugreifen, und wich dieſer Offenſive dadurch aus, daß ich mich dem Kampfgewühle entzog und dem Tiſche eines Wahrſagers näherte, welcher ſoeben ein neues gläubiges Opfer betäubte.

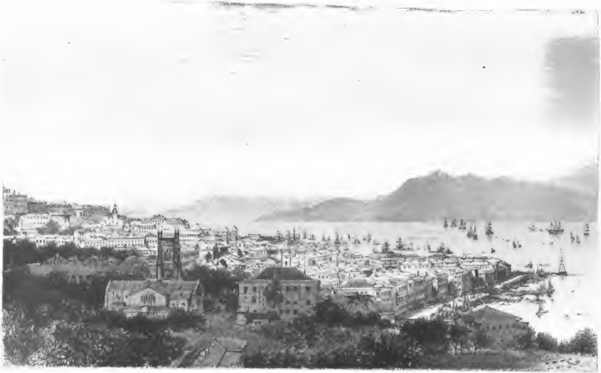
Der Wahrſager, ein junger, aber wohlgenährter Chineſe, war weiß gekleidet. Auf ſeiner Naſe ſaß eine große, runde Intelligenz-Brille. Er rauchte aus einer kurzen, kleinen Metallpfeife, welche ihn durchaus nicht beim Sprechen hinderte. Ein älterer Chineſe hockte neben ihm und hörte zur Erbauung der Zuhörer ſtill und in ſich gekehrt dem Wortſchwalle des Gelehrten zu. Der Arme ſchämte ſich augenſcheinlich. Sein menſchenſcheues Auge ſuchte verlegen den Boden und die rechte Hand machte vergebliche Anſtrengungen, die Finger der linken Hand aus ihren Gelenksbändern zu zerren. Je mehr ſich der Aeltere ſträubte, die Wahrheit zu hören, deſto überzeugender ſprach der Junge. Endlich klopfte dieſer mit der Linken väterlich wohlwollend auf die Schulter ſeiner Beute, erfaßte mit der Rechten das ſpitze Kinn des Chineſen und hob ermunternd deſſen gramerfüllten Kopf in die Höhe. Ein verſchämter Blick, ein ſchmerzliches Lächeln zu den Troſtworten — und der Dollar war hin!

In dichten Gruppen verſammelten ſich auf einem anderen Platze die Zuhörer um einen Erzähler. Dieſer ſaß auf einem Stuhle, hatte in der linken Hand einen Fächer, in der rechten eine kurze Schnur, an deren Enden zwei ſchwarz polirte Holzſcheiben angebunden waren. Die Zuhörer bildeten einen Halbkreis; die vorderen ſaßen auf dem Boden, die anderen ſtanden. Der Erzähler, ein noch junger, hübſcher Mann, beſaß ein äußerſt wohlklingendes Organ und ſprach mit ſo melodiöſem Tone, daß ich, obgleich ich keine Silbe ſeiner Erzählung verſtand, im Stande geweſen wäre, ihm ſtunden-

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Hongkong.

Digitized by Google

Spirale verengten. Der Körper war ſchwarz angeſtrichen und mit Goldzierrathen verſehen. Der angeſchwollene Bauch gewann, je länger man ihn anſah, deſto mehr Aehnlichkeit mit einem bayeriſchen Bierfaſſe. Die Beine baumelten in der Luft und wurden nur durch die Schwere der landesüblichen Beſchuhung im Gleichgewichte erhalten. Zu beiden Seiten der Geſtalt hielten vier ähnliche, jedoch kleinere chineſiſche Idole Wache. Die zweite Bude bot ein ähnliches Bild; die dritte enthielt nur zwei Galerien für die Zuſeher.

Jede der drei Abtheilungen des Tempels beſtand aus einem Hauſe für ſich, deſſen Wände aus Bambugeflecht und Bretterverſchalungen zuſammengeſetzt waren. Breite, gedeckte Gänge verbanden dieſe Räume untereinander, ſo daß es im Innern den Anſchein hatte, als wäre das Ganze nur ein einziger Bau. Die Giebel der Bambudächer waren mit den üblichen Drachengeſtalten geſchmückt.

Ich ſtieg über einige Stufen zur Vorhalle, welche in der Front offen war. Luſter aus Glasgeſchmeide, Lampions und Laternen aus Papier hingen in überreicher Zahl von der Holzdecke herab. An den Wänden erblickte ich in breitem Goldrahmen plaſtiſch dargeſtellte Scenen aus der Willkürherrſchaft der Mandarinen. So ſtanden zum Beiſpiel in der Mitte des einen Bildes drei Verbrecher, deren Hände gefeſſelt waren. Seitwärts von ihnen, auf ſeinem curuliſchen Stuhle thronend, erfreute ſich der bärtige, mit außerordentlicher Körperfülle geſegnete Machthaber ſeiner ganzen Würde. Auch die ihm zur Seite ſtehenden Höflinge waren luſtig, einige tanzten ſogar. Auf der anderen Seite des Bildes war eine Muſikbande poſtirt, deren Glockenſchlägern die Aufgabe zuzufallen ſchien, das Gewiſſen der Schuldigen oder etwa das Geräuſch, welches der Scharfrichter beim Schärfen ſeines Schwertes verurſachte, zu übertäuben. Eine chineſiſche Muſik iſt auch in der That das beſte Mittel zur Betäubung. Mir war dieſer Genuß vergönnt, während ich in der Betrachtung des oben beſchriebenen Bildes ganz verſunken war, denn in der Niſche der Vorhalle producirte ſich ſoeben eine Capelle.

Sehen wir uns einmal einen Augenblick lang die Künſtler an. Der Eine bearbeitet ein mit einem Felle überſpanntes Fäßchen mit aller Macht, um demſelben ohrenzerreißende Töne zu entlocken; der Zweite haut wie tobſüchtig mit zwei Schlägeln auf eine hölzerne Halbkugel; ein Dritter bläſt

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„crackers“ — abgebrannt worden. Meine Gehörsnerven waren bereits mehr als irritirt und ich entfloh deshalb den weiteren muſikaliſchen Genüſſen.

Die zweite Halle des Tempels, zu welcher man über ſechs Stufen emporſtieg, war für die Entgegennahme der Opfergaben beſtimmt. Auf einem Altare brannten die geopferten Unſchlitt- und Wachskerzen und beleuchteten ſpärlich die Holzſtatue irgend eines Kaiſers oder einer Gottheit, die ſtumpfſinnig zu dem großen Opfertiſche blickte, welcher mit Früchten, Bäckereien, Hühnern u. ſ. w. bedeckt war. Nebenan lagen auf großen Tragbahren abgeſtochene Schweine, theils nur ihrer Borſten beraubt, theils ſchon als gelungener, brauner Braten. Auf den Specknaſen wehten drei bis vier kleine rothe Seidenfähnchen. Hin und wieder bot der Leichnam eines Schafes eine Abwechslung. Die Decke der Opferhalle, von welcher lange, ſchwarze Fahnenbänder mit vergoldeten chineſiſchen Inſchriften zu Boden wallten, wurde von vier runden, geſchwärzten Holzſäulen getragen, die ebenfalls vergoldete Schriftzeichen aufwieſen. Die Hauptfarbe des Tempels war alſo im Allgemeinen ſchwarz, und ſo machte derſelbe wirklich auf einen Europäer den Eindruck eines Leichenhauſes.

Nachdem ich abermals einige gefährliche Holzſtufen überwunden hatte, befand ich mich in dem myſtiſchen Dunkel des eigentlichen Heiligthums. Im Vordergrunde glühten Holzkohlen in den Pfannen zweier Bronzegefäße. Hier wurden die Stupinen der erwähnten Feuerwerkskörper entzündet, ſowie alle geweihten Räucherpapiere verbrannt. Vor dem Altare, deſſen Statuetten zur Darſtellung von Scenen chineſiſcher Häuslichkeit gruppirt waren, ſtanden vier coloſſale Holzgeſtalten. Sie waren mit wahrhaft goldſtrotzenden Seidengewändern bekleidet. Die dem Altare zunächſt ſtehenden hielten wuchtige Speere in der Fauſt; das zweite Paar mußte ſich mit den bis zum Bauche reichenden Schnurrbärten zufrieden geben.

Vor dem Altare lagen kreisrunde Strohgeflechte, auf welchen alte, andächtige Weiber knieten und beteten. Eine von ihnen fiel mir beſonders auf. Während ſie ihr lautes Gebet auf einer chromatiſchen Tonleiter zum Himmel emporſandte, ſchlug ſie zwei kipfelförmige Holzſtücke auf das Steinpflaſter, um dann aus der gegenſeitigen Lage derſelben die Wendungen ihrer zukünftigen irdiſchen Laufbahn zu errathen.

Der „heilige Mann“ des Sanctuariums, die Statue des Hauptaltars, thronte, mit Blumenbouquets und friſchen Kränzen überſchüttet, in der dunkelſten Ecke des Raumes. Die vergoldete Bronzegeſtalt war bereits in ihrer ganzen Lebensgröße von den Hunderten von Kerzen, welche ihr kurzes Daſein in erſtickenden Qualm aufgehen ließen, ſo angeſchwärzt, daß ſelbſt die Aelteſten der anweſenden Chineſen (die meiſten ſprachen etwas engliſch) ſich nicht mehr zu erinnern wußten, wie die Gottheit heiße und was ſie eigentlich vorſtelle.

Da plötzlich durchzitterten die Schallwellen einer großen runden Metallplatte, welche in der Vorhalle an einem Stricke hing, die Luft. Es näherte ſich die Feſtproceſſion dem Tempel. Ich eilte auf die Straße. Schüſſe knatterten, Tſchinellen (Gongs) lärmten, Pauken dröhnten, Clarinetten wimmerten und die Jugend heulte. Es war ein Höllenlärm. Der Zug war von zwei Gongſchlägern geführt. Ihnen folgten paarweiſe junge, rothgekleidete, mit blauen Strohhüten bedeckte Chineſen, deren Zöpfe Schlangen gleich bis zur Erde reichten. Eine Abtheilung Muſikanten marſchirte den Opferträgern voraus, welche auf mit Gold reich verzierten Tiſchchen ſolche Opfergaben trugen, wie ſie bereits in der zweiten Abtheilung des Tempels aufgeſpeichert waren. Ein thurmähnliches Dach chineſiſcher Kunſtſchnitzerei ſchützte die Leckerbiſſen gegen die verderblichen Strahlen der Frühlingsſonne. Jedes der ſchwer beladenen Tiſchchen wurde wie eine Sänfte von vier Chineſen getragen und von einer Muſikabtheilung begleitet. Zwei Prieſter, in blaue Seide gekleidet, mit dunkler, großer, runder Brille auf der Naſe und mit einem in eine Spitze auslaufenden Filzhute auf dem Haupte, in Tragſeſſeln ruhend, ſchloſſen den Zug ab. Sie lächelten behäbig und zufrieden, denn ſie ſahen mit Wohlgefallen, wie reichlich das gläubige Volk für ſie geſorgt hatte. Jedes dargebrachte Opfer erhielt, als der Zug den Tempel betreten hatte, ſeine beſondere Weihe. Der Prieſter nahm eine Handvoll Papier, entzündete es an einem Feuerbecken, verbeugte ſich dreimal vor dem Opfer, warf dann das brennende Papier auf die glühende Kohle, die „Fröſche“ knatterten, die Muſik ſchlug ein, und das Schwein war nunmehr geweiht.

Mit dem täglich zwiſchen Victoria und Kanton verkehrenden Dampfer „Ichang“ verließen wir am 4. April Hongkong, um der Blumenſtadt China's einen Beſuch abzuſtatten. Ich hatte mir unter dieſem nur ein kleines Dampfboot vorgeſtellt, war daher nicht wenig überraſcht, als ſich „Ichang" als das größte Schiff im Hafen repräſentirte. Trotzdem ſchien der hölzerne Raddampfer mit ſeinen drei übereinander liegenden Decks faſt zu klein für die 3000 Chineſen, welche er an Bord trug. Die Fahrt I. Claſſe koſtete nur einen Dollar (2 Gulden 22 Kreuzer), und die Deckpaſſagiere bezahlten nach ihrem Caſſaſtande 10—15 Cents (22—33 Kreuzer), obgleich die Diſtanz bis Kanton 90 engliſche Meilen beträgt, wovon die eine Hälfte auf die Seefahrt, die andere auf die Flußfahrt den Perlſtrom (Tſchukiang) aufwärts entfällt.

Durch eine förmliche Hecke von Kanonenbooten, großen Dampfern, zahlloſen kleinen Segelſchiffen und chineſiſchen Dſchunken ſteuern wir nach der Durchfahrt gegen Kanton. Der Kranz von nackten, kaum hie und da mit ſpärlichen Hutweiden bedeckten Bergen, welcher uns allerſeits umgibt, läßt uns vergeſſen, daß wir auf dem Meere ſchwimmen. Auf den Kuppen der Berge erheben ſich, wohin das Auge blickt, ſchlanken Pappeln gleich, Pagoden. Nach mehrſtündiger Fahrt längs der flachen, von zahlloſen Dörfern umſäumten Ufer des Perlfluſſes erreichen wir Kanton.

Kanton leitet ſeinen Namen von der chineſiſchen Provinz Kuangtung, deren Hauptſtadt es iſt, ab, die Engländer verkürzten den Provinznamen in das bequemer auszuſprechende Kanton, und legten den Namen der Provinz der Hauptſtadt bei; denn der richtige Name der Stadt iſt Kuang-tſchou-fu. Kanton iſt eine der größten Städte China's und der Sitz des Vicekönigs der Provinzen Kuangtung und Kuangſi; unter ihm ſteht der Gouverneur der erſteren Provinz und der Tataren-General.

Die Portugieſen waren auch hier die erſten Europäer, welche im Jahre 1516 Kanton betraten, doch die Araber verkehrten ſchon mit den Chineſen aus Kanton im 9. oder 10. Jahrhundert, ſeit 1680 betreiben die Engländer den Theehandel. Bis zum Jahre 1857 war Kanton das Emporium des chineſiſchen Exporthandels. Die Stadt iſt von einer Mauer eingeſchloſſen, welche 6 Meter dick, 7—13 Meter hoch und 10 Kilometer lang iſt. Die ganze Stadt (chineſiſche und Tataren-Stadt) incluſive der Vorſtädte hat einen Umfang von 16 Kilometer, und von außen führen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

von Crackers abgefeuert, wodurch der Lärm geradezu ſinnverwirrend wurde. Man wartete nicht bis die Schiffsleiter herabgelaſſen wurde, ſondern einige Weiber ſtützten die Bambuſtangen an die Schiffswand und andere kletterten wie Katzen an Bord. Und wie das Schiff binnen einiger Secunden erobert wurde, ſo wurden auch die Paſſagiere gefangen genommen; ja es drohte ſogar wegen Theilung der Beute ein Kampf zwiſchen den Siegern auszubrechen. Wir wußten nicht wie, aber auf einmal befanden wir uns auf einem Boote. Da ich erfahren hatte, daß das einzige Hotel in Kanton (denn es leben in der Stadt auch gegen 20 Europäer) viel zu wünſchen übrig laſſe, beſchloß ich, auf dem Schiffe zu übernachten. Trotzdem fuhr ich mit dem Boote zuerſt auf das rechte Ufer in das Hotel, welches, mit dem großtönenden Namen Kanton-Hotel, wirklich recht ſchlecht und nebſtbei recht theuer iſt (ich mußte für ein Glas Sodawaſſer 55 Kreuzer zahlen). Ich nahm hier einen Führer und ſetzte mich wieder in das Boot, um auf das linke Ufer zu fahren, an welchem die eigentliche große Stadt liegt.

Das Ausſehen der Stadt vom Fluſſe aus, verräth in keiner Weiſe ihre Bedeutung. Unwillkürlich fragte ich mich: Wie iſt es möglich, daß hier Ein und eine halbe Million Menſchen leben? Als ich aber nur wenige Schritte in die Stadt eingedrungen war, wurde es mir klar und begreiflich. Wie Bienenſchwärme kamen und gingen die Leute nach allen Richtungen, nach vorwärts drängend, nach rückwärts ſtoßend, um Raum und Zeit zu gewinnen; denn der Raummangel macht ſich am meiſten geltend. Die Straßen innerhalb der Stadt ſind ſehr enge, gewöhnlich nur drei Schritte breit, mitunter aber ſo ſchmal, daß ſich Zwei kaum ausweichen können. Die Straßen ſind mit gleich großen, prächtigen Granitſchwellen, welche die Canäle eindecken, gepflaſtert.

Die grellen Farben der unzähligen Aushängſchilder und Firmatafeln, welche hier wie überall in China als lange, ſchmale, reich lackirte Bretter vom Dache oder einer Querſtange ſenkrecht herabhängen, die Pracht der reich vergoldeten Holzſchnitzereien, der mannigfaltigſten Porcellanwaaren, Seidenſtickereien, die mit unbeſtreitbarem Geſchmack arrangirten Auslagen, beſonders die Maſſe des herrlichſten Nephritſchmuckes, alles das gibt im Vereine mit dem Menſchenſtrome der Straßen ein maleriſches Bild, hinter deſſen Lebhaftigkeit ſelbſt das Straßenleben unſerer Weltſtädte zurücktritt.

Die Straßen führen im Zickzack durch die Stadt und bilden ein wahres Labyrinth, in welchem es unmöglich iſt, ſich ohne Führer zurecht zu finden. Unſer Führer entledigte ſich mit ſo rückſichtsloſer Schnelligkeit ſeiner Aufgabe, daß ich wie betäubt durch die Straßen eilen mußte. Uns folgte eine ganze Proceſſion meiſt junger Chineſen, und die Laſtträger hatten große Mühe, vorwärts zu kommen. Die Jugend betrachtete uns, als hätte ſie noch keine Yang-kwej-tſe (überſeeiſche Teufel) geſehen.

Die Chineſen ſaßen ſtoiſch ruhig in den Läden, ſie rauchten ihre Pfeifen und kümmerten ſich ſo wenig um die Käufer, als wären ſie ſelber Waare und nicht Händler. Jeder chineſiſche Kaufmann verlangt von dem Europäer für ſeine Waare den zweifachen, oft dreifachen Preis, geht jedoch bis unter den einfachen herab.

Als Geld fungiren Silber-Dollars (Banknoten werden nicht angenommen) und gediegenes Silber, welches auf einer Wage abgewogen wird. Das chineſiſche Silber iſt von außerordentlich reinem Gehalte und größtentheils mit einem Zuſatze von etwas Gold gemengt. Als Einheitsgewicht gilt der Taël (eine Unze), fünf ſolcher Taëls ſind gewöhnlich von den Händlern in einen Klumpen zuſammengeſchmolzen, welcher den Stempel der Firma trägt, kleinere Summen werden von Silberſtangen abgeſchnitten und abgewogen. Der zehnte Theil eines Taël (Yih-liang) heißt Mäß (chineſiſch T-ſien), der hundertſte Candarin (chineſiſch Fen). Außer dem gangbaren Silbergelde courſiren im ganzen Reiche auch geprägte Münzen aus einer Meſſinglegirung, welche der Engländer Caſh, der Chineſe T-ſien nennt. Sie ſind rund, in der Mitte mit einem kleinen viereckigen Loche verſehen und werden an einer Schnur aneinander gereiht. Eine Seite dieſer Münzen enthält die Prägung, die andere iſt oft glatt. In früherer Zeit prägten einzelne hohe Mandarine ſolche Münzen ſelbſtſtändig aus Eiſen; doch ſetzte ein kaiſerliches Decret dieſelben vor Kurzem außer Cours. Staatsbanknoten gibt es in China keine; nur bekannte Privatfirmen befaſſen ſich mit der Herausgabe von Papiergeld, welches mehr den Charakter eines Börſepapiers mit ſehr ſchwankendem Courſe beſitzt. Auch der Silbercours wechſelt beſtändig, ſo daß es Provinzen gibt, wo ein Taël für nur 1000, andere, wo er für 1800 und mehr Caſh umgewechſelt wird.

Die Silberwage beſteht aus einem Elfenbeinſtäbchen, welches auf einem Seidenfaden balancirt. Auf dem einen Ende befindet ſich die Wagſchale, während das andere Ende mit einer Scala verſehen iſt, worauf ein kleines Gewicht ſo lange hin und her geſchoben wird, bis das Gleichgewicht dem Augenmaße nach hergeſtellt iſt. Kein Chineſe wird ſich ohne die eigene Wage zu einem Kaufgeſchäfte begeben. Daß bei der Auszahlung Käufer und Verkäufer gegenſeitig die Wagen als falſch und ſchlecht bezeichnen, liegt in der Natur des chineſiſchen Mißtrauens.

Für Wägen fehlt in Kanton jeder Platz, es iſt die Stadt der Sänften. Die reichen und bequemen Chineſen laſſen ſich in grünen oder blauen (je nach dem Range) Sänften durch die Stadt tragen.

Nach dem Diner fuhren wir wieder auf das Land, um die ſingenden Mädchen der „Blumenboote“ zu hören. Viele dieſer Blumenboote ſchwimmen auf dem ruhig dahinfließenden Waſſer des Perlſtromes, doch ſind auch einige auf dem feſten Ufer eingerichtet. Der Eingang in das ebenerdige Local iſt ſo breit als das Haus, darum iſt es leicht möglich, von der Straße aus das Innere zu überſehen.

Ich will nur eine dieſer bekannten Vergnügungshallen beſchreiben, in deren Innerem es beſonders lebhaft zuging. Ein junges Mädchen mit weiß und roth geſchminkten Wangen, reich in geſtickter Seide gekleidet, ſaß rechts beim Eingange. Seine Haarfriſur glich einem Helme aus der alten Ritterzeit und die Füßchen waren nicht größer als ſogenannte erſte Kinderſchuhe. Neben demſelben ſaß ein Chineſe mit einem mandolinähnlichen Inſtrumente, und ihnen gegenüber ein Muſiker, welcher ein Inſtrument, das einem Holzhammer glich, auf deſſen Stiele eine Meſſingſaite abwärts lief, mit einem Bogen ſtrich. Ein Vierter ſpielte das Tamtam. Das Mädchen ſang und die Anderen begleiteten es auf ihren Inſtrumenten. Die Lieder und die Begleitung waren gleich eintönig. Wie überhaupt in der chineſiſchen Muſik, war das Tempo ſchneller Zweiviertel-Tact. Während die Begleitung ununterbrochen weiter ſpielte, ſetzte die Sängerin häufig und plötzlich in der Melodie ab — mir ſchien, als wäre das immer bei einem Textworte, das wie „chjong-h“ klang — und trommelte ihr Lied, anſtatt zu ſingen, auf einem Holzinſtrumente weiter. In der Mitte des mit Lampions beleuchteten Salons ſaß ein Kranz geſchminkter junger Mädchen, welche regungslos dem Geſange lauſchten, bis endlich ein oder der andere Chineſe ſich ihrer annahm und Leben in die Unterhaltung brachte. Im Hintergrunde ſaßen um die Tiſche Chineſen, welche Domino und Würfel ſpielten und, wenn nöthig, die ausgerauchte Opiumpfeife neuerdings füllten. So reihten ſich wohl 20 Theehäuſer aneinander und aus manchen drang ein toller, übermüthiger Lärm bis auf die Straße.

Die Kleidung der eleganten Chineſen in der Provinz Kuangtung beſteht aus einer weißen Seiden- oder Leinenhoſe, weißen Strümpfen, endlich Seidenſchuhen, deren Sohlen aus zollhoch aufeinander geklebten Papierſchichten zuſammengeſetzt ſind; ferner aus einem Ueberwurf aus blauer Seide, welcher an der rechten Bruſtſeite mit fünf Knöpfen geſchloſſen wird und bis unterhalb der Knöchel reicht. Die Bloßköpfigen halten gewöhnlich den Fächer gegen die Sonne, der übrige Theil trägt ein ſchwarzſeidenes Käppchen ohne Schild. Die arbeitende Claſſe iſt ähnlich mit Hoſen aus Baumwolle bekleidet, doch reicht der Ueberwurf nur bis zu den Knien. Als Sonnenſchutz tragen ſie coloſſale Strohhüte in Form und Größe eines Regenſchirms.

Die Tracht der Frauen fällt, trotzdem ihr Schnitt dem der Männerkleidung gleicht, durch bunte Farben und kunſtvolle Stickereien auf. Die Mädchen tragen ihre Haare in einen Zopf geflochten, welcher am Kopfe mit einem rothſeidenen Bande umwunden iſt und frei herabhängt. Die verheirateten Frauen friſiren das Haar in der abenteuerlichſten Weiſe und ſchmücken das ölige Gerüſte, welches ein Schildkrotkamm in den Fugen erhält, mit Blumen, Bändern und Edelſteinen. Als Ohrringe tragen ſie eine zweigliederige Kette, zur Hälfte aus Silber, zur Hälfte aus Stein. Am Armgelenke fehlt ſelten das grüne Armband aus Nephrit, während ein einzelner Silberring den Knöchel umſpannt. Verkrüppelte Füße ſah ich in Küſtenſtädten überhaupt nur wenig.

Nach Hongkong zurückgekehrt, bot ſich mir eine paſſende Gelegenheit, mit dem Dampfer „Amoy“ nach Schanghai abzureiſen. Das Schiff commandirte Capitän Drews, ein Deutſcher, welcher lange Jahre als Lootſe die Strecke befuhr, bevor er zum Capitän ernannt wurde. Das Schiff war klein, hatte nur 800 Tonnen Gehalt, außerdem nur leichte Ladung und ſchwankte deshalb wie ein Schilfrohr im Sturme, obgleich die See ziemlich ruhig war.

Wir hatten während der Fahrt ungewöhnlich dichten Nebel, ſo daß es oft unmöglich war, 20 Schritte weit zu ſehen. Unaufhörlich tönten die Signalpfeifen, trotzdem hätte der Dampfer bald eine Schifferbarke in den Grund gebohrt. Wurde es etwas heller, ſo ſah man rechts und links die ſpitzigen und kantigen Klippen über die See ragen und es bedurfte wirklich vieler localer Erfahrung, um ein Schiff in ſolchem Wetter ohne Unfall zu lenken. Wir paſſirten beiſpielsweiſe die Inſel Lukone, an deren Strandriffen vor Kurzem ein eiſerner Dampfer mit der an 500.000 Dollars bewertheten Ladung zu Grunde gegangen war.

Die plötzliche Veränderung der Farbe des Meeres kündigte uns ſchon am Abende des 12. April die Nähe der Mündung des blauen Stromes an, deſſen Gewäſſer die See auf mehrere Meilen hin ſchmutziggelb färben. Am Morgen des nächſten Tages durchfurchte der Kiel unſeres Schiffes bereits die Fluthen des Yang-tſe-kiang, des großen Stromes, wie ihn die Chineſen auch mit Recht nennen. Die Nähe Schanghai's verräth das lebendige Treiben auf dem Fluſſe, deſſen nördliches Ufer unſichtbar bleibt, während nach Süden hin ſich die allen landſchaftlichen Reizes bare Ebene von Kiangſu ausdehnt. Handelsſchiffe aller Art und Größen, auf deren Mehrzahl die britiſche Flagge weht, eine ganze Flotte von chineſiſchen Dſchunken wiegen ſich auf den Fluthen des Stromes. An den Wuſung-Forts, den Docks und Werften der amerikaniſchen Geſellſchaft vorüberdampfend, erreichen wir nach einigen Stunden unter ſtrömendem Regen den Flußhafen von Schanghai.

V.

Schanghai.

Geſchichte der Stadt. — Adminiſtrative Eintheilung Schanghai's. — Lohndienſte der Chineſen. — Das geſellſchaftliche und geſchäftliche Leben der Anſiedler. — Feuersbrünſte. — Hahnenkämpfe. — Badehäuſer und Reſtaurationen der Chineſen. — Chineſiſches Theater. — Das Gerichtsgebäude und der Gerichtspräſident. — Gerichtsverhandlungen und Strafen. — Begräbnißſtätten und Leichenfeier. — Bettler. — Chineſiſche Philoſophie. — Das Sikawej-Inſtitut. — Die chriſtlichen Miſſionen nnd ihre Thätigkeit. — Die Obſervatorien. — Der Tod des Tautai. — Die erſte Eiſenbahn in China und ihr Schickſal. — Ausflug zu den Hills. — Das Arſenal in Schanghai. — Die Wuſung-Forts. — Geſchützexercitien mit deutſchem Commando. — Eine Militärparade vor dem Futai in Tſchi-fu.

Der Freundlichkeit eines Herrn Schmidt, deſſen vielbewegtes Leben in China mit miſſionäriſcher Thätigkeit begann, welcher ſodann das Kreuz mit dem Schwerte vertauſchte und in der Taiping-Rebellion ſich ſo auszeichnete, daß er von dem chineſiſchen Kaiſer zum Oberſt ernannt wurde, und der nun in Schanghai als wohlbeſtallter Handelsherr eine angeſehene Stelle inne hat, verdanke ich die folgenden Daten über die Geſchichte Schanghai's: „Schanghai liegt an der Grenze der theilweiſe den Meeresfluthen entſtiegenen, großen Fläche des mittleren China und erhebt ſich, von der Natur begünſtigt, am weſtlichen Ufer des tiefen Hwang-pu, welcher ſich zwölf engliſche Meilen weiter in den Yang-tſe-kiang ergießt. Schon ſeit mehreren Jahrhunderten iſt Schanghai einer der wichtigſten Hafen China's geweſen, während es jetzt, nachdem es den Fremden eröffnet wurde, ein Handels-Emporium Oſtaſiens genannt werden kann. Der Platz, auf dem gegenwärtig die Stadt Schanghai erbaut iſt, war 2000 Jahre v. Ch. ein Theil der Provinz Yang-tſchau, einer der damaligen neun Provinzen China's (nach der Eintheilung des Königs Yü des Großen) und wurde Hutueh (Fiſchkorbmündung) benannt.

Zur Zeit des Confucius 600 v. Chr. gehörte es zu dem Fürſtenthume Hwuj-dje und hieß Loeu; ſpäter unter demſelben Namen zu verſchiedenen Fürſtenthümern, bis es unter der Liang-Dynaſtie (500 n. Ch.) Schingi-ſien genannt wurde und der Statthalterſchaft Su-tſchau einverleibt wurde. Unter der Tang-Dynaſtie (620 n. Chr.) erhielt es den Namen Hwa-ting-hai und ſtand unter der Jurisdiction der Statthalter von Hwa-ting, der jetzigen Sung-kiang-fu. Erſt unter der Sung-Dynaſtie (1075 n. Chr.) während der Regierung des Kaiſers Schining bekam es den Namen Schanghai-tſchou, d. i. Markt über dem Meere. Bis dahin war Schanghai nur ein unbedeutendes Fiſcherdorf, welches die Segelſchiffe paſſirten, welche nach Tſing-lung, einem Handelsplatze, 30 engliſche Meilen weiter weſtlich am ſüdlichen Ufer des Wuſungfluſſes (jetzt Suchow-creek) fuhren. Schanghai ſtand ſomit in demſelben Verhältniſſe zu Tſing-lung, wie jetzt Wuſung zu Schanghai. Der Theil des Hwang-pu, welcher jetzt bei den europäiſchen Anſiedlungen und der Stadt Schanghai vorbeifließt, war vor der Sung-Dynaſtie ein enger Canal, welcher den Hwang-pu mit dem Wuſung-ho verband.

Nach den Ausſagen chineſiſcher Geſchichtsſchreiber war der Wuſung zur Zeit der Fang-Dynaſtie bei Schanghai fünf engliſche Meilen und zu Anfang der Tang-Dynaſtie, 500 Jahre ſpäter, noch zwei Meilen breit. Allmälig wurde er ſo enge und ſeicht, daß die Schiffe nicht mehr nach Tſing-lung hinaufgehen konnten, ſondern in Schanghai ihre Ladung löſchen mußten. In dem Maße, als der Wuſung abnahm, wurde der oben erwähnte Verbindungscanal breiter und tiefer, indem die Gewäſſer des Hwang-pu, anſtatt ſüdlich von Schanghai in öſtlicher Richtung dem Meere zuzufließen, ſich durch dieſen Canal mit dem Wuſungfluſſe vereinigten und nördlich von Schanghai in das Meer floſſen.

Zu Ende der nördlichen Sung-Dynaſtie (1100 n. Chr.) wurde das kaiſerliche Seezollamt von Tſing-lung nach Schanghai verlegt und Kublai-Khan, der Gründer der Yüen-Dynaſtie, verordnete im Jahre 1284, daß die Umgebung von Schanghai einen Kreis der Statthalterſchaft von Sung-kiang bilden ſollte mit Schanghai als Reſidenzſtadt des Diſtrictsmagiſtrates. Seitdem hat es ſich zuſehends entwickelt und ausgebreitet und iſt jetzt der größte Stapelplatz

Oſtaſiens, während nur noch das kleine Dorf Laou-tſching-pu und die Tſing-lung-Pagode den Platz des früheren großen Marktes Tſing-lung bezeichnen.

Obgleich ſich die chineſiſche Stadt Schanghai ſeit dem Kaiſer Kia-tſing (1570) nicht viel verändert hat, ſo iſt das doch mit dem Platze der fremden Anſiedlungen der Fall. Hier ſtanden während der Sung-Dynaſtie zwei kleine Feſtungen und von den vielen kleinen Canälen, welche das Vorterrain durchzogen, iſt nur mehr der kleine Canal übrig, welcher die Grenze zwiſchen den engliſchen und franzöſiſchen Settlements bildet.

Das geſammte Schanghai in ſeiner jetzigen Geſtaltung ſchmiegt ſich wie ein breites Häuſerband im Halbkreiſe am linken Ufer des Hwang-pu an deſſen Krümmung von Süden nach Oſten. Es beſteht aus der ummauerten, nur von Chineſen bewohnten Stadt, dem franzöſiſchen, dem engliſchen und dem amerikaniſchen Settlement, alle drei mit gemiſchter Bevölkerung. Die einzelnen Settlements ſind durch Canäle begrenzt. Die chineſiſche Stadt beſteht zumeiſt aus einſtöckigen Holz- und Ziegelgebäuden (erſt die jetzige Dynaſtie erlaubte den Chineſen den Bau zweiſtöckiger Häuſer), welche regellos ſituirt, eine Unzahl enger, ſchmutziger und übelriechender Gaſſen bilden. Die Häuſermaſſe gravitirt beſonders den fremden Settlements zu, während im Südweſten und Weſten des ummauerten Raumes noch große Parcellen für den Feldbau ausgenützt werden.

Im Theegarten der Stadt, einem tempelartigen, von mehreren Pfützen umgebenen Holzgebäude, concentrirt ſich die Unterhaltung, Zerſtreuung und das Vergnügen der chineſiſchen Einwohner. Aehnliche Scenen der Volksbeluſtigung wie in Hongkong ſpielen ſich auch hier täglich ab. Mit Ausnahme der chineſiſchen Kaufleute, welche im Stadtbazar ihre an Auswahl reichen, aber verhältnißmäßig theueren Sammlungen der Waaren, als Seidenſtoffe, emaillirte Gefäße, Elfenbeinſchnitzereien, Porcellankunſtwerke und echte, ſowie falſche Antiquitäten aller Art ausgeſtellt haben, beſteht der größere Theil der Bevölkerung aus Handwerkern der niederſten Gewerbe (meiſtentheils Weber), die ſich ihr Brod bei den anſäſſigen Coloniſten verdienen, aus Fiſchern und Ackerbauern.

Die Umgebung von Schanghai iſt ſo fruchtbar und die Felderträgniſſe finden einen ſo raſchen Abgang, daß die Schanghaier bisher nicht den mindeſten

Grund hatten, auszuwandern. Ein Viertel der chineſiſchen Bevölkerung des Diſtrictes von Schanghai verrichtet Matroſendienſte, entweder auf landesüblichen Dſchunken oder auf ausländiſchen Küſtenfahrern. Die Schanghai-Leute ſtehen in Bildung und Wohlfahrt den übrigen Landsleuten weit nach und charakteriſiren ſich durch zahme Unterwürfigkeit, ausharrende Geduld, Anhänglichkeit an die alten, überkommenen Sitten und Gebräuche, Mißtrauen und Haß gegen die Fremden.

In früherer Zeit pflegten die Schanghai-Männer ihre Köpfe nicht zu raſiren, ſondern ließen ſich das Haar lang wachſen und banden es am Hinterhaupte feſt. Sie trugen ein ſchlafrockartiges Oberkleid mit langen weiten Aermeln, welches mit einem Gürtel um den Leib zuſammengehalten wurde (wie jetzt bei den buddhiſtiſchen Prieſtern). Die Beinkleider waren weit, wurden in Strümpfe geſteckt und mittelſt verzierter Strumpfbänder feſtgehalten. Schwarze Schuhe, kleine runde, oben flache Mützen mit einem ſchwarzen Knopfe vervollſtändigten die Tracht. Auch jetzt noch halten einige Chineſen an der ehemaligen Tracht feſt; die Mehrheit aber trägt weite, an den Füßen offene Pantalons, ein kürzeres, bis zu den Knien reichendes Oberkleid, welches vorſchriftsmäßig mit fünf Knöpfen an der rechten Körperſeite zugeknöpft iſt, ferner ſeidengeſtickte Schuhe und ein rundes Seidenkäppchen mit einem rothen oder blauen Seidenknopf. Die Tracht der Frauen blieb ſich gleich, nur wählen ſie gegenwärtig zu ihrer Kleidung grellere Farben. Die Kleidung des Volkes war dunkelbraun, die der Gelehrten hellblau, die der Beamten nach dem Range vielfarbig und reich geſtickt. Die Beamtenmütze glich einer mit Edelſteinen beſetzten Krone.

Der Dienſt, welchen die Chineſen in Schanghai verrichten, theilt ſich in zwei Kategorien, und zwar in den Dienſt bei den Ausländern und bei den Chineſen. Letzterer wird durchſchnittlich um die Hälfte geringer entlohnt, hingegen werden dieſe Bedienſteten vom Dienſtherrn verköſtigt. Der Hausdienſt bei Chineſen wird mit 3 Dollars, bei Europäern mit 6 Dollars, die Arbeit bei Chineſen mit 6 Dollars, bei Europäern mit 10—15 Dollars monatlich beſoldet. Hausmägde (nur bei Chineſen) erhalten 3 Dollars Monatlohn und Koſt, Kindsmädchen (Amah) bei Europäern 6—10 Dollars, Ammen bei Chineſen 4—5 Dollars nebſt Koſt, bei Europäern 12—18 Dollars ohne Koſt.

Das franzöſiſche und engliſche Settlement mit den ſchönen, breiten Gaſſen und vielen europäiſchen Häuſern werden von anſäſſigen Europäern, von chineſiſchen Kaufleuten und Arbeitern bewohnt. Die mit allem Comfort und Luxus ausgeſtatteten europäiſchen Häuſer ſind gewöhnlich in der Mitte eines duftenden Gartens erbaut. Eines der ſchönſten Gebäude iſt die franzöſiſche Municipalität, deſſen Blechkuppel das geſammte Häuſermeer überragt. Die große Zahl der Flaggenſtöcke mit den Wappenfarben aller Länder kennzeichnet die Conſulats- und andere öffentliche Gebäude. In Schanghai allein zählt man ſieben Kirchen (anglikaniſche und römiſch-katholiſche). An hervorragenden Inſtituten und Gebäuden ſind noch beſonders erwähnenswerth: die drei Poſtämter, das engliſche, franzöſiſche und amerikaniſche (reſpective japaneſiſche), drei große Hotels und zwei Clubs, der engliſche und deutſche. Im amerikaniſchen Settlement befinden ſich die hervorragendſten Fabriken, Schiffswerften und Docks.

Eine Einwanderung von Coloniſten findet in China, ſpeciell in Schanghai nicht ſtatt. Die in Schanghai befindlichen Ausländer (auch die Chineſen von Kanton und Ningpo) kommen lediglich in der Abſicht hieher, ſich nur eine beſtimmte Reihe von Jahren aufzuhalten und dann mit ihren erzielten Erſparniſſen und Gewinnſten nach der Heimat zurückzugehen. Allerdings war der Geſchäftsgang in den letzten zwölf Jahren ein ſo retrograder, ja faſt hoffnungsloſer, daß bei vielen Fremden der Aufenthalt in China ein unbeſchränkt langer blieb, aber trotzdem iſt von einer dauernden Anſiedlung derſelben in dieſen Ländern im echten Sinne einer Coloniſation keine Rede. Als Beweis hiefür mögen Ziffern dienen, welche den Wechſel der europäiſchen Bewohner von Schanghai bezeichnen. Es kamen nach Schanghai im Jahre 1877 640 Europäer, dagegen gingen nach Europa ab 959 Europäer *).

Das geſellſchaftliche Leben der anſäſſigen Europäer iſt in manchen Punkten von dem der Heimat verſchieden. Das Haus iſt das eigentliche Heim. Die meiſten der europäiſchen Anſiedler ſind ledig, führen aber eigene Küche und Keller, denen meiſt ein Chineſe vorſteht. Die verheirateten Frauen

---

*) Siehe Anhang I.

genießen leider kein angenehmes Leben, da ſie zumeiſt nur auf den engſten Familienkreis beſchränkt ſind und Geſellſchaftsbeſuche im europäiſchen Sinne nicht cultivirt werden. Ein Theil der Europäer iſt wohl mit Japanerinen vermält, doch gelten ſolche Bündniſſe nur auf eine contractlich beſtimmte Zeit. Einladungen ergehen nur bei beſonderen Gelegenheiten ſchriftlich, oft Monate lang voraus, wie z. B. für Weihnachten oder Sylveſter. Sonſt geſchehen ſie ex abrupto von der Gaſſe aus, oder man ladet ſich ſelbſt ein. Bei allen Nationen wird bei Tiſche engliſche Sitte in Anordnung und Ceremoniel beim Speiſen ſtreng gewahrt. Getrunken wird ſehr viel, hauptſächlich Flaſchenbier, Claret und Champagner. Wenn nach der 5½tägigen Arbeit, welche von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags andauert, der Samſtag Mittag anrückt, ſo freut ſich Jeder der anderthalbtägigen Raſt und ſucht ſich, ſo gut er kann, in der freien Zeit zu zerſtreuen.

Jeder beſſer ſituirte Geſchäftsmann beſitzt ein Jagd- oder ſogenanntes Hausboot, auf welchem er in den Sommer- und Herbſtmonaten die Stadt verläßt, um in der Umgebung „ab country“ zu jagen. Geſchoſſen werden Faſanen, Schnepfen, Rehe und wenige Haſen. Da es für die Europäer ſchwer wird, bei ſolchen Gelegenheiten ſich in den unzähligen Creeks und Waſſerlinien zurecht zu finden, wird immer ein Chineſe als Führer mitgenommen. Die anderen jungen und alten Leute, welche dem Jagdvergnügen nicht nachgehen, benützen den Samſtag- und Sonntag-Nachmittag zu Ausflügen nach Sikawej, wo eine Oeſterreicherin „aus Polen“ eine hübſch gelegene, großartige Reſtauration eröffnet hat. Weniger an Sonntagen, denn nach engliſcher Sitte wird dieſer Tag ſo viel als möglich geheiligt, doch an den Samſtagen herrſcht dort draußen ein tolles Leben, und wenn auch gerade nicht in Sikawej, ſo geht doch für Viele die Sonne in Schanghai zu zeitlich auf. Sowie es viele alleinſtehende Herren in Schanghai gibt, ſo exiſtiren daſelbſt auch viele alleinſtehende Damen, meiſtentheils Amerikanerinen, welche ein luxuriöſes Leben führen und zumeiſt elegante Equipagen beſitzen, in welchen ſie des Abends unter dem Schutze ihrer livirten Lakaien Spazierfahrten in der Stadt oder in der Umgebung unternehmen. Nach dem Diner, alſo gegen 8 Uhr, verſammeln ſich alltäglich die Mitglieder in den betreffenden

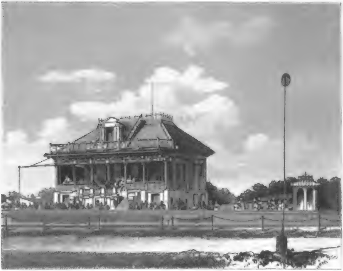
Clublocalitäten und vertreiben ſich die Zeit mit der Discuſſion der Tagesfragen, mit Zeitungleſen und Kegelſchieben, Billard-, Domino- oder Kartenſpielen. In erſter Linie ſind es die Engländer, welche verſchiedene Sportgeſellſchaften gegründet haben, und die Mitglieder ſolcher Vereine haben ihre Sorge und Mühe das ganze Jahr hindurch, durch ein abwechslungsreiches Programm die Anziehungskraft des reſpectiven Clubs zu heben. Beſonderer Gunſt erfreuen ſich die zwei Mal im Jahre abgehaltenen Pferderennen, deren Vorbereitungen den Arrangeuren viel Mühe verurſachen müſſen, denn da heißt es zuerſt die wilden, störriſchen, verwahrloſten mongoliſchen Pferde pflegen, abrichten und dann trainiren. Dieſe Rennen ſind mehr Geſchäfte als Vergnügungen. Wenige Tage vor denſelben werden die Pferde verſteigert, und nun nehmen die Wetten ihren Anfang, welche auch in Schanghai ſo Manchen ſchon um alles Hab und Gut gebracht haben. Die Rennen dauern vier Tage. Der letzte Tag gehört den chineſiſchen Pferdewärtern, welche ganz vorzügliche Reiter ſind. Daß bei ſolchen Feſten ganze Hectoliter an Champagner vertrunken werden, und dem entſprechend Eisberge verſchwinden, liegt in der Natur ſolcher Wetten und in den klimatiſchen Verhältniſſen.

Da die anſäſſigen Europäer ſchon öfters die Erfahrung gemacht haben, daß es mitunter nur eines kleinen Anſtoßes bedarf, damit das feindſelig geſinnte Chineſenvolk gewaltthätig gegen die Eindringlinge vorgehe, ſo beſteht in Schanghai ſchon ſeit Jahren eine freiwillige, uniformirte Bürger-, ſowie eine vortrefflich organiſirte Feuerwehr. Feuersbrünſte gehören in Schanghai, beſonders während des Winters, keineswegs zu den Seltenheiten. Einestheils iſt es ſchon an und für ſich die gefährliche Sitte des unvorſichtigen Abbrennens von heiligen Räucherpapieren, andererſeits die Conſtruction der chineſiſchen Schlafſtätten, unter welchen, ſelbſt bei ſtrenger Kälte, das einzige Kohlenfeuer, und zwar während der Schlafzeit unterhalten wird, welche Feuersbrünſte begünſtigen. Ich ſelbſt war Zeuge eines größeren Schadenfeuers, und will hier auf das Ereigniß näher eingehen. Ich ſaß gerade beim Frühſtücke, als die Glocke eines Feuerthurms einen Brand im amerikaniſchen Settlement ſignaliſirte. Kurze Zeit darauf raſſelte die erſte Spritze, von europäiſchen Feuerwehrmännern gezogen, an dem Hotel vorüber. Eine an der Spritze angebrachte Glocke gab bei jeder Radumdrehung einen ſchauerlichen Ton von ſich. Ihr folgten zwei Dampfſpritzen und endlich zwei von Chineſen im gemüthlichſten Tempo gezogene Materialwagen. Ich ſetzte mich auf ein Jinrikſchawägelchen und fuhr zur Brandſtätte. Hunderte von Chineſen liefen dem Feuer zu. An der Gardenbridge (die Brücke, welche das engliſche mit dem amerikaniſchen Settlement verbindet) war die eine, an den Ufern des Creeks die zweite Dampfſpritze poſtirt, von wo die Kautſchukſchläuche zur etwa 500 Schritte entfernten Brandſtätte führten. Dort war ein unbeſchreibliches Gewoge von Menſchen. Alle europäiſchen und chineſiſchen Polizeileute waren ausgerückt und hieben unbarmherzig mit den Lederkatzen auf die Chineſen, um Platz zu ſchaffen. Ich drängte mich vor und gelangte mühſam zu dem Orte, wo die Flammen gierig an den Holzbauten emporzüngelten. Die meiſten Chineſen der benachbarten Häuſer ſtanden bei ihren Thüren, bei den Fenſtern und lachten und ſcherzten, als ob ihnen gar keine Gefahr drohen würde. Sind nicht die Europäer da, um zu löſchen? Und betrifft das Unglück nicht am meiſten den Gouverneur der Stadt, welcher, wenn der Schaden groß, ſeinen Poſten verlieren kann? Solche Maßregeln gelten beſonders für die Mandarine im Inneren China's, wo es ſelbſt einem Futai oder Vicekönig paſſiren kann, wegen eines größeren Brandunglückes abgeſetzt zu werden.

Ich ſah nur auf wenigen Dächern 2—3 Chineſen mit Handſpritzen, denen das Feuer viel Vergnügen zu bereiten ſchien. In den engen Gaſſen brachten die Abgebrannten die geretteten Effecten: Stühle, Tiſche, Theegeſchirr und Baumwolle, auf langen Bambuſtangen in Sicherheit. Kein einziger Chineſe war bei der Unterdrückung der Feuersbrunſt thätig; ſie bewunderten nur die Gummiſchläuche, dann die Macht des dicken Waſſerſtrahles und konnten gar nicht begreifen, warum die Feuerwehr ſich gar ſo abmühe und hauptſächlich auf jene Häuſer ſpritze, die noch nicht in hellen Flammen ſtanden.

Innerhalb einer Stunde — bis man endlich den Brand localiſiren konnte — waren 30 chineſiſche Häuſer eingeäſchert. Doch ich will den Chineſen die Genugthuung geben, daß die Confuſion nicht ſo groß war, als jene, welche ich ſpäter bei einem Brande in Hakodate wahrnahm, wo des Nachts Tauſende von Japanern zur Brandſtelle eilten, von denen jeder eine Laterne in der Hand trug. Keiner wußte, was er mit der Laterne anfangen ſollte, und ſo gafften ſie ſich gegenſeitig an, lachten und freuten ſich ihrer Unbeholfenheit. Im Allgemeinen habe ich weder dort noch hier ein Zeichen von Niedergeſchlagenheit über ein ſolches Unglück beobachten können.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung will ich die Schilderung der ſocialen Verhältniſſe der anſäſſigen Fremden in Schanghai zu Ende führen. Alle Artikel, welche der Europäer zur Arbeit, zum Leben und zum Vergnügen in Europa beanſprucht, findet er auch in Schanghai. Daß er beim Einkaufe den zwei- und dreifachen Preis dafür erlegen muß, kann Niemand verargen, wenn er erwägt, daß der Kaufmann nur nach China geht, um ſchnell reich zu werden.



Rennplatz in Schanghai.

Das gegenſeitige Vertrauen iſt ein wahrhaft unbegrenztes. Es iſt niemals nöthig, Geld mit ſich zu tragen, es kommt auch gar nicht vor. Man kann beliebige Einkäufe in beliebigen Shops, gleichviel ob bei Europäern oder

Digitized by Google

[illegible]

Chineſen, beſorgen, man kann getroſt in die erſte beſte Reſtauration eintreten, ohne einen Cent in der Taſche zu haben, denn es iſt Gebrauch und genügt, an Zahlungsſtatt einen Bon auszuſtellen, d. i. auf ſchon in jedem Geſchäfte bereit liegenden Checks unter der Kaufſumme ſeinen Namen zu unterfertigen. Mit Beginn des Monats trägt der Comprador jedes Hauſes die Zettel aus und caſſirt die Gelder ein. Bittere Enttäuſchungen der Creditoren kommen gar nicht vor. Solche Checks gelten auch als Baarbezahlung bei der Miethe von Booten und Fuhrwerken.

Die meiſten Fremden beſitzen eigene Equipagen, und da einmal das Gehen in dieſen Ländern verpönt iſt, ſo ſtehen denjenigen, welche nicht ſo glücklich ſind, eigene Pferde halten zu können, 1500 Jinrikſcha, kleine zweiräderige, einſitzige Wagen, welche von Chineſen gezogen werden, für eine geringe Entlohnung zur Dispoſition. Außerdem iſt auch an Miethfuhrwerken kein Mangel.

Die Art, ſich zu kleiden, iſt an feſt beſtimmte Zeitmomente gebunden. So z. B. wird kein Europäer, welcher Anſpruch macht, zur Society gerechnet zu werden, vor dem 1. Juni den weißen Anzug benützen ꝛc. Die gewöhnliche Stunde aufzuſtehen iſt 8 Uhr, ſchlafen zu gehen Mitternacht.

Bei unſerer Ankunft in Schanghai lag die Vertretung der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie in den tüchtigen Händen des Generalconſuls Carl Ritter v. Boleslawski, welchem der Viceconſul Joſef Haas attachirt war. Beiden Herren bin ich zu beſonderem Danke für die liebenswürdige Aufnahme, ſowie für die freundſchaftlichen Bemühungen, mir den Aufenthalt in Schanghai ſo angenehm als möglich zu geſtalten, verpflichtet. Sie waren es, die mich den anderen deutſchen Herren vorſtellten und ſpeciell mit Dr. Little bekannt machten, welcher in Schanghai ein Privat-Obſervatorium beſitzt, das er mir in liberalſter Weiſe zur Benützung überließ. Hauptſächlich war es Herr Haas, der mich auf den vielen Excurſionen und Spaziergängen begleitete. Vertraut mit allen Sitten und Gewohnheiten der Schanghai-Chineſen, opferte er mir nahezu jede freie Stunde, und ihm, als mit den meiſten Bewohnern perſönlich bekannt, war es möglich, mich auch in ſolche Locale hineinzuſchmuggeln, in denen der Europäer nicht gerne geſehen wird.

Ich will meine Schilderungen züerſt mit der Beſchreibung eines Vergnügens beginnen, welches ſich eine tiefſtehende Claſſe der Schanghai-Anſiedler allſonntäglich gönnt: der Hahnenkämpfe, deren Schauplatz im engliſchen Settlement ſich befindet. Es war 3 Uhr Nachmittags. Wir durchwanderten einige ſchmutzige Gaſſen, endlich überſchritten wir eine primitive Holzbrücke und waren zur Stelle. Ein unternehmender Chineſe erbaute die Arena, eine einfache, überdachte Bude aus Bambuſflechtwerk, welche den blutgetränkten Boden umſchloß. Obgleich noch früh an der Zeit, war dennoch ſchon eine erleſene Geſellſchaft anweſend; inſofern erleſen, als nur, zum Lobe der anderen civiliſirten Menſchheit ſei es geſagt, die glattraſirten Geſichter malayiſchen Urſprungs zahlreich vertreten waren. Ein Dritttheil der Anweſenden trug unter dem Arme einen befiederten Kämpfer, welcher vielleicht ahnen mochte, daß in der nächſten Stunde der Kampf um das Daſein im ernſteſten Sinne beginnen würde. Da waren braune, geſcheckte und weiße Thiere, mit oder ohne Kämme, ſtarke und ſchwache Exemplare, mit heiterer oder gedrückter Phyſiognomie, und einige von ihnen krähten trotz der Nachmittagsſtunde die Morgenreveille in die nebelige Atmoſphäre, als hätten ſie verwöhnte Europäer zu wecken. Es begann gerade ein Turnier. Zwei gefleckte Hähne ſprangen gegen einander. Die zarte Halsbefiederung ſträubte ſich gegen den Kopf wie ein Schild; die ſpitzigen Schnäbel gruben ſich gegenſeitig in die Kämme ein; bald überſprang einer den andern, bald verhinderten die ausgeſpannten Flügel einen ſolchen Angriff. Die Malayen jubelten wie Spanier bei Stiergefechten, da färbte ſich der Boden roth, warme Blutstropfen kennzeichneten den Rückzug; noch einige ſchwache Verſuche des unterliegenden Helden, den Angriff abzuwehren, und vorüber war's, ein Hahn war todt, er hatte für ſeinen Herrn ausgelitten, und hinterließ nicht einmal ein gutes Andenken, denn der Eigenthümer mußte noch zahlen.

Nach einer kleinen Pauſe wurde ein neuer Kampf arrangirt. Zwei Malayen (alle tragen europäiſche Kleidung) hatten ſich geeinigt, ihre Hähne zu probiren. Zuerſt verſuchten ſie, ob die Thiere wohl die Eignung zum Kampfe beſaßen. Sie nahmen ſie in die Hände und hetzten ſie, indem ſie ſelbe gegen einander hielten und mit lauten Kriegsrufen aneiferten. Als die Hähne Miene machten, ſich die Augen auszuhacken, zog man ſie ſchnell zurück. Der eine Hahn war blüthenweiß, der andere war dunkel und beſaß um den Hals röthlich ſchillerndes Geſieder. Das weiße Thier war entſchieden ſtärkeren Wuchſes.

Nun wurde gewettet. Leute, welche darben, welche monatelang mit 6—7 Dollars leben müſſen, welche in den chineſiſchen Küchen der Billigkeit wegen faſt ungenießbare Speiſen conſumiren, ſetzen hier auf einen Hahn 20 bis 30 Dollars, ja mitunter in die Hunderte, wenn berühmte Helden den Kampfplatz betreten. Nur Wenige wollten ihr Geld auf den dunklen Hahn riskiren. Neben der Bude ſtand ein chineſiſcher Junge, welcher das einträgliche Geſchäft der Sporenvermiethung betrieb. Die Sporen, in der Größe eines Federmeſſers, waren ſcharf und zweiſchneidig geſchliffen. An ihren Wurzeln iſt je ein Anſatz angebracht, welcher ſich an eine Kralle und den natürlichen Sporn des Hahnes ſo anſchmiegt, daß das Meſſer als Stichwaffe vom Fuße nach rückwärts ſenkrecht abſteht. Der Fuß wird hierauf in der Nähe des natürlichen Sporns, welcher meiſtentheils nur als Stumpf exiſtirt (der überflüſſige Theil wurde früher amputirt) mit zartem, weichem Papier umwunden; hierauf wird die Waffe aufgeſetzt, mit einem Faden umwickelt und feſtgebunden und die Vorbereitung für den Kampf iſt beendet. Beide Hähne griffen gleichzeitig an. Lautloſe Stille begleitete alle ihre Bewegungen. Lange war der Kampf unentſchieden. Endlich wankte der dunkle Hahn. Blut und wieder Blut bezeichnete ſeine bevorſtehende Niederlage. — Er fiel. Der weiße Sieger hackte mit dem Schnabel nach ihm, wählte jedoch eine unglückſelige Richtung zum Todesſtreiche, kam mit dem Kopfe unter das Meſſer und ſchnitt ſich den Hals durch. Ein frenetiſches Gejauchze begleitete den unerwarteten Ausgang des Kampfes. Der ſchwarze Hahn hatte gewonnen, trotzdem er ſchachmatt neben dem weißen, krampfhaft zuckenden Gegner lag. Der Beſitzer hob ſein unterlegenes Eigenthum mit ſolch' wüthender Geberde vom Boden auf, daß ich glaubte, er hätte ihm noch gerne den Hals umgedreht. Er ſog die Wunde ſeines Hahnes aus, aber es nützte nichts mehr, der tapfere Kämpfer war todt. Ich hatte genug des grauſamen Spieles und verließ die Arena.

Durch die Zerſtörung der zwei Städte Han-tſchou und Su-tſchou während der Taiping-Rebellion, welche Orte in ihrer Zeit als beſondere Punkte für die Vergnügungs- und Genußſucht der Chineſen galten, blieb denjenigen, welche ihren Broderwerb darin fanden, Andere zu unterhalten, nichts Anderes übrig, als Orte aufzuſuchen, an welchen ſie gegen die Willkür der plötzlich moraliſch gewordenen Mandarine geſchützt waren. Schanghai, wo die Engländer bereits feſten Fuß gefaßt und von der chineſiſchen Regierung das Recht erwirkt hatten, in ihrem Rayon eine gewiſſe Gerichtsbarkeit zu üben, war eine der günſtigſten Zufluchtsſtätten. Sie kamen auch in Schwärmen dahergezogen, überwanden den Haß gegen die „Teufel des Weſtens“, weil dieſes Vorurtheil ihnen nur Schaden gebracht hätte, und ließen ſich zuerſt im engliſchen Viertel nieder. Sie erbauten da Wirthshäuſer, Badehäuſer, Theater, Theehäuſer und lebten nun hier, wie früher anderswo, in Saus und Braus. Das erhielt ſich ſo bis auf den heutigen Tag und keine Stadt ſoll den Chineſen mehr Vergnügen bieten, als Schanghai.

In der Nähe der Grenze „Frankreichs“ und „Englands“ zieht ſich eine lange Gaſſe nach Süden, in welcher jedes Haus entweder dem Geſchmacke, dem Gefühle, dem Gehöre oder dem Auge gewidmet iſt. Für den Geruch ſorgt jeder Chineſe ſelber. Ich beſuchte in dieſer Straße zuerſt ein Badhaus. Zahlreiche Sänften ſtanden vor dem Portale. Der ſimple Eingang war mit Papierlampions beleuchtet, deren Umhüllungen die Bedeutung des Hauſes in rothen chineſiſchen Lettern kundgaben. Das erſte Zimmer, welches ich betrat, war der Empfangsraum. Einige Holztiſche und Bänke bildeten das Meublement und an der Holzdecke hingen einige Lampions. Die Wände beſtanden aus getäfeltem Holze. Das zweite, an dieſes anſchließende Zimmer war die Theeſchenke, auf den Tiſchen ſtanden Theeſchalen und Kannen, lagen Tabakspfeifen. Der dritte Raum war der an Hühneraugen leidenden Menſchheit gewidmet. Wenn ich mich recht erinnere, war er mit Gas beleuchtet. Einige magere Geſtalten ſaßen auf der Bank und warteten geduldig des Operateurs. Letztere ſollen recht geſchickt ſein. Das Wohlbehagen eines Erlöſten, welches ſich auf dem eckigen Geſichte wiederſpiegelte, ließ mich ordentlich bedauern, daß ich nicht in der Lage war, die Kunſtfertigkeit an mir ſelbſt erproben zu laſſen.

Aus dieſem ſchon mit Waſſerdampf geſchwängerten Raume gelangte ich direct in das Badezimmer. Es iſt ein längliches Gemach und weiſt der Länge nach einige Verſchläge aus Holz auf, welche die Badezellen abtheilen. Jede Zelle iſt in der Front offen und erinnerte mich ihrer Geſtalt nach lebhaft an die Beichtſtühle in katholiſchen Kirchen. In dem Fußboden der Zellen iſt überall eine kleine runde, mit heißem Waſſer gefüllte Badewanne eingelaſſen. Zahlreiche Löcher in dem Boden dienen dazu, den unterhalb erzeugten Dampf in die Cabinen einſtrömen zu laſſen. Das Bad war rein gehalten und die Frequenz ſehr groß.

An das Badhaus ſchließt ſich eine Reſtauration an und der Zuzug von Gäſten war um 9 Uhr Abends ein enormer. Eine vollkommene Barrikade von Sänften und Jinrikſchawagen ließ gerade nur ſo viel freien Raum übrig, um ſich mühſam beim Thore durchzwängen zu können. Ich gelangte direct in die Küche, woſelbſt auch ein Buffet aufgeſchlagen war, welches ein Holzverſchlag gegen den Andrang des Publicums ſchützte. Neben dem Buffet ſtand ein gedeckter Herd, auf welchem der Wein gekocht wurde. Der Chineſe trinkt nämlich den Reiswein (saki japaniſch, samschu chineſiſch) nur in heißem Zuſtande. Daß ihn die Chineſen gerne warm trinken, wundert mich nicht, denn alle ſchienen Fiſchblut in den Adern zu haben.

Der Speiſeſaal war ſehr groß und ziemlich hoch. Die Decke wurde von Holzſäulen getragen. Im Hintergrunde ſaßen zwei muſicirende Mädchen, ſie ſchlugen je eine Mandoline und ſangen ſo zart und leiſe, als würden ſie zum erſten Male öffentlich auftreten. Deſto lauter ging es in der Mitte des Saales bei einem großen runden Tiſche zu, wo eine chineſiſche Geſellſchaft dinirte. Was ſie aßen, konnte ich nicht ergründen, doch es duftete durchaus nicht unangenehm. Neben jedem Chineſen ſaß ein ſeidenumhülltes Mädchen. An dem reichbeladenen Tiſche herrſchte das regſte Leben und keinerlei Mißton machte ſich bis zu dem Augenblicke geltend, als man uns wahrnahm. Die Leute muſterten uns zuerſt neugierig, dann verachtungsvoll, endlich mit einer Miene, die ungefähr ſagen ſollte: Die Armen, ſie wiſſen ja nicht, was ſie wollen! Schließlich ſiegte doch wieder die urſprüngliche, rückſichtsloſe, ungezwungene Unterhaltung über die temporäre Verblüffung. Ueber den anderen

Tiſchen ſchwebte ausnahmslos das Geſpenſt der Langweile. Im erſten Stockwerke, wohin man auf einer Leiter gelangte, ſaßen in einem der ſeparirten Zimmer vier Chineſen, welche laut ſchreiend, wie die Italiener, „Mora“ ſpielten. Die Leute waren ſo liebenswürdig, uns mit grinſender Miene einzuladen, Platz zu nehmen und mitzuſpielen. Dankend entfernten wir uns. In einem anderen Cabinete, in deſſen Inneres wir wie Neugierige nur durch das Fenſter blicken konnten, ſchlemmten die Opiumraucher. Die Leute dieſes Gelichters lagen faul auf gepolſterten Divans und athmeten den giftigen Rauch ſo lange ein, bis ihnen das Bewußtſein ſchwand und roſige Träume ihre Phantaſie umgaukelten.

Während meiner großen Landtour verſuchte ich einige Male das Opium. Das Rauchen zweier Pfeifen machte auf mich gar keine Wirkung; ich fühlte weder eine körperliche noch geiſtige Ermattung oder Aufregung. Der Geſchmack oder beſſer geſagt der Geruch des Rauches gleicht vollkommen dem angenehmen Dufte friſcher Mohnkuchen.

Schanghai beſitzt zwei chineſiſche Theater, und zwar am Südweſt-Ende des engliſchen Settlements. Schon aus großer Entfernung vernimmt man die Höllenmuſik der Production. Das Entrée beträgt einen Dollar, welcher nachträglich abverlangt wird. Das Theater iſt ein coloſſaler, viereckiger Saal im Sinne eines europäiſchen Orpheums. Die Vorſtellungen ſind immer überfüllt, und eine Theaterkriſis ſteht noch in weiter Ferne. Im Parterre ſaßen um die kleinen braunen Holztiſche Geſellſchaften von je fünf bis ſechs Perſonen, an welche Thee, ebenſo wie eine Art Reisbäckerei und gebrannte Melonenkerne gratis ſervirt wurde. Auf jedem Tiſchchen ſteht überdies ein Teller mit ſchlechten Birnen. Längs der Wände zogen ſich drei Reihen Bänke amphitheatraliſch um den Saal, Sitze, welche von den Chineſen mit Vorliebe aufgeſucht wurden. Das Syſtem der Logen war eine mißlungene Copie europäiſcher Theater. Dieſer erhöhte und höchſte Zuſchauerraum wurde größtentheils von den Damen occupirt, von welchen jede eine Dienerin mitgebracht hatte, welche die Cigaretten fabricirte und der Herrin Feuer reichen mußte. Einige Galanthommes ſchwärmten von Mädchen zu Mädchen und überboten ſich in Liebenswürdigkeiten. Hin und wieder gelang es ihnen doch,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

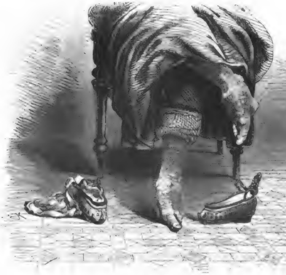
Symmetrie, Alles Studium. Unzählige Proben mußten vorausgegangen ſein, denn ſonſt hätten ſich die Künſtler gegenſeitig todtſchlagen, die Augen austreten, oder zum mindeſten die Knochen entzwei brechen müſſen. Auf der für die Anzahl der Darſteller — es waren mitunter bei 60 Perſonen in Action — beſchränkten Bühne wurden Kämpfe und Schlachten ausgeführt. Mit einer ſeltenen Behendigkeit wurden die Speere und Lanzen geſchwungen, es wurde attaquirt und der Stoß wieder parirt, die Schwerter ſauſten in der Luft zum wohlgezielten Hiebe, doch der Gegner wich aus und replicirte nach einer blitzſchnellen Drehung um ſich ſelbſt den Hieb. Dann wechſelte plötzlich die Scenerie, die Kämpfer entfernten ſich friedfertig durch eine Oeffnung im Hintergrunde, und von der andern Seite traten die Athleten auf. Sie waren bis zum Bauche nackt und die Beine ſtaken in ſchlotterigen Seidenpantalons. Die Schnelligkeit und Gewandtheit, mit welcher ſie die Stücke durchführten, die graziöſen Luftſprünge riſſen zu allgemeinem Beifalle hin. Wenn ſie Sprünge nach vorwärts machten, ſich in der Luft überſchlugen, den Kopf einzogen und mit dem Nacken auf dem blanken Holzboden auffielen, um ſo einen Abſchwung zum Ueberſchlagen nach rückwärts zu erzielen, dann im Momente darauf kerzengerade auf einem Fuße, wie eine bevorzugte Ballerine, einige Male um ſich ſelbſt wirbelten, da mußte man ſich fragen, ob denn ihre Nacken nicht wirklich aus Gummi elaſticum verfertigt wären.

Auch ſie traten ab, um zwei Mandarinen Platz zu machen, die mit einem großen Gefolge auf der Bühne erſchienen. Ihre Begleitung trat paarweiſe auf. Jedes Paar ging bis zur Mitte des Bühnenvordergrundes, ſchwenkte ſich da kaum merklich den ſteifen Oberkörper aus den Hüften gegenſeitig zu, worauf der Eine nach rechts, der Andere nach links abbog, um den Folgenden Platz zu machen, welche ſich ebenſo benahmen. Sowohl das Gefolge, als auch hauptſächlich die Würdenträger des Drama's waren prachtvoll gekleidet. Die Seidengewänder waren mit den ſchönſten Stickereien bedeckt, ein breiter, glänzender Gürtel in der Form eines geſprungenen Faßreifens, welcher als Gehänge am Kleide angebracht, für das wachſende Schmeerbäuchlein kein Hinderniß bot, gewährte den Seidenſtoffen ſo viel Raum, um in kunſtverſtändigen Falten das Glänzen und Schillern der Farben, ſowie den Werth des Geſchmeides noch mehr zur Geltung zu bringen. Die Aermel reichten weit über die Hände hinaus und machten Handſchuhe entbehrlich. Alle Geſichter waren der Hauptfarbe der Kleidung entſprechend geſchminkt. Die Komiker färben ſich aber immer und unter allen Umſtänden die Naſe roth. Als Kopfbedeckung trugen die Künſtler eine Art Helm oder eine koſtbare Mandarinmütze, welche mit Ausnahme der Einfachheit viel Aehnlichkeit mit ungariſchen Hüten beſaß.

Die Helden und Mandarine ſchmückten den Hut noch mit einigen Pfauenfedern, die Generale kennzeichneten ſich durch fünf bis ſechs kleine Fahnen, welche, zwiſchen Nacken und Kleidung angebracht, über die Köpfe ragten. Sämmtliche Frauenrollen werden von Männern dargeſtellt, und ich erſah aus der wahrheitsgetreuen Darſtellung ſolcher Rollen, daß die Künſtler lange Zeit hindurch ein Handbuch der Coquetterie ſtudirt haben mußten, bevor es ihnen gelang, die unbeholfenen Bewegungen verkrüppelter Füße, das Schwingen und Wiegen des Oberkörpers gefallſüchtiger Mädchen und die vielen charakteriſirenden Hand- und Kopfbewegungen nachzuahmen. Aus der Handlung des Drama's wurde ich nicht klug.

Nachdem die Mandarine ſammt dem Gefolge einen Waffentanz aufgeführt hatten, ſang jeder ein Lied. Die Muſik raſte dabei ungeſchwächt weiter, nur daß ſie hin und wieder je nach dem Geſange das Tempo wechſelte. Die Chineſen ſangen in Fiſteltönen, ja ich möchte ſagen, ſie krähten, und buhlten mit oft übermenſchlicher Anſtrengung um den Beifall des Publicums. Dieſes aber begünſtigte, wie ich bemerkte, nur einen, nämlich den, welcher am falſcheſten ſang, erbärmlich krächzte und ſtöhnte; das Volk aber ſchrie ihm begeiſtert zu. Dann trat ein Gefangener auf, welchem die Hände gebunden wurden. Er ſaß hierauf wohl eine Stunde lang ſtill und regungslos auf einer Bank, ſchloß endlich die Augen, und ich glaubte, er ſchlief. Er hatte keinen Sinn für die Anweſenheit ſeiner Mutter, die den Mandarin um Gnade zu bitten gekommen war; er ſah nicht, wie dieſer Mandarin ſich mit einem anderen Würdenträger in einem Duelltanze abmühte, er hörte nicht das pompöſe Auftreten eines jungen Mädchens, das ein ergreifendes Lied ſang, ſich dann auf die Kniee warf, um den Mandarin für ihren Liebſten günſtiger zu ſtimmen. Eine halbe Stunde lang kniete das Mädchen und wartete geduldig, bis ſich der Mandarin in ſie verliebte. Und theilnahmslos ſaß der Gefangene da — da horch! — unglaublich! — er ſchläft nicht, er ſingt ein Lied, ſo falſch, ſo grundfalſch, daß das elektriſirte Publicum entzückt johlte.

Die Dame, des Gefangenen Geliebte, begann nun mit den Augen entſetzlich zu ſchielen. Beide Augenſterne lagen halbverborgen hinter den Augenwinkeln, was andeuten ſollte, daß ſie energiſch, muthig und ausdauernd zu bleiben gedenke, was auch immer kommen möge. Während ſich die Beiden auf der Bühne herumjagen, ſchläft unſer Gefangener ruhig weiter, ja er hat nichts dagegen, daß man Couliſſen auf die Bühne bringt, welche hohe Mauern vorſtellen ſollen, und ihn plötzlich in die Troſtloſigkeit eines Gefängniſſes verſetzen. Aus dieſem ſollte er nun entfliehen. Ich hörte es erzählen, denn ich wartete das Ende der Geſchichte nicht ab, die vielleicht noch heute nicht abgeſchloſſen iſt — denn chineſiſche Dramen dauern oft jahrelang.



Frauenfüße.

Digitized by Google

Eine Eigenthümlichkeit der chineſiſchen Theatereinrichtung beſteht darin, daß von den Dienern während der Vorſtellung naſſe, heiße Tücher an die Gäſte zum Abtrocknen des Schweißes verabreicht werden, welche nach der Benützung angeblich gegen friſche umgetauſcht werden.

Die Theatervorſtellungen dauern von Abends bis 5 Uhr Früh. Um dieſe Stunde wird das Stück abgebrochen und am nächſten Tage fortgeſetzt. Der Chineſe, welcher die Vorſtellung beſucht, verabredet hier mit einer Schönen ein Stelldichein. Sie treffen ſich zwei bis drei Stunden ſpäter in einem Gaſt- oder Theehauſe, unterhalten ſich da auf das beſte, dann begeben ſie ſich wieder in das Theater und bleiben ſo lange dort, bis der Schlaf ſie überwältigt.

Wir ſcheiden nunmehr von den Brettern der Bühne, um Augenzeuge verſchiedener Schauſpiele auf dem Forum chineſiſcher Gerechtigkeitspflege zu ſein. Bei den Gerichtsverhandlungen am Mixt court der Settlements führt ein Mandarin den Vorſitz und Delegirte der verſchiedenen Conſulate fungiren nur als Beiſitzende. Der Name des Gerichtspräſidenten im Mixt court iſt Tſcheng. Ich ſtattete ihm eine Viſite ab, welche er auch bald erwiderte. Vier roth uniformirte Läufer und ein ebenſo gekleideter Träger eines mit Franſen beſetzten Schirmes eröffneten den Zug, hierauf folgte ein Träger einer Stange, auf welcher ein rothes, rechteckiges Brett mit den Namen und Titeln des Herrn Tſcheng in goldenen Lettern befeſtigt war. Ein anderer Diener ſchlug zeitweilig auf eine große Meſſingplatte, um dem Publicum anzudeuten, rechtzeitig auszuweichen zu wollen; dann folgte die von vier Männern getragene Sänfte, in welcher Tſcheng Platz genommen hatte. Tſcheng ſchickte mir durch einen Diener zwei Viſitkarten in die Wohnung. Jedes Stück aus dunkelrothem Papiere war 14 Centimeter hoch und 9 Centimeter breit. Die eine enthielt blos den einfachen Namen, die andere aber nebſt dem Namen noch alle ſeine Titel und Würden in einer langen von oben nach unten zu leſenden Reihe chineſiſcher Charaktere. Kurz darauf erſchien der große Herr ſelbſt. Er war nahezu 60 Jahre alt. Sein kleiner Kopf beſaß lebendige, funkelnde, ſchiefgeſchlitzte Augen. Das allerliebſte Stumpfnäschen geſtattete einen tiefen Einblick in das Innere des Kopfes. Die

Entfernung der Naſe bis zur Mitte des geſchloſſenen Mundes, welche ich leicht in Centimetern ausdrücken könnte, glich im Profile der Peripherie eines Spiegelſextanten. Das Kinn war ſchmal und rund, der Mund breit und in ſeinen Winkeln von wenigen grauen Stacheln beſchattet. Der Ausdruck ſeines runzeligen Geſichtes machte im Ganzen den Eindruck der Freundlichkeit, Luſtigkeit und Schalkhaftigkeit. Aus dem ſchwarzen Mandarinshute mit aufgeſtülpter ſchwarzſammtener Krempe quoll nach rückwärts ein kleines, graues Zöpfchen hervor. Ein ungeſtärkter, ſchmutziger Streifen Rohſeide am Handgelenke verrieth, daß der Mandarin ein Hemd trug; ein zweiter, hellblauer Seidenſtreifen, welcher ſich dem erſten anreihte, dann der von den Knien bis zu der Stiefelſohle reichende Stoff derſelben Gattung, ſowie der etwas fettige, ſchmale Halskragen ließen den Schluß ziehen, daß der Mandarin über das Hemd einen hellblauen Talar angezogen hatte. Sein bauſchiges, pelzgefüttertes Haupt- und Staatskleid wurde an der rechten Bruſtſeite von goldenen Knöpfchen feſtgehalten. Die Staatskleider der Mandarine kennzeichnen ſich durch viereckige Einſätze von graublauer Seide, die, auf der Bruſt und correſpondirend auf dem Rücken angebracht, bei den Civilbeamten irgend eine Vogelart (bei jenen des erſten Ranges einen Pfau), bei den Militärbeamten andere Thierarten (bei jenen des erſten Ranges einen Löwen) eingeſtickt zeigen. Ueber das Kleid wird noch eine Kette aus Holz- und Steinkugeln umgelegt.

Tſcheng begrüßte mich mit „Tſchin-tſchin“, dem in Schanghai üblichen Begrüßungsworte. Er ballte beide Hände zu Fäuſten und hielt ſie vor die Bruſt. Hierauf verbeugte er ſich gravitätiſch und reichte mir die Hand. Letzteres hatte er bereits im Umgange mit den Europäern profitirt. Er nahm Platz, rauchte eine dargebotene Cigarre und ſchlürfte den Thee mit beſonderem Wohlbehagen.

Das Geſpräch bewegte ſich in allgemeinen Phraſen. Herr Haas war ſo liebenswürdig, die Unterhaltung zu vermitteln. Tſcheng lud mich ſchließlich ein, nächſtens mit ihm zu ſpeiſen, mit der Verſicherung, daß ſich die chineſiſche Küche nicht mit der europäiſchen meſſen könne.

Tags darauf fand eine Gerichtsſitzung ſtatt und zu dieſer lud ich mich ſelbſt ein. Tſcheng erwartete uns bereits um 10 Uhr Morgens in ſeinem

Empfangsſalon. Dieſer war in der Breite ſeines Einganges bis zu den erhöhten Ehrenſitzen der Länge nach eingegittert und hier ſtanden im Spalier die Stühle und Tiſchchen für die Gäſte. Der Fußboden war mit einem koſtbaren Teppiche bedeckt. Nachdem uns der Mandarin ceremoniell Cigarren und bitteren Thee*) angeboten hatte, begaben wir uns in den Gerichtsſaal. Wir paſſirten drei große Höfe, welche von hohen Holzverſchlägen umſchloſſen waren, auf deren Brettern übergroße Geſtalten in reicher Nationaltracht gemalt waren.

In Schanghai gibt es bis jetzt noch keine eigentlichen Gefängniſſe. Der Angeklagte wird bis zur Austragung der vom Gerichte dictirten Strafen im Unterſuchungshaft-Locale internirt. Ein ſolches Arreſtlocal befand ſich im erſten Hofe. Wohl an 20 Perſonen waren da eingeſperrt. Wie in unſeren Militärwachſtuben-Arreſten, ſo waren auch hier die Delinquenten durch eine Holzſtakette von der Vorhalle, worin ein „Häſcher“ Wache hielt, abgeſondert. Die Arreſtanten ſahen im höchſten Grade verwahrloſt aus.

Die Strafen, welche über die Chineſen verhängt werden können, ſind: Todesſtrafe (in den meiſten Fällen durch Enthauptung), lebenslänglicher und zeitlicher Kerker, Verbannung, Tragen des „Kranzes“ (nicht länger als durch ſechs Monate), Bambuſtreiche (bis 500) und endlich Geldſtrafen.

Verbannungen weiſen dem Abgeurtheilten ſeinen Aufenthalt in den entlegenen weſtlichen Provinzen an. Nehmen wir an, er ſei auf zwei Jahre zur Deportation nach Tibet verurtheilt, ſo braucht er acht Monate zur Hinreiſe und dieſelbe Zeit zur Rückkehr, da er die ganze Strecke zu Fuß zurücklegen muß. In Tibet wird er während der übrigen acht Monate zu Teichausgrabungen, Canaliſirungen, Waldausrodungen und zum Urbarmachen der Felder verwendet. Er genießt daſelbſt die vollkommenſte Freiheit, muß aber für ſeinen Lebensunterhalt ſelbſt Sorge tragen.

Der Kranz oder „Kong“ iſt ein Gefüge aus Holz in der Form eines Quadrates von einem Meter Gevierte, in deſſen Mitte eine Rundung für den Hals des Verurtheilten ausgeſchnitten iſt. Nachdem das Gefüge erweitert wurde, wird der Kranz über den Kopf gegen die Schultern gezogen und

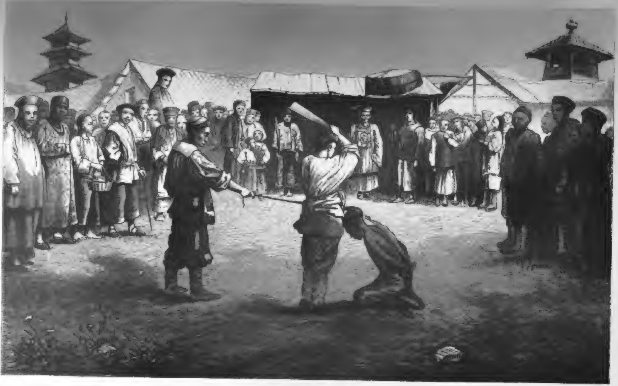
---

*) Die Chineſen trinken nur bitteren Thee.

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Hinrichtung in Schanghai.

Digitized by Google

Digitized by Google

der Delinquent ſchon ſo umfangreiche Ausſagen abgegeben hat, daß ganze Actenſtöße vollgeſchrieben wurden, und der Richter ihn ſchließlich bei Gewärtigung der vorgeſchriebenen Strafe ermahnte, die Wahrheit zu ſagen, er den Blick zu Boden ſenkte und die Worte ſtammelte: Herr es war doch anders! Einige wenige Hiebe haben zwar nur zur Folge, daß die Lippen anſchwellen, doch zweihundert wirken ſchon derartig, daß die Zähne ausfallen; ja es kamen Fälle vor, daß die Abgeurtheilten die Sprache verloren. Außer der gleichſam eideskräftigen Aufforderung des Richters zu wahrheitlichen Ausſagen exiſtirt noch eine andere Bekräftigung der Wahrheit, welche aber mit dem Gerichtsverfahren in keinem directen Zuſammenhange ſteht. Sie beruht auf Aberglauben und wird hie und da von den ſtreitenden Parteien auch bei Gericht angewendet. Geſetzt, es käme ein Gläubiger mit einer Schuldklage zu dem Richter und der Schuldner leugnet die Schuld, der Richter aber könnte wegen Mangel an Documenten die Parteien weder einigen noch aburtheilen. In dieſem Falle wird ein Hahn gebracht und entweder der Kläger oder der Geklagte, doch gewöhnlich Jener, welcher ſich ſeines Rechtes bewußt hält, ſchneidet dem Thiere den Kopf ab, indem er betheuert, er ſpreche die lautere Wahrheit; da aber der Richter eine ſolche Ceremonie nicht entſprechend berückſichtigt, ſo dürften doch auch Fälle vorkommen, daß beide Theile ſich bereit erklären, den Hahn zu köpfen.

Jeder Aelteſte einer chineſiſchen Familie iſt Gerichtsherr ſeiner Angehörigen, inſolange, als letztere ein gewiſſes Alter nicht überſchritten haben. — In keinem zweiten Lande der Erde beſitzt der Vater eine gleiche Autorität in der Familie als in China; hier iſt der Sohn zum unbedingteſten Gehorſam gegen ihn verpflichtet. Auf dieſer Autorität des Vaters und dem Gehorſam des Sohnes beruhen alle guten Eigenſchaften der Nation, die Achtung vor der Behörde, die Ehrfurcht vor dem Alter, die Disciplin in der Familie und in der Gemeinde und endlich die Genügſamkeit mit dem eigenen Looſe. Aus ihnen aber laſſen ſich auch alle Schattenſeiten des Volkes ableiten, z. B. der kraſſe Egoismus und die Gefühlloſigkeit gegen alles Fremde, ſeien es Menſchen oder Thiere, die ihrerſeits wieder die entſetzlichen Gräuelthaten erklärt, welche in China gegen Kriegsgefangene noch während der letzten Taiping-Rebellion verübt wurden. —

Wird z. B. ein Kind eines Vergehens oder Verbrechens wegen vor Gericht gebracht, ſo fragt der Richter vor der Urtheilspublication das Familienoberhaupt, ob es zuſtimme oder nicht. Im Falle der Verneinung wird die Strafe nicht vollzogen und es iſt nun Aufgabe des Richters, durch den Austauſch der gegenſeitigen Anſichten eine Einigung zu erzielen. Aus der bevorzugten Stellung des Hausvaters laſſen ſich auch die fürchterlichen Strafen herleiten, welche auf Elternmord geſetzt ſind. Wenn auch „der Tod durch Zerſtückelung in zehntauſend Theile“ nicht wörtlich aufzufaſſen iſt, ſo erfüllt uns Europäer der Vollzug der Strafe doch mit Entſetzen. Der Verbrecher wird auf den Richtplatz geführt und dort auf einen Eiſenſtuhl, an welchem beſondere Lehnen für die Arme und Beine angebracht ſind, feſtgebunden. Der Scharfrichter ſchlitzt nun mit einem kleinen, ſcharfgeſchliffenen, aber ſchweren Meſſer die Stirnhaut des Verurtheilten auf. (Wurde der Scharfrichter vorher von den Angehörigen ſeines Opfers entſprechend beſtochen, ſo zerſchmettert er wohl ſchon bei dem erſten Streiche den Schädel.) Ein zweiter Henkersknecht ergreift mit ſeinen langen Nägeln (welche bei noblen Chineſen oft 15 Centimeter lang ſind) die Haut und zieht ſie über den Kopf. Nachdem hierauf mit einem größeren Meſſer zuerſt der rechte, dann der linke Arm und endlich die beiden Füße in einzelne Theile zerſtückelt wurden, ſtößt der Henker mit ſicherer Hand dem bluttriefenden, zuckenden Manne ein ſcharfes Stilet in das Herz. Es ereignete ſich, daß der Verurtheilte bis zu dem letzten Stoße bei Beſinnung blieb, daß ſolche bedauernswerthe Todesopfer die Zähne aufeinander biſſen und keinen weiteren Laut von ſich gaben bis zum Augenblicke des Gnadenſtoßes, wenn endlich die Nähe des Todes die Zunge zu einem die Luft durchſchneidenden kurzen Schrei löſte.

Wir betraten den Gerichtsſaal. In der Mitte ſtand etwas erhöht ein langer und breiter Holztiſch, auf welchem eine Art fünfzackige Krone aus blank geputztem Eiſen (die Stütze für die Schreibpinſel) und ein Holzgefäß mit rother Siegelfarbe lagen. Der Richter Tſcheng nahm hier den Ehrenſitz ein, ihm zur Rechten ſaß Herr Haas als Aſſeſſor, welcher perfect chineſiſch ſprach und wie es ſchien, einzig und allein die Verhandlung leitete, ohne viel Rückſicht gegen den Mandarin zu nehmen. Dieſer nickte nur hin und wieder würdevoll zuſtimmend zu den Anträgen des Aſſeſſors und blies den Cigarrenrauch gedankenlos in die Höhe; einige Male aber kam auch er in die Hitze und ſchrie dann mit einer wahren Capaunſtimme den Angeklagten an, doch das Blut ſtieg ihm bei ſolchen Anſtrengungen in die Schläfen, er brach plötzlich ab, um die Aufregung durch einen Theeſchluck zu calmiren.

An einem anſchließenden, kleineren Tiſche ſaß der engliſche Polizeicommiſſär, weil ſich das zu verhandelnde Delict im engliſchen Rayon abgeſpielt hatte. Im Rücken des Gerichtshofes ſchloß eine bis an die Decke reichende, grün übertünchte Holzwand den Saal ab; zwiſchen der Holzwand und der Ziegelmauer des Zimmers führte ein Gang zur Wohnung des Richters, für jene Gäſte beſtimmt, welche den Verhandlungen beiwohnen wollen. Der Zuſchauerraum wird durch ein Holzgeländer begrenzt, welches vom Gerichtstiſche zum Eingangsthore läuft. In dieſer Weiſe iſt auch der freie Raum für die Angeklagten, welche verhört werden ſollen, erzielt. Die große Anzahl der Häſcher, welche auf der linken Seite des Richters durch lautes Geſchwätz ihre Gegenwart bekundeten, übte einen großen Einfluß auf die Verhandlung. Sprach der Richter ein Wort, ſo richtete ein jeder ſogleich zehn weitere an den Verbrecher. Wie alle Würdenträger in China beſtochen werden müſſen, um gerecht zu ſein, ſo auch dieſe Leute, ja es iſt unmöglich, die unbedeutendſte Bittſchrift an das beſtimmte Ziel gelangen zu laſſen, wenn nicht früher das Abwiegen von Dollars die Hände geſchmeidiger machte. Jeder Angeklagte wird an ſeinem Zopfe von einem Häſcher geleitet und kniet während der Verhandlung auf dem Boden. Der Zopf, welchen die Chineſen mit Vorliebe wie einen Kranz um den Kopf gewunden tragen, muß frei über den Rücken hängen. Vergißt er dieſe Aufmerkſamkeit vis-à-vis des „Taloje“ (großer Herr), ſo fallen die Häſcher über die Haarzierde her und bringen ſie unzart in eine ſolche Lage, daß ſie der Schwerkraft folgen muß. Die Weiber müſſen ſich vor der Vernehmung ihres Kopftuches entledigen. Sobald ſich ein Angeklagter vertheidigen will, fallen ihm — wenn nicht der Richter, ſo doch die Polizeileute, falls ſie nicht hinlänglich beſtochen wurden, ſofort in die Rede. Jeder Angeklagte brachte ein corpus delicti mit ſich.

Die Verhandlungen währten nicht lange. Der Richter fällte das Urtheil und der Häſcher führte das Opfer am Zopfe in das ſogenannte Polizeiloch, welches gegen den Hof oder die Gaſſe abgeſperrt, nur mit einem einzigen kleinen Luftloche verſehen war, aus welchem die verkommenen Geſichter der mit Behagen ihr Pfeifchen rauchenden Arreſtanten herausſchauten. Die bei der Verhandlung vernommenen Zeugen durften ſtehen, mußten jedoch die Kopfbedeckung abnehmen. Ein Dieb zweier Ziegelſteine wurde zuerſt vorgeführt und zu vierzehntägigem Kranztragen verurtheilt. Ein anderer Gauner, welcher im Menſchengedränge ein Stück Baumwollſtoff geſtohlen hatte, erhielt dasſelbe Strafausmaß nebſt 50 Hieben. Dann erſchien ein Delinquent, welcher ſich nach überſtandener Strafe bei dem Richter bedankte. Der Kranz wurde ihm abgenommen und der Entlaſſene verſchwand alsbald in der Menge, welche den Vorhof belebte. Zwei Weiber traten nun vor die Schranken, die muthmaßlich Schuldtragende kniete während der Vernehmung, die Klägerin ſtand. Die Schuldige, welche die Andere während eines Streites mit einer Bambuſtange am Kopfe und mittelſt eines Theeſchalenſcherbens an der Hand verwundet hatte, zeigte zuerſt das Porcellanfragment und dann die Stange dem Richter, ſie vertheidigte ſich mit ſchnellzüngiger, heller Stimme ſo vortheilhaft, daß ſie freigeſprochen wurde. Es hat ihr ſicherlich ein hübſches Geld gekoſtet. Ein Gewohnheitsdieb wurde hierauf zur ſofortigen Applicirung von 200 Hieben verurtheilt. Sogleich ergriffen ihn zwei Häſcher, warfen ihn vor der Eingangsthüre des Gerichtsſaales zu Boden und riſſen ihm die Beinkleider vom Körper. Ein Häſcher faßte ihn mit ſeinen nervigen Händen bei den Waden, ein zweiter erfaßte ſeinen Kopf und ein dritter hatte unterdeſſen den Stock herbeigebracht, mit welchem die Hiebe auf das nackte Fleiſch oberhalb der Kniegelenke ausgetheilt wurden. Der Bambuſtock hatte die Geſtalt eines 1 Meter langen und 3 Centimeter breiten Lineals und beſtand der Länge nach aus mehreren Theilen. Der Mandarin ſtreckte während der Procedur den Kopf aus der geneigten Haltung ſtrenge in die Höhe und controlirte den exacten Vollzug der Strafe. Die Schläge geſchahen in raſcher Aufeinanderfolge und der Executor zählte dieſelben laut vor. Nach je 20 Hieben wechſelten die Diener der ausübenden Nemeſis ab.

Es war erbarmenswerth, anzuſehen, wie das Fleiſch anſchwoll, ſich dann gelb und blau färbte, bis endlich ein rother Blutſtreifen ſichtbar wurde, der, immer breiter werdend, ſchließlich eine ſchwärzliche Färbung annahm. Der Geprügelte jammerte entſetzlich, doch nach überſtandener Leibesſtrafe wurde er ruhiger, zog ſeine Beinkleider in die Höhe (für jedes Bein einen ſeparaten Theil) und kniete, nur zeitweilig noch „Taloje“ ſchluchzend, vor dem Gerichtstiſch nieder, um den Kranz in Empfang zu nehmen, welchen er drei Monate tragen ſollte. Während der Befeſtigung des Kranzes, deſſen unterer Rand auf dem Boden lag, hatte der Verbrecher Gelegenheit, den Kopf neugierig umzuwenden, um auf den angeklebten Zetteln leſen zu können, wie lange er das Holzſtück zu tragen hätte.

Der folgende Fall bot mehr Intereſſantes. Ein Chineſe — er kniete als Angeklagter vor dem Gerichtstiſche — beſaß ein allerliebſtes Töchterchen im Alter von zwei Jahren. Dieſes ſtahl ihm ein jüngerer Bruder und verkaufte es um den Preis von 48 Dollars an ein junges chineſiſches Mädchen, die Klägerin. Die chineſiſchen Geſetze bedingen bei rechtskräftigen Käufen eine vermittelnde, dritte Perſon, welche auch bei dieſem Handel fungirte. Innerhalb fünf Tagen war der Kauf geſchlichtet und der Kaufſchilling ausbezahlt. Am ſechſten Tage fiel es dem Angeklagten, der als Aelteſter für Alles, was ſich in ſeiner Familie ereignete, verantwortlich war, erſt auf, daß ihm ſein Töchterlein abging. Er fand es ſpäter bei der rechtskräftigen Beſitzerin. Der Scandal, welchen er durch mehrere Tage aufführte, endete damit, daß die Käuferin einwilligte, das Kind zurückzuſtellen, ſobald ſie die Kaufſumme zurückerhalten haben werde. Das Kind wanderte wieder in das Elternhaus, aber das Mädchen erhielt kein Geld und klagte den Vater. Bei der Verhandlung ſtellte es ſich heraus, daß der Chineſe um den Handel gewußt, darum entſchied der Richter friedlich: der Vater könne, im Falle die Klägerin das Kind nicht beanſpruche, es behalten, doch müſſe er den Kaufpreis rückerſtatten. Die Klägerin aber wußte genau, daß ſie auf dieſem Wege keinen Cent zurückerhalten würde und kam einem Vergleiche ſoweit entgegen, daß ſie ſich mit der augenblicklichen Zurückgabe des halben Kaufpreiſes zufrieden ſtellte, welchen ihr der Angeklagte auch feierlichſt einhändigte.

Bevor wir den Gerichtsſaal verlaſſen, will ich noch eines Falles erwähnen, der in dem high life der Schanghai-Chineſen große Senſation hervorrief, aber zur Zeit, als wir die Stadt verließen, noch nicht ausgetragen war. Banquier Hu iſt ein unendlich reicher Mann, und als ſolcher inclinirt er zu noblen Paſſionen. Er kaufte ſich um den Preis von 3000 Taël (nahezu 10.000 fl. ö. W.) ein vierzehnjähriges Mädchen, trug dasſelbe auf den Händen, richtete es prächtig ein, kaufte ihm Schmuck, Kleidung ꝛc. Das währte einige Jahre. Endlich merkte die Kleine aus der Weigerung ihres Herrn, ihr eine zweiſpännige europäiſche Equipage zu kaufen, daß ihre Stellung wanke. Und richtig, ſie erfuhr, daß der alte Herr eine andere Roſenknoſpe gefunden und ihr ſein goldenes Herz angetragen habe. Die Eiferſucht erwachte, ſie ſtellte der jungen Nebenbuhlerin nach und traf ſie endlich im chineſiſchen Theater, wo ſich zwiſchen den beiden Schönheiten eine Rauferei entſpann. Als die Verwirrung ihren Höhepunkt erreicht hatte, benützte eine Schaar Induſtrieritter die günſtige Gelegenheit, in der Hitze des Gefechtes das einzuheimſen, was ſich die Mädchen gegenſeitig, hauptſächlich an Kopfſchmuck, herabriſſen. Das Ende der Affaire war eine Klage beim Mixt court. Ich ſah die Heldin. Ihr ſchelmiſches Geſichtchen mit den Grübchen in den Wangen war wirklich reizend, ihre ſeidengeſtickte Kleidung prächtig. Eine Dienerin begleitete ſie und trug die große ſilberne Waſſerpfeife, aus der das Mädchen rauchte. Um ſich einen Begriff zu machen, wie reich ſolche Mädchen gekleidet ſind, genügt ein Blick auf das Werthverzeichniß aller jener Schmuckſachen, welche demſelben bei der Balgerei geraubt und auf 2000 Dollars (4400 fl.) geſchätzt wurden.

Der Richter Tſcheng hatte mich, wie ich bereits erwähnte, zu Tiſch geladen. Zu der feſtgeſetzten Stunde (6 Uhr Abends) erwartete er mich am Eingange zu ſeiner Wohnung, nachdem die Dienerſchaft bei unſerer Ankunft die Flügelthüren des Hauptportales weit aufgeriſſen hatte. Herr Tſcheng war, wie bei der erſten Viſite, im Staatsgewande, doch trug er heute einen koſtbaren Burnus am Leibe, deſſen viereckige Bilder nicht in Seide, ſondern reich in Gold geſtickt waren. Nach der herzlichen Begrüßung, wobei ſeine luſtig-pfiffigen Augen freundlich leuchteten, führte er uns in den

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Beiſpiele. Die Diener brachten kleine Schalen, die anſcheinend mit klarer Suppe gefüllt waren. Nach einer höflichen Verbeugung, welche ich erwiderte, geleitete mich der Mandarin zu Tiſche und wies mir den Seſſel an. Er nahm dem Diener eine Taſſe ab, hob ſie in die Höhe, wie ein Prieſter den Kelch, und ſtellte ſie auf den Tiſch; dann ergriff er die Eßſtäbchen mit beiden Händen, als offerirte er ſie mir mit einem weihevollen Segensſpruche, legte auch dieſe wieder auf ihren Platz und bot mir abermals den Sitz an. Ich blieb jedoch ſtehen, bis er die Durchführung derſelben Ceremonie bei jedem Gaſte beendet hatte. Der Gaſtgeber (welchem im Inneren China's ſodann von einem der Geladenen die Eßſtäbchen übergeben werden) wartete nun bei ſeinem Sitze, bis ihm ein Diener ſeine Halskette abgenommen hatte. Er vertauſchte ſeine Staatskleider mit einem Hauskleide, nahm den Mandarinshut ab und bedeckte ſeinen kahlen Schädel mit einem ſchwarzſeidenen Hauskäppchen. Wir entledigten uns unterdeſſen auch der Ueberzieher und der Kopfbedeckung.

Der Mandarin wartete, bis wir vollzählig an den zugewieſenen Plätzen ſtanden. Noch ein „Tſchin-tſchin“ und der große Herr ſetzte ſich oſtentativ nieder und wir folgten ſeinem Beiſpiele. Er ſaß an der Tiſchmitte mit dem Rücken gegen den Saaleingang, wo ſchon eine Menge verlumpten Geſindels verſammelt war, welches neugierig und lüſtern alle Thüren- und Fenſteröffnungen beſetzt hielt. Der Mandarin nahm ſeine Schale und blickte mich, ſie erhebend, ſo ſtrenge an, daß ich mit dem liebenswürdigſten Lächeln ſchnell die meine ergriff. Sein Blick ſchweifte dann in der Runde über alle Gäſte, dann führten die zitternden Hände das Getränk zu den Lippen. Es war keine Suppe, ſondern heißer Reiswein (samschu), ein fuſelhältiger Spiritus. Nach dem Zutrunke nahm er ſeine Eßſtäbchen, erhob ſie, ſah mich etwas freundlicher an, dann der Reihe nach die Uebrigen, und lud uns damit ein, dem Deſſert zuzuſprechen, welches aus kleinen, würfelartig geſchnittenen kalten Schinken-, Ente-, Huhn-, Fiſch- und Bambumarkſtückchen, dann aus geröſteten Mandel- und Melonenkernen zuſammengeſetzt war. Ich hatte noch keine rechte Ahnung von der Reichhaltigkeit des Menu, darum griff ich getroſt zu. Das Fleiſch war nicht ſchlecht, aber, weiß Gott, wenn man ſich ſchon mit einer gewiſſen Scheu zum Tiſche ſetzt, dann ſchmeckt auch das Beſte weniger gut. Nur zwei Herren der Geſellſchaft ſprachen chineſiſch, deshalb beſchränkte ſich die directe Converſation mit Tſcheng lediglich auf dieſe beiden. Die Unterhaltung war flau und das Eſſen wollte kein Ende nehmen. In den Zwiſchenpauſen rauchten wir ſchlechte Cigarren, die wahrhaftig nicht den Appetit kitzelten.

Die Tafel währte drei Stunden. Als wir nach zwei Stunden ſchon des Guten faſt zu viel genoſſen hatten und uns rückſichtslos erheben wollten, beſchwichtigte Herr Tſcheng unſere Eile mit der Tröſtung, die Tafel ſei ohnedies bald beendet. Nach 9 Uhr wurde der Reis aufgetiſcht und hierdurch mit der Sitte, bei dieſem Gange auch nach einer luculliſchen Mahlzeit der Armen zu gedenken, die ſich nur von Reis nähren, das Diner als beendet erklärt. Der Mandarin erhob ſich ceremoniös, zog ſein Staatskleid an, ſetzte den Hut auf und begleitete uns durch die Höfe, deren Thore ſich angelweit öffneten, in das Freie.

Einige Tage ſpäter erhielt ich vom Gaſtgeber den Speiſezettel zugeſchickt, der überſetzt ſo lautet:

„Menu für die eingeladenen Gäſte. Große Gerichte: 1. Schwalbenneſter a la Hibiscus mutabilis. (Eine Suppe, in welcher weiße und braune, gallertartige, zähe Objecte ſchwammen.) 2. Rothgeröſtete Haifiſchfloſſen. (Ebenfalls eine Suppe mit obbenannten Floſſen, die ſchlüpfrigen Bändern glichen.) 3. Warme Schinkenſchnitten. 4. In der Pfanne gebratene Mandarin-Ente. (Die Enten werden in China aus nicht wiederzugebenden Gründen verachtet, und ich würde mich kaum mehr entſchließen können, ſelbſt eine Mandarin-Ente, wie dieſe delicat zubereitete, zu eſſen.) 5. In der Pfanne geröſtetes Schöpſenfleiſch. 6. In der Pfanne geröſteter Bartſchfiſch.

Zuſpeiſen: 1. Salzwaſſerhühner (Hühnerſuppe). 2. Krabbenkruſten (Krebſenſuppe). 3. Nelkenpilze (Schwammſuppe). 4. Entenfüße und Entenzungen. (Deren Schwimmhäute und Zungen in einer ſuppenartigen Sauce.) 5. In Oel zubereitetes Hühnerragout. (Jedem ſei der freundſchaftliche Rath gegeben, ſich vor dieſem puren Ricinusöl zu hüten.) 6. Fiſch, gefüllt mit Huhn-, Schinken- und Entenragout.

Aushilfsſpeiſen: 1. Bohnenkuchen. 2. Oelkuchen. 3. Mehlklöße. (Breite Teigbänder, die wie Strudel aufgerollt, beim Speiſen mit der Hand abgewickelt wurden.)

Mandelmilch.

Drei Fleiſchſpeiſen, und zwar: Schinken, Enten in Soya. Huhn in Oel. — Bambuſproſſen.

Zwei Arten conſervirter Früchte, und zwar: Melonenkerne aus Pienliang (Provinz Honan) und Mandeln von Pata (Mongolei).

Von ſämmtlichen großen Gerichten und Zuſpeiſen, ſowie den Aushilfsſchüſſeln und den zwei Arten conſervirter Früchte erhält jeder Gaſt eine Schüſſel. Auf dem Tiſche ſtehen überdies ſechs große Schüſſeln friſchen und getrockneten Obſtes.“

Nach einem großen Diner iſt immer ein Spaziergang empfehlenswerth. Und ſo will auch ich den Leſer einladen, mich bei einer Spazierfahrt nach Sikawej zu begleiten.

Sikawej iſt eine Anſiedlung der Jeſuiten, die hier ein großes Obſervatorium für Meteorologie und Erdmagnetismus erbaut haben. Sie erziehen auch Waiſenkinder, bekehren die Chineſen, welche in der Nähe des Kloſters ein kleines Dörfchen anlegten und von den Miſſionsgeldern leben. In der Nähe des Kloſters befindet ſich auch eine große Reſtauration mit vielen und prächtigen Localen, in denen beſonders des Abends die ungezwungenſte Unterhaltung (Geſang und Tanz) herrſchen ſoll. Waiſenmädchen, doch nicht aus dem nahen Inſtitute, ſondern aus allen Welttheilen, erſcheinen hier in den modernſten Toiletten zu dem Rendezvous der reichen Kaufleute von Schanghai, bei welchem der Beſitzer der größten Anzahl klingender Dollars auch der am liebſten geſehene Gaſt iſt. Die Beſitzerin iſt eine Jüdin aus „Krakew“.

Ich begegnete ſeit Singapore überhaupt vielen polniſchen Juden. Alle waren aus „Krakew“. Armes Krakau! Bald wirſt du unter ſolchen Umſtänden nur noch auf der Landkarte exiſtiren, und die polniſchen Glaubensgenoſſen werden ſich beſtürzt in die Ohren ziſcheln: Was iſt mit Krakau geworden? Alle ſind über's rothe Meer gewandert.

[illegible]

[illegible]

In der Mitte der Anlage erhebt ſich der große Leichenhügel oft in der Größe eines kleinen Wohnhauſes. Darin liegt eingemauert und von Erde überſchüttet Sarg an Sarg. Neben den Hügeln iſt gewöhnlich die Ahnenhalle erbaut, in deren Innerem die Lebensläufe der Verblichenen auf Seide oder Papier gedruckt die Nachkommen zur Nachahmung aneifern ſollen. Jeder Chineſe iſt im Stande, die Geſchichte ſeines Hauſes auf mehrere Jahrhunderte zurückzuführen. Am hervorragendſten in dieſer Richtung, ſowohl was Genauigkeit als Durchführung des Stammbaumes betrifft, ſind die Nachkommen des großen Philoſophen Confucius. Für die Aufnahmen der Kinderleichen ſind hie und da tiefe Löcher in der Erde ausgehoben, welche mit einem kleinen Steinthurme überdeckt ſind (engliſch: babe-tower, chineſiſch: Sian-hai-tze).

Da die unzählig vielen Gräber weder Inſchriften noch Gedenkſteine beigeſetzt erhielten, ſo fielen mir zwiſchen den Gräbern einzelne Steinſäulen auf, welche mit chineſiſchen Lettern beſchrieben ſind und den Namen des Grundeigenthümers und Erbauers verewigen. Mädchen, welche ihren Geliebten treu blieben, wenn dieſe ſtarben, Witwen, welche das Andenken ihrer Männer ſo treu bewahrten, daß ſie jede zweite Ehe ausſchlugen, ehrt man in China auf dieſe Art. Solche Denkmale bemerkte ich übrigens nur wenige.

Auf dem Heimwege fuhren wir an einem prächtigen Wohnhauſe im franzöſiſchen Settlement vorüber, an welches ſich die Capelle der amerikaniſchen Miſſion anſchloß und in welchem die Miſſionäre ihr ſtattliches Heim aufgeſchlagen hatten.

Vor den Stadtthoren hauſen die Bettler in einer erſchreckenden Anzahl. Die gräßlichſten Verkrüpplungen, Mißgeſtaltungen, Wunden und Gebrechen werden ſchamlos und ekelerregend zur Schau getragen. Hier ſcheint die Bettelei faſt als Sport gehandhabt zu werden. Während die Jugend ausgelaſſen und ſchreiend umherjagt, ſteht der privilegirte Bettler erhaben da, ſtolz auf ſeinen Paß, welchen er auf der Bruſt und am Rücken ſeiner zerfetzten Kleidung angeheftet trägt, worauf zu leſen iſt, daß ihm „die Huld des Kaiſers geſtatte“, das Land bettelnd zu durchwandern.

Alles, was einigermaßen ein Recht zum Beſtande hat, gibt in China dies in kleineren oder größeren Inſchriftentafeln kund, deren Inhalt mitunter recht naiv, ein anderes Mal wieder bombaſtiſch oder blumenreich gehalten iſt. Gibt nicht die Inſchrift über dem Eingang eines Hauſes im amerikaniſchen Settlement Stoff genug zum Nachdenken und Lächeln, die lautet: „Wanderer, der du dich am Geruche erfreueſt, betritt dieſes Haus, um dich zu laben. Hier blüht und duftet es außergewöhnlich, denn eine friſche Blume iſt eben aufgeblüht“. In der Nachbarſchaft dieſes Hauſes hatte ſich ein chineſiſcher Zahnarzt angekündigt, welcher die Zähne „ſchmerzlos reiße“. Bei dieſem Manne koſtete die Operation nur 3 Dollars, während ein europäiſcher Zahnarzt dafür 10 Taël begehrte.

Die Chineſen ſind für Nachahmungen außerordentlich talentirt. Erfunden hat der Chineſe ſelten etwas, aber er raſtet und ruht nicht früher, bevor er dem Europäer die Vortheile der in die Augen ſpringenden Unternehmungen abgelauſcht hat. Hat er das erreicht, ſo geht er ſeinem Lehrer ſorgfältig aus dem Wege und etablirt ſich ſelbſtſtändig. Der chineſiſche Zahnarzt lernte die Handhabung der Inſtrumente im Dienſte eines europäiſchen Doctors, bei welchem er durch drei Jahre ſo viel Muth entwickelte, die Köpfe derjenigen zu halten, denen der Arzt die Zähne riß. Nun hat er ſich zurückgezogen, ſich ſelbſt Zangen gekauft, iſt bei den Chineſen ein geſuchter Mann und wird dabei reich.

Stirbt ein Chineſe, ſo leiten die Familienangehörigen ſogleich die Todtenfeier ein. Es hängt von den Vermögensverhältniſſen ab, ob dieſelben drei, vierzehn Tage oder noch länger währen. Ich wohnte auch einer ſolchen Feier bei. Vor dem Trauerhauſe eines reichen Kaufherrn, deſſen Frau geſtorben war, verſammelte ſich allabendlich die Menge der Neugierigen, Leidtragenden und Tröſter. Die Straße war in der Hausbreite mit einem großen grauen Tuche überſpannt und auf der Straße ſtanden die rothen Tafeln mit den goldenen Inſchriften der Würden und Abſtammung der Verblichenen. Nur Wenigen war der Eintritt in das Haus geſtattet, doch dem Europäer öffnet ſich ſogleich das Thor, wenn er die hellbeleuchteten Zimmer betreten will, denn es geleitet ihn ein Polizeimann, welcher von den Engländern beſoldet wird. In jedem der drei Zimmer ſtanden zwei mannshohe ſilberne Kraniche,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

diener lauerte bereits auf dieſe Leckerbiſſen, die nach der Beendigung der Feier ihnen zufallen. Einige Frauen und Mädchen, Freundinen der Verſtorbenen, occupirten die Sitze und Bänke. Bei dem Opfertiſche ſtanden zwei erwachſene Chineſen, welche in einen weiten weißen Talar eingehüllt waren und deren Köpfe halbkugelförmige Strohgeflechte bedeckten. Weiß und grau ſind die Trauerfarben China's.

Im Hintergrunde lehnte ſich ein kleiner Bube lümmelhaft auf den Tiſch und glotzte mit gierigen Augen auf die großen Birnen auf dem Opfertiſche. Er war mit einem langen Gewande aus gebleichtem Strohgeflechte bekleidet, welches mittelſt eines Strohgürtels um den Leib zuſammengehalten wurde. Auf dem Kopfe trug er einen Strohturban. Der Burſche war der Enkel der todten Frau und ſeine Bekleidung zeigte die tiefſte Trauer an. Zwei Flötenſpieler warteten auf das Abfeuern zweier Pöllerſchüſſe, als Signal zum Beginne ihrer monotonen Weiſen. Den Gäſten wurde Thee ſervirt und bei beſtändigen Condolenzgeſprächen, während welcher die Tugenden der Verſtorbenen fortwährend wuchſen, verging die Nacht. Hoffentlich iſt die arme Seele in Ruhe und Frieden und nicht verurtheilt, in dem Körper einer Katze den Lebenslauf von Neuem zu beginnen.

Confucius, der größte Philoſoph China's (er lebte vor mehr als 2000 Jahren), ſpricht in ſeinen Doctrinen von keiner Seelenwanderung, doch wurde eine ſolche Anſicht von anderen Gelehrten, z. B. Licius (geb. 450 v. Chr.), theilweiſe angenommen.

Confucius*) glaubte zwar an ein Fortleben nach dem Tode, denn er nimmt an, daß die Verſtorbenen als Geiſter über den Bergen und Strömen eine Vermittlungsrolle zwiſchen der lebenden Menſchheit und dem Himmel (Tjen) zugewieſen erhielten. Den Himmel erwähnt er in ſeinen Schriften öfters: „Der Himmel erwählte mich als Alarmglocke.“ „Soll ich den Himmel belügen?“ „Menſchenkenntniß iſt unmöglich ohne Kenntniß des Himmels.“ „Der Himmel ſpricht nicht, aber er greift thatſächlich in die Natur und das Menſchenleben ein, ohne Außergewöhnliches ſchaffen zu können.“

---

*) Siehe die Commentare über chineſiſche Philoſophen von Ernſt Faber.

Ueber die Exiſtenz der vorerwähnten Geiſter und Dämonen ſagt er: „Wir forſchen ihnen nach, ohne ſie zu ſehen, wir horchen ihnen zu, ohne ſie zu hören.“

Die Lehren des Confucius ſind ausſchließlich ethiſch-anthropologiſcher Natur und befaſſen ſich mit der Definition der Natur, des heiligen Mannes, des Verhängniſſes, des Himmels, der Geiſter und Gottes. Es würde zu weit führen, ſeine einzelnen Anſichten zu beſprechen, darum will ich mich begnügen, nur die wichtigſten Grundzüge ſeiner Lehren anzuführen: Die Annahme der Unſterblichkeit in der Exiſtenz der ruheloſen Berggeiſter iſt die ſchwache Seite der confucianiſchen Doctrinen, denn es erfolgt nach dem Tode weder eine Belohnung noch eine Beſtrafung. Das Loos der Geiſter kann nur verbeſſert werden durch Opfergaben der Hinterbliebenen.

Confucius iſt nicht im Stande, den Tod zu erklären, und faßt das belebende Princip und die Materie des Körpers als ein unzertrennbares Ganzes auf. Er geſtattet Polygamie, erkennt die Vielgötterei an, er glaubt den Wahrſagern, er verſichert, daß Muſik die Volksmoral in günſtiger Weiſe beeinfluſſe, gibt den Frauen Sclavenrang und entzieht den Kindern jede Stimme in der Familie. Er empfiehlt die Verehrung des Genius, demnach die Menſchenvergötterung, begünſtigt den Eigennutz, ja ſelbſt den Geiz und verbietet jeden Lebenscomfort. Er glaubt an eine Beſtimmung und definirt ſie folgendermaßen: „Beſtimmung iſt der Plan und die Einwirkung des Himmels auf die Creatur. Möge ſich der Menſch auch ſträuben, er kann nicht dem von Tao angeordneten Laufe entgehen. Der höher begabte Mann erwartet ſein Loos mit Ruhe und wird erſt ein ſolcher durch das Studium ſeines Verhängniſſes, welches er fürchten ſoll.“ Die Geſchichte China's lehrt uns, daß die Lehren des Confucius jedem Aufſchwunge, jeder höheren Entwicklung des Reiches hemmend entgegenſtanden.

Der Philoſoph Licius ſagt über die Entwicklungsphaſen in der Natur Folgendes: „Der Same hat Entwicklungsphaſen — wie Fröſche Wachteln ſind —“ (modern nach Doczy: Wie Menſchen Fröſche ſind). „Auf Waſſer wird er zu Algen, am Rande des Waſſers zu Flechten, auf bergigem Boden zu Moos. Wird das Moos gedüngt, ſo wird es Gras. Die Wurzeln des

Graſes werden zu Larven, die Blätter zu Schmetterlingen. Wandelt ſich das Gras, ſo werden Würmer unter Ofenwärme; ihre Geſtalt iſt nackt; ihr Name iſt Khü-Tſchüh. Dieſe Wurmart verändert ſich in tauſend Tagen zu Vögeln mit dem Namen Kan-Yu-Kuh. Aus dem Speichel derſelben entſtehen Mücken. Dieſe werden zu Eſſigmücken und erzeugen Eſſigfliegen. Eſſigfliegen erzeugen Hautfliegen (?), dieſe Netzflügler und letztere Kürbiskäfer.

Die Leber des Schafes verwandelt ſich zu Ti-kau (?). Aus Pferdeblut werden Irrlichter. Menſchenblut wird zu Feuer der Wildniß. Die Eingeweide entwickeln ſich zu Falken, der Falke zur Turteltaube und dieſe nach längerer Zeit wieder zum Eingeweide. Die Schwalbe wird zu Perlmutter, die Fledermaus zur Wachtel. Verrottete Kürbiſſe werden zu Fiſchen. Alter Schnittlauch wird Spinat. Alte Widder werden zu Affen. Fiſcheier werden Würmer. Die Vierfüßler vom Berge Than-wun befruchten ſich ſelbſt und gebären; ſie heißen Lui. Die Marſchvögel blicken ſich an und gebären.

Ein nachdenkender Gelehrter befruchtet ohne Weib. Ein nachdenkliches Weib empfängt ohne Mann. Hau-Tſih (2300 v. Chr.) wurde von einer großen Fußſpur erzeugt, Y-yen (1760 v. Ch.) von einem hohlen Maulbeerbaum. Die Pflanze Yang-hai mit altem Bambu, welcher nicht mehr ſproßt, vereint, erzeugt ein wurmartiges Thier; dieſes erzeugt den Panther. Der Panther erzeugt das Pferd, das Pferd erzeugt den Menſchen, der Menſch geht nach längerer Zeit wieder ein in den Entwicklungsanfang. Alle Dinge kommen aus dem Urſprung und gehen ein in den Urſprung.“

Ueber den Weltuntergang berichtet Licius Folgendes: „Im Staate Ki war ein Mann voll Beſorgniß, daß, wenn einſt Himmel und Erde zerbrechen und einfallen, ſein Leib keine Stätte finden werde. Schlaf und Appetit flohen ihn. Ein Anderer war beſorgt über die Beſorgniß des Erſten und ging hin, ihn aufzuklären. „Der Himmel,“ ſagte er, „iſt der Behälter der Luft; es gibt keinen Ort, wo nicht Luft iſt. Wenn alſo Ausdehnen und Zuſammenziehen, Einathmen und Ausathmen den ganzen Tag in der Himmelsrunde abwechſeln, wie kannſt Du beſorgen, daß der Himmel zerbricht und herabfällt?“ Der Mann antwortete: „Obgleich der Himmel nur Luft ſammelt, können nicht doch Sonne, Mond und Sterne herabfallen?“ Der Gelehrte antwortete: „Sonne, Mond und Sterne ſind nur Lichter im Luftbehälter. Wenn ſie auch herabfallen, ſo können ſie doch Niemand verletzend treffen.“ Der Mann entgegnete: „Wie aber, wenn die Erde zu Grunde geht?“ Der Gelehrte antwortete darauf: „Die Erde iſt eine Maſſenanhäufung, alle vier Leerheiten ſind vollgeſtopft; überall iſt die Maſſe, und das Herumtreten und Herumſtampfen geht auf der Erde den ganzen Tag auf und ab, wie kannſt Du doch beſorgt ſein, daß ſie zu Grunde geht?“ Da ließ der Mann ſeine Beſorgniß und hatte große Freude, und auch der Aufklärer ließ ſeine Beſorgniß und hatte große Freude.

Tſchang-Lu-Tſi hörte dies und ſagte lächelnd: „Regenbogen, Wolken und Nebel, Wind und Regen, ſowie die vier Jahreszeiten das ſind die Anſammlungen der Luft in ihrer Vollendung und machen den Himmel aus. Berge und Hügel, Flüſſe und Meere, Metall und Steine, Feuer und Holz das ſind die Anſammlungen des Geformten in der Vollendung und machen die Erde aus. Weiß man, es iſt Anſammlung und Maſſe, wie kann man ſagen, daß ſie nicht zu Grunde gehen? Himmel und Erde ſind nur ein kleines Ding im Raume. In Mitte des Seienden ſind ſie das größte. Sie kommen nur ſehr ſchwer zum Ende und zur Erſchöpfung, das ſteht feſt. Es iſt ſchwer zu ergründen und zu verſtehen, das ſteht auch feſt. Der über das Zugrundegehen Beſorgte war weit von der Wahrheit entfernt. Der Andere, welcher ſagt, daß ſie nicht zu Grunde geht, hat ebenfalls das Richtige nicht getroffen. Himmel und Erde können nicht anders, als zu Grunde gehen, und ſie kommen gemeinſchaftlich zum Verderben. Wer dieſe Zeit erleben wird, ſollte der nicht traurig ſein?“

Der Philoſoph Licius hörte dies und ſagte lächelnd: „Es iſt Irrthum, zu behaupten, daß Himmel und Erde verderben, und es iſt Irrthum, zu behaupten, daß ſie nicht verderben. Verderben oder Nichtverderben, das kann ich nicht wiſſen, obgleich jeder der Beiden ſeine Anſicht hat. Der Grund iſt: das Leben verſteht den Tod nicht und der Tod nicht das Leben; die Ankunft verſteht nicht den Abſchied, der Abſchied nicht die Ankunft. Warum ſollte ich über Verderben oder Nichtverderben mir das Herz beunruhigen?“

Es iſt intereſſant, zu hören, wie Licius die beiden Heiligen Confucius und Lao-tſe einander gegenüberſtellt. Er erzählt darüber: „Ein Statthalter aus Tſchin machte eine Viſite in Lu. Da ſah er auch privatim den Herrn Schu-Suën. Dieſer ſagte: „Unſer Land hat einen Heiligen.“ „Das iſt doch wohl nicht Confucius?“ fragte Jener. „Ja er iſt es.“ „Woher weiß man denn, daß der ein Heiliger iſt?“ Herr Schu-Suën antwortete: „Ich habe immer ſo gehört.“

Yin-Hwui ſagte darauf: „Confucius kann das Herz aufreiben, um die Form zu verwerthen.“ Der Statthalter aus Tſchin ſagte: „Mein Land hat auch den Schüler eines Heiligen. Wißt Ihr das?“ Sie fragten: „Was iſt das für ein Heiliger?“ Er antwortete: „Unter den Schülern des Lao-Tan iſt einer Khang-Tſchong-Tſi, welcher das Syſtem des Tan überwältigt hat. Er kann mit den Ohren ſehen und mit den Augen hören.“ Der Fürſt von Lu hörte das mit großem Erſtaunen und ſandte einen Officier mit reichen Geſchenken, ihn zu holen. Khang-Tſchong-Tſi nahm die Einladung an und kam. Der Fürſt von Lu bat ihn mit demüthigen Worten um Aufſchluß, Khang-Tſchong-Tſi gab zur Antwort: „Das Gerücht über mich iſt falſch. Ich kann ſehen und hören, ohne Augen und Ohren zu gebrauchen, aber ich kann den Gebrauch von Augen und Ohren nicht verwechſeln.“

Der Fürſt von Lu ſagte: „Das vermehrt noch das Außerordentliche. Worin beſteht das Geheimniß? Meine Wenigkeit iſt ganz Verlangen, es zu hören.“ Khang-Tſchong-Tſi antwortete: „Mein Körper ſtimmt zum Herzen, das Herz ſtimmt zu den Kräften, die Kräfte ſtimmen zum Geiſte und der Geiſt ſtimmt zum Nichts. Haben ſie nur ein Atom des Seienden oder nur einen momentanen Klang, obgleich entfernt jenſeits der acht wüſten Oerter, oder nahe zwiſchen den Augenwimpern, das afficirt mich und ich muß es wiſſen. Aber ich weiß nicht, daß dieſes durch die ſieben Oeffnungen und die vier Glieder wahrgenommen, oder vom Herzen, vom Magen oder von den ſechs Eingeweiden gewußt wird, ich weiß nur das Wiſſen ſelbſt.“ Der Fürſt von Lu war höchſt erfreut und theilte es am folgenden Tage Confucius mit. Dieſer lächelte und gab keine Antwort.“ — — —

Wir haben nun einige Ausſprüche der größeren Philoſophen kennen gelernt, darum intereſſirt es uns auch, eine Pflanzſchule des Genius kennen zu lernen.

Tief im Innern der ummauerten Stadt Schanghai gelangt man nach Ueberwindung zahlreicher enger Wege und Gäßchen zu dem Muſentempel chineſiſcher Literatur. Alle Hunde der Stadt widerſetzten ſich unſerem Vorhaben, die Studenten zu beſuchen. Der chineſiſche Hund wittert den Europäer von ferne und alarmirt durch ſein Knurren, Bellen und Winſeln ſämmtliche Geſinnungsgenoſſen der weiten Nachbarſchaft. Kein Beſitzer läßt es ſich beikommen, den Hund zur Ruhe zu verweiſen, oder zu ſich zu rufen, doch genügt es dem Europäer, einen Stock bei ſich zu tragen, denn ein einfaches Schwingen des Bambu genügt, die feigen Kläffer insgeſammt in die Flucht zu ſchlagen. Sie ziehen dann die Schweife zwiſchen die Beine, die Haare des fetten Nacken ſträuben ſich nach aufwärts und pfeilſchnell finden ſie alle die Schleichwege und Zufluchtsöffnungen der Umzäunung, von denen der Hausbeſitzer ſelbſt kaum eine Ahnung haben dürfte.

Die Gebäude des Collegiums werden von einer vier Meter hohen Steinmauer im rechten Winkel eingeſchloſſen. Der Haupteingang befindet ſich in der Südoſt-Ecke der Mauer. Ein Steintrottoir führt über den grünen Raſen zum zweiten Portale, wo ein Portier ſeines Amtes waltete. Wir wurden hier von dem chineſiſchen Diurniſten des vaterländiſchen Conſulats erwartet, deſſen Vater ein ehrwürdiger Student des Collegiums iſt. Eine Brücke über einen mit Waſſer gefüllten Wallgraben, worin ſich eine Anzahl von Fiſchen tummelte, führte direct in das Innere des Hauptgebäudes. Den erſten Stock bewohnte der für jeden Fremden unnahbare Vorſtand des Inſtitutes. Das ganze Haus war hölzern und die Eingangsthüre mittelſt aneinander gereihter Bretter verſchloſſen. Die einzelnen Bretter waren mit der Blüthenleſe der chineſiſchen Literatur voll beſchrieben, daneben befanden ſich gedruckte Plakate mit den Namen der 37 Studenten, welche derzeit das Collegium bewohnten und die Titel ihrer literariſchen Arbeiten. Jene der prämiirten Werke ſprangen ſofort durch ihre rothe Farbe in die Augen. Unſer Führer geleitete uns zur Zelle ſeines Vaters, eines fünfzigjährigen Studenten, welcher uns zwar etwas unbeholfen, aber freundlich empfing. Die Studirzellen waren recht klein und einfach möblirt. Ein hartes, mit einem Mosquitonetze überſpanntes Bett, ein oder zwei Büchergeſtelle, worauf alle Werke in größter Ordnung ſtanden, welche der Student bereits geleſen hatte, ferner ſeine eigenen completen Arbeiten, daneben ein Arbeitstiſchchen, worauf ich Papier, Pinſel, Tuſche, Waſſerpfeifen und Theeſchalen erblickte, endlich zwei Holzſtühle, das iſt Alles an Einrichtung. Ueber den Holzwänden erhob ſich die ſchiefe Holzebene des Gebäudedaches. Die Zellen, welche ein Säulengang gegenſeitig verband, reihten ſich aneinander und ihnen gegenüber waren vier kleine Räume mit je zwei Holztiſchen, auf welchen die Eßſtäbchen und Holzlöffel als Gedeck für fünf Perſonen bereit lagen. Im Ganzen machten die Zellen und beſonders die kahlen Speiſezimmer den Eindruck großer Dürftigkeit.

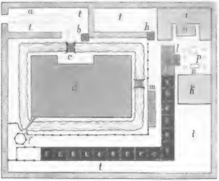
In den großen Keſſeln der Küche, unter welchen die von Blasbälgen angefachten Feuer brannten und worin die unſauberen Hände der chineſiſchen Köche allerlei geheimnißvolle Speiſen zubereiteten, ranzelte das Oel, brandelte der Fiſch.

Nach Paſſirung eines verwahrloſten Ortes, welchen die Chineſen „Ablagerung der Ehre“ nennen, gelangten wir in einen großen Hof, in deſſen Hintergrunde ein tempelartiger Altar ſtand, deſſen Götterſtatue mit einem dichten Schleier verhüllt war. Vor dem Altare wurden in einem Eiſenbecken wohlriechende Räucherpapiere verbrannt, anbei befanden ſich ſechs kleine und eine große runde Vaſe, worin Lotosblumen gezogen wurden. Aus einem Schlote quoll ein dicker, ſcharfer Rauch empor; es befand ſich nämlich unterhalb des Bodens eine Feuerſtelle, auf welcher alle Maculaturſchriften der Studenten verbrannt werden mußten.

Das Collegium iſt eine philoſophiſche Facultät. Die Studenten waren derzeit im Alter zwiſchen 20 und 70. Jeder Student erhält vom Tautai (Gouverneur) einen monatlichen Gehalt von 10 Taël, wovon er ſich beköſtigen und kleiden muß. Dafür iſt er verpflichtet, allmonatlich eine philoſophiſche Arbeit abzuliefern. Die beſte Arbeit eines jeden Monats wird mit 10 Taël belohnt. Schiedsrichter iſt der Tautai allein. Wenn man ſich vor Augen hält, daß der Gouverneur, welcher nebſtbei chineſiſcher General iſt, jeden Monat 37 philoſophiſche Werke durchleſen ſoll, ſo erklärt es ſich, daß ſeine Kritik ſchon öfters unter den Studenten Zwieſpalt und Feindſchaft hervorgerufen haben ſoll.

Einen der folgenden Tage verwendete ich zu dem Beſuche der großen Miſſionsanſtalt in Sikawej.

Nach Abgabe unſerer Karten beim Portier des Sikawej-Inſtitutes führte er uns in den Warteſalon neben ſeiner Loge und erſuchte uns, hier zu warten. In der Mitte desſelben ſtehen nach chineſiſcher Sitte zwei Reihen Holzſeſſel. Dem Eingange gegenüber hing in chineſiſcher Kunſt das Aquarell: Die Flucht Joſef's, Maria's und Jeſus'; rechts davon das große Bildniß des reichen Mandarins und Ländereibeſitzers Sikaulao, links das Bild ſeiner Frau, beide in rother Kleidung. Sikaulao ſchenkte **1544** den ganzen jetzigen Grundcomplex der Anſtalt den Jeſuiten. Sikaulao hieß von Geburt Sikawej, als Mandarin bekam er den Ehrentitel Kaulao.



Grundriß des chineſiſchen Collegiums in Schanghai.

a Trottoir, b Portierloge, c. Brücke, d. Wohnung des Directors, e. Studentenzellen, f. Pavillon, g Küche, i Theater, o. Bühne, k Tempel, l. Verbrennungsofen der Maculatur, m. Speiſezimmer p. Lotosblumenvaſen, t. Hofräume

Ein Jeſuitenpater begrüßte uns nach einigen Augenblicken. Da er nur franzöſiſch ſprach, kam Balint auf die Idee, lateiniſch zu ſprechen. Der Einfall wurde von den Herren und ſpeciell von dem Director anſcheinend günſtig aufgenommen. Der Jeſuit war mit einem langen, blauen, chineſiſchen Talar bekleidet, trug landesübliche Schuhe aus Seide mit dicken Papierſohlen und auf dem Kopfe ein chineſiſches Seidenkäppchen. Sein Zopf, ſchon altersgrau, reichte bis in die halbe Höhe des Rückens, und von da ab war, wie auch bei den Chineſen, ſchwarze Seide eingeflochten.

Digitized by Google

Durch viele Gänge, deren Merkmale die größte Reinlichkeit und viele religiöſe Bilder waren, führte er uns in den großen Empfangsſaal, das Refectorium, wo uns der Director des Inſtitutes erwartete. Auch er war chineſiſch gekleidet. Ein mittelgroßer, ſchon alter Herr mit ſchneeweißem Vollbarte und freundlich mildem Augenpaare, nahm er ſchon bei der erſten Begegnung die Herzen ein. Während Profeſſor Balint mit großer Fertigkeit im Lateiniſchen converſirte, konnte ich mir den Saal näher anſehen. Er iſt coloſſal groß, aber leer, das Billard im Hintergrunde verſchwindet darin. In der Mitte der einen Breitſeite ſteht die Holzſtatue des heiligen Ignatius, vis-à-vis an der Parallelwand hängt ein großes Holzſchnitzwerk, von einem Bruder künſtleriſch verfertigt, den heiligen Franciskus, Maria huldigend, darſtellend. An den Breitſeiten und neben dem heiligen Igna-

Chineſiſcher Literat.

Digitized by Google

tius zieren vierzehn große Kupferſtiche, Meiſterwerke franzöſiſcher Kunſt, die Wände.

Als der Einfluß der Katholiken in China noch blühend war, beſchloſſen die Prieſter, die Gunſt des mächtigen Tataren-Kaiſers Kuen-lun ſich im Sturme zu erobern, indem ſie ſeine Heldenthaten in einer Sammlung von Prachtbildern verherrlichten. Dieſe Bilder, dieſelben, wie ſie in Sikawej im großen Saale, und zwar in einzig completer Zuſammenſtellung zu ſehen ſind, wurden in Paris zur Zeit Ludwig XV. von Künſtlern gezeichnet und in nur wenigen Exemplaren vervielfältigt. Das Geſchenk wirkte, und den Jeſuitenpaters ward der erwünſchte Erfolg, viele Bewohner des Kaiſerthums zu Chriſten bekehren zu dürfen. Mit dem Ende der Regierung Kuen-lun's ging auch die Herrſchaft des Chriſtenthums zu Grunde.

Schon als Sikaulao ſein großmüthiges Geſchenk im 16. Jahrhunderte den Jeſuiten zu Füßen legte, blühte das Chriſtenthum in China. Ritſchi, zur damaligen Zeit Director des Ordens, bekleidete eine höhere Mandarinſtelle. Ich hatte Gelegenheit, ſein Bildniß, als Mandarin en parade, einige Male zu ſehen. Damals trugen die Chineſen noch keine Zöpfe.

Die Jeſuiten ſtrebten nach Höherem als Ausbreitung der Religion, ſie agirten politiſch und trachteten die Zügel zur Volksleitung ganz in ihre Hände zu bekommen. Das ſich mehr und mehr regende Mißtrauen wuchs von Anfeindungen zur Verfolgung, und wie es immer ſo iſt, fielen auch Tauſende Chineſen zum Opfer der Machtbeſtrebungen ihrer Lehrer. Seit Ende des 17. und mit Beginn des 18. Jahrhunderts ſank die Macht der chriſtlichen Religion in China rapid. Zu den Anfechtungen der Regierung geſellte ſich noch der innere Zwiſt zwiſchen den orthodoxen Dominikanern und den, man muß es eingeſtehen, mit enormen Volkscharakter-Kenntniſſen, anſcheinend liberal vorgehenden Jeſuiten. Während dieſe das Volk bei ihren mit dem Familienleben eng verflochtenen Sitten und Gewohnheiten beließen, ihnen die Ahnenverehrung, Verehrung der Claſſiker ꝛc., dann ihre Sitten, z. B. verſtorbene Kinder vor dem Tode der Eltern nicht zu begraben, ſondern auf dem Felde oder ſelbſt im Hauſe einzumauern und die ärmeren ſelbſt frei unter Gottes Himmel liegen zu laſſen ꝛc. ꝛc., geſtatteten, wollten die Dominikaner aus Furcht, es könne ſich eine neue Secte bilden, nichts davon wiſſen, und ſo bekriegten ſich die Verfechter des Glaubens gegenſeitig. Unter ſolchen Umſtänden lag augenſcheinlich das Ende des Chriſtenthums in China nahe. Jahrelanges Streben wurde mit einem Male zu nichte, und die Jeſuiten mußten, nachdem ſie Alles verloren, von Neuem beginnen. Die in wirklicher Begeiſterung unter unglaublichen Entbehrungen und Entſagungen ausgeführte That wurde zur Schuld und beſonders dann, als von Oben herab in dem Wirken und Erfolge der Jeſuiten eine Beeinträchtigung und Schmälerung der eigenen Macht, und das mit Recht gewittert wurde, erforderte die Thätigkeit der Miſſion die größte Ueberlegung und Vorſicht. Jeder ihrer Schritte, jedes Project iſt nun wohlbedacht, wohlbegründet und wohlerwogen. Die Jeſuiten entfalteten eine bewunderungswerthe, ſegensreiche Thätigkeit.

Wohl haben die chineſiſchen Amtsperſonen ſelten Gutes über ſie zu berichten. So wurden beiſpielsweiſe als Urſache des Maſſacre's in Tientſin (22. Juni 1870) allerlei verübte Grauſamkeiten der Jeſuiten an den Hof berichtet, um die Verantwortung des Blutbades von ſich ſelbſt abzuwälzen: „Sie ſtechen den Kindern die Augen aus 2c. 2c.“; doch niemals wurden die Stufen des allerhöchſten Thrones mit Klagen über Mädchenverführung oder ſonſtige einſchlägige Beſchwerden beſchmutzt; die Jeſuiten ſcheinen mehr von Menſchenliebe bei ihrer raſtloſen Thätigkeit geführt zu werden, als von dem Drange, das Chriſtenthum zu predigen und zu lehren.

Wenn z. B. in Nankings Collegium den 600 Waiſenknaben wenig oder gar nichts von Religion gelehrt wird, wenn dort, ſo wie auch in Schanghai bezahlte Heidenlehrer den Zöglingen Unterricht in den einheimiſchen Claſſikern und zwar in der Landesſprache ertheilen, ja das Hauptaugenmerk dahin geht, denſelben eine vollkommene, dem Lande entſprechende Bildung zu ertheilen, fremde europäiſche Sprachen gar nie zum Vortrag kommen, ſo will man nur Gefühle der Dankbarkeit wachrufen, man hofft, daß der Mandarin aus ihrer Schule ſpäterhin nur das Beſte über die Miſſionen ſeinen Kindern und Freunden erzählen ſoll, daß, wenn auch erſt in ſpäteren Jahren, die guten Früchte des Samens reifen, welchen ſie in der Gegenwart mit unermüdlichem Eifer ſäen. Verdient das nicht Bewunderung und Anerkennung? Wie anders iſt das mit dem Miſſionär des Handels, welcher in die fremde Welt zieht, um reich zu werden, welcher thätig iſt, weil er die Dollars genießen will, welche er ſich am Schreibtiſche erwirbt, der nur für ſich und für ſein Wohlbefinden arbeitet.

Der Director der Anſtalt theilte mir mit, daß in dem Miſſionsbereiche Schanghai in der Provinz Tſche-kiang und im Norden der Provinz Fukien 80—90.000 Chriſten leben. Im Ganzen ſchätzt er die chriſtliche Bevölkerung China's auf drei Millionen. Wenn man circa die Hälfte davon, alſo bei 1,500.000 annimmt, ſo dürfte nach dem Vergleiche mit anderen Angaben, die Zahl der Wirklichkeit entſprechen. Die Zöglinge der Anſtalt lieben ihre Väter. Es war rührend, zu ſehen, wie die kleinen Chineſen unſerem Führer zuſprangen, luſtig und freundlich ihm in ſeine wohlwollenden Augen blickten und glücklich waren, wenn er ihnen zunickte oder das Geſichtchen ſtreichelte!

Zuerſt führte uns der freundliche Führer in die Kirche. Sollte dieſer erſte Gang die Ablegung unſeres Glaubensbekenntniſſes bezwecken? Faſt ſchien es ſo. Wir bekreuzten unſere ſündigen Stirnen mit Weihwaſſer und verneigten uns vor dem proviſoriſchen Altarbilde Mariens (wir waren im Monate Mai). Das Bildniß verdeckte das eigentliche Altarbild des heiligen Ignatius von Loyola.

Der Altar iſt aus ſchöner Holzſchnitzerei und Arbeit der Inſtituts-Zöglinge. Im Ganzen iſt die Kirche einfach, aber geſchmackvoll. Am Chore befindet ſich eine kleine Orgel aus Bamburöhren, das Werk eines verſtorbenen Fraters.

Im Schiffe reihten ſich die Betbänke wie in den europäiſchen Kirchen aneinander. Die inbrünſtig betenden, chineſiſchen Frauen in denſelben gaben dem Bilde einen eigenthümlichen Charakter. Nach Paſſirung einiger Hallen kamen wir zu den Schulen, wo den Zahlzöglingen, Kindern reicher Chineſen, von den angeſtellten Literaten Unterricht und Erklärung der Claſſiker tradirt wurde. In zwei Claſſen dieſer Elementarſchulen war Vortrag. Wir bewunderten durch das Glasfenſter die emſige Thätigkeit der Lehrer. In jeder Claſſe waren 4—5 Lehrer zugleich thätig. Sie ſaßen wie angenagelt auf dem Stuhle und erhoben ſich nur nach Beendigung ihrer Stunden. Einige Zöglinge knieten zur Strafe, doch auch ſie, wie alle übrigen, lächelten uns zu, als die Lehrer uns grüßend zunickten. Die dritte Claſſe ſtand offen und war leer. Wir traten ein. Ueber der Hauptlehrkanzel hing ein ſchwarzes Kreuz, gegenüber ſtand ein kleiner Altar mit dem blumengeſchmückten Bildniſſe der heiligen Jungfrau Maria. Auf den breiten Pulten der 14 Reihen Schulbänke lagen die einzelnen Werkchen der Claſſiker, daneben Papier, Tuſch und Pinſel; an den Wänden waren verſchiedene Landkarten, Zeichnungen aus dem Thier- und Pflanzenreiche und Heiligenbilder angebracht.

Wie ganz anders ſah dieſes freundliche, reine Lehrzimmer aus im Vergleiche mit jenem, welches ich einige Tage vorher in der chineſiſchen Stadt ſah. Dort war der Eingang direct von der lärmenden Gaſſe. Das Zimmer, wenn man ſo ſagen kann, dunkel und rußig, ſchwamm im Schmutze. Der Boden war die nackte Erde, die Schulbänke fettig und ölig; der Lehrer, eine abgehärmte Geſtalt, ſaß im Winkel und rauchte Opium; im Hintergrunde führte eine offene Thüre in einen Stallraum, in welchem die Schweine grunzten, und nebenan zeigte eine Bambuleiter an, wie man zur Wohnung des Lehrers gelangen könne; nur die Art des Vortrages der chineſiſchen Claſſiker war dieſelbe. — Anſtoßend an den Saal der dritten Claſſe gelangte man in den Schlafſaal der Zahlzöglinge. Hier ſtand Bett an Bett, in langer Reihe, alle mit den feinen Mosquitonetzen überdeckt, Blumen und Bilder ſchmückten die Geſtelle. Ein phyſikaliſches Kabinet enthielt Apparate für magnetiſche, elektriſche, akuſtiſche und optiſche Experimente. In den Lehrſälen der Waiſenknaben ging es lebhaft zu. Vier Lehrer präſidirten in dem großen Saale, in welchem ſechs- bis achtjährige Knaben laut die Claſſiker recitirten. Jeder Knabe las oder ſang größtentheils auswendig ſeine Lection laut ab. Der Geſang war monoton in Moll, doch kamen auch nicht ſelten ſympathiſche Modulationen der Stimme vor. Der Lehrer mit ſeinem feinen Gehör war immer im Stande, aus dem Geſumme des ganzen Schwarms Fehler und Fehlende ſofort zu bemerken und zu corrigiren.

Unter den hundert lieben, kleinen Geſchöpfen bemerkte ich einige mit unleugbar europäiſchen Geſichtszügen. Etwas abſeits des Lehrſaales ſahen wir ein kleines Zimmer, die Correctionsanſtalt fauler oder böswilliger Kinder.

Ein alter, chineſiſcher Lehrer mit glotzenden Brillen tradirte hier auf einer großen, ſchwarzen Holztafel chineſiſche Schriftzeichen.

Bei unſerer Ankunft hielt er inne, die Kinder knieten nieder, falteten die Hände und begrüßten uns mit einem herzigen: Bitte, bitte! Circa zehn Knaben waren in Correctur. Durch einen blühenden Garten, dann längs eines Waſſercanals führte der Weg zu einer zweiten Häuſergruppe, in welcher die Bildhauer-, Maler- und Druckereiſchule untergebracht ſind. Das Spital und Aſyl der Krüppel haben wir nicht beſichtigt; doch ſoll ſich erſt hier die ganze Humanität der Miſſionäre im glänzendſten Lichte zeigen.

In der zweiten Abtheilung wurden die ſchon erwachſenen Chineſen im Alter von 14—20 Jahren beſchäftigt. Auch hier fanden wir eine Capelle. Das Intereſſanteſte darin waren die Fenſtermalereien auf durchſichtiger Leinwand, ſo effectvoll ausgeführt, daß ſie Jedermann für Glasmalerei halten konnte. Im erſten Arbeitsſaale wurden die Pläne für die Holzarbeiten und die Zeichnungen jener Rahmen ausgearbeitet, welche dann im Maler-Atelier die verſchiedenen Bildniſſe aufnehmen ſollten. In den Magazinen nebenan ſah ich fertige Holzſchnitzereien, als: complete Altäre, Kanzeln, Beichtſtühle, vergoldete Zierrathen, heilige Namenszüge, Engelsgeſtalten ꝛc., in bewunderungswerther Symmetrie und mit großem Geſchmacke verfertigt, in Hülle und Fülle. Wird im Lande irgend eine Kirche eingerichtet, ſo werden die Stücke bei den Jeſuiten in Schanghai zu dem Anſchaffungspreiſe angekauft.

In den Werkſtätten für Schnitzereien waren auch ſtumme und taubſtumme Zöglinge beſchäftigt. Viele der Arbeiten wurden nach vorliegenden Bronze-Originalien ſo exact copirt, daß ſie nach der Vollendung von den Originalen nicht zu unterſcheiden waren. Alle Arbeiten ſind Handarbeiten. Anſchließend folgten noch die Tiſchlereien und Firnißanſtalten.

Der Vorſtand der Malerſchule war ein chineſiſcher Laienbruder, ein noch junger Menſch mit rothen Wangen und zierlichen ſchmalen Wachshänden. Er ſelbſt copirte meiſterhaft Oelbilder. Er allein malte in Oel, ſeine Schüler verfertigten Aquarellbilder, theils colorirten ſie roh gedruckte Contouren. Dieſe Bilder ſind für unſer Auge von komiſcher Wirkung. Ich will nur ein großes Exemplar erwähnen, das Fegefeuer vorſtellend. Zwiſchen zahlreichen Reinigungscandidaten, Chineſen in langen Zöpfen, deren gelblich-rothe Züge ſchmerzlich verzerrt ſind, züngeln die rothgelben Flammen eines Feuerpfuhles erbarmungslos hervor. Ein Teufel in der Geſtalt eines chineſiſchen Drachen facht das Feuer zur hellen Gluth an. Flehentlich heben die Armen die Hände zu der Dreieinigkeit empor, welche oberhalb des Rauches ihren Thron aufgeſchlagen hat. Engel umfliegen die Himmelsmajeſtäten und vor denſelben knien zwei Reihen Chineſen in blauen, prächtigen Nationalkleidern und mit reichem Zopfhaarwuchſe.

In der Lithographie und Druckerei hatten die Jeſuiten ſoeben eine Geſammtausgabe der chineſiſchen Claſſiker in lateiniſcher Ueberſetzung in Arbeit. Der erſte und zweite Saal enthielt die Lithographie-Preſſen, der dritte Saal die europäiſche Druckerei, der vierte den Druck chineſiſcher Werke. Die chineſiſchen Druck-Charaktere ſind auf Holzplatten erhaben dargeſtellt, ſie werden mit Druckerſchwärze überpinſelt, das Reispapier wird ſodann darüber gelegt und mit einer Bürſte ſo lange beſtrichen, bis der Abdruck auf der Rückſeite ſichtbar wird. Die Holzplatten ſchon herausgegebener Werke werden geordnet in großen Archiven aufbewahrt.

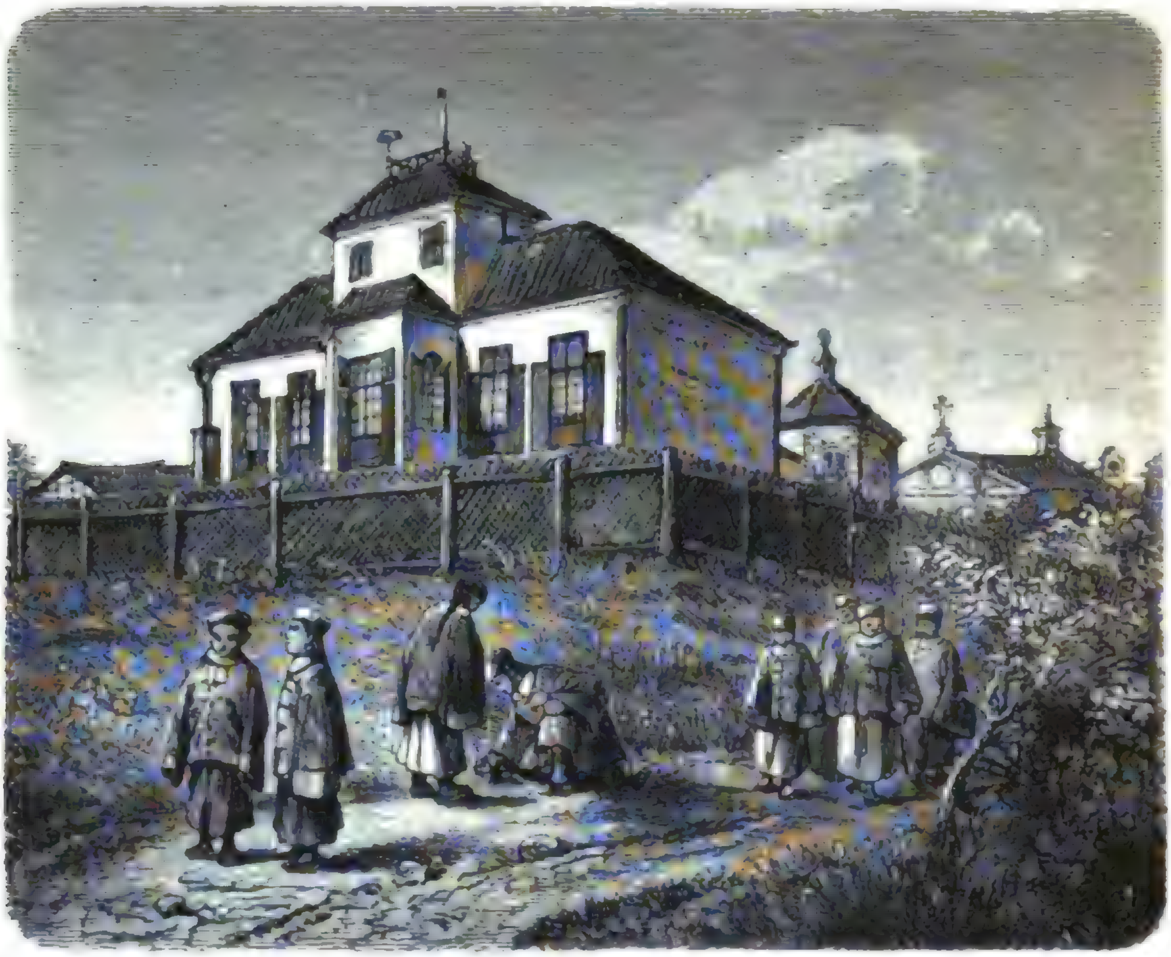
Der Schlafſaal der Waiſenknaben iſt luftig und rein. Die Betten haben keine Mosquitoſchützer, auch ſind die Räume ſchmucklos. In den drei Zimmern, welche ich betrat, ſtanden je 20 Betten, und zwar in der Mitte der Breite nach einander gereiht zehn, an jeder Breitenwand fünf.

Schuhmacher- und Schneiderwerkſtätten, dann die Reinigungsſtuben für Baumwolle, wo hauptſächlich Blinde und Taubſtumme beſchäftigt werden, konnte ich, da der Tag ſich neigte, nicht mehr beſichtigen.

Das meteorologiſche Inſtitut enthielt Meßinſtrumente für Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, Intenſität der Sonnenſtrahlen, Windrichtung und Windſtärke. Ein ſelbſtregiſtrirender elektriſcher Apparat notirt von 30 zu 30 Minuten die Daten.

Das aſtronomiſche Obſervatorium beſitzt eine reiche Sammlung von Teleſkopen, Univerſal- und Paſſage-Inſtrumenten, die aber derzeit unter Glas und Riegel waren, weil der Bau neuer Standpunkte und Pfeiler in Angriff genommen wurde. Die photographiſche Darſtellung der Thätigkeit des Erdmagnetismus iſt höchſt intereſſant. In einer gänzlich dunklen Rotunde arbeitet das Licht des Petroleums in den wunderbaren Curven und Linien, welche die Richtung und Stärke des Magnetismus graphiſch darſtellen.

Im Ganzen theilt ſich das Inſtitut der Jeſuiten folgendermaßen ab: 1. Die Reſidenz der Miſſionäre. 2. Die Erziehungsanſtalt der Koſtzöglinge.



Miſſions-Inſtitut in Sikawej.

3. Die der Waiſenknaben. 4. Die der weiblichen Jugend, welche von den Schweſtern der heiligen Unſchuld geleitet wird. Zu dieſen Appartements wird den Männern ſchwer Zugang gewährt, weil unter den Zöglingen auch ſiebzehn- bis achtzehnjährige Mädchen eingereiht ſind, welche nach chineſiſcher Sitte — die doch in erſter Linie gewahrt wird, keinem Gaſte vorgeführt werden dürfen. 5. Die Obſervatorien. 6. Das Kloſter der Karmeliterinen, deſſen Nonnen von der Welt gänzlich abgeſchloſſen und für Jedermann unzugänglich ſind.

Möge die Thätigkeit der Miſſionäre bei wohlverdienter Anerkennung auch die Früchte ſolcher Menſchenliebe tragen, welche ſie mit gutem Beiſpiele den Chineſen einzuimpfen trachten; denn ihre Selbſtaufopferung verdient die vollſte Bewunderung.

Am 1. Mai ſtarb plötzlich der Tautai (Gouverneur) von Schanghai. Er kam von einer Reiſe aus Peking, und wenige Stunden nachdem er ſeinen beſcheidenen Palaſt betreten hatte, verſchied er. Man munkelte, ob auch ſein Tod ein natürlicher geweſen. Er war es, welcher die Conceſſion für den Bau der kurzen Eiſenbahn von Schanghai nach Wuſung einem Conſortium europäiſcher Anſiedler ertheilt hatte. Freilich war die Conceſſion nicht in dem allerdeutlichſten Style erbeten worden: „Der Gouverneur möge den Bau einer Straße von Schanghai nach Wuſung genehmigen“. Er that es und die Europäer bauten eine Eiſenbahn. Wohl ſtaunten die Chineſen, als man die eiſernen Schienen legte, noch mehr aber, als die kleine Maſchine den Eröffnungstrain mit den europäiſchen Betheiligten nach Wuſung zog. Die chineſiſchen Würdenträger aber zogen es vor, ſich dorthin in ihren Tſchers tragen zu laſſen. Einige von der aufgeklärten, chineſiſchen Jugend brachten es ſogar über ſich, ſolche Fahrten zu probiren, doch die überwiegende Mehrheit ließ die Unterlippe hängen und grübelte, wohin das führen ſollte, wenn man keiner Laſtträger, Boots- und Fuhrleute mehr bedürfen würde. Das Ende der ſchönen Tage des Generaldirectors und der Gründer der Bahn nahte mit Rieſenſchritten. Der Tautai ließ ſich nach fruchtloſen Proteſten gegen das Fahren mit Dampf endlich darauf ein, die Bahn zu kaufen, worauf die Chineſen mit einer wahren Wolluſt an die Vernichtung der Strecke und des Betriebsmaterials gingen. Die geſammten, übrig gebliebenen Eiſenbeſtandtheile wurden nach Formoſa transportirt, damit ſie ja nur recht weit entfernt von den unternehmenden Europäern roſten und zu Grunde gehen möchten. Nun war der Mann, dem die Chineſen es nie vergeſſen konnten, eine ſolche Conceſſion ertheilt zu haben, todt.

Der Partezettel, welcher mir zugeſchickt wurde, lag in einem braunen Couvert von mehr als zwei Fuß Länge und einem Fuß Breite und war auf braunem Papier ſchwarz gedruckt, mit Ausnahme der Staatstitel des

Tautai, welche im rothen Drucke hervortraten. Die Ueberſetzung in's Deutſche nach Herrn Haas lautet:

„Partezettel. — Anzeige.

„Der Trauervorhang hängt in Schanghai innerhalb des kleinen Südthores in der „Kiutſchſi" (öffentlichen Akademie). Die Ungehorſamen (Kſ-i-hün) (des Verſtorbenen älteſter Sohn) und die anderen, obwohl ihre Sünden tief und ſchwer ſind, ſind nicht ſelbſt vernichtet, aber Wehe hat erreicht ihren verſtorbenen Vater: den durch kaiſerliches Edict der Tſing belehnten Tſz'tſcheng Ta-fu und durch allerhöchſte Gnade belohnten Vorfahren, den durch drei Generationen mit dem erſten Range ausgezeichneten und mit der Pfauenfeder und dem Knopfe des zweiten Ranges decorirten, wirklichen Militär-Befehlshaber und Tautai von Su-tſchou, Sung-kiang und Tai-tſchou in der Provinz Kiangſu, Superintendenten der Seezölle in der Provinz Kiangſu, General-Director des Kiangſu-Arſenales, Aushilfspräfect, approbirten Subpräfect und Secretär des Staatsrathes.

„Zu Hieng-feng's Regierung im Jahre Jen-tzu (1852) beſtand er in der Reichshauptſtadt die dreijährige Staatsprüfung und durch kaiſerliches Edict wurde er Kü'jen (Doctor) I. Claſſe. Doch mehr! Der Vater Tſchuju Kuang-hſü erlag im vierten Jahre, dem Jahre Wu-jin, im dritten Monate, am 28. Tage (30. April 1878) um Mitternacht der Krankheit im Hauptſchlafzimmer ſeiner Reſidenz in Schanghai. Geboren in Toa-kuang's 10. Jahr, dem Jahre Ken-yin, im achten Monat und dritten Tage zu Mittag, erreichte er ein Alter von 49 Jahren (Alter nach unſerer Zählung 48 Jahre, 3 Monate).

„Die Ungehorſamen in Perſon waren anweſend, als er auf die Todtenbahre gelegt wurde, und zogen die Trauerkleider an, nach dem vorgeſchriebenen kaiſerlichen Rituale, wählten ſich einen Tag zur Heimſendung des Sarges, damit er in der Heimat beerdigt werde, haben ehrfurchtsvoll des Verſtorbenen letzte Verfügungen befolgt und fühlen ſich unwürdig, von Excellenzen, Lehrern, Collegen, Verwandten und Freunden getröſtet zu werden. In tiefſter Trauer iſt dieſe Karte zu Ihrer Kenntniß ausgefertigt worden.

„Mit großer Sorgfalt wählten wir den dritten Tag des fünften Monats (3. Juni) zum Empfange Ihrer Karten. Die trauernden Waiſen Feng's, Ki-hſün und Ki-kün weinen Blut und ſtoßen den Kopf auf den Boden, deſſen (des Verſtorbenen) jüngerer Bruder Schui-kuang, ein Jahr in Trauerkleidern, wiſcht ſich die Thränen ab und ſtößt ſein Haupt auf den Boden. Die ein Jahr trauernden Neffen Kſi-tſchuan und Kſi-tſio wiſchen ſich die Thränen ab und ſtoßen ihr Haupt gegen den Boden. Der das große Verdienſt (die tiefe Trauer durch neun Monate) tragende jüngere Bruder Hſi-kuang wiſcht ſich die Thränen ab und ſtößt ſein Haupt auf den Boden. Der das Verdienſt (die einfache Trauer durch fünf Monate) tragende jüngſte Bruder Khing-kuang wiſcht ſich die Thränen ab und ſtößt ſein Haupt auf den Boden. Die das Verdienſt (wie oben) tragenden Neffen Kſi-feng und Kſi-hang wiſchen ſich die Thränen ab und ſtoßen ihr Haupt auf den Boden. Der Ceremonienmeiſter, der ein Jahr trauernde, jüngere Onkel (des Verſtorbenen) Jüh-tyn wiſcht ſich die Thränen ab und verneigt ſich."

Unſer Conſul Ritter von Boleslawski, der Viceconſul Herr Haas und ich vertraten bei der am 3. Juni abgehaltenen Leichenfeier das öſterreichiſche Kaiſerthum. Jeder in einem Tſcher (chineſiſche Sänfte mit vier Trägern, welche ſich zwei zu zwei ablöſten) traten wir den Weg in die chineſiſche Stadt an. Auf dem Wege dahin begegneten wir dem deutſchen Reich, geführt vom Generalconſul Herrn Lüders, repräſentirt durch die Conſulatsbeamten und circa zwölf Seeofficiere in Uniform. Die Herren gingen durch die ſchmalen Gäßchen der chineſiſchen Stadt zu Fuß und wir folgten unmittelbar in den Tragſeſſeln. Die Chineſen, welche zu Hunderten unſerem Zug neugierig folgten, ſchauten verwundert in unſere Verſchläge, was das wohl für Fürſten ſein möchten, die einen ſo prächtig uniformirten Vortrab hatten.

Die Wohnung des Tautai iſt nicht impoſant; von außen gleicht ſelbe einem ebenerdigen Bauernhauſe. Am Portale wurden wir von einem Mandarin empfangen, der uns durch einen Säulengang führte. Eine unſichtbare, wehmüthige Clarinettmuſik mit zarter Tamtam-Begleitung begrüßte uns. Durch ein zweites Portal gelangten wir in einen größeren Hof, in welchem eine Abtheilung chineſiſcher Soldaten in zwei Gliedern Spalier bildete.

Die 50 Mann ſtarke Abtheilung chineſiſcher Soldaten wurde von einem Officier (Mandarin mit Glasknopf) commandirt. Der Officier war mit dem Mandarinhute bedeckt, hatte einen langen, lichtblauen Talar und trug darüber ein kürzeres, faltiges Oberkleid aus dunkelblauer Seide. Den langen, blanken Cavalleriesäbel ſtemmte er, die Spitze aufwärts, mit dem Griffe auf die Bruſtmitte. Die Soldaten, kleine, aber kräftige Geſtalten, trugen rohgeflochtene, mit ſchwarzſeidenen Bändern verzierte Strohhüte, rothe, blau verzierte Pantalons, rothe, verſchnörkelte Waffenröcke, weiße Unterbeinkleider, die von der Wadenhälfte bis zu den ſchwarzſeidenen, hohen Commißſchuhen hervorſchimmerten. Auf der Bruſt waren ſchwarze, chineſiſche Charaktere eingenäht. Ihre Bewaffnung beſtand aus Remington-Gewehren mit aufgepflanztem Bajonnete, um den Leib war eine Patrontaſche aus Naturleder geſchnallt. Ein Tambour mit großer, europäiſcher Trommel und vier Horniſten waren der Militärabtheilung beigegeben. Bei unſerem Entrée commandirte der Officier die Salutirung. Die Soldaten präſentirten in europäiſcher Weiſe die Gewehre, wir durchſchritten die Abtheilung und abermals tönte ein Trauermarſch, von den verſtimmten Clarinetten executirt. Im Rücken des Militärs waren alle die Symbole, theils aus Papier, theils aus Holz, aufgeſtellt, welche bei dem Begräbniſſe verbrannt werden ſollten. Da ſah man einen großen Schimmel aus Papier, worauf ein ausgeſtopfter Chineſe ritt, einen Tſcher ſammt Gefolge und Trägern, viele ausgeſtopfte Dienerfiguren, Kinder, Frauen, Männer, Hunde u. ſ. w., welche lebende Geſchöpfe im Hauſe repräſentirten und die Dienerſchaft im Jenſeits vorſtellten.

In dem großen Empfangsſaale trafen wir eine ganze Geſellſchaft von Mandarinen mit dem Range des Glasknopfes, des blauen und des goldenen Knopfes, dazwiſchen trieb ſich eine Menge weißgekleideter Diener geſchäftig herum. Die Wände waren mit weißen, blauen und ſchwarzen Tüchern behängt, auf welchen theils Sinnſprüche, theils die Würden und das Ahnenregiſter des Verſtorbenen, theils die Genealogie der untergeordneten Mandarine (in Gold und Schwarz) verzeichnet waren.

Die prächtigen Staatskleidungsſtücke, die Ordens-, die Gouverneur-Halskette und der goldſtrotzende Tautaihut in der Form einer Krone lagen ſeitwärts auf einem Tiſche. Das Nebengemach, ein ſogenanntes Studentenzimmer, worin der Tautai die Gelehrten und Literaten zu empfangen pflegte, war ähnlich tapezirt. An der Stelle des Luſters hing von der Decke die Trauerlaterne herab. Ich konnte aus dieſem Stücke nicht klug werden. Die große, aus weißen Seidenbändern geflochtene, ſowie die ſechs kleinen Kugeln, welche ſymmetriſch von einem ſechseckigen Geſtelle der Decke herabhingen, glichen gordiſchen Knoten. Der Hauptſalon war rückwärts durch eine weiße Tapetenthüre abgeſperrt, worauf der Name des Tautai geſchrieben ſtand.

Ein Mandarin lud uns ein, ihm zu folgen. Beim Oeffnen der Thüre wurde auf einem Klangbecken ein Zeichen gegeben. Vor uns ſtand ein Altar mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verſtorbenen in einem herrlichen Blumengarten. Links des Altars lagen auf einer Strohmatte, das Geſichtchen auf dem Boden und von den kleinen Händchen verdeckt, die beiden Kinder des Gouverneurs. Sie waren in tiefſter Trauer, nämlich ganz in Strohgeflechten gekleidet. Vor dem Bildniſſe verbeugte ſich jeder Beſucher und wurde ſodann vom Mandarin zu einem Altare geführt, auf welchem der Sarg ſtand. Bevor wir hieher gingen, opferten wir auf dem Tiſchchen rechts des Altars unſere Kornblumen-Bouquets. Der Sarg ſtand ſchmucklos auf einer einfachen Bahre. Er war aus braunem, maſſivem Holze.

Wir gingen um den Sarg herum. Der Mandarin beleuchtete ihn in allen Ecken (der Raum war dunkel) und die letzte Ehre war erwieſen. Beim Verlaſſen dieſes Gemaches wurde jedem Gaſte das Bildniß des Tautai eingehändigt. Im Hauptſalon wurden auf zwei großen Tafeln Thee, Bäckerei und Champagner ſervirt. Im Ganzen war das Bild großartig und ſymmetriſch, aber ohne Empfindung. Als wir uns nach unzähligen Tſchin-Tſchins bei den Mandarinen verabſchiedet hatten und die Front der Militärabtheilung abſchritten, wurden die Gewehre präſentirt, die Horniſten ſchmetterten eine Fanfare, die Trommel wirbelte und ſo Mancher mag ſich bei dieſen Ehrenbezeigungen als chineſiſcher General gefühlt haben.

Die Leichenfeierlichkeit zu Ehren des Tautai war vielleicht das impoſanteſte Schauſpiel dieſer Art, welches zu ſehen, Fremde in Schanghai Gelegenheit fanden. Selbſt von den Chineſen waren wenige früher Augenzeugen ſolchen Gepränges geweſen. Die Ceremonie, das Ausſetzen des Körpers, entſpricht mehr der Würde eines Tautai, als das factiſche Leichenbegängniß. Es iſt noble Sitte und Vorſchrift, die Leiche eines Familiengliedes im Hauſe ſieben Wochen aufzubewahren, bevor ſie begraben wird. An jedem ſiebenten Tage werden Opfergaben dargebracht. Der erhabenſte Tag für die Ceremonie iſt immer der 35. (5 × 7. Tag) nach dem Tode (alſo hier der 3. Juni).

Das unvermeidliche Feſthalten an den Aeußerlichkeiten bei ſolchen Gelegenheiten und der bemerkenswerthe Umſtand, daß der verſtorbene Tautai mit den conſervativen Chineſen in Schanghai gebrochen hatte, gab den Anlaß, daß die Fremden, welche ihre Condolenzviſiten abſtatteten, nach dem heimatlichen Gebrauche Blumen und Kränze am Sarge hinlegten.

Herr Balint, welcher bereits in Singapore von einem Unwohlſein befallen wurde, vertrug auch das Klima von Schanghai nicht. Er ſiechte dahin, von Tag zu Tag wurden ſeine Wangen hohler und ſo entſchloß er ſich endlich, die Aerzte zu conſultiren. Das Recept, welches ſie ihm verſchrieben, lautete zwar einfach, aber troſtlos: er möge je früher deſto beſſer nach der Heimat zurückkehren. Am 2. Juni ſchiffte er ſich auf dem franzöſiſchen Poſtſchiffe „Sindh“ ein, ohne mehr Gelegenheit zu finden, ſich vom Grafen Széchenyi zu verabſchieden, welcher zwei Tage ſpäter mit Loczy unverhofft von Java in Schanghai eintraf.

Ich benützte die nächſten Tage zu einem Ausfluge zu den ſogenannten „Hills“. Herr Oskar Ullrich, Bergwerksdirector aus Eiſenach, deſſen liebenswürdige Bekanntſchaft ich ſeit einigen Tagen in Schanghai gemacht hatte, hielt mit und wir mietheten uns das Hausboot des Central-Hotels. Solche Boote ſind bequem; das unſere enthielt nebſt den Schlafzimmern noch einen Salon. Bei günſtigem Winde und vollen Segeln legte es in der Stunde ſechs Knoten zurück; bei Gegenwind wurde es von der Bemannung gezogen. Nebſt einigen Flaſchen Claret und Sodawaſſer hatten wir uns auch mit einer Kiſte Eis verſorgt, doch als wir in Sikawej in das Boot einſtiegen, war das Eis bereits geſchmolzen, weil der Koch es zum Feuer geſtellt hatte. So kam es, daß das mitgenommene Fleiſch bereits am zweiten Tage ungenießbar war. Während der Nacht erhob ſich eine friſche Briſe und ſchwellte die Segel des Bootes, welches pfeilſchnell und ſicher geleitet auf dem Fluſſe, welcher ſich in zahlloſen Windungen und Abzweigungen durch die reichbebaute Ebene ſchlängelt, dahinglitt.

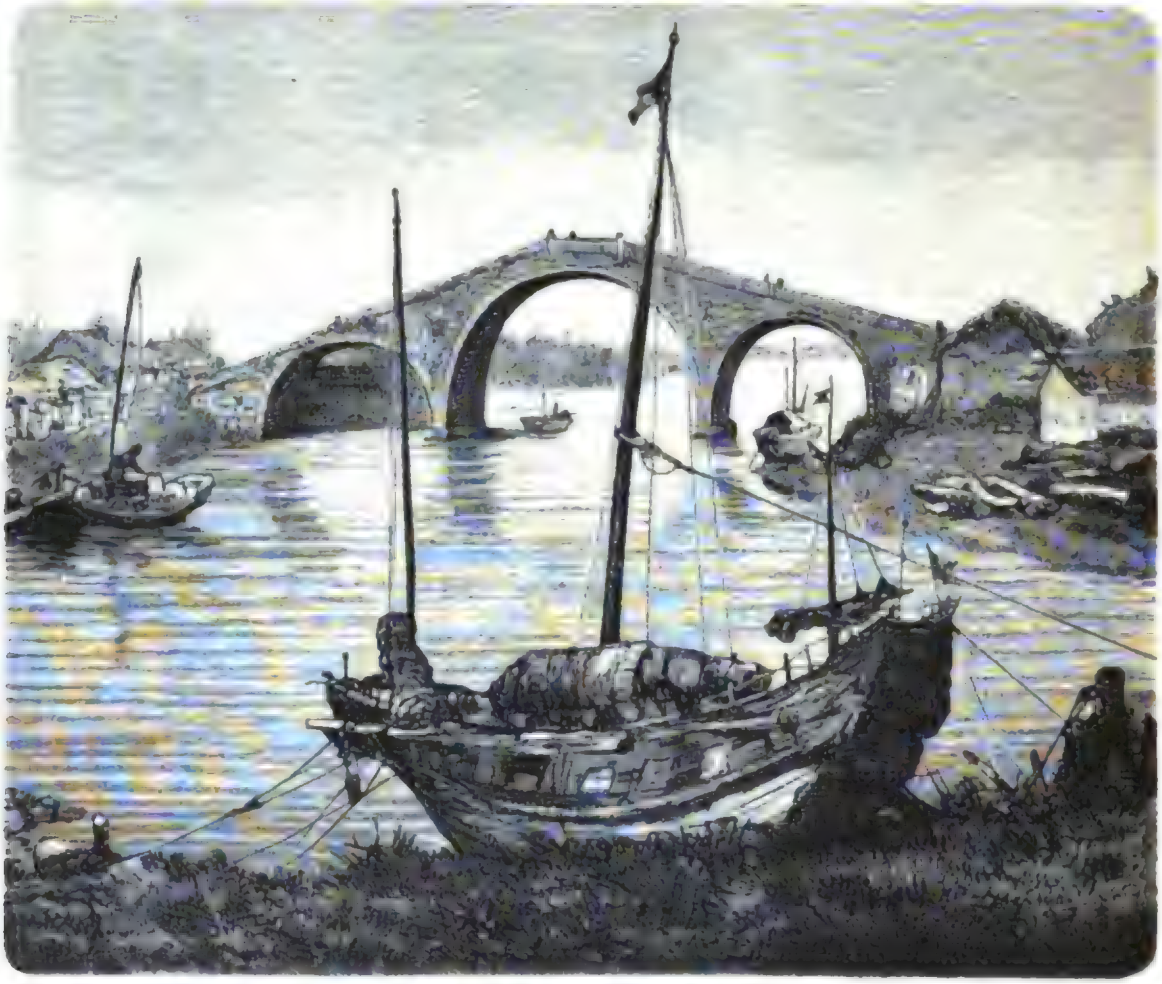
Am nächſten Morgen ankerten wir bereits vor den „Hills“, einzelnen, zu einigen hundert Fuß Höhe aus der Ebene emporgehobenen Hügeln plutoniſcher Natur, an denen der Porphyr offen zu Tage tritt. Die mit hohen Bambuſtämmen und dichten Schlinggewächſen bewaldeten Hänge, auf denen unglaublich viele Faſanen ihre Zufluchtsſtätten ſuchen, aber nicht finden, ſind ſteil und felſig. Vor Kurzem brachten drei Engländer von einem viertägigen Jagdausfluge 5000 Faſanen nach Schanghai. Das ganze Boot war mit dem Geflügel bedeckt und zur Erinnerung an dieſe enorme Jagdbeute zeigt man noch heutzutage die photographiſche Aufnahme des Bootes nach ſeinem Einlaufen. In der Ebene halten ſich in dem Schilfe noch Sumpfſchnepfen, Kibitze mit einem hohen, fleiſchigen, kolbenförmigen Aufſatze am Kopfe, und Waſſerenten auf. Die vielen Canäle auf der Ebene hatten die Reisfelder unter Waſſer geſetzt. Eine einfache Maſchine bewirkt die Irrigation. Ein maſſives Holzrad ſteht mit dem Waſſerrade mittelſt eines Strickes, welcher ſich an den Achſen auf- und abwickelt, in Transmiſſion. Das Waſſerrad ſchöpft bei ſeiner Umdrehung das Waſſer zu einer Rinne empor, durch welche es zu den Feldern geleitet wird. Die Welle auf dem Lande wird entweder von Büffeln, welchen die Augen verbunden werden, oder von Menſchen in Rotation gebracht.

Die Ebene mit zahlreichen unter ſchattigen Obſtbäumen erbauten Wohnhäuſern iſt dicht bevölkert. Der Rahmen eines jeden Hauſes beſteht aus einem Bambugefüge, zwiſchen welchem die ſchwarzen Ziegel zum Mauerwerke aufgeſchichtet werden.

Zeitlich Morgens ſtiegen wir an's Land und durchzogen die nahen Waldungen, um über Mataling zu einem katholiſchen Miſſionshauſe zu gelangen, welches ſich auf der Rückfallkuppe eines bedeutenderen Hügels befindet. Ein gut erhaltener Reitweg ſchlängelt ſich zur Höhe. Das Kloſterterritorium iſt durch eine Steinmauer begrenzt, welche in einer Breite von 400 Schritten über den ganzen Berg bis zum jenſeitigen Fuße reicht. In der Umgebung wohnen 600 Chriſten.

Wir wurden im Kloſter von einem Miſſionär empfangen und in das Refectorium geleitet, welches, wie er ſagte, ein beliebter Verſammlungsort aller Miſſionäre der weiten Umgebung ſein ſoll. Der Saal war groß und geräumig, die Wände weiß getüncht und theils mit Weltkarten, theils mit Heiligenbildern (darunter die heilige Jungfrau von Lourdes mit ſchief geſchlitzten Augen) geziert.

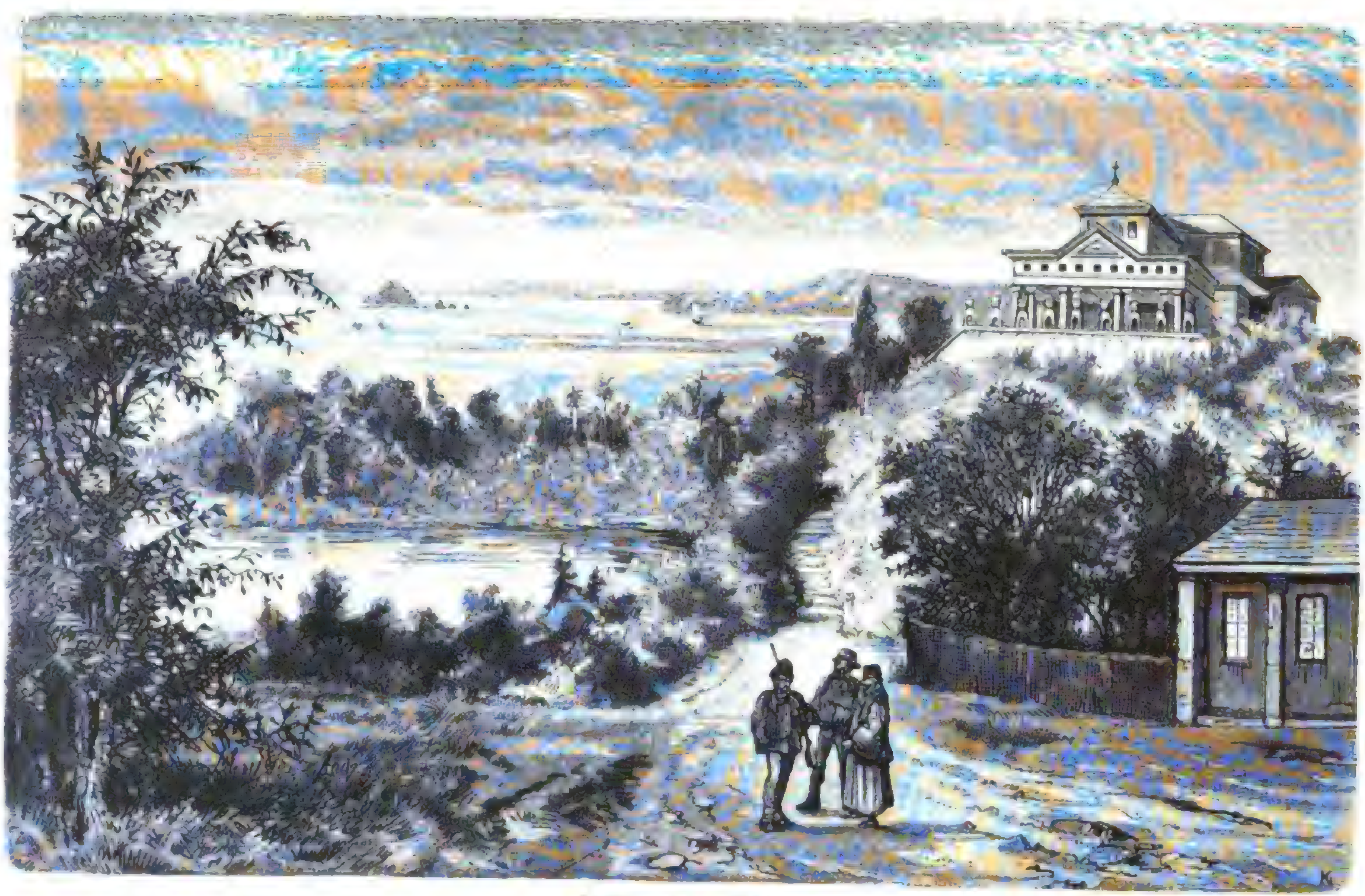
Die Rundſicht vom Saale aus iſt herrlich. Unbegrenzt zieht ſich die mit Waſſer überfluthete Ebene in die Ferne; der an und für ſich keineswegs ſpärliche Baumwuchs erſcheint im verſchwommenen Hintergrunde wie ein dichter Wald, aus welchem einige hohe Holzpagoden kühn in die Höhe ragen. Auf den Silberſtreifen der breiten Waſſerſtraßen zogen friedlich die Boote der Fiſcher und Schiffer und die weißen Segel ſchimmerten blendend in der Sonne des fernen Oſtens.



Brücke bei Tſing-pu-ſhien.

Der freundliche Pater lud mich ein, die Kirche auf dem Gipfel des Berges zu beſichtigen und attachirte mir einen fünfzigjährigen „Boy“ (Knabe) als Führer. Eine Steintreppe führte in Serpentinen zum Tempel hinauf. Die

Digitized by Google



Kloſter auf den Hills.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kirche iſt im Grundriſſe eines Kreuzes maſſiv aus Bruchſteinen erbaut. Zwei breite Steintreppen mit einem Steingeländer, worauf ſich große Figuren, halb Hund, halb Löwe, befinden, führen zum Hauptportale. Das innere Dach der Kirche wird von braunen Holzſäulen getragen. Der Haupt- und die zwei Nebenaltäre ſind ebenfalls aus braunem Holze geſchnitzt. An den Wänden hängen chineſiſche Inſchriften. Das Chor mangelt, dafür befindet ſich rückwärts des Altars ein erhöhter Stand, woſelbſt ein gutes, franzöſiſches Harmonium die Orgel erſetzt. Von der Kuppe, auf welcher die Kirche erbaut iſt, genießt man eine doppelt ſchöne Ausſicht, weil der Ueberblick der Landſchaft nach allen Seiten ermöglicht iſt.

Herr Ullrich erwartete mich im Refectorium. Als ich herabgeſtiegen war, verabſchiedeten wir uns nach der Einnahme eines kleinen Imbiſſes von dem freundlichen Pater. Auf dem Heimwege zum Schiffe erlegte Freund Ullrich in der Nähe einer Ortſchaft eine Schlange, welche ſich im Waſſer ſonnte. Sie war über 2 Meter lang und in der Leibesmitte bis 6 Centimeter dick. Ich fiſchte ſie aus dem Waſſer und war gerade mit dem Meſſen der Dimenſionen beſchäftigt, als die Chineſen mit drohender Miene aus dem Hauſe ſtürzten, den Ort, wo die Schlange erlegt worden war, mit wiederholten Verbeugungen beſchworen und eine lange Bambuſtange in den Waſſergrund ſteckten. Als die Leute Miene machten, gegen uns vorzurücken, trachteten wir, an Bord zu kommen. Der Wind blies günſtig und in wenigen Minuten hatten wir den entheiligten Ort in unſerem Rücken. Gegen Abend erreichten wir Tſing-pu-ſhien und ſtiegen da an das Land, um in dem Schilfdickicht zu jagen. Wir ſchoſſen eine Anzahl Sumpfſchnepfen, welche uns als Abendmahlzeit beſonders mundeten.

Am nächſten Morgen um 8 Uhr paſſirten wir die 4 Meter hohe crenelirte Stadtmauer von Tſing-pu-ſhien, denn der Schifffahrtscanal fließt unmittelbar neben der Mauer. Am Fuße derſelben war nur gerade ſo viel Raum, daß die Särge der Verſtorbenen aufgeſchichtet werden konnten. Die vielen gewölbten Steinbrücken ſind für die Paſſage gewöhnlicher, chineſiſcher Boote hoch genug über dem Waſſer erbaut, unſer Boot aber mußte immer ſeinen Maſt umbiegen, um ungehindert paſſiren zu können. Die Bewohner der Stadt ſtaunten uns an, ohne läſtig zu werden.

Um Mittag erreichten wir Wongdu, bemerkenswerth durch das Landhaus des Gouverneurs von Schanghai, welches im Vierecke von hohen Lehmwällen mit vier einstöckigen Vertheidigungsthürmen eingeschlossen, mehr den Eindruck einer dem Verfalle nahen Befestigung hervorruft. Um 11 Uhr Nachts landeten wir in Schanghai und fuhren mit Jinrikschawagen nach dem deutschen Club.

Im Laufe der nächsten Tage besuchte ich mit Herrn Haas das drei englische Meilen vom englischen Settlement entfernte chinesische Arsenal. Herr Brettschneider, ein ehemaliger deutscher Soldat, ist im Arsenale mit der Aufgabe betraut, chinesische Soldaten im Geschütz- und Gewehrwesen zu instruiren und ihnen eine gewisse Taktik beizubringen. Er führte uns durch alle Räumlichkeiten des Etablissements, welches aus einem Hochofen, Dampfhammer, der Geschützschmiede, sammt der Bohrvorrichtung ꝛc. zur vollständigen Erzeugung von Armstrongrohren und Laffetten, aus der Geschoßgießerei, den Räumen und Vorrichtungen zur Montirung aller Arten Geschosse, dann aus einer completen Gewehrfabrik zur Verfertigung von Waffen nach dem System Remington und endlich den Pulvermühlen besteht. Täglich werden zehn Remington-Gewehre erzeugt.

Die Werkzeuge und Maschinen (letztere werden durch Dampf betrieben) sind größtentheils aus Europa eingeführt; doch der Stolz des Etablissements ist eine 20pferdekräftige, in Betrieb stehende Dampfmaschine, deren Bestandtheile in Schanghai construirt wurden.

Der chinesische Director des Arsenals steht in dem Rufe, vorzüglich lesen und schreiben zu können, in den Werkstätten aber ist er selten zu sehen; die Pulvermühlen besuchte er noch nie, ja er schneidet sogleich jedes Gespräch über diese unheimlichen Hütten mit den Worten ab: „es sei dort Alles vorzüglich, denn er verstehe sich darauf“. Die Unterdirectoren, welche die einzelnen Abtheilungen des Arsenals überwachen, sind ebenfalls Chinesen und nur die Betriebsleiter und Ingenieure sind Europäer, und zwar Engländer und Deutsche.

Besonders interessant ist die Lehrkanzel des Herrn Brettschneider. In dem Corridor des Instructionshauses standen fünf große Seiden-Standarten mit dem chineſiſchen Drachen. Die Schule war nach europäiſchem Muſter mit Bänken und zwei Kathedern verſehen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich die großen, ſchwarzen Schultafeln mit deutſchen Buchſtaben und Sätzen vollgeſchrieben ſah. Sogar Pläne, Karten und Feſtungswerke lagen auf. Herr Brettſchneider erzählte mir, daß ſich die chineſiſchen Schüler anfänglich gegen die Zeichnungen ſehr begriffſtützig zeigten, ſpäter aber, nachdem ſie die Pläne mit den entſprechenden Modellen vergleichen konnten, recht bald einſehen lernten, was eine Karte bedeute.

Im nahen Fluſſe ſchwammen zwei Kriegsſchiffe, welche ausgerüſtet wurden. Ein weiß angeſtrichener Monitor mit einem drehbaren Thurme von geringen Dimenſionen führte den haarſträubenden Namen: „Schrecken der Weſtmächte“.

Im Allgemeinen macht das chineſiſche Militär in den Küſtenſtationen keinen ſo üblen Eindruck, weil es der europäiſchen Intelligenz näher ſteht, und iſt von den Soldatenhorden im Inneren des Reiches, auf welche ich ſpäter zu ſprechen komme, grundverſchieden.

Die Soldaten ſind in Maſſenquartieren, gewöhnlich in Fortificationen, untergebracht. Ich beſuchte eine ſolche Kaſerne am Yang-tze-kiang und will meine Erinnerung an dieſe Viſite dem Leſer vor die Augen führen.

Die „Wuſung-Forts“ liegen auf zehn engliſche Meilen Entfernung am linken Ufer des Wuſung-Fluſſes an der Mündung des Yang-tze-kiang. Der Tautai von Schanghai war ſo freundlich, uns zur Beſichtigung dieſer Forts die Erlaubniß zu ertheilen; ja ſeine Liebenswürdigkeit ging ſo weit, uns eine Dampfbarcaſſe und ein Segelboot zur Verfügung zu ſtellen.

Am 17. Juni 1878 fuhren wir von Schanghai ab. Da ſich ein günſtiger Wind erhob, löſte man das in Schlepp gehängte Boot ab, und es entſpann ſich eine Wettfahrt, wobei letzteres Sieger blieb. An Bord befand ſich ein kleiner, dicker Mandarin, Stellvertreter des Tautai, der ſofort vergnügt lachen konnte, ſobald er etwas Eßbares ahnte, der öſterreichiſch-ungariſche Viceconſul Herr Haas, der uns hier, wie immer, durch ſeine freundlichen und erfolgreichen Bemühungen, uns etwas Neues zu zeigen, zu unvergeßlicher Dankbarkeit verpflichtete, ſodann Herr Loczy und ich. Um 9 Uhr Vormittags ankerten wir vor den Forts. Dieſe erheben ſich wie Lehmkleckſe über die ſchmutzigen Fluthen des Yang-tze und ſind weder mit Gras verkleidet, noch durch ein anderes Mittel gegen Regenabwaſchungen geſichert. Die Wälle bilden im Grundriſſe ein Rechteck, deſſen vorſpringende Ecken abgerundet ſind. Die Oeffnungen von elf Schießſcharten drohen gegen das Meer hinaus, können aber mittelſt Panzerthürchen, welche ſich in eiſernen Rahmen bewegen, geſchloſſen werden. So ſtolz auch die Chineſen auf dieſe Befeſtigungen ſein mögen, ich glaube doch, daß ein einziger guter Schuß gegen das ſtaubgeborene Fort überzeugend an die Vergänglichkeit des Irdiſchen erinnern könnte. Unſere Ankunft mußte bereits gemeldet worden ſein, denn noch kletterten wir über einen ſchandvoll gezimmerten Molo, als über den Bruſtwehren eine Unzahl von großen Seidenfahnen ſichtbar wurde, in deren Mitte das Schriftzeichen „Geſchütz“ roth eingenäht war. Beim baufälligen Eingange zum Fort erwartete uns der Commandant der ſämmtlichen Yang-tze-Befeſtigungen, ſowie der Commandant dieſes Forts. Erſterer im Range eines Generals mit monatlich 200 Taël, letzterer mit 150 Taël Gehalt. Beide Officiere waren in Paradekleidern mit dem rothen Knopfe am Hute.

Es iſt allgemein die Anſicht verbreitet, daß die Farbe des Hutknopfes den Rang des Mandarins kennzeichnet. Das iſt nicht ſo. Der Knopf bedeutet nichts Weiteres, als eine Decoration, einen Orden. Sehr häufig ſahen wir Mandarine mit dem rothen Knopfe (erſten und zweiten Decorationsrang) anderen untergeordnet, welche nur den blauen (dritten Rang) oder goldenen (achten Rang) beſaßen.

Die zwei Generale knieten nieder und berührten mit dem Kopfe die Erde. Sie ließen ſich das Ceremoniel nicht nehmen. Während wir ſodann die Ehrencompagnie abgingen, wurden unter Trommelwirbel die Geſchütze der im Hofraume aufgeſtellten Feldbatterie abgefeuert. Im ganzen Reiche kennt man die Geſchützbeſpannung in unſerem Sinne noch nicht, ſondern die Bedienungsmannſchaft wird beim Transporte der Kanonen als billige Zugkraft verwendet.

Die Bekleidung der Infanterie und Artillerie iſt im Weſentlichen gleich und beſteht aus einer weiten, blauen Blouſe aus Baumwolle, mit handbreiter Paſſepoilirung, auf deren Bruſt- und Rückenmitte je eine große, weiße Scheibe mit der Inſchrift „Soldat“ oder „Geſchütz“ aufgenäht iſt, die als Zielpunkt dem Feinde zum großen Nutzen gereichen dürfte; ferner aus weißen, bauſchigen Baumwoll-Beinkleidern, welche um die Waden gamaſchenähnlich feſtgebunden werden; endlich aus landesüblichen Seidenſchuhen mit dicker Papierſohle. Im Winter trägt der Soldat einen ſchwarzen Turban, im Sommer einen Strohhut mit großer Krämpe auf dem Kopfe. Dieſe Adjuſtirung gilt nur als allgemeine Regel, im Beſonderen kleidet ſich der Soldat nach eigenem Geſchmacke.

Der Commandant lud uns ein, das Fort zu beſichtigen, und führte uns zuerſt zur Pulverkammer, in deren Vorgemach zwei lange Reihen Krupp'ſcher Geſchütze Spalier bildeten. Im Hintergrunde dunkelte es geheimnißvoll, doch meine Neugierde, den Munitionsreichthum kennen zu lernen, konnte nicht befriedigt werden, da der Commandant mit ſchlauem Lächeln mein Vordringen abwehrte und zum Ausgange wies. Er geleitete uns in die Caſematten. Hier ſtand bei jedem Geſchütze die Bedienung in zwei geöffneten Gliedern. Die Geſchütze variiren im Kaliber bis zu 220 Pfund und ſind im Fort ſo poſtirt, daß, vom Fluſſe aus geſehen, die rechte Hälfte desſelben mit Krupp'ſchen, die linke mit Armſtrong'ſchen armirt iſt.

Auf mein Anſuchen hin ordnete der General ein Exerciren an. Ein Unterofficier commandirte die fünfzehn Mann ſtarke Geſchützbedienung. Er ſtellte ſich zu dieſem Zwecke auf das Ende der Laffette, hob die Hände in die Höhe und theilte die Mannſchaft in Nummern, wobei er bis 14 zählte und abwechſelnd auf die Träger der Nummern hinwies. 1—4 reinigten ſodann auf Commando das Rohr, 5 und 6 brachten die Pulverpatrone, 7—10 das Geſchoß, 11 und 12 gaben ſodann nach dem Handwinke des viſirenden Unterofficiers dem Rohre die Richtung. Dieſer öffnete mit dem Stifte den Pulverſack, ſteckte den Reibzünder in das Zündloch, reichte Nr. 13 und 14 die Zündſchnur, ſprang ab und commandirte: „Feuer!“ — Ja, ja, „Feuer!“, zwar im ſchlechteſten Deutſch, das man ſich vorſtellen kann, aber doch deutſch. Alle Commandoworte waren deutſch.

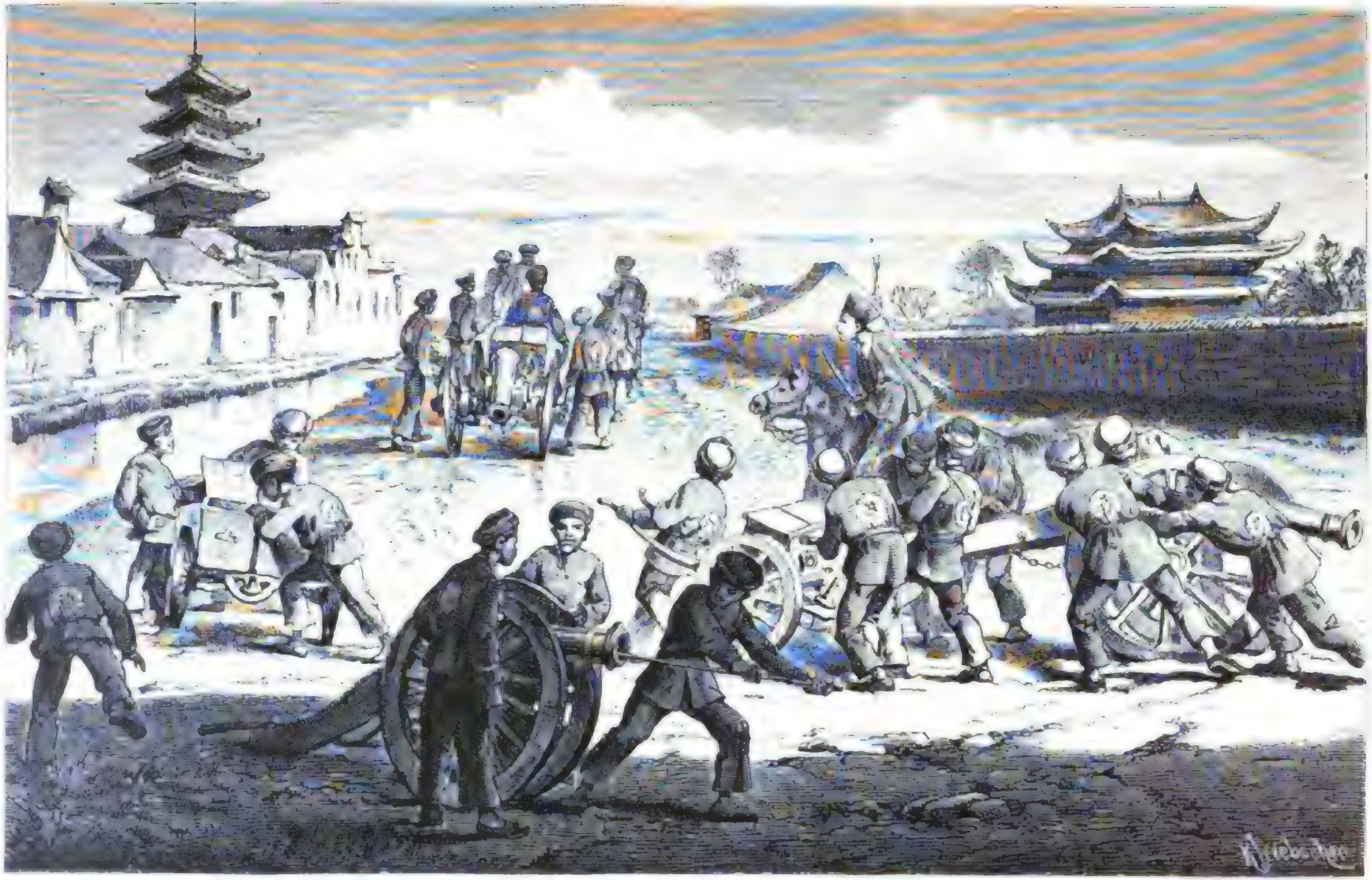
Die Mannſchaft des Forts war in ſchmalen, niedrigen Lehmhütten bequartiert. In dem langen Gange, welcher von einem Ende der Kaſerne zum andern führte, ſtanden beiderſeits übereinander aufgerüſtete Betten. In einem ſolchen Mannſchaftszimmer, das circa 13—14 Schritt lang und 4 Schritt breit iſt, ſchlafen 20—22 Soldaten. Trotz der Reinlichkeit der Schlafſtellen, über welchen hie und da ein kleiner Spiegel glänzte, erfüllte eine entſetzlich duftende Atmoſphäre den für ſeine Bewohner viel zu kleinen Raum. Aus der nahen Küche, wo mit ranzigem Oel geſotten und gebacken wurde, wehte es auch nicht appetitlich, und ſo erwartete ich mit Schaudern den Moment, wo ich genöthigt werden ſollte, die chineſiſchen Leckerbiſſen zu verkoſten. Doch auch dieſer Kelch des Leidens ging vorüber.

Unſer Mandarin überraſchte uns bei der Mahlzeit mit etlichen Flaſchen Champagner. War der Wein auch miſerabel, ſo erleichterte er doch das Schlucken.

Die Bewaffnung der chineſiſchen Infanterie beſteht aus Pfeil und Bogen, aus Hiebwaffen, welche den geraden, polniſchen Senſen gleichen, und aus Gewehren. Die ausgemuſterten Gewehre aller möglichen Nationen und Syſteme ſind im Durcheinander bei der Infanterie vertreten. Jedes Stück zeigt, wie die Waffe ausſehen muß, um Anſpruch auf Unbrauchbarkeit zu machen. Bei dem einen Gewehre fehlt das Abſehen, bei dem andern das Korn, hier wieder iſt der Schaft nur mit einer Schnur an den Lauf befeſtigt, da der Kolben gänzlich abgebrochen. Nie wird ein Gewehr geputzt, Roſt frißt unbeanſtändet weiter, und in den wenigen Fällen, wo das Schloß noch functionirt, ſingt die Schlagfeder beim Aufziehen des Hammers ein ergreifendes Klagelied. Ich werde nicht fehlgehen, wenn ich annehme, daß die Hälfte der Infanterie noch mit Luntengewehren, von der zweiten Hälfte drei Viertel mit alten Percuſſions-Gewehren deutſcher, engliſcher, amerikaniſcher und franzöſiſcher Induſtrie und ein Viertel mit modernen Hinterladern neuerer Conſtruction bewaffnet ſind. Eine unberechenbare Confuſion dürfte bei der Patronen-Austheilung im Ernſtfalle nicht ausbleiben.

Die Cavallerie iſt mit Lanzen, an deren Schäften coloſſale Seidenfahnen wehen, und mit Gewehren, welche ſich durch dieſelben Merkmale wie jene der Infanterie auszeichnen, bewaffnet.

Zum Schluſſe will ich noch kurz erzählen, wie eine chineſiſche Parade vor ſich geht. Ein Herr Schnell, ebenfalls ehemaliger deutſcher Soldat, nun



Chineſiſche Artillerie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Instructor chineſiſcher Infanterie und Artillerie in Tſchi-fu mit 400 Dollars Monatsgehalt, erzählte mir Folgendes: Die ihm zur Abrichtung übergebenen Soldaten zeigen wohl anfänglich ein gewiſſes Intereſſe für die Schule, ſpäter aber geht die Luſt zum Lernen gänzlich verloren. Die Abrichtung der Soldaten geht nach den deutſchen Reglements vor ſich. Die Soldaten in Tſchi-fu waren mit Gewehr und Bajonnet bewaffnet, ſeitdem aber ein Soldat beim Laufen von einem andern mit dem Bajonnet in die Wade geſtochen wurde, bleibt die Stichwaffe zu Hauſe, da ohnehin die Scheiden abgehen. Einige Zeit hindurch war die Nothwendigkeit vorhanden, anſtatt der Gewehre mit Bambuſtöcken auszurücken, weil der Gouverneur die Gewehre unter der Hand verkauft hatte.

Der Tataren-General von Schan-tung, Herrn Schnell's Chef, iſt immer, wenn nicht betrunken, doch ſicher von Opium berauſcht. Er geht nie zu Fuß, beſteigt niemals ein Pferd, ſondern läßt ſich im Tragſeſſel tragen. Inſpicirt er die Truppen, ſo iſt er nur befriedigt, wenn ihm das Schauſpiel gefiel, gleichviel, ob das Manöver praktiſch und richtig war, oder nicht.

Eine ſolche militäriſche Production fand Anfangs October 1878 auf dem großen Artillerie-Schießplatze in Tſchi-fu ſtatt. Zwei Zelte, ein prächtiges für den Mandſchu-General, und ein zweites, welches Geſchenke für die Soldaten, Uhren, Ketten, Vaſen, Pfeifen, Decorationen ꝛc. enthielt, waren ſo erbaut, daß von denſelben aus das ganze, weite Feld überſehen werden konnte. Der General kam, war aber ſo betrunken, daß er nur mit rauher, lallender Stimme nach dem Compagnie-Exerciren ſeinen Beifall ausſprechen konnte. Vor dem Beginne des Artillerie-Scheibenſchießens fragte er einen anweſenden chineſiſchen Artillerie-Oberſt, ob es denn möglich ſei, mit den Kanonen ein ſo fernes Ziel zu treffen. Der Oberſt antwortete: „Excellenz, ich ſtelle meinen Kopf zur Verfügung, wenn mein Geſchoß nicht beim zweiten Schuſſe in der Scheibe ſitzt“. Der Wind ging ſcharf. Mit ironiſchem Blicke verfolgte der Futai die Handgriffe der Bedienungsmannſchaft. Der Schuß krachte — und die Granate crepirte vor der Scheibe. Ein unbeſchreiblich verächtliches Lächeln des Generals war die Antwort. Dem Oberſt wurde es, wie er ſpäter erzählte, etwas bange. Der zweite Schuß aber traf das Ziel. Nach einer halben Stunde großer

Langweile fragte der Futai: „Iſt es denn noch nicht aus?“ Das Programm wurde daraufhin abgekürzt. Da bei ſolchen Comödien immer der Schluß effectvoll ſein muß, ſo hatte man folgendes Arrangement getroffen: Ein kleines Holzhaus auf 4000 Schritt Entfernung war mit Baumwolle, Pulver, Petroleum ꝛc. gefüllt worden. Das Häuschen diente als Ziel für die letzten Schüſſe. Beim zweiten Schuſſe ſchon ſchlugen die Flammen auf, beim dritten brannte es lichterloh. Der Futai lachte vergnügt, er war entzückt. An Ort und Stelle ſchenkte er Herrn Schnell eine prächtige Rüſtung nebſt der entſprechenden Ordenskette und ernannte ihn zum Oberſt.

Am nächſten Tage ſollte zu Waſſer manövrirt werden. Der für die Segelmanöver erforderliche, günſtige Wind ſtellte ſich jedoch nicht ein. Als dies dem Futai gemeldet wurde, donnerte er: „Kein Wind? Was, kein Wind? Warum iſt kein Wind?“ Item, der Futai war doch zufrieden mit dem, was er geſehen, und ernannte die Mehrzahl des chineſiſchen Soldatengeſindels zu Officieren.

Obwohl mit der Beförderung zum Officier der chineſiſchen Armee nicht viel gewonnen iſt, denn der Officier ißt mit dem gewöhnlichen Soldaten aus einer Schüſſel und erhält gleich dieſem den Sold nur auf dem Papiere, ſo ſchließt dennoch eine ſolche Standeserhöhung jede körperliche Anſtrengung und hauptſächlich den Fußmarſch aus, eine Begünſtigung, die mehr in die Wagſchale fällt, als eitles Silber. Jeder Subaltern-Officier iſt beritten und erhält das Pferd vom Aerar beigeſtellt, dagegen iſt es ihm nicht geſtattet, ſich des Tragſeſſels zu bedienen. Wir werden übrigens im Verlaufe der Landreiſe durch China noch öfters Gelegenheit finden, mit den Eigenſchaften der allgemein gefürchteten und berüchtigten Soldaten vertraut zu werden, und es genügt vorderhand nur die Andeutung, daß ſie den Ruf beſitzen, raffinirte Gauner zu ſein.

VI.

Von Schanghai nach Kioto.

Abreiſe nach Japan. — Hafen und Stadt Nagaſaki. — Ein Abriß aus der Geſchichte des Landes. — Friedhöfe. — Oſuwa-ſama. — Abreiſe nach Simonoſaki. — Die Sampans. — Das japaniſche Binnenmeer. — Lama und Proteſtant. — Kobe und Hiogo. — Die europäiſchen Anſiedlungen. — Die Theepflanze. — Umgebung von Kobe. — Sehenswürdigkeiten der Stadt. — Nächtliches Straßenleben. — Dreſſirte Ratten. — Kämpfende Zwerge. — Stachelſchwein und Pfau. — Damentheater. — Japaniſche Eiſenbahnen. — Oſaka. — Indigofabrikation. — Japaniſche Hotels. — Japaniſche Soldaten. — Recrutenabrichtung. — Adjuſtirung und Bewaffnung. — Die Teonodi-Pagode. — Taikun und Mikado. — Das Bad Arima. — Abreiſe nach Kioto.

Es war der 20. Juni 1878. Die ſtädtiſche Muſikcapelle hatte im öffentlichen Garten zu Schanghai ihre letzte Nummer beendet, und Arm in Arm ſchlenderte ich mit Herrn Haas längs des Hafenſtrandes dem deutſchen Club zu, um von meinen Freunden Abſchied zu nehmen.

„Alſo nach Japan?“ — „Ach, das iſt etwas ganz Anderes, wie China!“ — „Könnte ich Sie nur begleiten!“ — „Grüßen Sie die Musmes!“ ſo lauteten die Abſchiedsworte, als die Gläſer auf ein fröhliches Wiederſehen klirrten. Mein Gepäck und die wenigen Inſtrumente, welche ich mit mir nahm, befanden ſich bereits an Bord des „Nagoya maru“, eines amerikaniſchen Raddampfers, und ſo begab ich mich in der Nacht direct auf das Schiff, welches um 4 Uhr Morgens die Anker lichtete; — als ich erwachte, ſchwammen wir bereits auf hoher See.

Das Meer war ſpiegelglatt, eine ſchwache Briſe verjagte die dünnen Morgennebel und goldig blendend ſpiegelte ſich das Sonnenbild in den unermeßlichen Fluthen. Bei gutem Wetter reiſt man ſchnell und eine Poſtverſpätung iſt nicht wahrſcheinlich, darum konnte auch der Capitän des Schiffes, ein jovialer, ziemlich corpulenter Amerikaner, der ſich ſpäterhin bei den Pferderennen auch als gelungener Sportsman präſentirte, am nächſten Tage auf die Fragen der Paſſagiere, wann das Schiff in Nagaſaki einlaufen würde, mit Beruhigung antworteten: „Well, about midnight!“ Und doch hatte er ſich verrechnet; denn bereits um 10 Uhr Nachts gewahrten wir die Lichtſchimmer von hundert und hundert Lampions, welche wie Irrlichter umherflatternd, den Quai von Nagaſaki beleuchteten.

Am nächſten Morgen, die Sonne lag noch hinter den Bergen verſteckt, wurde ich durch friſche, muntere Stimmen aus dem Schlafe geweckt. Als ich die Cabine verließ, ſah ich von Bord aus das luſtige Schauſpiel des Kohlenladens. Ein Kohlenſchiff ankerte in unmittelbarer Nähe des Dampfers und bei 30 Mädchen, mit zum größten Theile nacktem Oberkörper, welcher vom Kohlenſtaube beſchmutzt war, beförderten die Kohlen in die Vorrathskammer des Dampfers. Sie ſtanden auf den Sproſſen einer Leiter, und obwohl die Kohlenkörbe blitzſchnell von Hand zu Hand nach oben flogen, gewannen die Mädchen noch immer ſo viel Zeit, ſich gegenſeitig zu necken.

Der Hafen von Nagaſaki iſt ein Unicum. Selbſt ein Vergleich mit dem ſchönen Hafen von Pola würde nicht ausreichen, denn jener iſt bedeutend größer und von höheren Bergen umſchloſſen. Nur die vor Anker liegenden großen Schiffe vergegenwärtigen die Nähe des Meeres, denn der Hafen iſt nach allen Seiten ſcheinbar abgeſchloſſen und gleicht mehr einem langgeſtreckten, klaren Binnenſee. Die Stadt Nagaſaki liegt an ſeinem Ende unmittelbar an dem Strande der Inſel Kinſiu, welcher theilweiſe von mächtigen Quaimauern ſcharf begrenzt iſt. Die Flanken der Stadt werden von den Europäern bewohnt. Unter den vielfärbigen Flaggenſtöcken ſuchte ich vergebens nach dem öſterreichiſch-ungariſchen.

Die Holländer waren die erſten Europäer, welche ſich in Nagaſaki (1609) anſiedelten, und der Platz, welcher ihnen ſeinerzeit von der Regierung angewieſen wurde, wird jedem Fremden gezeigt. Begrenzt von einem breiten Canale, deſſen innere Ufer zu einer hohen Mauer aufgethürmt wurden, erſcheint er als eine kleine, viereckige, für die Vertheidigung geſchaffene Inſel.

Bis zur Zeit, als Marco Polo nach Europa zurückkehrte (im 13. Jahrhundert), erſtreckte ſich unſere Kenntniß der Geſchichte Japans nur auf ſolche Sagen, die noch heutzutage im Lande über die früheſte Vergangenheit des Kaiſerthums courſiren. Obwohl die Portugieſen als Entdecker des Inſelreiches ſchon im Jahre 1543 einen Handelsverkehr mit den Japanern anſtrebten, gelang ein ſolcher Verſuch, wie wir bereits oben vernommen, erſt den Holländern in Nagaſaki. Bis zur Mitte des 19. Jahrhundertes trachteten ſo ziemlich alle Seemächte, in Erwägung der Schätze und Reichthümer des Inſelreiches, Handelsverbindungen mit Japan anzuknüpfen. Doch vergeblich. Erſt 1854 gelang es zuerſt den Amerikanern und ſpäter den europäiſchen Mächten, Handelsverträge abzuſchließen, und jetzt ſind folgende Häfen in Japan den Europäern eröffnet: Nagaſaki, Kobe, Oſaka, Yokohama, Tokio, Niigata und Hakodate *).

Kehren wir nach dieſer kurzen Abſchweifung zu Nagaſaki zurück. Das bunte Leben und Treiben in den Gaſſen der Stadt contraſtirt mit unſeren Anſichten über Anſtand, Moral und Tugend, doch das freundliche, zuvorkommende Benehmen aller Japaner beiderlei Geſchlechtes, das kindiſche und muthwillige Auflachen der ewig frohen Bevölkerung wirkt elektriſch und förmlich anſteckend.

Die Laden und Verkaufsgewölbe der Stadt enthalten dasſelbe, was die Chineſen an japaniſchen Waaren in Schanghai feilbieten: Porcellanwaaren, Lackgefäße, Emailvaſen und Bronzegefäße. Nach einem Rundgange durch die Stadt und Beſichtigung einer ſehr großen Bronzeſtatue eines auf Lotosblumen thronenden Buddha beſchloſſen wir, einen der angrenzenden Berge zu beſteigen, um über den Hafen einen Geſammtüberblick zu gewinnen.

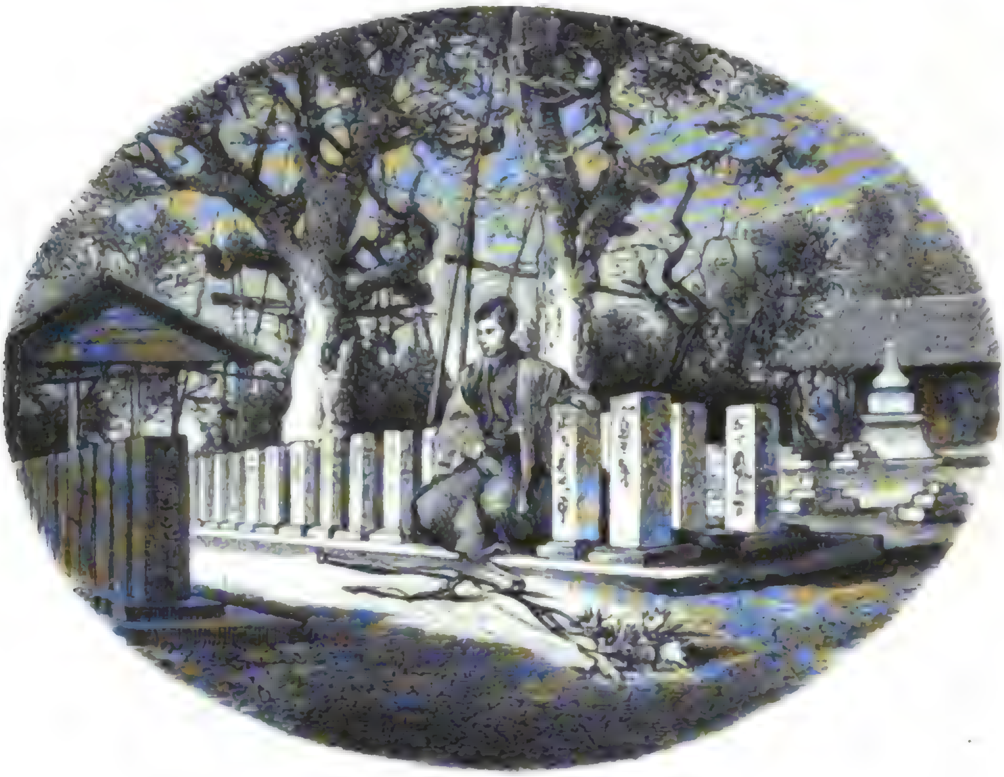
Auf den Abhängen der 1200—2000 Fuß hohen, grünen Berge zieht ſich ein breiter Gürtel von Friedhöfen um die Stadt. Die prismatiſchen, mit chineſiſchen Inſchriften beſchriebenen Leichenſteine bieten dem Auge in ihrer regelmäßigen ſymmetriſchen Reihenaufſtellung ein äußerſt gefälliges Bild. Von einer niederen Kuppe (1000 Fuß) genoſſen wir einen herrlichen Ueberblick über Nagaſaki: faſt unabſehbar goß ſich das Häuſermeer über den

---

*) Siehe Anhang IV.

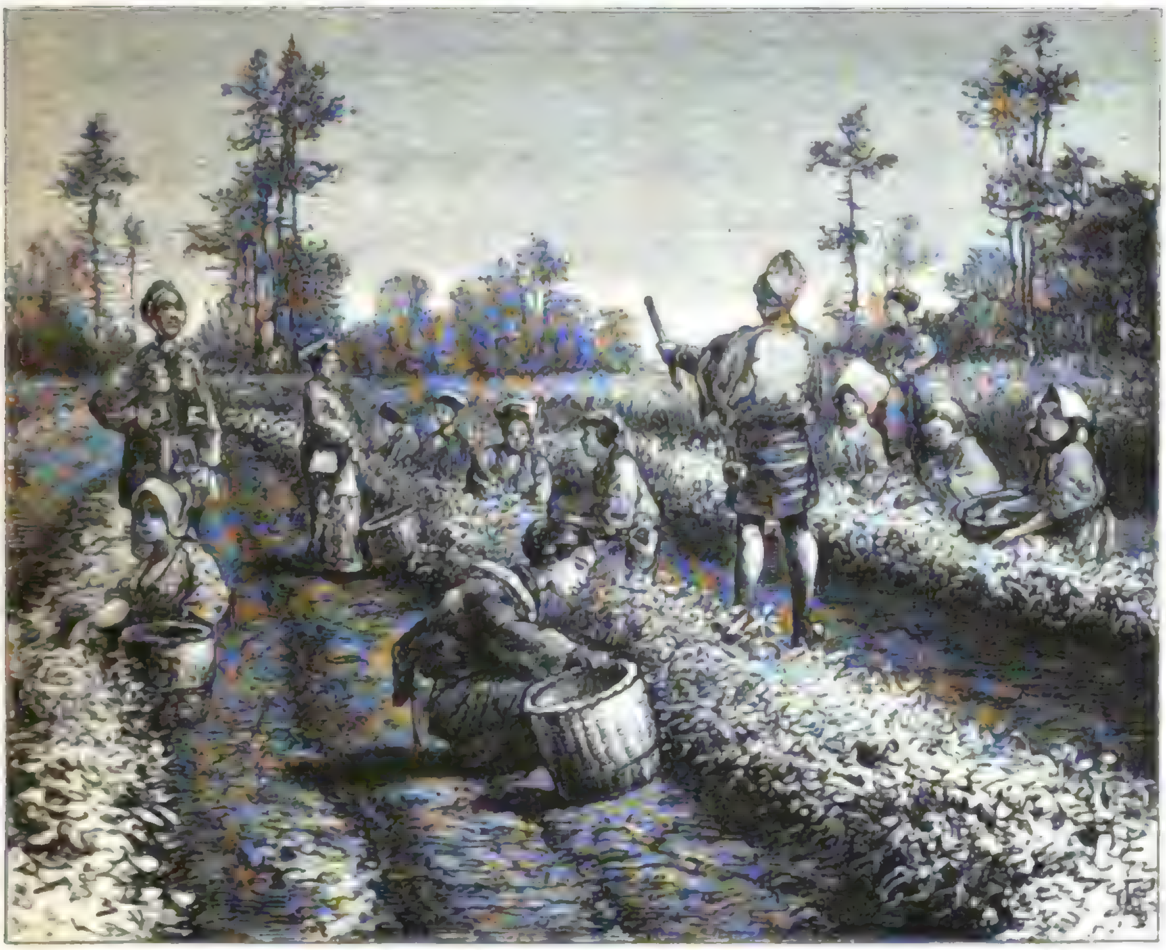
Meeresſtrand aus, während die dunkelblaue Waſſerfläche, von unzählbaren Handelsſchiffen belebt, zur Linken wie durch ein Gebirgsthor paſſirend, ohne rechte Begrenzung als ſtiller Ocean in weiter Ferne mit dem Himmel verſchwamm. Nach dem großartigen Anblicke der Stadt überraſchte es mich nicht wenig, ſpäter zu hören, daß Nagaſaki blos 46.700 Einwohner zähle.

Unter den Kriegsſchiffen, die im Hafen ankerten, befand ſich auch das deutſche Kanonenboot „Albatroß“, deſſen Commandant, Corvetten-Capitän Menzing, in früherer Zeit in der öſterreichiſchen Marine diente. Vier Mal während meiner Reiſe, und zwar in Hongkong, Schanghai und zwei Mal in Nagaſaki, war es mir gegönnt, im Kreiſe der liebenswürdigen Officiere des Schiffes recht angenehme Stunden zu verleben. In Geſellſchaft einiger dieſer Herren beſuchte ich in Nagaſaki den größten, buddhiſtiſchen Tempel Oſuwa-ſama. Ueber eine breite, im Beginne von hohen Steinſäulen begleitete Steintreppe von nahezu 60 Stufen gelangten wir in den Vorhof des Tempels, in welchem zwiſchen zwei großen, uralten Porcellanſäulen aus einem Brunnen



Japaniſcher Friedhof.

das friſcheſte Waſſer Nagaſaki's quillt. Ein Pferd aus Bronze, deſſen Kopf ſo groß wie der eines Nilpferdes, ſtiert auf die heilige Quelle und ſcheint als abſchreckender Wächter hingeſtellt worden zu ſein, nichtsdeſtoweniger ſind die maſſiven Holzlöffel mit ſchweren Ketten an das Brunnengewölbe angekettet.



Thee-Ernte in Japan.

Das Innere des Tempels überraſcht durch ſeine Einfachheit. Im Hintergrunde desſelben erhebt ſich ein Wäldchen von rieſengroßen Kampherbäumen; einſam ſtille, wenn Ruhe über den Wipfeln herrſcht, rauſchend und geheimnißvoll flüſternd, wenn ein Lüftchen die dachartigen Kronen der Stämme belebt, ſchien es mir das eigentliche Heiligthum von Oſuwa-ſama. An das Wäldchen ſchließt ſich ein Theegarten an. In jeder Bude, und es ſind deren viele, befinden ſich Schießſtände, worin ſich die Japaner, ein Mädchen zur Linken, eine Theeſchale zur Rechten, im Bolz- und Pfeilſchießen üben.

Der deutſche Conſul von Nagaſaki, welchem wir hier begegneten, begleitete uns hierauf in den botaniſchen Garten, unter welchem wir uns keineswegs einen ſolchen nach europäiſcher Schablone vorſtellen dürfen. Der Japaner liebt es, jeden Garten, und wäre er noch ſo klein, in eine Miniatur-Wildniß mit kleinen Felſen, eingeengten, kaum fußbreiten Wildbächen, worüber kühne Bogenbrücken führen, umzugeſtalten. Er legt die höchſte Kunſt der Baumcultur in die unglaublichſten Verkrüppelungen der Stämme und Aeſte, die, ineinander wachſend, manchmal ganze Sätze in japaniſcher Schrift, manchmal wieder Thiere oder Vögel vorſtellen. Im Uebrigen verdient der botaniſche Garten in Nagaſaki ſeinen Namen nicht und es mag der Zukunft vorbehalten ſein, ihn würdiger zu cultiviren.

Ein Theehaus, worin die Mädchen ſingen, ſpielen, tanzen und für Erfriſchungen ſorgen, iſt die einzige Anziehungskraft für den Beſucher. Abends lernte ich in Geſellſchaft des Corvetten-Capitäns und der Officiere des „Albatroß“, des deutſchen Conſuls und einiger anderer deutſchen Herren einen ähnlichen Vergnügungsort kennen. Sechs Mädchen beſorgten mit Guitarreſpiel und Trommelſchlag unſere Tafelmuſik. Die japaniſchen Trommeln ſind derart conſtruirt, daß ſich das Fell durch Bänder anziehen, und während des Spieles die verſchiedenſten Töne hervorrufen laſſen. Die Mädchen führten nach einigen ſteifen, mimiſchen Tänzen auch komiſche Scenen auf, welche zum Schluſſe ausarteten. Es war bereits Mitternacht, als ich in ſtrömendem Regen zum Schiffe zurückkehrte, welches bald darauf die Anker lichtete.

Als wir am nächſten Tage vor Simonoſaki anhielten, war ich bitter enttäuſcht, da meine Abſicht, auf's Land zu gehen, zunichte wurde, denn die Stadt kann nur mit Erlaubniß der japaniſchen Behörden von Europäern betreten werden. Eine ſolche aber ging mir ab.

Simonoſaki liegt am Fuße eines langgeſtreckten Hügels, am weſtlichen Thore des japaniſchen Binnenmeeres, als ſüdlichſter Punkt der Inſel Nippon. Aus der Ferne ſieht der Ort viel einladender aus, als in der Nähe, in welcher er von den Grundſätzen japaniſcher Reinlichkeit inſoferne abweicht, als ein gewiſſer Fiſcherſchmutz die Quaipromenade ſicherlich nicht zu dem anziehendſten Spaziergange der Stadt geſtaltet. Als unſer dicker Capitän durch einen Kanonenſchuß die Ankunft des Schiffes ſignaliſirte, verſammelten ſich die Japaner gruppenweiſe auf den Veranden und Gängen ihrer einſtöckigen Wohnhäuſer, um die Angekommenen neugierig zu muſtern. Andere Gruppen wieder beſtiegen kleine Kähne, um dem Dampfer noch näher zu kommen. Die Ruderer gebrauchten das Ruder mit bewunderungswerther Schnelligkeit als Schraube, und ſo glichen dieſe Kähne im Vergleich zu den großen, unbeholfenen japaniſchen Sampans, welche wie Walfiſche ausſahen, agilen Gebirgsforellen. Die Sampans ſind große, maſſive Holzboote, deren Gehalt oft mehrere hundert Tonnen beträgt. Die Decks bilden in ihrem Durchſchnitte einen Halbmond und am rückwärtigen Theile ſind die Unterkunftsräume der Bemannung thurmähnlich ſo angebracht, daß das Steuerruder-Ungethüm panzerartig nach rechts und links geſchützt wird. Bei ſchönem Wetter wird das Ruder von der Plattform des Thurmes, bei Regenwetter aus der Cajüte dirigirt.

Aus mehreren dieſer Boote, welche vielen Perſonen als Wohnſtätte dienen, entſtiegen in buntfarbige Seide gekleidete junge Mädchen, welche, um ihre Neugierde zu befriedigen, ſich in einem kleinen Nachen an den Dampfer und dann zur Stadt rudern ließen. Schon nach einſtündigem Aufenthalte verließen wir Simonoſaki.

Ein flüchtiger Blick auf eine Karte von Japan wird Jeden alſogleich von der Wahrheit überzeugen, daß eine Seefahrt von Simonoſaki nach Kobe durch das Seto-uchi-no-umi (das japaniſche Binnenmeer) im Allgemeinen nur ſelten unangenehm werden kann. Eine ſchmale, lange Waſſerſtraße mit unzähligen Inſeln erſtreckt ſich von Südweſt nach Nordoſt. Wenn auch nicht ſo ſchmal wie der Bosporus, ſo kann man doch von jedem Punkte aus ohne Glas das Leben auf dem Lande beobachten. Die Umgebung iſt reizend, die Inſeln ſind dicht bewaldet; am Fuße der 2—3000 Fuß hohen Gebirgszüge, deren felſig-pittoreske Abſtürze ſich mit dem ſaftigen Grün der Wieſen und dem dunklen Blau des Himmels zu einem ſchönen Landſchaftsbilde harmoniſch vereinigen, liegen zahlreiche und rein gehaltene, romantiſch ſituirte Ortſchaften, deren Bewohner an der Küſte dem Fiſchfange obliegen und die Scene angenehm beleben. Keine Eintönigkeit ermüdet das Auge, immer wieder verdrängen neue Bilder die verſchwindenden, und ſelbſt unſer phlegmatiſcher Capitän, der doch ſchon hunderte Male die Strecke befuhr, brachte hin und wieder das Fernrohr zu ſeinen kleinen Augen und verſtieg ſich ſogar zu dem begeiſterten Ausrufe: Indeed — beautiful! Ich begriff es einigermaßen, daß ein buddhiſtiſcher Lama, welcher ſich als Paſſagier auf dem Schiffe befand, mit verklärter Verachtung und ſelbſtbewußtem Lächeln ſeinen raſirten Kopf ſtolz erhob, wenn er an dem amerikaniſchen Miſſionär — ebenfalls Schiffspaſſagier — bloßfüßig vorüberſchwebte, ohne im mindeſten die intereſſante Landſchaft ſeiner Beachtung werth zu halten; auch das, daß er ſich hierauf muthmaßlich bei den erhebenden Gedanken eines auf glühenden Kohlen geſchmorten Fiſches auf dem Ventilationskaſten in der Nähe des Rauchfanges niederließ, träumend ſeinen Roſenkranz hervorzog und die Kohlenaſche auf ſein Haupt nieder regnen ließ, denn die Orientalen kümmern ſich wenig um die Naturpracht; daß aber zwei Theilnehmer eines deutſchen Reiſe-Unternehmens, welche die Welt kennen lernen wollten, während der ganzen Fahrt durch den Canal Piquet ſpielten, war mir ein Räthſel.

Der proteſtantiſche Miſſionär theilte mir mit, daß ſich in China beiläufig 30.000 Bewohner zu ſeiner Religion bekennen. Die einmal bekehrten Chineſen bleiben Chriſten. So fand beiſpielsweiſe ein Miſſionär in einer Ortſchaft, in welcher er vor 16 Jahren 300 getauft hatte, bei ſeinem zweiten Beſuche mehr Gläubige als damals. In Japan, wo eine Bekehrung viel leichter bewirkt werden kann, huldigt das Volk auch in religiöſer Hinſicht dem Sprichworte: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“

Die Nacht war mondlos und ſo finſter, daß der Capitän gezwungen war, der vielen Inſeln wegen, um Mitternacht zu ankern. Mit Morgenlicht dampften wir weiter und näherten uns zuſehends dem Ende der ſchönſten Seefahrt während meiner ganzen Reiſe. Je weiter wir nach Oſten kamen, deſto höher und ſteiler wurden die Berge. Während geſtern die Waldungen zumeiſt aus Laubhölzern beſtanden, breiteten ſich hier ungeheuere Nadelholz-Waldungen aus. Die flach auslaufenden Berggelände waren durchwegs auf ihren Terraſſen mit Reis bebaut.

Gegen 2 Uhr Nachmittags erblickten wir in weiter Ferne einen hellen weißen Punkt, es war der Leuchtthurm von Kobe am Weſtende der herrlichen Bucht Naniwa-no-tſa (Bai der ſchnellen Wellen) oder wie ſie nunmehr heißt, der Bai von Oſaka, in welche der Yodogawa, der Abfluß des Biwa-See's, ſeine Wäſſer entſendet. Je näher wir ihm kamen, deſto belebter wurde die See, große und kleine Sampans kamen uns in den Weg und überließen das Ausweichen dem Dampfer; endlich ließ der Capitän die Kanone laden — der Leuchtthurm lag zu unſerer Linken — eine kühne Wendung des Schiffes — die Frauen hielten ſich die Ohren zu, der Schuß wiederhallte an den Granitfelſen rechts und links, und vor uns lag das maleriſche Bild der vereinigten Städte Kobe und Hiogo.

Der Hafen von Hiogo iſt erſt ſeit 1860 dem europäiſchen Verkehre eröffnet und ſeit dieſer kurzen Zeit entſtand am öſtlichen Ende der Stadt eine zweite, in welcher ſich die Anſiedler niederließen. Sie heißt Kobe und zählt gegenwärtig 11.000 Einwohner, während Hiogo 30.400 Einwohner, ausſchließlich Japaner, beſitzt. Jeder Reiſende iſt in Kobe im Hotel der Miſſis Grün, einer gebornen Trieſtinerin, auf das beſte untergebracht. Ihr Hotel läßt an Comfort, Eleganz und Küche nichts zu wünſchen übrig.

Die Zahl der europäiſchen Anſiedler wird 260 nicht überſchreiten. Daß ihre Wohnhäuſer, Fabriken und die Kirche in der Conſtruction, Ausführung und im Style zu den anziehendſten Bauten des ganzen Orients gezählt werden können, mag der Umſtand erklären, daß die nahen Berge Granit im Ueberfluſſe und in guter Qualität liefern. Die Europäer, welche vor nicht langer Zeit eine im großen Maßſtabe angelegte Papierfabrik errichteten, wurden in ihren Concurrenzhoffnungen bitter enttäuſcht, und das weitläufige, große Fabriksgebäude ſteht nun leer, dafür gibt es in den Theeroſt-Fabriken beſtändige Arbeit.

Der Theegebrauch in Japan iſt erſt ſeit dem 9. Jahrhunderte bekannt und wurde durch einen buddhiſtiſchen Prieſter Namens Tenkiyodayſchi aus China eingeführt. In China wurde die Verwendung des Thee's zum Getränke im Jahre 150 v. Chr. von Schiba-ſchojo, einem Diener des Kaiſers Butei, erfunden. Man unterſcheidet im Ganzen drei durch Cultur entſtandene Varietäten des Thee's, und zwar: Theea viridis, Theea bohea, Theea stricta. Die Ernte geſchieht drei bis vier Mal im Jahre. Die Blätter werden entweder an der Luft getrocknet, in Keſſeln erhitzt und zuſammengerollt und ſo entſteht der grüne Thee, wie er in ganz Japan und China bitter getrunken wird, und einen Hauptartikel des großartigen Landhandels in China bildet; oder er wird nach dem erſten Erhitzen einem leichten Gährungsproceſſe unterzogen und dann über dem Feuer auf Kupferplatten geröſtet. Dieſer, der ſogenannte ſchwarze Thee wird faſt nur für den Export bereitet.

Die erſten gepflückten Blätter der Pflanze geben die beſte Sorte, den ſogenannten Blüthenthee. Caravanenthee, der allgemein als der beſte anerkannt wird, weil er durch den Seetransport nicht gelitten hat, gibt es überhaupt in Europa keinen; denn ſelbſt der ruſſiſche Thee, der doch als Caravanenthee gelten ſollte, wird nach der erſten Thee-Ernte von Hankou am Yang-tze-kiang zu Schiff nach Schanghai und von hier auf der See nach Tientſin und Peking gebracht, von wo er, nach zurückgelegter Meeresfahrt, durch die Mongolei und Sibirien nach Europa befördert wird. Durch das Zuſammenpreſſen von Theeſtaub gewinnt man den ſogenannten Ziegelthee, welcher in der Mongolei und Tibet als Kleingeld angenommen wird *).

Die japaniſche Stadt Hiogo iſt zwei engliſche Meilen lang, ihre Wohnhäuſer ſind zumeiſt aus Holz und ein Stockwerk hoch, nur wenige ſind aus Stein erbaut und mit Ziegeln gedeckt. Eine lange, breite Straße führt von Weſten nach Oſten durch das Häuſermeer.

In Kobe herrſcht ein merkwürdig vertrauensvoller Verkehr zwiſchen den Anſiedlern und den Japanern. Auf die japaniſche Dienerſchaft kann man ſich unter allen Umſtänden verlaſſen, es ſind grundehrliche Leute, und man kann tagelang vom Hauſe entfernt ſein, ohne ſich vor Dieben fürchten zu müſſen.

Die ungemein detaillirten Gebirgsformen, deren 2000 Fuß hohe Kämme zumeiſt entholzt waren, luden uns zum Beſuche ein und ſo erkletterten wir ſchon am erſten Nachmittage unſerer Anweſenheit in der Stadt die 30—40 Grad ſteilen Böſchungswände der Hänge, welche Mühe uns reichlich entlohnt wurde durch das Panorama der Bai von Oſaka und der Gebirgs-

---

*) Der Thee wurde im 17. Jahrhundert durch die Holländer in Europa eingeführt. Im Jahre 1660 trank man in London den erſten Thee, etwas ſpäter in Paris. In der Gegenwart ſind die Engländer, Holländer und Ruſſen die ſtärkſten Theeconſumenten.

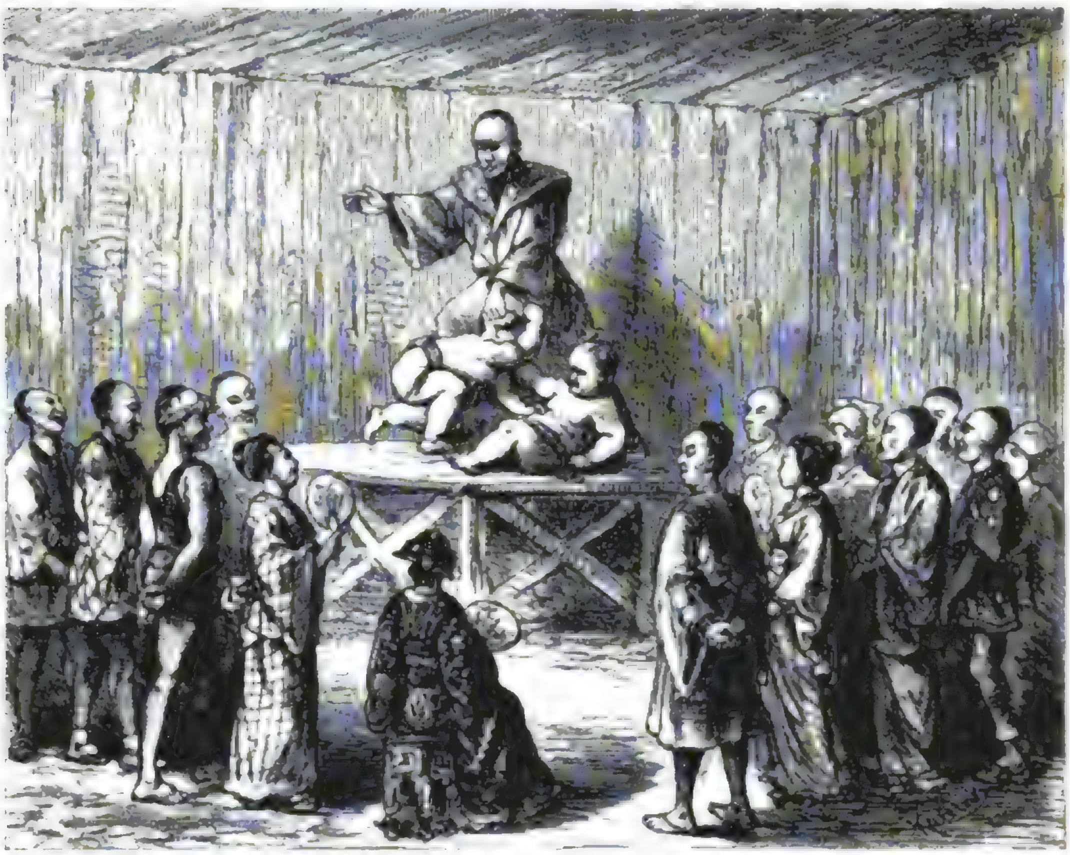
landſchaft im Weſten, welches wir von der erreichten Höhe im vollſten Maße genießen konnten.

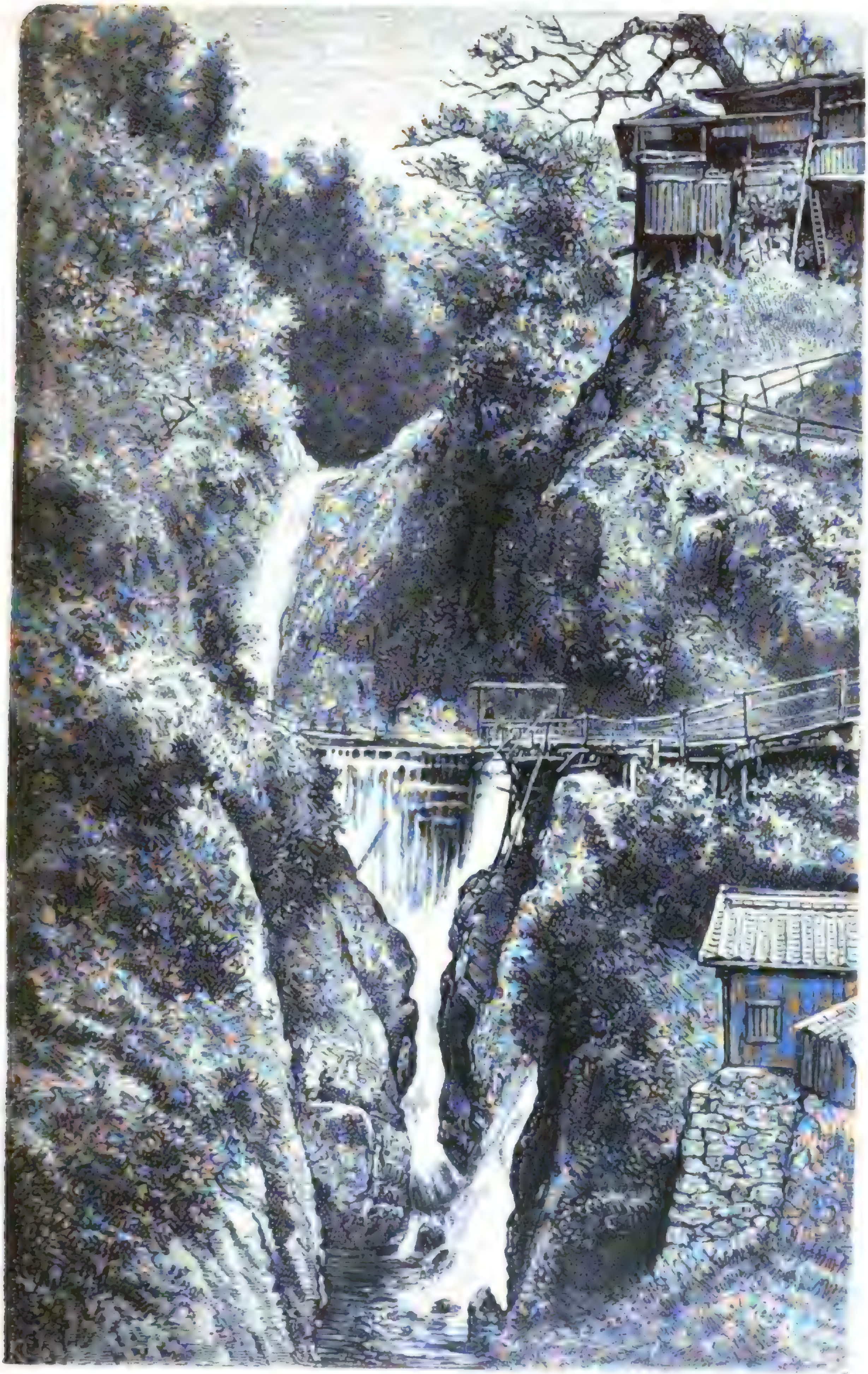
Auf dem Gebirgsrücken führt ein guter Fußweg zu dem Bade Arima und weiter auf die jenſeitige Küſte nach Totori. Dieſer Fußweg wird von kräftigen Laſtträgern nur aus der Ueberzeugung benützt, daß Zeit Geld iſt. Die Gebirgsthäler führen verhältnißmäßig viel Waſſer dem Meere zu; ſeine Kraft wird zu dem Betriebe von Mühlen ausgenützt und ich erinnere mich lebhaft, daß der japaniſche Müller dem europäiſchen wie ein Ei dem andern gleich ſah. Auf dem Heimwege berührten wir den berühmten Waſſerfall von Kobe, eine wildromantiſche Felspartie, durch einen mächtigen Gebirgsbach belebt, welcher über eine Felswand von 150 Fuß Höhe herabſtürzend, nur als weißer Staubregen ſein Bett wieder findet. Die Japaner wiſſen ſolche Naturſchönheiten zu ſchätzen und weil nach ihren Grundſätzen nach jeder Bewunderung auch Hunger und Durſt ihre Rechte geltend machen, ſo reiht ſich in der Nähe des Waſſerfalls ein Theehaus an das andere, in denen die Mädchen zu dem warmen Trunke die Saiten ihrer Inſtrumente erklingen laſſen und durch ihre Lieder die Waldeinſamkeit beleben.

Um dem Leſer ein Bild zu bieten, wie ſich japaniſche religiöſe Andachten äußern, ſo lade ich ihn ein, mit mir in den Abendſtunden einen größeren Tempel in Hiogo zu beſuchen, welcher allnächtlich von ſolchen beſucht wird deren Geſchäfte bereits abgeſchloſſen ſind, oder welche ſich zu Hauſe langweilen und ſich auf drollige Weiſe den Nimbus der Frömmigkeit erwerben wollen. Der Tempel liegt ſo ziemlich in der Mitte der Hauptſtraße von Hiogo, die drängende Volksmaſſe ſorgt dafür, daß man entweder freiwillig oder unfreiwillig dahin gelangt. Die Verkaufsbuden reihen ſich ſchon vor dem Portale auf der Straße aneinander. Bäckereien, Galanteriewaaren, japaniſche Schnitzereien, Kämme, Glaswaaren, Rauchrequiſiten u. ſ. w. werden von den Verkäuferinen in der ungezwungenſten Liebenswürdigkeit, welche den Fremden ſo feſſelt, zum Kaufe angeboten. Japan mag wohl ſeine Beliebtheit in mancher Hinſicht dieſen freundlichen, urwüchſigen Zuſtänden verdanken.

Von allen Seiten ſtrömte das Volk zu dem Tempel. Jedermann trug ſeine große Papierlaterne und ſo kam es, daß der große, viereckige, freie

Vorhof des Tempels hell erleuchtet wurde, ohne den Stadtvätern große Auslagen zu verurſachen. Die wenigſten der Beſucher richteten ihre Schritte zu dem Hauptaltare, um dort ein kurzes Gebet zu verrichten, einige Räucherſtöckchen (lange, ſtricknadelförmige Harzcompoſitionen) zu entzünden, oder einige Kupfermünzen in die nimmerſatte, große Opferkiſte zu werfen; das große Publicum eilte leichtfüßig den Vergnügungshallen zu, welche zu beiden Seiten des Vorhofes im echten Jahrmarktsſtyle den Einheimiſchen jene herz- und gemütherquickenden Schauſpiele boten, nach denen das Volk ſich ſehnt. In der erſten Bude, welche wir betraten, producirten ſich ſilberhaarige Ratten. Sie erſtiegen auf zierlichen Leitern hohe Miniatur-Pagoden, zogen Jinrikſchawägelchen, auf welchen andere kleine Thierchen die Zugkräfte kunſtgerecht lenkten, andere waren in einer Drahttrommel eingeſperrt und mühten ſich darin vergebens ab, im behenden Laufe dem Käfige, welcher ſich um ſeine Ac[illegible] drehte, zu entfliehen. In der zweiten Bude erregten zwei Zwerge die


Beluſtigungen im Tempelhofe zu Kobe.



Waſſerfall bei Kobe.

Digitized by Google

Digitized by Google

ausgelaſſenſte Heiterkeit des Publicums. Bei den wahrhaft mißgeſtalteten Creaturen contraſtirte der große Kopf, der langgeſtreckte Oberleib und die kurzen Beine in widerlicher Weiſe mit dem kaum einen Meter hohen, corpulenten Geſammtbilde ihrer Nacktheit. Abwechſelnd ſang der eine ein Caſtratenlied und tanzte dazu mit auffallender Behendigkeit ein gymnaſtiſches Etwas, bei deſſen Studium ſich ſo mancher Balletmeiſter vergebens den Kopf zerbrechen würde. Sein Camerad will ihn verdrängen, er bringt ein dickes, cylinderförmiges Strohgeflecht auf das Podium, um es zu balanciren, es entſteht ein Streit, der zu Thätlichkeiten ausartet. Endlich raufen ſich die Knirpſe — zuerſt im Scherz — einer fällt zu Boden, ſeine Zornesader ſchwillt, der große Kopf wird zur Leuchtkugel, ſie ſchlagen blind aufeinander los — und das Publicum hat ſeine Freude daran.

Der Impreſario erſcheint, erfaßt unſanft die Kämpfer und wirft ſie mit einem Rucke von den Brettern, welche die Welt bedeuten; localkundig greift er hierauf in eine Falte der baumwollenen Couliſſe und zieht einen kleinen japaniſch gekleideten Mops hervor. Das arme Thier zittert an allen Gliedern und ſträubt ſich mit allen Kräften gegen die Aufforderung zum Tanze, welche zwei Clarinetten und eine Guitarre in rührender Weiſe, dann immer lauter und feuriger executiren, umſonſt — der Hund muß.

In der dritten Bude befand ſich ein böſes Stachelſchwein und ein Pfau. Während das erſte, als nichtswürdiges, häßliches Object, allen möglichen Inſulten und Neckereien von Seite der Beſucher ausgeſetzt war, ſo daß es ſchließlich in ſeiner Gereiztheit blindlings die ſpitzigen Borſten gegen ſeine Feinde ausſtreckte, hörte der Pfau nur Schmeichelworte von Allen, die ſeine Schönheit begreifen konnten, er wurde hofirt; denn ſein Bildniß figurirt auf den japaniſchen Banknoten.

In einer vierten Bude ſaß ein Erzähler auf einer Tribune. Neben ihm hockte ein altes Weib, welches auf einem Saiten-Inſtrumente die Muſik beſorgte. Des Künſtlers Mimik war meiſterhaft. Bald kniff er die Augen zu und zog die Brauen zu einem faltenreichen, gleichſchenkligen Dreiecke in die Höhe, dann knirſchte er wieder mit den Zähnen und ließ die Mundwinkel trotzig nach abwärts fallen, gleich darauf benahm er ſich ſo, daß ich erwartete, er werde in höchſter Erregung von ſeinem Sitze aufſpringen und in wilder Wuth den filigranen Tiſch, worauf ſein Buch lag, mit einem einzigen Fauſtſchlage zertrümmern; aber nein, er blieb ruhig ſitzen, ſeine Stimme milderte ſich und bei den einſchmeichelnden Tönen ſanfter Beruhigung fühlte jeder Zuhörer unwillkürlich die Macht der kalten Beſonnenheit über die Schwachheit blinder Aufregung. Das Publicum hörte geſpannt und merkwürdigerweiſe ernſt der Erzählung zu.

In der fünften Bude wurde Theater geſpielt. Auf den Strohgeflechten der Bühne ſaßen ſechs Mädchen. Vor jedem ſtand ein kleines Pult, worauf die Rolle lag, welche ſie entweder herſagten oder herabſangen. Ihr Geſang war entſetzlich. Im Gegenſatze zur chineſiſchen Geſangskunſt, welche die Fiſteltöne bevorzugt, lieben die Japaner die tiefſten Naturtöne. Die Künſtlerinen verzerrten die Geſichtchen zu den grauenhafteſten Fratzen, ſobald ſie ſich mit Aufbietung aller Kräfte zu einem effectvollen Grunzen und Krächzen anſchickten. Ihre Kehlen waren bald ſo heiſer, daß ſelbſt der reichlich von einer allerliebſten Dienerin ſervirte Thee nichts mehr zur Ausgleichung der Stimmbänder beitragen konnte. Die Trägerinen der Rollen waren ausgiebig geſchminkt und ihre Zähne zumeiſt ſchwarz gebeizt.

Der Zuſchauerraum beſtand aus einem erhöhten Parterre, auf deſſen Fußboden das japaniſche Volk hockte, Thee trank, rauchte und mit aufmerkſamem Ernſte den Verlauf der Handlung verfolgte. An der Caſſe zahlt der Theaterbeſucher 12 Cents Entrée, der Europäer um 1 Cent mehr, weil er im Zuſchauerraum eine Sitzunterlage angewieſen erhält. Nachdem wir noch im Tempelhofe die dreſſirten Spinnen betrachtet und die in Oel gebackenen Leckerbiſſen an einem Stande nur des Verſuches halber verkoſtet hatten, traten wir den Heimweg an.

Die Eiſenbahn*) von Oſaka nach Kioto iſt eine ſchmalſpurige Spielerei, ſie ſchmiegt ſich in vielen überflüſſigen Curven mit einem Gefälle von 1 : 100 ſchlangengleich an die Küſte; das von ihr durchmeſſene Terrain iſt ziemlich eben; die vielen Reisfelder, Theeplantagen und einzelnen Tabakpflanzungen haben ſandigen Boden, verwitterten Granit und die kantigen, abnormen Formen der nahen Gebirge treten allerorts grell aus der Ebene hervor. Viele, mitunter tiefe Canäle, die das klare Gebirgswaſſer den Reisfeldern zuführen, durchſchlängeln den flachen Boden. Die größten Waſſerlinien ſind von hohen Kunſtdämmen eingeſchloſſen, durch welche Tunnels gebrochen wurden, um den Japanern zu zeigen, daß man auch im Finſtern ſiſchen kann. Bis Oſaka paſſirt die Bahn im Ganzen vier Brücken ſolider Eiſenconſtruction. Die Bahnhöfe, einfache, ebenerdige, luftige Holzgebäude, beſtehen aus den unmöblirten Wartſälen und den verſchiedenen Bureaux, wo die Bahnbeamten in der für die japaniſche Nation ſo unkleidſamen europäiſchen Uniform arbeiten und rechnen. Gewöhnlich grenzen an das Stationsgebäude ein bis zwei Theehäuſer, woſelbſt Wein- und Bierſaki verkauft wird.

---

*) Geſammtlänge der japaniſchen Bahnen 110 Kilometer. Jährlicher Verkehr 3 Millionen Paſſagiere und 50.000 Tonnen Güter.

Zehn Telegraphendrähte begleiten die Strecke. Die Stationen bis Oſaka heißen: Kobe, Saunoniya, Niſchmoniya, Kan-ſaki, Oſaka (bis Oſaka von Kobe 1 Stunde 8 Minuten Fahrt). Von Oſaka bis Kioto währt die Fahrt 1 Stunde 25 Minuten. Die Stationen heißen: Oſaka, Suita, Ibaraki, Takutſuki, Yama-ſaki, Mukomachi, Kioto.

Oſaka, wo wir den 28. Juni anlangten, beſitzt einen beſſer gebauten, ſtockhohen Bahnhof und liegt am Fluſſe Yodogawa, der in vielen breiten Canälen die Stadt durchzieht. An bogenförmig conſtruirten Holzbrücken iſt kein Mangel. Pferde und Wagen kennt man zuſammengehörig in Japan nicht. Nur ſehr wenige der anſäſſigen Europäer halten ſich Equipagen, dafür iſt ganz Japan mit den Yinrikſchawagen, welche von fuß- und lungenkräftigen Japanern gezogen werden, überſchwemmt. Entſprechend ihrem Berufe, iſt auch die Kleidung dieſer Leute. Sie beſteht in den meiſten Fällen nur aus einem Suspenſorium. Bei den Bahnhöfen ſtehen ganze Schlachtordnungen ſolcher Wagen. Das Engagement für den ganzen Tag iſt nicht theuer (für 50 Cents 40—50 engliſche Meilen zu durchlaufen, dabei den belaſteten Wagen nachzuſchleppen, das iſt eine Leiſtung, welche nur in dieſem geſunden Lande zu Stande gebracht wird). Wir beſtiegen ſolche Wagen und überließen uns getroſt der Führung eines jungen Japaners aus Kobe, Djuski mit Namen, der uns in Oſaka ſo viel zeigen ſollte, als eben in einem Tage zu ſehen möglich war.

Ganz Oſaka beſteht aus Holzbauten. Zu ebener Erde reihen ſich die Verkaufsläden, Werkſtätten ꝛc., im erſten Stocke die Wohnungen aneinander. Betten, Tiſche, Stühle exiſtiren bei den Japanern nicht. Die Fußböden ſind mit Matten aus Stroh belegt, die in entſprechenden Vertiefungen liegen. Die Strohmatten vertreten Bett und Bank und haben eine von der Regierung genau in den Dimenſionen beſtimmte, rechteckige Form von circa 1—2 Fuß Länge und 2½ Zoll Dicke. Bevor die Japaner dieſe Matten betreten, entledigen ſie ſich unter allen Umſtänden ihrer Holzſchuhe und werden ſehr böſe, wenn ein Europäer mit den Schuhen die Stube betritt.

Unſer erſter Beſuch galt einer Indigofabrik. Doch wir kamen gerade zur Frühſtückszeit und konnten nicht den richtigen Einblick in die Fabrikation der blauen Farbe gewinnen. Die Fabrik wird theils mit Dampf, theils durch Waſſerkraft betrieben. Die fortwährende Reinigung der durch Holzſtampfen zerſtoßenen Pflanzen geſchieht durch Waſſer. Der ölartige, gereinigte Farbeſtoff wird ſchließlich in Blechbüchſen verpackt, die je 12 Pfund enthalten und per Stück 13 Dollars koſten. Bevor wir das Fabriksgebäude verließen, ſahen wir uns das Frühſtücklocal der Arbeiterinen an. An 100 Mädchen ſaßen hier in Negligé auf Bänken und Holztiſchen und verzehrten den Reis. Bei unſerem Eintritte fing eine an zu lachen, die nächſte fiel ſchallend mit ein, und im Augenblicke erzitterte der ſchwache Holzbau von dem homeriſchen Gelächter ſämmtlicher Mädchen. Die Wirkung auf mich war derart, daß ich ordentlich verlegen wurde, obgleich ich wußte, daß der Ausbruch der Heiterkeit herzlich war und nicht den geringſten Anflug von Ironie hatte.

Wir fuhren hierauf zum Gouvernementshaus, einem zweiſtöckigen Granitgebäude mit einer hohen Kuppel, an deren Spitze eine Windroſe angebracht war. Die Zeiger der Uhr an dem Thurme, wie bei allen öffentlichen Uhren in Oſaka, bewegten ſich jedoch nicht von der Stelle. Nach Vorweiſung unſerer Karten wurde uns eine Erlaubnißkarte zur Beſichtigung des Münzamtes und der Feſtung ausgefertigt. Das Innere des Gouvernementshauſes glich einem Landſchloſſe und nichts fehlte zur Aehnlichkeit als die üblichen Aufſchriften über den Thüren der Bureaux, als: herrſchaftliches Rentamt, Forſtamt, Gutsverwaltung u. ſ. w.

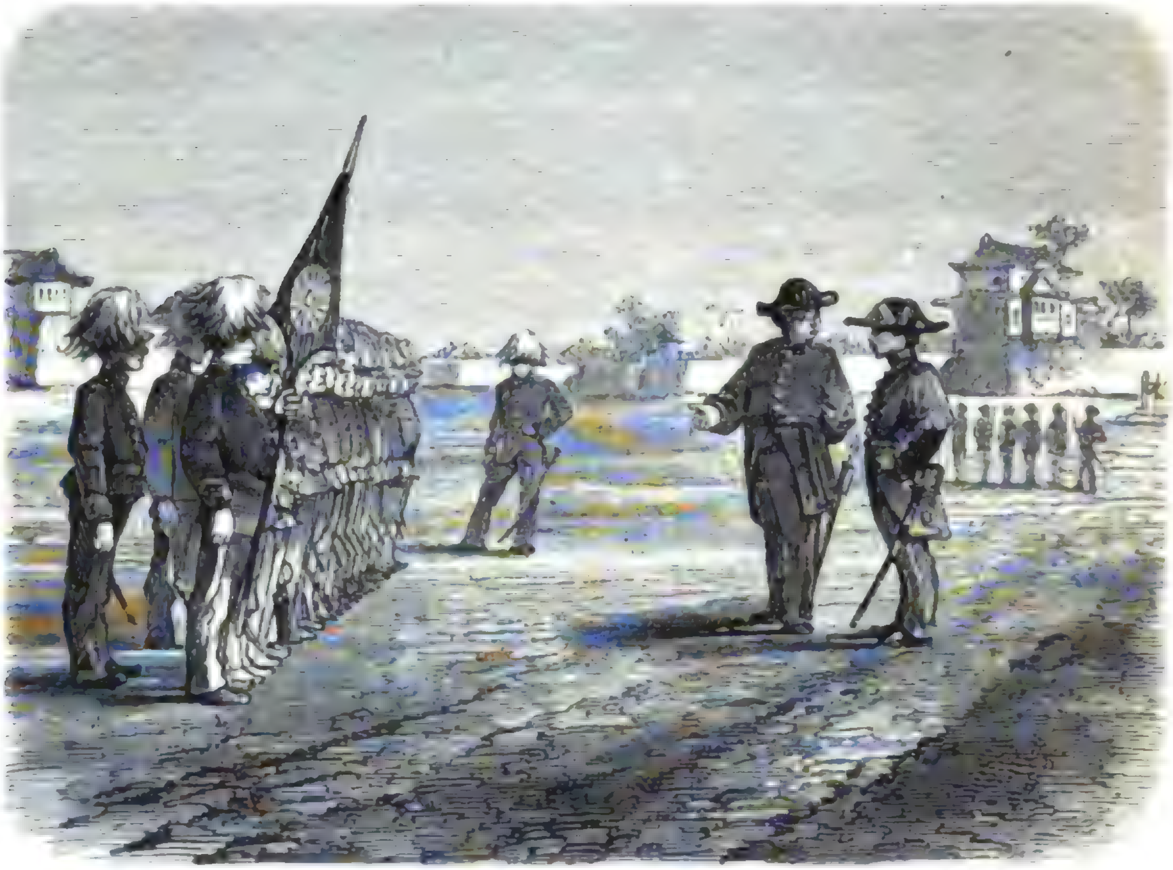
Mittlerweile war es Mittag geworden. Wir fuhren zu dem japaniſchen Jeutei-Hotel in dem Stadttheile, in welchem die 20—30 anſäſſigen Europäer leben. Die Einrichtungen des Speiſeſaales und der Paſſagierzimmer im erſten Stockwerke kamen den europäiſchen Anforderungen im Allgemeinen ziemlich nahe, in Bezug auf Reinlichkeit aber entſprachen ſie allen unſeren einheimiſchen Hotelbegriffen vollinhaltlich. Das Diner war geſchmackvoll zubereitet; das Bier, durch klares, reines Eis abgekühlt, nicht minder lobenswerth. Die Preiſe waren nicht zu hoch, ſie überſchritten nicht einmal die europäiſchen Reſtaurationspreiſe. Wir zahlten für ein Menu, beſtehend aus: Fiſch, Rindfleiſch mit Gemüſe, gebratenem Huhn und Kartoffeln, Roaſtbeef, Omelette, Früchten, Käſe, Kaffee, incluſive zwei Flaſchen Bier, zwei Dollars 34 Cents, alſo ungefähr 5 fl.

Nach Tiſch fuhren wir zum Münzamte. Auf dem Wege beſuchten wir den Laden eines Antiquitätenhändlers, welcher eine reiche Auswahl von Bronzevaſen, Statuen, Waffen, Steinſchnitzereien in Opalen, Topaſen und Nephriten, kunſtvoll emaillirte Theegefäße, alte Seidenſtoffe u. ſ. w. feilbot. Das Alter wird von den Verkäufern, dem heimlichen Wunſche des kaufenden Europäers entſprechend, um etliche hundert Jahre überſchätzt, und danach auch der Preis fixirt.

Sowohl der Chineſe, als der Japaner können die Echtheit und das Alter einheimiſcher Antiquitäten auf den erſten Blick hin unterſcheiden, was für den großen Handel, welcher mit Alterthümern im ganzen Oſten betrieben wird, und den cultivirten Sinn hiefür von größter Wichtigkeit iſt. Ein Europäer, der in China oder Japan für billiges Geld Antiquitäten zu ſammeln beabſichtigt, wird ſchließlich meiſtens nur täuſchend nachgeahmte Imitationen erwerben, denn die Echtheit des Alters koſtet auch dort unberechenbar viel.

Um 3 Uhr kamen wir zum kaiſerlichen Münzamte, vor dem einige japaniſche Schildwachen ſtanden. Der ſehr ſchön durchgeführte Bau wird von Granitſäulen getragen und würde ſelbſt in Europa Aufſehen erregen. Seit zwei Tagen wurde im Amte nicht gearbeitet, und wir mußten, ohne etwas vom Inneren geſehen zu haben, den Weg zur Feſtung antreten, die jenſeits des Fluſſes liegt. Sie überragt die Stadt, ohne ſie jedoch zu beherrſchen; es ſcheint auch, daß die Fortificationen als unbedeutend aufgelaſſen wurden und die Feſtung nur mehr als Caſerne verwendet wird. Auch außerhalb derſelben ſind viele Caſernen, in welchen den lieben Tag hindurch exercirt und gedrillt wird.

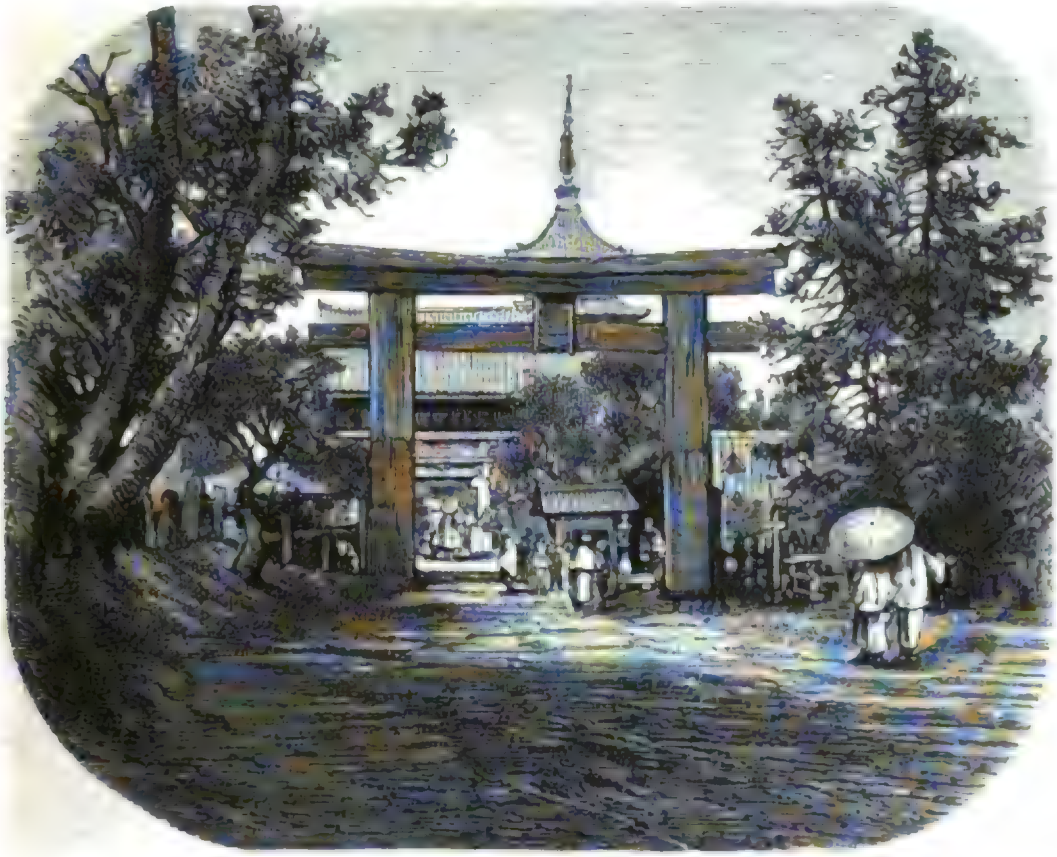
Bei der Recrutenabrichtung wiederholt die ganze Abtheilung, bevor ſie das Commando ausführt, das Commandowort. Die Recruten ſchienen mir ſehr gelehrige Burſche zu ſein. Um bei dem Maſchiren die freie Bewegung des linken Armes zu lernen, muß der Oberarm ſteif und der Unterarm, wie von einer Dampfkraft, ſo in Bewegung geſetzt werden, daß die Hand von der Hoſennaht bis nahe zum Geſichte auf- und abſchwingt. Die Exercir-Adjuſtirung beſteht aus folgenden Stücken: eine gelb paſſepoilirte Kappe aus ſchwarzem Tuche mit Schirm, ähnlich der deutſchen Mannſchaftsmütze, mit einer breiten gelben Borte, in deren Mitte vorne ein meſſingener, fünfeckiger Stern prangt; eine blendend weiße, kurze Leinwandjacke mit Stehkragen und Stoffknöpfen;



Japaniſches Militär.

Digitized by Google

weiße Pantalons, ein brauner Tuchmantel, dem öſterreichiſchen ähnlich, mit gelben Knöpfen; ſtatt der Cravate rohleinene Hemdkragen; echt lederne Commißſchuhe und darüber Camaſchen aus ſogenannter ruſſiſcher Leinwand. Die Naht der Camaſchen iſt meiſtens im Stadium des Auftrennens. Die zwei Patrontaſchen ſind an einem Lederriemen um den Leib feſtgeſchnallt. Der Kalbleder-Torniſter hat dieſelbe Form und Größe wie der öſterreichiſche und auf denſelben iſt eine gerollte, grüne Schlafdecke geſchnallt. Martini- und Remington-Gewehre mit aufgepflanztem Yatagan bilden die Bewaffnung der Infanterie. Die Soldaten tragen auch außer Dienſt Seitengewehre. Die Cavallerie iſt armſelig, weil die wenigen Pferde des Landes nicht für Cavalleriedienſt geeignet ſind. Immerhin tragen auch in Japan die Cavalleriſten ihre Schleppſäbel mit unverkennbarem Stolze. Artillerie ſah ich keine. Bei Paraden tragen die Soldaten dunkle Waffenröcke und ſchwarze Filzhüte.



Teonodi-Pagode.

Bei jeder Oeffnung der Fortificationen und der Caſernen ſtand eine Schildwache, welche von jedem Vorübergehenden ehrfurchtsvoll gegrüßt wurde, hin und wieder mit einem Bekannten ein Geſpräch einging, auch nichts dagegen hatte, wenn ein Neugieriger ganz nahe zu ihr hintrat, das Gewehr anſah und viſitirte. Jeder Poſten trug am Leibriemen auf einem Holztäfelchen ſeine Nummer. Die Feſtung beſteht aus zwei Umwallungsmauern und dem Caſtelle. Ein mit Waſſer gefüllter Wallgraben in der Breite von 100 Schritten umgibt die ganze Befeſtigung. Die aus Granitblöcken aufgeführten Feſtungsmauern der äußeren Umwallung haben vom Waſſerſpiegel aus eine Höhe bis über 20 Meter. Ich ſah Steine da aufgebaut, die eine Länge von 12 Meter, eine Höhe von 6 Meter und eine Dicke von 4 Meter beſaßen, ein anderer war 8 Meter hoch und breit und 4 Meter dick. Nur dadurch, daß vor 400 Jahren hier ein Granithügel ſtand, deſſen Geſtein an Ort und Stelle zum Aufbau der Feſtung verwendet wurde, iſt der wunderbare Bau erklärlich. Die zweite Umwallung überragt die erſte, und unterhalb ihrer Wälle befinden ſich nur trockene Gräben.

Das Caſtell iſt der höchſte Punkt in Oſaka, im Inneren desſelben befindet ſich ein tiefer Brunnen, deſſen maſſive Einfaſſung aus einem einzigen coloſſalen Stücke Granit gehauen iſt. Eine japaniſche Aufſchrift auf Holz macht die Beſucher — wie der Führer überſetzte — aufmerkſam, daß das Waſſer für den Magen ſehr geſund ſei. Das Caſtell hatte vor 20 Jahren noch einen prächtigen Bau in ſeinem Inneren, die Reſidenz des Taikun. Das Gebäude wurde inzwiſchen demolirt und an deſſen Stelle weht nun am Flaggenſtocke die Fahne des einzigen regierenden Fürſten von Japan, des kirchlichen und ſtaatlichen Machthabers, des Mikado (Roth in Weiß). Die Caſernen ſind impoſante, reinliche, von engliſchen Gußeiſengeländern umgebene Gebäude, die Fenſter aus Glas und zum Aufſchieben. Gerne hätten wir uns das Innere eines ſolchen Hauſes angeſehen, doch erhielten wir nicht die angeſuchte Erlaubniß.

Am Weſtende der Stadt ragte in weiter Ferne eine große Pagode zum Himmel. Dieſe beſchloſſen wir noch zu beſichtigen. Die Pagode ſammt den dazu gehörenden Tempeln heißt Teonodi-Pagode. Die ganze Umgebung derſelben war mit größeren und kleineren Tempeln überfüllt, zwiſchen denen hohe, ſtarke Kieferſtämme angepflanzt waren. Zwei 6 Meter hohe und 1 Meter dicke, runde Granitſäulen, die oben zuerſt durch einen viereckigen mit Blech überzogenen, geraden Holzbalken, dann durch einen nach oben auslaufenden Bogen-Querbalken aus Stein verbunden waren, formten das impoſante Portale. Das Heiligthum beſtand aus drei aneinander ſchließenden, großen, rechteckigen Höfen, in deren letztem die Pagode ſtand. Die anderen zwei Höfe enthielten kleinere Tempel und die Wohnungen der Prieſter. Die Wohnung des höchſten Prieſters links vom Haupteingange kennzeichnete ſich durch das eingerahmte Aquarellbild eines Pfauen auf goldenem Grunde.

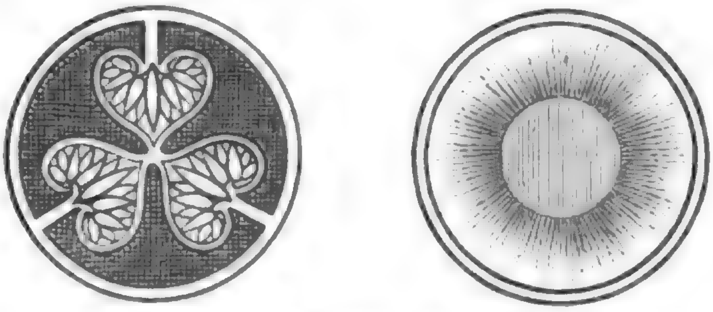
Ein kleinerer Tempel zog zunächſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Auf einem Throne ſaß da Kobodaitſch*), ein Heiliger vom reinſten Waſſer. In halber Lebensgröße aus Holz geſchnitzt, hatte der Götze ein lebensmüdes, ſchlaffes, aufgedunſenes, gelbrothes Geſicht, das ſich in derſelben Farbe bis zum Nacken erſtreckte, mit Ohren, welche ſich in drei Viertel Geſichtslänge ſymmetriſch den Kopfſeiten anſchmiegten, und trug einen dicken Ueberzug von hellrother Farbe, welcher ausnahmsweiſe bis zu den Fußzehen reichte. Sein Bildniß ſtand in einem Blumenwalde und von der Decke hingen große Papierlampions. Neben Kobodaitſch ſtanden auf Poſtamentchen längliche, kleine Holztafeln, worauf die Namen der Verſtorbenen dem Gotte in das Gedächtniß gerufen werden.

Vor dem Hauptaltare appellirte eine Rieſen-Sammelbüchſe — ein Opferſtock — an die Mildthätigkeit der Beſucher. Der Kaſten war mit Eiſen beſchlagen und ſo groß, daß, wenn er nur mit Kupfer-Centſtücken angefüllt geweſen wäre, ſein Inhalt einer ganzen chineſiſchen Provinz, die unter dem Drucke der Hungersnoth jammerte, wirkſame Hilfe hätte bringen können.

Hinter dem Hauptaltare breitete ſich ein kleiner Hof aus, in welchem kleinere und größere Denkmale und Heiligenſtandbilder aus Granit und Sandſtein ſymmetriſch angehäuft waren. Dann folgte eine kleine, dunkle Halle, in welcher ein uralter großer Bronze-Buddha mit einem fünfſeitigen Sterne auf der Stirne verzweiflungsvoll vor ſich hinſtarrte. Dieſe dunkle Halle enthielt die Urnen mit den Bruchtheilen von Gebeinen derjenigen, die nach dem Tode verbrannt wurden. Gegenwärtig iſt die Leichenverbrennung nicht mehr gebräuchlich, die Japaner beerdigen ihre Todten. Die Wohnungen der Lamas grenzen an dieſes Beinhaus. In der Mitte des Einganges zu einem anderen Tempel ſtand ein Bronzegefäß als Brandopferſtock, aus welchem der Qualm verglimmender heiliger Papiere emporſtieg und die Naſe eines oberhalb in einem Bretterverſchlage thronenden, kleinen Gottes ſchon ganz geſchwärzt hatte. Ein zweites Bronzegefäß enthielt das heilige Waſſer des Tempels. Als Seitenverzierung des Tempels imponirten zwei hohe, künſtlich verfertigte Granitſäulen mit Arabesken und Ornamenten, die im oberen Theile roſenartig aufblühten.

---

*) Kobodaitſch, geboren 774, gründete die buddhiſtiſche Secte Shin-gon-ſhiu, „des wahren Wortes“.



Wappen des Taikun und Mikado.

Die Bronzeſtücke des Tempels waren gut erhalten, außerordentlich geſchmackvoll und dürften, nach den Spuren des angeſetzten Grünſpans und nach Ausſage des Führers, ſo alt ſein wie der Tempel ſelbſt, bei 400 Jahre. Die Wohnungen der Prieſter befinden ſich rückwärts des Tempels. Ein einziger großer, mit Matten belegter Saal war durch von der Decke herabhängende, durchſichtige Strohgeflechte in die einzelnen Wohnungsappartements abgetheilt. Die Lamas verſteckten ihre Frauen und den Schwarm kleiner Kinder bei unſerer Annäherung, und begrüßten uns hierauf auf's freundlichſte. So reiht ſich Tempel an Tempel bis zur Pagode.

Die Pagode hat vier Etagen mit fünf vorſpringenden Dächern, welche an der unteren Decke durch Holzſchnitzereien und blaſſe Malerei verziert ſind. In jeder Ecke hängt ein kleines Bronzeglöckchen, vorausgeſetzt, daß es nicht ſchon ein Antiquitätenfreund ſich zugeeignet hat. Unterhalb jedes Daches führt ein

Galeriegang um das Stockwerk. Die Pagode iſt aus Holz erbaut und endigt in ein ſpitziges, viereckiges Dach, worauf eine Stange mit zwei Metallknöpfen aufgeſetzt iſt, um die ſich eine Blechſpirale windet. Bequeme Holzſtufen führen zu den Galerien. Die Pagode hat vier Eingänge und dem entſprechend einen vierſeitigen Altar. Drei Altäre zeigen das blumengeſchmückte Bildniß Buddha's und der letzte die bekannte Figur von Kobodaitſch. In den kantigen Ecken ſtehen kleine Heiligenfiguren aus Holz, von welchen jede einen ſich krümmenden Drachen unter den Füßen zertritt.

Neben der Pagode ſteht ein drei Mal überdachter Tempel, welcher jedoch nur alle Feiertage geöffnet wird. Der heilige Raum des letzten Hofes iſt rückwärts durch einen eingedeckten Holzgang abgeſchloſſen. Eine Pforte führt von hier in einen ſechs Stufen tiefer gelegenen und abgeſonderten Hof, wo ein kleinerer Tempel der Sinto (Secte der buddhiſtiſchen Religion) erbaut iſt. Die meiſten Holzornamente der Tempelbauten zeigten das Wappen und Siegel der geweſenen Taikune.

Bis zum Jahre 1867 regierte nämlich nebſt dem Kaiſer (Mikado), welcher als geiſtliches Oberhaupt des Staates betrachtet und als Gottheit verehrt wurde, noch das weltliche Oberhaupt (Taikun), welches über die Einkünfte des Landes und der Armee verfügte. Nach der Revolution im folgenden Jahre ordneten ſich alle Fürſten des Landes dem Mikado unter, und dieſer iſt nun der alleinige und ſelbſtſtändige Herrſcher des Kaiſerthums.

Im Hintergrunde beſichtigten wir noch den Tempel (zu Ehren) der verſtorbenen Kinder. Am Altare — im Hintergrunde des goldenen Bildniſſes Buddha's — lagen hunderte von Puppen mit großen glotzenden Kinderaugen. Die Puppen waren mit den Gewändern verſtorbener Kinder bekleidet. Von der Decke hingen Kindertrachten in bunten Farben und großer Auswahl.

Um uns eine Ueberraſchung zu bereiten, beſchloß ein Lama, die über dem Altare hängende, große Glocke tönen zu laſſen. Er kniete vor dem Altare nieder, faltete die Hände und ſang durch die Naſe ein inbrünſtiges Gebet zur Glocke, welches ungefähr ſo lautete: Nnjaunghnjonghg — njunghnjaungh u. ſ. w. Dann erfaßte er den herabhängenden, dicken Seidenſtrick, welcher einen großen Holzhammer von der Glocke wegzog, und überließ dann letzteren wieder ſeiner eigenen Schwere. Die umherſtehenden Japaner freuten ſich an dem tiefen Klange der Glocke.

Am 1. Juli ſetzten wir uns Morgens 7 Uhr in die Jinrikſchawagen und unternahmen einen Ausflug nach Arima. Für jeden Wagen waren zwei Kulis engagirt. Der eine hatte ſeinen Platz zwiſchen den beiden Deichſelſtangen, der zweite war mit einer Gurte vorgeſpannt. Der Weg geht weſtlich von Kobe gleich in das Gebirge, einen Wildbach aufwärts, deſſen helles, klares Waſſer ſchäumend über die ungeheueren Granitblöcke ſeines Bettes ſtürzt. Der Weg iſt ſchmal, kaum daß ſich überall zwei Jinrikſcha ausweichen können. In den Seitenthälern gewahrten wir mehrere Farmen, ſeitwärts des Baches klappern vereinzelte Mühlen, zu denen das Waſſer künſtlich in Holzrinnen geleitet wird. Die bergige Umgebung iſt nahezu entholzt, und nur hie und da erinnert ein hoher, alter Kieferbaum, daß auch hier einmal ein ſchöner Wald ſo hoch da droben aufgebaut war. Der Granit iſt dort, wo ihn keine Grasdecke ſchützt, verwittert und die Sandbäche rinnen von den Kuppen zu Thale, als wäre der Berg mit Lehmfarbe übergoſſen. Am Wege begegneten wir vielen Gebirgsbewohnern, welche theils Porcellanwaaren nach Kobe trugen, theils Lebensmittel in's heimatliche Thal zurück transportirten.

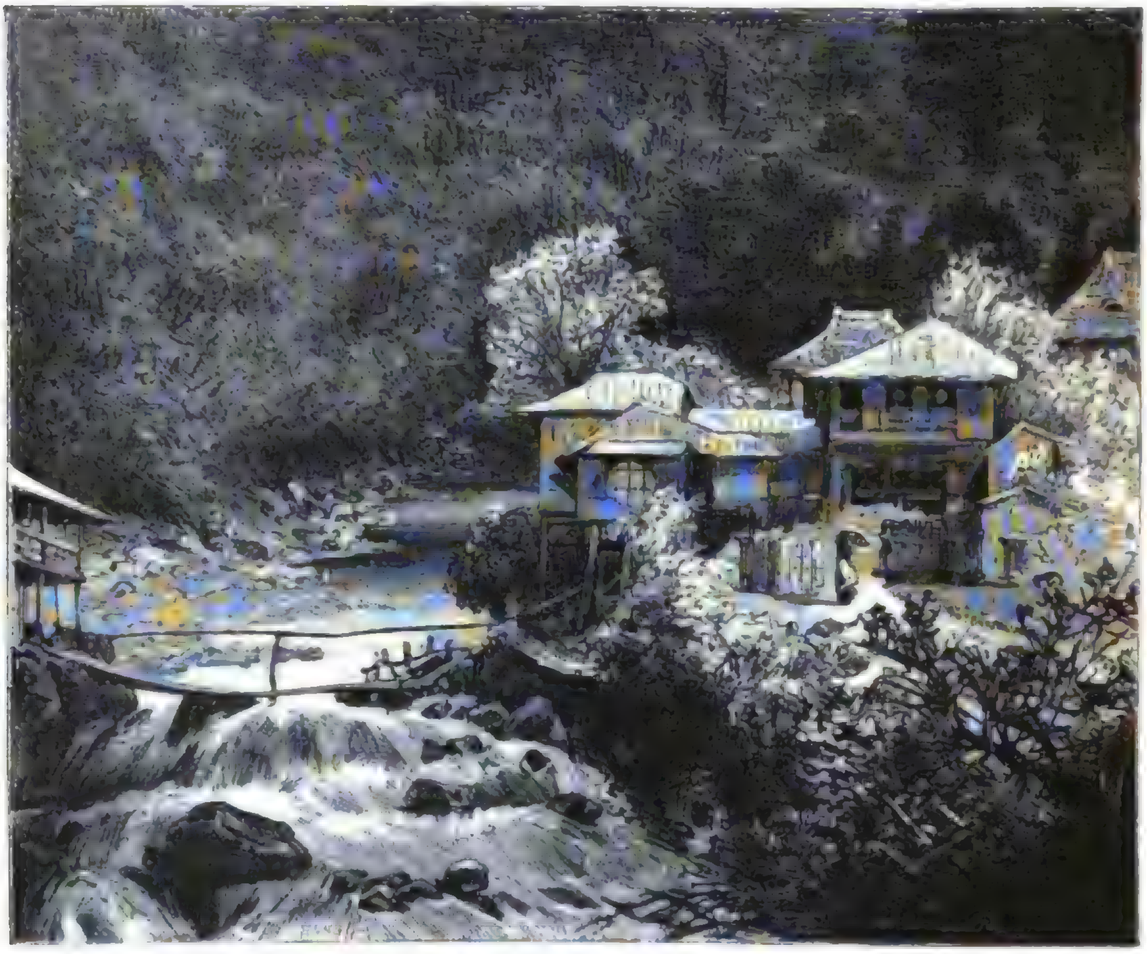
Die Träger waren meiſt nackt, ſie hatten auf der über die Achſel gelegten Bambuſtange die Tragkörbe in ſolcher Schwere angebunden, daß das Rohr unter der Laſt zu brechen drohte. Die Laſtträger bewegten ſich in einer ſolchen Gangart, daß es ſchwer zu unterſcheiden war, ob ſie liefen oder gingen. Der Schweiß rann ihnen in kleinen Strömen über den ſonnverbrannten Nacken; trotzdem aber waren die Leute immer guten Muths und grüßten freundlich. Während des Gehens ſangen ſie aus der gepreßten Lunge einen Arbeitsgeſang, deſſen gekeuchte Silben beim Aufſetzen des linken Fußes den rechten zum Ausgreifen aneifern ſollten. Größere Laſten wurden auf zweiräderigen Laſtwagen, mit Ochſen, Tragthieren oder Ponies beſpannt, transportirt. Um 8 Uhr erreichten wir den Paß (1800 Fuß hoch), in welchem ein freundliches Dorf liegt, deſſen Bewohner jeden Fußbreit Erde zum Anbau von Reis und Bohnen ausgenützt hatten. Auf dem Sattel ſelbſt prangte in der reinen und würzigen Luft eine reiche Vegetation von

Bambu, Nadelhölzern und Schlinggewächſen. Wenn nicht die fremdartigen Phyſiognomien und Trachten der Bewohner und einzelne Vegetationstypen uns an den äußerſten Orient gemahnt hätten, wäre die Illuſion, die uns nach der herrlichen, grünen Steiermark verſetzte, eine vollſtändige geweſen.

Am jenſeitigen Fuße des Berges liegt ein größeres Dorf, in dem uns ein Theehaus einlud, die erſte Raſt zu halten. Die Kulis tranken, wie ſie im Schweiß gebadet waren, etliche Glas des kalten Gebirgswaſſers, auch uns ſervirte die freundliche, hübſche Wirthin je ein Glas Waſſer. Nach 5 Minuten fuhren wir weiter, paſſirten um halb 10 Uhr abermals einen kleinen, niederen Sattel, und kamen endlich vor 11 Uhr nach Ueberſteigung eines dritten höheren Sattels in der lieblich gelegenen Stadt Arima an, welche von Kobe 15 engliſche Meilen entfernt iſt.

Arima liegt in einer Gebirgsſchlucht, deren dunkelgrüne, mit hohen Nadelhölzern bewaldete Hänge wie drohende Mauern über der Stadt ſchweben. Von dem 2200 Fuß hohen Bergrücken Rokuſan, von welchem man einen herrlichen Ueberblick über die Bai von Oſaka genießen kann, ſtreichen einige Parallelthäler zu dem Arimafluſſe, welcher ſich bei Amangaſaki in das Meer ergießt. Arima zählt 350 Häuſer mit 1500 Einwohnern, welch' letztere ſich mit Korbflechterei und Pinſelverfertigung beſchäftigen. In den engen Gaſſen der Stadt wird der Europäer von den Einwohnern herzlich gegrüßt, und genießt bei ſeinen Spaziergängen ſo manchen Einblick in das häusliche Leben, der in Europa eigentlich nur den intimſten Nächſten geſtattet iſt. Im Herzen der Stadt erblickt man das hölzerne Badehaus mit zwei viereckigen Baſſins von je 1½ Meter Tiefe und 3 Meter Seitenlänge. Die Temperatur des gelblichgrauen Waſſers beträgt 41° C. Der Boden des Bades iſt mit Steinen verkleidet; das Waſſer ſpringt aus drei Sprudeln hervor und kann nicht abgelaſſen werden. In dem verhältnißmäßig heißen Waſſer baden die Japaner, Alt und Jung, ohne Unterſchied des Geſchlechtes, von Früh bis in die Nacht. Bademädchen machen ſich anheiſchig, gegen ein Trinkgeld die Kleider und Werthgegenſtände zu hüten. Wäre Arima in Europa, die Einwohner wären ſicherlich keine ſo armen Teufel mehr, denn nicht allein, daß das Bad mit Naturſchönheiten reich bedacht iſt, ſo ſcheinen die Quellen auch genügende Heilkräfte zu beſitzen*), um den Ort zu heben.

Bei dem oberhalb der Stadt in einem Wäldchen gelegenen Geſundheitsbrunnen ſetzt ſich das Eiſen der Quelle in verſchiedenen Formen am Boden an und wird nach Verdunſtung in der Sonne zu Zahnpulver verarbeitet. Ein zweiter Geſundheitsbrunnen, etwas tiefer gelegen, iſt das Rendezvous aller Augenkranken. Täglich findet man dort zahlreiche Geſellſchaft,



Japaniſches Landhaus bei Arima.

---

*) Nach Dr. Richter ſetzt das Waſſer beim Kochen einen braunen Satz von oxydulhaltigem Eiſenoxydhydrat mit etwas kohlenſaurem und einer Spur ſchwefelſaurem und phosphorſaurem Eiſenoxyd, nebſt ſehr wenig kohlenſaurem Kalk ab. Die warme Eiſenquelle enthält: größere Mengen von Chlornatrium, Chlorcalcium, Chlorkalium, Chlormagneſium und doppelkohlenſaurem Kalk, geringe Mengen von ſchwefelſaurem Kalk, Kieſelſäure und freier Kohlenſäure, eine Spur von Phosphorſäure, Schwefelwaſſerſtoff,

welche von dem Brunnenmädchen mit einem Trunke aus ſchmutzigem Glaſe bedient wird. Anſcheinend wundert ſich das Mädchen immer, wenn es für ſeine Dienſtwilligkeit kleine Geſchenke erhält. Das Bad genießt in ganz Japan einen vortheilhaften Ruf wegen ſeiner heilkräftigen Wirkung gegen Lähmungen, Ausſchläge, Geſchwüre, Schwäche, Unfruchtbarkeit u. ſ. w. Es beſteht bereits 2500 Jahre und ſoll, nachdem ſich kein Arzt in Arima befindet, durch zwei Gottheiten entdeckt worden ſein *).

Die Bambu- und Fichtenwälder der Umgebung des Bades ſind reich an ſchönen Spaziergängen, und während ſich im Süden der Granit-Gebirgsrücken zu ſenkrechten Wänden erhebt, über welchen ein ſchöner Waſſerfall, genannt Tſudzumigataki, brauſend herabſtürzt, eröffnet ſich im Norden eine fruchtbare Tiefebene mit vielen Dörfern, deren Bewohner ſich theils mit Reisbau, theils mit Papierfabrikation beſchäftigen.

Auf dem Wege zu dem Waſſerfalle paſſirt man eine kleine, grün verwitterte Erdſpalte Torijigoku, welche einen ſehr ſchlechten Ruf genießt, denn alle Inſecten, welche ſich in die Nähe der Spalte fliegend verirren, fallen todt zu Boden. Am Abhange der Stadt liegt der Onſen-ſan-Tempel, anſchließend daran ein anderer Tempel, welcher den Gottheiten Geoky, Jokuſchi und Owanamuchi geweiht iſt. Im anſtoßenden Friedhofe befindet ſich ein altes Grabdenkmal, eine Steinkugel auf einem Granitpoſtamente, unter welchem Dajodaijinkiyomori liegen ſoll, ein berühmter Held aus den Genji- und Heji-Kriegen. In früheren Zeiten beſuchten ſelbſt japaniſche Kaiſer das Bad, gegenwärtig wird es zumeiſt nur von Einheimiſchen und Fremden aus

---

Brom und eine mäßige Menge organiſcher Subſtanzen. Ein Liter Waſſer enthält 0·205 Gramm Eiſenoxydul.

Die Geſundheitsbrunnen geben beim Kochen einen braunen Satz von oxydulhaltigem Eiſenoxydhydrat mit kohlenſaurem Kalk und ſehr wenig kohlenſaurer Magneſia. Er enthält: geringe Mengen von Chlornatrium, Chlorkalium, Chlorcalcium, Chlormagneſium, ſchwefelſaurem Kalk, doppelkohlenſaurer Magneſia, doppelkohlenſaurem Eiſenoxydul und eine reichliche Menge freier Kohlenſäure.

*) Geoky begegnete bei einem Spaziergange einen Bettler, dem er auf ſeine Bitte hin einen Fiſch gab. Der Bettler verwandelte ſich hierauf in den Gott Jokuſchi. Dieſer zeigte nun dem mildthätigen Geoky die heiße Quelle von Arima und trug ihm auf, hier ein Badhaus und einen Tempel zu bauen, was auch geſchah. Jokuſchi iſt der Name Buddha's als Gott der Arzneikunde.

der Gegend von Hiogo beſucht. Auf dem Heimwege nach Kobe glaubte ich beinahe, in Arima die Kraft zum Hypnotiſiren profitirt zu haben. Ich begegnete einem jungen japaniſchen Mädchen, wir ſahen uns in die Augen, ſie zitterte wie das Opfer eines Raubthieres, lachte aber freundlich grüßend, als wir nach kurzer Raſt den grünen Bergen entgegen eilten.

Am 5. Juli um 6 Uhr Abends verließen wir Kobe, um uns zunächſt mit der Eiſenbahn nach Kioto zu begeben. Das Wetter war recht unfreundlich, es regnete abwechſelnd, dann ſenkte ſich der undurchdringliche Nebel von den Bergſpitzen auf die Ebene, bis ihn wieder ein Windſtoß vertheilte und eine vollkommen herbſtliche Landſchaft in ſchwachen Contouren ſichtbar wurde. Nachts vorher war über Nagaſaki ein Taifun hereingebrochen. Ich notirte zu derſelben Zeit in Kobe (am Meere) einen Barometerſtand von 743·70 Millimeter bei einer Temperatur von 28 Grad, während in Kioto (im Gebirge) der Barometer nach unſerer Ankunft um 9 Uhr Abends 753·86 ebenfalls bei 28 Grad, alſo mehr wie an der Küſte zeigte.

VII.

Von Kioto nach Hakodate.

Kioto. — Das Gionfeſt. — Abendſpaziergänge. — Ein japaniſches Irrenhaus. — Ein Taimio. — Die Stellung der japaniſchen Frauen. — Heiraten. — Das Koto. — Das Kerimono. — Der Tokaidô. — Der Biwa-See. — Kuwana. — Yoſchida. — Japaniſche Brückenbauten. — Der erſte Anblick des Fuſiyama. — Der Fuſiyama. — Die Kulis und ihre Tätowirungen. — Hakone und der See Hakoneko. — Die Schwefelbäder bei Hakone. — Der Kindergott Dſchiſo. — Spielleidenſchaft der Japaner. — Die Landesmünzen. — Aufbruch von Hakone. — Ein japaniſcher Geometer. — Gotemba und Subaſchiri. — Die Pilgerzüge zum heiligen Berge. — Beſteigung des Fuſiyama. — Ueber Odawara und Kamakura nach Yokohama. — Die Hafenſtadt und deren Bewohner. — Eine Theatervorſtellung. — Harakiri, der japaniſche Selbſtmord. — Die Eiſenbahn nach Tokio (Yedo). — Tokio. — Die kaiſerliche Familie. — Das Leichenbegängniß des Thronerben. — Das Caſtell. — Der Tempel der Taikune. — Das kaiſerliche Muſeum. — Japaniſche Schulen. — Brüder. — Abreiſe nach Hakodate.

In Kioto angekommen, fuhren wir vom Bahnhofe wohl eine halbe Stunde durch die mit großen Lampions beleuchteten, bereits ruhigen Straßen der Stadt, bis wir das erſte japaniſche Hotel erreichten, in welchem wir zwei ſo kleine Zimmer angewieſen erhielten, daß nebſt dem Bette und einem kleinen Tiſchchen ein zerbrechlicher Stuhl, welchen wir erſt erbitten mußten, kaum genügend Raum fand. Das Häuschen ſelbſt, über deſſen Paſſagierzimmern das Dach ſich unmittelbar erhob, war ganz aus Holz erbaut, der Boden mit Strohmatten belegt und hatte Fenſter aus mattem Seidenpapier. Am nächſten Morgen galt unſer erſter Ausgang den herrlichen Tempeln, deren Anzahl in Kioto erſchrecklich groß iſt. Sie ſind zumeiſt im Südoſten der Stadt am Fuße des Gebirges an ſolchen Plätzen erbaut, welche die Natur überreich mit Vegetation bedacht hat. So alt auch die Bauten ſein mögen (meiſt 4—500 Jahre), ſo hoch auch die Holzpagoden ſie überragen, ſo wurden ſie doch ſchon von vielen, dicht belaubten Baumkronen altershoher Baumſtämme, welche ſaftkräftig der Zeit trotzten, um Bedeutendes überflügelt. Die japaniſchen Tempel geſtalten ſich durch ihre alten Bronzeſtücke, als: Vaſen, Opferbecken, Waſſerbehälter, Rieſenlampen, deren Höhe oft 2—3 Meter beträgt, zu außergewöhnlichen Sehenswürdigkeiten.

Jeder noch ſo unbedeutende Tempel enthält Kunſtſchätze von unberechenbarem Werthe in den mannigfachſten Gruppirungen. Nur ſelten gelingt es einem Europäer, an Ort und Stelle ein wünſchenswerthes Object durch Kauf in ſein Eigenthum zu bringen. Wenn Graf Széchenyi — beſonders in Kioto — vom Erfolge ſo begünſtigt wurde, daß es ihm gelang, eine beachtenswerthe Sammlung dieſer Bronzekunſtwerke an ſich zu bringen und nach Europa zu ſenden, ſo iſt es nur dem glücklichen Umſtande zuzuſchreiben, daß der Zwiſchenhändler als guter Freund einzelner hoher Lamas den Originalankauf durchzuführen verſtand.

Wir beſuchten zwölf Tempel. In den meiſten notirte ich mir die empfangenen Eindrücke an Ort und Stelle in mein Notizbuch; als ich aber am folgenden Morgen eine ausführlichere Schilderung nach den kleinen Notizen in das Tagebuch niederſchreiben wollte, fehlte das Notizbuch. Es wurde mir aus der Rocktaſche geſtohlen. Der Verluſt ſchmerzte mich um ſo mehr, als ich von der dem Tempel Kiyo Mizu einverleibten, wirklich originellen Gemäldegalerie ein ausführliches Bild entworfen hatte, und die Detailfabrikation der Porcellanwaaren, deren Fabriken in der Nähe des Tempels liegen, niedergeſchrieben hatte. Wir lebten eben in Kioto am Vorabende eines bedeutenden Feſtes. Dasſelbe wird alljährlich zu Ehren der Gottheit Gion-Maturi abgehalten, dauert vier Tage und ſchließt mit einem Feſtzuge in den Giontempel. Das Feſt wird durch einen allgemeinen Spaziergang der Frauenwelt in der Hauptſtraße Schanio eröffnet. Was die japaniſche Phantaſie an prächtigen Seidengewändern überhaupt hervorbringen konnte, das wurde während dieſer Promenade von den Damen zur Schau getragen. Die unendlich reich geſchmückten, von zierlichen Stickereien umſäumten, bauſchigen Ueberwürfe reichten in einer kurzen Schleppe bis zum Boden. Eine grellrothe oder in einer anderen hervorſtechenden Farbe prunkende, ſeidene Leibbinde zwängte durch die rieſengroße Maſche das Oberkleid in eine ſich dem Körper eng anſchmiegende Form. Die mit weißen Strümpfen bekleideten Füße hielten zwiſchen der großen und nächſten Zehe die Riemenbänder der hohen Holzſandalen. Die Geſichter waren mit einer dicken Schichte von Reismehl, welches einen bläulichen Stich hatte, ſo bemalt, daß man unter den Seidenfalten der Kleidung kaum ein menſchliches Weſen vermuthen konnte, und in der That, als ich ſpäterhin Gelegenheit hatte, durch die während des Feſtes geöffneten Thüren in die einzelnen Wohngemächer zu blicken, in welchen die auf den Strohmatten gänzlich unbeweglich daſitzenden Geſchöpfe ſich öffentlich bewundern ließen, da ſchien es mir, als ſähe ich dort die abgeſchnittenen Köpfe verzweifelter Clowns aus irgend einem weltberühmten Circus, welche hier auf Seidenroben gebettet von ihrer witzloſen Vergangenheit ausruhten. Drei bis vier unbemalte Streifen liefen in ihrer gelbbraunen Naturhautfarbe von den Haarwurzeln am Nacken ſpitz zu den Schultern. Die Augenbrauen werden mit Tuſche dick beſtrichen, und die Lippen der meiſten Schönheiten waren im dunklen Glanze vergoldet. Die Zähne, ſelbſt die der Mädchen, waren ſchwarz gebeizt, das Haar kunſtvoll friſirt und mit einem Diadem aus Silberblättern geſchmückt.

Gewöhnlich beſitzen nur die verheirateten Frauen ſchwarze Zähne. Die Sitte iſt uralt und wird verſchieden gedeutet. Während ich von einer Seite erfuhr, die Frauen färben ſich die Zähne und raſiren ſich die Augenbrauen aus dem Grunde, um ihrem Manne, ohne großen Verſuchungen mehr ausgeſetzt zu ſein, leichter treu bleiben zu können, hörte ich von einer anderen maßgebenden Seite, daß die ſchwarze Farbe die Zähne conſervire und dieſe Farbe den Japanern gefalle; ja, daß vor nicht langer Zeit ſich ſelbſt Männer der höheren Geſellſchaft die Zähne ſchwarz färbten, weil ein Prinz fand, daß er einer gefeierten Damenſchönheit ähnlich ſähe; um dieſe Aehnlichkeit noch zu vervollſtändigen, beizte er ſeine blendend weißen Zähne. Er ergriff die Initiative, und wie überhaupt bei allen Moden, ſo folgte eine große Anzahl von „Schari“ (Dandies) ſeinem Beiſpiele. Die japaniſche Kaiſerin iſt dieſem Gebrauche ſeit dem Jahre 1876 untreu geblieben.

Die Friſur der Frauenwelt in Japan iſt nicht ſo geſchmacklos als jene der Chineſen, aber nichtsdeſtoweniger entbehrt ſie trotz aller Kunſt und Mühe der

Geſchmeidigkeit, denn der Kopf wird durch die Haaraufthürmung ſehr groß. Auf die Friſur wird ſehr viel Zeit verwendet, und ſchon im zarteſten Kindesalter ſorgen die Eltern für eine zukünftige, impoſante Kopffriſur des heranreifenden Mädchens. Das Haar der Japaner iſt nicht von Natur aus für abenteuerliche Geſtaltungen geeignet, es iſt dick und ſteif, deshalb raſirt man den Kindern die Köpfe und läßt nur an einigen Stellen das Haar wachſen, welches ſo einzeln viel leichter in die Lage gebracht wird, die es ſeinerzeit bei voller Friſur einzunehmen hat. Da ſieht man kleine Mädchen, die nur zu beiden Seiten der Ohren Zöpfchen und über die Stirne ſo viele Haare wachſen laſſen, wie z. B. die rumäniſchen Mädchen in die Stirne geſtrichen haben, andere wieder, die das kurze Haar wie eine Prieſtermütze tragen, welche die Tonſur durchſcheinen läßt u. ſ. w. Erwachſene Mädchen und Frauen friſiren ihr Haar im Durchſchnitte wöchentlich einmal. Damit die Friſur während des Schlafes keinen Schaden erleide, ruht nur der Nacken auf einem kleinen, ſchmalen Holzpoſtamente, und der Kopf ſchwebt frei in der Luft.

Wenden wir uns wieder dem Feſte zu. Unbeweglich, wie Holzpuppen, ſteif und ungelenk ſaßen die Mädchen in den Gemächern; nichts fehlte, als der Schlüſſel, um ſie aufzuziehen. Hie und da bemerkte ich auch einen Schneidermeiſter, der mit Kennerblick die Falten des Kleides zurecht legte. Wenn dann die Trägerin ſeines Werkes einen ſtolzen, eitlen Blick ihrer Nachbarin zuwarf, dann ſah wohl der Meiſter vergnügt in den ſchwarzen, matten Augenſpiegel ſeiner Kunde. Ob er ſich da drinnen ſelbſt bewunderte, oder nur Bewunderung zollte, mag dahin geſtellt bleiben.

Wurde es den Damen daheim zu langweilig, dann begaben ſie ſich (in Japan iſt die Erlaubniß der Eltern hiezu nicht erforderlich) gewöhnlich zu dreien Hand in Hand auf die Straße. Voraus gingen etliche Laternenträger und nach ihnen einige Diener, welche es ſich als beſondere Ehre anrechneten, den erhitzten Mädchen Kühlung zuzufächeln.

In den Straßen wogte es, man ſtieß ſich rückſichtslos bei Seite und drängte nach rechts und links. Wir mit unſerer, die Mittelgröße der Einwohner weit überſteigenden Geſtalt genoſſen das Vorrecht der Uebervortheilung der Menge. In dieſem Gedränge wurde mein Notizbuch geſtohlen. Auf der Brücke überraſchte mich ein feenhaftes Bild. Tauſende Lampions glühten gelb, roth, weiß und blau auf dem Waſſerſpiegel. Es waren nämlich über dem Waſſer kleine, viereckige Holzböden auf Pfählen erbaut worden, die des Abends von Geſellſchaften der Kühle wegen beſucht wurden. Dieſe ſchönen Plätzchen waren heute ſo voll von Schönen beiderlei Geſchlechtes, daß ich ſchon befürchtete, der Fluß müſſe ſie alle verſchlingen. In der Mitte des Fluſſes liegt eine kleine Inſel, welche die Japaner zum Feſtrennplatze gewählt hatten. Die Inſel war mit Pechfackeln hell erleuchtet und auf der Rennbahn marterte man vier Pferde ſo ab, daß das von dem Rauche der Fackeln angedüſterte Colorit jenem des Walkürenrittes nahe kam.

Eine ganze Seitenſtraße bot wieder andere Sehenswürdigkeiten: Panoramen, Menagerien, dreſſirte Hunde und Pfeilſcheiben; ſogar ein Menſchenkopf ohne Leib lag auf einer Johannesſchüſſel. Die Nacht war ſo ſchön, wie lange nicht, der Mond verbarg ſich nur zeitweilig hinter den leichten Wolken, und die freudigen, fröhlichen, im Glücke des Steuerzahlens ſo munteren Japaner ſcherzten und lachten. Nach Beſuch eines Theehauſes, wo es ſehr wild in Bezug auf Kleidung ausſah, kehrten wir heim, wurden aber um Mitternacht durch Feuerlärm geſtört. In dieſer Nacht ſollte das Schlafen überhaupt ſchwer werden, denn über meinem Zimmer ſaß und ſang während der ganzen Nacht ein unermüdlicher Kater.

Zufälligerweiſe führte uns ein nachmittägiger Spaziergang zu dem Irrenhauſe von Kioto. Es liegt rückwärts eines wenig beſuchten, alten Tempels, am Fuße des Gebirges, in einem entzückend ſchönen Garten. Die Luft weht geſund und friſch aus dem engen Thale, von den Hängen rieſelt das kalte Gebirgswaſſer über die bemooſten Geſteine. Die Blüthen an den Stauden und Bäumen dufteten lieblich, und aus den grünen Laubkronen des Waldes ertönte ein vielhundertſtimmiges Concert der befiederten Künſtler. Was kann ſich die Fürſorge für die Sanität Beſſeres und Schöneres wünſchen für den Bau eines Hoſpitals!

Der Eintritt zur Irrenanſtalt wurde von dem Director, einem jungen Japaner im Alter von 26 Jahren, bereitwilligſt geſtattet. Das Haus iſt ein einſtöckiger Holzbau, ein langer Gang führt zum Empfangszimmer des Directors, deſſen einfache Möbel nur aus einem großen Tiſche, ſechs Holzſeſſeln, einem Waſchgeſtelle aus Holz, einem Lavoir und einem Trinkglas beſtanden. Dem Director iſt ein Doctor beigegeben, welchem aber eine ſehr untergeordnete Rolle zugewieſen ſcheint. Beide Herren waren in japaniſche Tracht gekleidet. Sie führten uns zuerſt in einen Hof, wo die Leichtkranken auf einem Holzpodium promeniren und ſich unterhalten durften. Es waren junge Männer und Jünglinge, die ſich bei unſerem Eintritte ehrfurchtsvollſt verneigten. Einige freilich nahmen von uns nicht die geringſte Notiz und murmelten unverſtändliche Worte vor ſich hin oder ſummten eine Melodie. Der Hof war von der einen Seite durch die Wohnung des Directors und eine anſchließende Steinmauer, in den zwei Längenſeiten aber von länglichen Holzbauten abgeſperrt, welche gegen den Hof hin in kleine Zellen getheilt waren, worin hinter einem leichten Holzgitter je ein Kranker abgeſondert war. Ein ſehr alter Mann, zu einem Skelet abgemagert und ohne einen Zahn im Munde, ſaß in ſeiner Zelle wie ein König. Kaum näherten wir uns ſeinem Throne, da wurde er luſtig, ſchlug die Hände krampfhaft um den Bauch und lachte ſo laut und grell und doch aus ganzem Herzen, daß ich unwillkürlich mitlachen mußte. Er freute ſich immer ſo ſehr, wenn er Beſuch erhielt.

Ein zweiter Irre bat mich mit aufgehobenen Händen und entſprechender Mimik, ich möchte mich beim Director verwenden, daß ihm ſein Gitter geöffnet werde. Auf dem Podium lag ein junger, ſchwarzbärtiger Japaner in der Zwangsjacke. Er knirſchte mit den Zähnen und ſeine Augen waren ſtier zur Decke gerichtet.

Durch eine kleine Thüre gelangten wir in einen zweiten, großen, freien Raum, welcher den weiblichen Kranken zugewieſen war. Es dürften bei acht Irrſinnige da geweſen ſein. Sie grüßten ebenfalls freundlich, und eine junge Frau mit rothen Wangen und glühenden Augen ſetzte das Gelächter fort, welches im erſten Hofe verſtummt war.

In einer dritten Abtheilung beſichtigten wir die Zellen der Tobſüchtigen. Sie ſind nicht größer als drei Schritte im Quadrat. Die Wände beſtehen aus ſtarken Holzverbindungen, ebenſo iſt die Thüre maſſiv conſtruirt und doppelt verſperrt. Nahe dem Boden befindet ſich an der Thüre ein Schuber, um die Kranken zu beobachten. In den meiſten Zellen war es ruhig, nur aus einzelnen drang ein leiſes Jammern heraus. Die meiſten Kranken hockten in dieſen Zellen in einem Winkel. Beim Oeffnen eines dieſer Schuber erſchien blitzſchnell das geiſterhaft bleiche Geſicht eines Irren bei der Oeffnung. Er lächelte, ſagte, es müſſe wohl draußen recht warm ſein, und bat, ihn nicht zu verlaſſen.

Das Bad der Anſtalt iſt ſehr rein gehalten. In einem großen Baſſin mit warmem Waſſer baden ſich die armen Kranken und von oben rieſelt die kalte Douche über ſie. Die meiſten wehren ſich gegen ein ſolches Bad, doch eine Weigerung fällt hier wohl nicht in die Wagſchale.

In des Doctors Salon nahmen wir den Thee. Der Director ſagte uns, daß momentan 60 Kranke in Behandlung ſtänden, für welche die Angehörigen per Perſon ein monatliches Koſt- und Behandlungs-Honorar von nur 5 Dollars (circa 11 fl. ö. W.) zu entrichten haben.

Des Grafen Abſicht ging dahin, den zu Ehren des Gottes Gion vorbereiteten Feſtzug, oder wie die Japaner ihn nannten, das „Nerimono“, in Kioto abzuwarten, und ſodann die Landreiſe auf dem „Tokaidô“ nach Yokohama anzutreten. Die uns noch zur Verfügung ſtehenden Tage benützten wir zur Beſichtigung einiger Tempel, zu Ausflügen in die reizende Umgebung und zu den Vorbereitungen für die Tour, als Anſchaffung von Lebensmitteln und dem Engagement von Yinrikſchawagen. Unſer Dolmetſch Djuski, ein junger, willfähriger Japaner, machte dem Epitheton „Schari“ (Dandy), welches wir ihm beigelegt, alle Ehre, er war eitel über alle Maßen, ſchwärmte für galante Abenteuer und verſchmähte auch nicht einen Trunk Bier oder Brandy. Sein patriotiſcher Eifer, uns alle Schönheiten ſeines Landes zu demonſtriren, begünſtigte unſeren Wunſch, ſo viel als möglich zu ſehen und die japaniſchen Verhältniſſe aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Allabendlich ſtattete er in dem unſerer Wohnung gegenüberliegenden Hauſe einen Beſuch ab. Mein neugieriger Blick, welcher durch die niederen Fenſteröffnungen in das Wohnzimmer dringen konnte, genügte zu der Wahrnehmung, daß Djuski dort drüben mehr, als geſellige Abendunterhaltung verfolgte. Ich erkundigte mich bei ihm, wer unſere Nachbarn ſeien. Mit vielſagendem Lächeln geſtand er mir, der Hausherr ſei ein großer Mann, ein „Daimio“, ein Fürſt.

Eines Abends, gerade als die Hausfräulein von einer Promenade heimkehrten, deuteten ſie uns mit einer Handbewegung an, ihnen zu folgen, reſpective ihren Vater zu beſuchen, worauf ſie lachend hinter dem Thore verſchwanden. Einer ſolchen liebenswürdigen Einladung vermochten wir nicht zu widerſtehen. Wir wurden von dem Fürſten überaus höflich und freundlich empfangen. Die Zimmereinrichtung wich von der japaniſchen Einfachheit inſoferne ab, als der große Mann ſich bereits den Luxus eines europäiſchen Tiſches und einiger Stühle gönnte. Der Hausherr richtete, nachdem wir Platz genommen, zuerſt die Fragen an uns: Woher wir kämen, wohin wir gingen, wie wir hießen, ob wir verheiratet wären, was unſere Beſchäftigung wäre, und was wir in Japan vorhätten. Es ſchien im erſten Augenblicke, als ſtünden wir vor dem Polizeidirector der ſchönen Stadt Kioto.

Nachdem wir unſer Nationale wahrheitsgetreu abgegeben hatten, verfehlten wir nicht, unſerem Entzücken über das blühende Land Japan und die freundlichen und liebenswürdigen Einwohner beredten Ausdruck zu geben. Unſer Wirth war über das ſchmeichelhafte Lob ſehr erfreut, welches er gerne anhörte, und gab ſeiner Befriedigung dadurch Ausdruck, daß er dem älteſten Sohne einen zur Küche weiſenden Blick zuwarf, worauf ſein Sprößling das Zimmer verließ. Kurz darauf öffnete ſich die Thüre eines Nebengemaches und ein Kranz der weiblichen Familienglieder trat in den Salon. Sowohl die Hausfrau, als die zwei jüngſten Töchter blieben im Hintergrunde des Zimmers und knieten auf dem mit Strohmatten belegten Boden nieder; denn es war ihnen nicht geſtattet, den großen europäiſchen Fußteppich zu betreten; nur die älteſte Tochter, ein hübſches Mädchen, dasſelbe, welches es unſerem Dolmetſch angethan, näherte ſich ſchüchtern und ſervirte knieend den Thee.

Das japaniſche Weib nimmt, wie dies ſchon aus dem eben Erwähnten hervorgeht, eine untergeordnete Stellung ein, ſeine Rolle iſt eine paſſive und dieſes Verhältniß reicht ſo weit, daß der Mann ohne Rückſicht auf die Gefühlsregungen der Frau oder der Töchter im Hauſe ſchaltet und waltet, wie es ihm beliebt und ihm gut dünkt. Ein einziger Freund vermag bei dem Manne mehr, er gilt ihm höher, als die ſchönſte, beſte, opferwilligſte und liebenswürdigſte Frau. Die Heirat gilt als Nothwendigkeit und wird geſchäftsmäßig eingeleitet und abgeſchloſſen. Obgleich das eingegangene Ehebündniß zwiſchen Japanern vom Geſetze nicht als bindend betrachtet wird, ſo kommen doch nur wenige Fälle vor, wo der Mann ſich von der Frau losſagt oder ſie zu den Eltern zurückſendet. Die geſchiedene Frau erhält wieder volle Freiheit ihrer Handlungen und nichts verhindert ſie, eine zweite oder dritte Ehe einzugehen.

Die Ehen, welche Europäer mit japaniſchen Mädchen abſchließen, ſind in den meiſten Fällen nur temporäre. Ein drei- bis viermaliger Beſuch in einer beliebigen Familie genügt zu einem Heiratsantrage für die eine oder die andere Tochter. Der Antrag wird von einem Vermittler entweder der Großmutter oder eventuell dem älteſten, weiblichen Mitgliede des Hauſes plauſibel gemacht. In dem darauf einberufenen Familienrathe wird die Angelegenheit erwogen und beſprochen und hierauf das Reſultat dem Bräutigam durch den Vermittler mitgetheilt. Gewöhnlich lauten die Bedingungen, welche der Vater ſtellt, auf eine Baarzahlung von 100—300 Dollars am Tage des Contractsabſchluſſes, und die der Mutter auf die Zahlung einer monatlichen Summe von 20 Dollars für die junge Frau. Ohne weitere Ceremonie begibt ſich das Mädchen als Frau in das neue Heim und behält hier ſo lange ihre Stellung, als es dem Herrn beliebt. Nach der Trennung, welche oft ſchon nach einigen Monaten vor ſich geht, wird die Japanerin wieder in das Elternhaus aufgenommen, ohne im Mindeſten an ihrer Ehre oder ihrem Anſehen Schaden gelitten zu haben. Gewöhnlich hat ſie ſich einige hundert Dollars erſpart, welche ihr Eigenthum bleiben, und bald wird ſich ein Japaner einſtellen, welcher mit einem ernſteren Heiratsantrage vor die Großmutter hintritt und um die Hand ihrer Enkelin anſucht.

Auf mein Anſuchen hin gab der Fürſt ſeiner Tochter den Auftrag, das „Koto“ zu ſpielen. Mich intereſſirte es, das Inſtrument zu ſehen, welches hauptſächlich nur im Familienkreiſe gehandhabt wird. Beſonders bei muſikaliſchen Productionen entwickeln die Mädchen eine ſtaunenswerthe Ambition, ſie kennen keine Scheu, keine Verlegenheit, jedes trachtet durch Sicherheit (?) im Geſange oder künſtleriſche Fertigkeit im Saitenſpiele die Concurrentin zu bemeiſtern.

Das Koto — ein großes Saiteninſtrument — beſteht aus einem langen, etwas gewölbten, prismatiſchen Reſonanzkaſten, worüber 13 Darmſaiten über eben ſo viele Holzſtege geſpannt ſind. Die Stimmung der Saiten in wachſenden Tönen war nach Octaven folgende: h, a, f, e, c — h, a, f, fis, e, c — h, a. Während des Spieles drücken die Finger der Linken die Saiten nach abwärts und die rechte Hand bringt mittelſt eines Elfenbeinſtäbchens die Saiten am anderen Ende des Steges zum Tönen. So lange das Mädchen ſich nur auf dem Koto verſuchte, gefiel mir das Spiel in ſeiner einfachen, melodiöſen, melancholiſchen Weiſe, als es aber, geſtachelt von dem Erfolge, mit kreiſchender, ſchneidiger Stimme ein Lied intonirte, leerte ich die Theeſchale.

Bevor wir Se. Durchlaucht verließen, erkundigte ſie ſich unter Symptomen der höchſten Neugierde, ob in unſerem Vaterlande viele Menſchen geköpft werden und in welcher Art eine ſolche Procedur vor ſich gehe. Im höchſten Grade überraſcht, theilte ich mit, daß eine ſolche Art der Hinrichtung in Oeſterreich nicht vorkomme. Er wollte es gar nicht glauben. Als ich Tags darauf Djuski fragte, warum der Fürſt ſich für das Enthaupten intereſſire, ſagte er: „Unſer Freund, der „Daimio Si-chi“, iſt nun, nachdem der Mikado ſeine Beſitzungen eingezogen hat, als Scharfrichter in Kioto angeſtellt.“

Die Tageshelle des 10. Juli wurde von den Bewohnern der Gionſtraße dazu benützt, um Straße und Häuſer für den Abends abzuhaltenden Feſtzug „Nerimono“ auf das beſte zu ſchmücken. Zu beiden Seiten der Straße wurden auf je fünf Schritte Entfernung große Holzſtänder zur Aufnahme der Papierlampions, welche der Nacht ein anheimelndes Bild verleihen ſollten, in die Erde geſchlagen. Ein fortlaufendes Bambugeländer ſonderte das Trottoir vor den Häuſern von der Straße ab und das Straßenpflaſter wurde mit Strohmatten belegt. Große Holztribunen thürmten ſich vor den Häuſern hie und da bis zur Höhe des Daches. Jeder Hauseigenthümer ſorgte in dieſer Weiſe für ſich und die geladenen Gäſte, welche einen vollſtändigen Ueberblick der Proceſſion genießen wollten. Schon in den Abendſtunden wogte die geſammte Bevölkerung in den Gaſſen; Jedermann trug ſeine färbige Hauslaterne am Arme und trachtete ein günſtiges Plätzchen zu erobern. Als um 10 Uhr Abends ein heller Lichtſchein am weit entfernten Ende der geraden Straße ſichtbar wurde, entſtand zuerſt in der Volksmaſſe eine nicht wiederzugebende Verwirrung, bald aber legte ſich der ſtellenweiſe begonnene Zank und Hader, es herrſchte eine muſterhafte Ordnung, Alles war in ſtummes Staunen und geſpannte Erwartung verſunken.

Ein Prieſter, welcher eine große, buntfärbige und mit japaniſchen Inſchriften bedeckte Papierlaterne trug, eröffnete den Zug. Nach ihm zogen vier Männer einen kleinen Wagen, auf welchem die ſchwungvollen Portalſäulen eines Sinto-Tempels*), mit Kränzen und Seidenbändern überreich geſchmückt, in die Höhe ragten. Nun erſchienen fünf muſicirende Mädchen, eines nach dem anderen. Dieſe ſowohl, wie jede nachfolgende, activ betheiligte und im Galakleide auftretende Perſon wurde von drei Männern begleitet, welche entweder, behufs vortheilhafter Beleuchtung der Figur, des Geſichtes und der Kleidung des Mädchens, qualmende Pechfackeln, oder große Fächer, mittelſt welcher ſie der Schönen friſche Luft zuführten, oder ſchließlich große, buntfärbige Sonnenſchirme trugen. Die Mädchengeſichter waren mit einer bläulich-weißen Farbe ſo ſtark übertüncht, daß es ſchien, als trügen ſie eine Maske. Auch die Lippen waren in Grün, Gelb oder Gold bemalt. Sämmtliche Mädchen trugen hohe Holzſchuhe, d. h. Holzplatten mit drei etwa 6—8 Centimeter hohen Holzfüßen, welche nur von den Zehen getragen wurden und daher bei jedem Schritte einen klappernden Ton hervorriefen. Die Unſicherheit im Gange ſtand mit der reichen Kleidung im grellen Contraſte. Die maßloſe Eitelkeit der japaniſchen Mädchenwelt manifeſtirte ſich bei jedem Schritte, die theatraliſche Gezwungenheit ließ den weihevollen Ernſt der Geſichtszüge faſt lächerlich erſcheinen. Bei feierlichen Gelegenheiten und ſonſtigen Anläſſen, wo das Mädchen weiß, daß es aufmerkſam beachtet wird, legt es ein beſonderes Gewicht auf die Gangart. Mit den Knieen nach einwärts, werden die Füße in kleinen, zierlichen Schritten derart vorwärts bewegt, daß ſich im Momente des Begegnens die Fußzehen berühren. So gleicht der Gang der Umdrehung einer excentriſchen Scheibe. Entſprechend der Gangweiſe, bilden die Füße im Zuſtande der Ruhe einen rechten Winkel, deſſen Scheitelpunkt mit dem Berührungspunkte der Fußzehen zuſammenfällt. Die erwähnten fünf Mädchen ſpielten unisono auf ihren Guitarren (Samiſen) ein Lied, genannt Fuji-daiko. Circa zehn Männer zogen und ſchoben dann einen impoſanten, zierlich ausgeſtatteten Feſtwagen, welcher ſich auf ſeinen winzigen Rädern nur mühſam vorwärts bewegen ließ. Die von dem Wagendache ſchwebenden 16 Laternen ergoſſen ein feenhaftes Licht über die Inſaſſen, vier Mädchen, von welchen zwei mit den auf Holzgeſtellen ruhenden Trommeln, die anderen mit hellklingendem Glockenſpiele die Begleitung zu dem Fuji-daiko beſorgten.

---

*) Die urſprüngliche Sinto-Religion (Geiſterglaube) iſt durch den Buddhismus und die chineſiſche Philoſophie des Confucius jetzt meiſtens verdrängt.

Jedes muſicirende Mädchen trug ein um den Leib gewundenes Kleid aus rother Seide, darüber einen grünen, bauſchigen Seidenüberwurf mit weiten Aermeln und als Gürtel eine ſchwere, grüne, reichlich mit Gold geſtickte Obe (Leibbinde mit einer kunſtvoll geſchlungenen, ſehr großen Maſche). Nun folgten in Abſtänden von beiläufig 50 Schritten herrlich gekleidete, tanzende Mädchen, von welchen ein jedes berufen war, durch Mimik und Geſticulationen entweder einzeln oder in Gruppirungen mit anderen Perſonen, ein ſymboliſches Bild vorzuſtellen. Zuerſt erſchien ein Mädchen, in blaue Seide, mit prächtiger Stickerei in Roth und Gold, gekleidet. Auf ihrer Schulter ſaß ein kleiner Affe. Während ihres komiſchen, tänzelnden Ganges liebkoſte ſie das Thier.

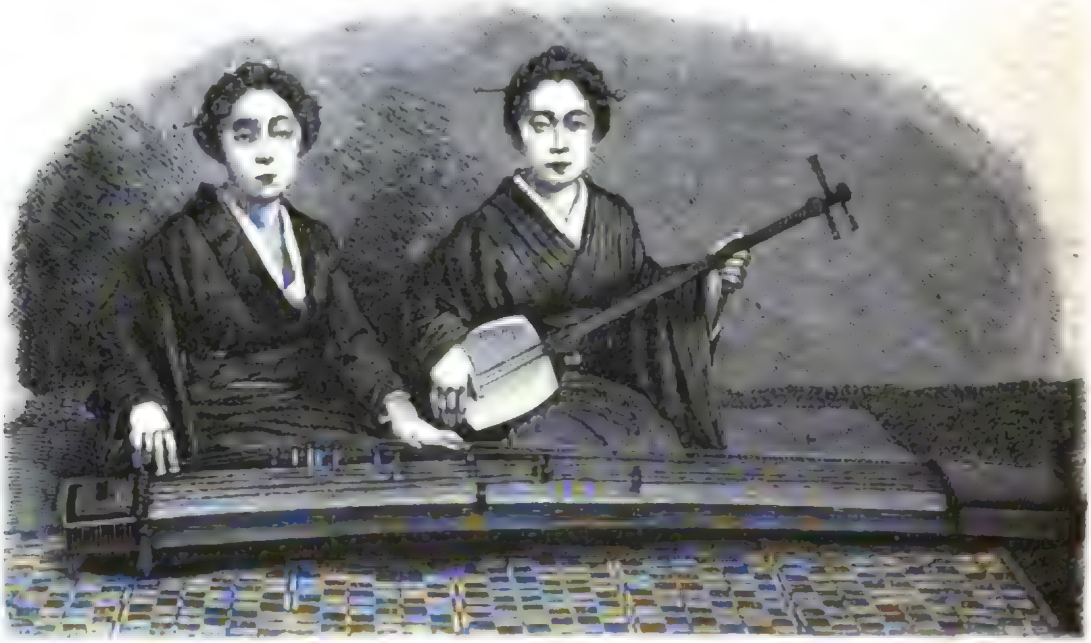
Die zweite Gruppe ſtellte Ikufune und ihren Liebling Kikudo vor. Wir ſahen einen kleinen Wagen, den die Phantaſie als Blumengarten annehmen konnte. Ein junges, in graue Seide gehülltes Mädchen mit glatt raſirtem Kopfe repräſentirte den Gott Kikudo und umſchwärmte in graziöſen Evolutionen die Göttin Ikufune, eine ſchöne, elegante Geſtalt, in taubengraue, reichgeſtickte Seide gekleidet, von welcher ſich die coloſſale, rothe Obe glänzend hervorhob. Darauf folgte eine Frau mit ihrem Töchterchen, eben von einem Morgenſpaziergange „im Mai“ heimkehrend. Sie trug ein rothſeidenes Unterkleid mit einem weißen Ueberwurfe, ihre Tochter ein glühend rothes Kleid und eine Silberkrone auf dem Haupte. Die während des Spazierganges gepflückten Blumen befanden ſich in der Geſtalt eines hohen in künſtlichen Blüthen wuchernden Baumes auf einem nachfolgenden Wagen.

Eine weitere Gruppe ſtellte die Dienerin Iruka's auf dem Gange zum Markte vor. Ihre Kleidung, in weißer Grundfarbe, enthielt grüne und rothe Stickereien von ſo zarten Tönen, wie ſie nur die Orientalen zu combiniren verſtehen. Die Obe prangte in goldener Stickerei auf grünem Untergrunde. Ein zweites Mädchen, in Roth und Braun gekleidet, führte ein vier- bis fünfjähriges Kind an der Hand. Ein drittes, deſſen rothes Kleid unter dem ſchwarzen Ueberwurfe voller zu Geltung gelangte, trug einen Säugling auf dem Arme und perſonificirte mit ſeinen ausgelaſſenen, übermüthigen Bewegungen die Komik dieſer Gruppe. Während ſie ſich abmühte, dem kleinen Buben in Grau den rieſigen Blumenſtrauß zu entreißen, flogen die vier kleinen Zöpfe ihres Haares, an deren Ende große Papierkugeln eingeflochten waren, nach allen Weltgegenden.

Es folgte nun Schigenoi, eine berühmte Amme, von ihrem Sohne Sankitſchi begleitet. Ihre rothe Kleidung, mit ſchwerer Goldſtickerei verziert, wurde durch eine ſchwarz-goldene Obe feſtgehalten. Sie umtanzte mit ihrem jungen, von langhaarigem Pelzwerk umhüllten Sohne einen Wagen, worauf ſich ein Hausgarten befand.

Ah, da kommt die arme Kijohim, welche ſich, begleitet von einem Prieſter, zu dem Tempel Dojoji bemüht, um dort ihren Liebſten, welcher ihr verloren ging, zu ſuchen. Wie blaß ihr Antlitz iſt! Wie ſchwarz ihre Zähne! Und wie coquett! Immer hat ſie an ihrer tadelloſen, roth-ſchwarz-goldenen Seidentoilette etwas zu ordnen und dann ſchweifen ihre Blicke ſiegesbewußt bald zu der Volksmenge auf der Straße, bald über den Blumengarten, welcher ſie von dem im grauen Bußgewande folgenden Prieſter trennt, zu dieſem. Ihre Sehnſucht ſpricht ſich in einem grotesken Tanze aus, welchen ſie öfters beginnt, aber nicht zu Ende führt. Möge ſie in ihren Hoffnungen nicht enttäuſcht werden!

Juro und Goro, zwei Fürſtenſöhne, folgen auf 50 Schritte Entfernung. Im dumpfen Hinbrüten planen ſie Rache gegen die Mörder ihres Vaters. Die Tracht dieſer zwei verkleideten Mädchen beſteht je aus einem ſeidenen, blauen, mit Goldſtickerei umſäumten Gewande mit rothſeidenen, weiten Ärmeln, und das Gehänge eines Schwertes zwingt das Kleid, ſich der engen Taille anzuſchmiegen. Auf dem Kopfe ſitzt das kleine Daimiokäppchen, und iſt mittelſt Seidenſchnüre um das Kinn gebunden. Am linken Arme tragen die wackeren Fürſtenſöhne Schilde aus Strohgeflecht.



Japaniſche Mädchen, das Koto ſpielend.

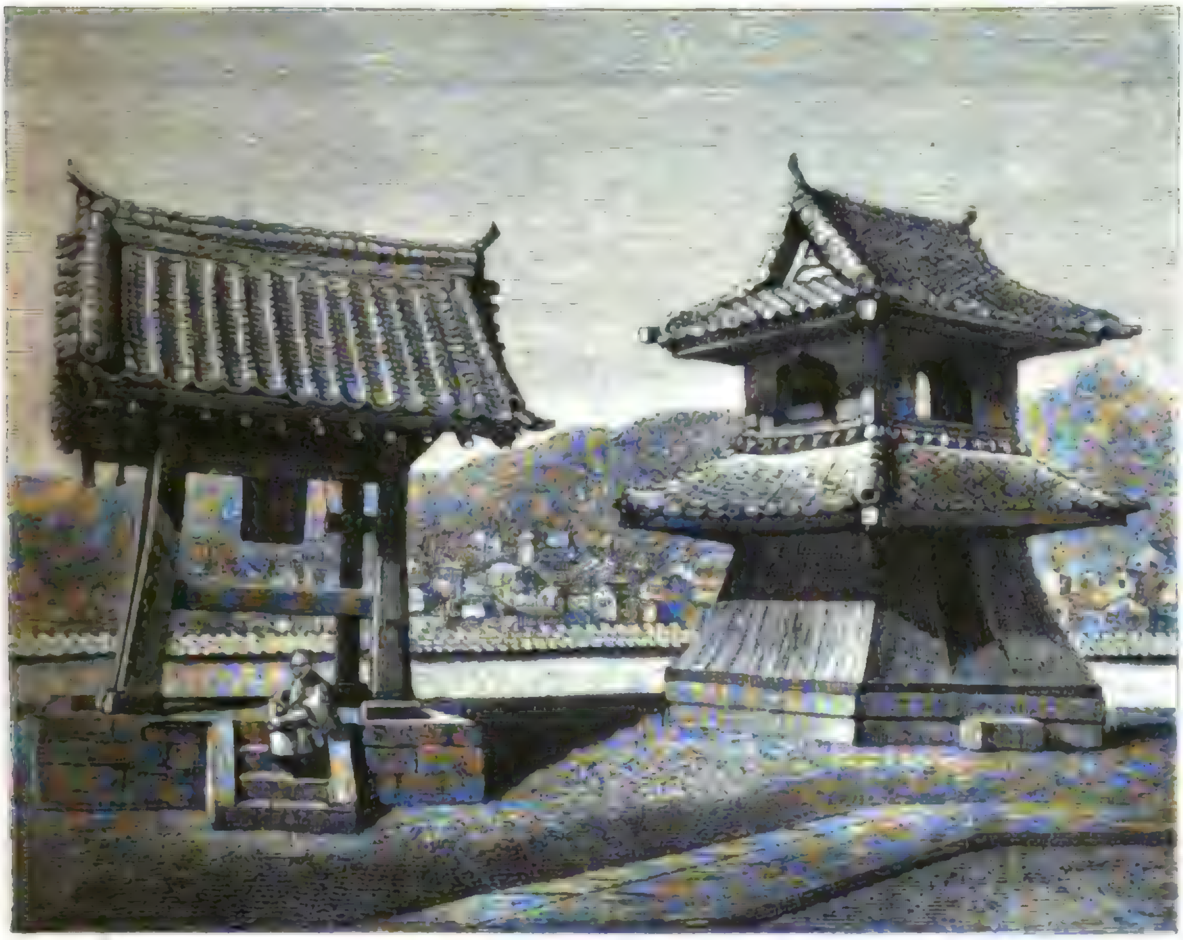
Der Fürſt von Sagano folgte in ſeiner ganzen Majeſtät. Die unbequeme, weiß-rothe Seidentracht verhinderte ihn nicht, ſein ſchweres Schwert martialiſch zu ſchwingen.

Ein kleines, grau gekleidetes Mädchen, den Kopf in ein weißes Seidentuch gehüllt, deſſen Enden bis zur Bruſt flatterten, umtanzte hierauf ein kleines Häuschen, welches einen Tempel vorſtellte. Das Mädchen repräſentirt die Göttin Hanaka, obgleich ſie von der Exiſtenz Mährens und deſſen berühmtem geſunden Volksſtamme wohl kaum eine Ahnung haben mochte.

Ein grüner Weidenbaum, daneben eine holde Geſtalt in Schwarz-Gold und Braun-Gold gekleidet, im komiſchen Tanze mit einem jungen Burſchen

Digitized by Google

in weißem Gewande begriffen, führte dem Zuſchauer „ein Schulmädchen mit ihrem Tänzer“ vor die Augen. Der Unterricht endete damit, daß der Bube mit einem Regenſchirme in die Flucht geſchlagen wurde. Ein Gemurmel voller Spannung und ſehnſüchtiger Erwartung durchlief die dichte Menſchenreihe zu beiden Seiten der Straße. Aller Augen blickten der Dame entgegen, welche von mehreren jungen, in graue Seide gekleideten Mädchen mit Silberkronen auf der großartigen Haarfriſur mit Thee und Rauchrequiſiten bedient wurde. Ein Prieſter, Namens Ikkin, hatte ihre Hand ergriffen und im ſtolzen Bewußtſein ſeiner ritterlichen Pflicht unterſtützte er die „gefeierte Schönheit aus Sakai“ in ihrem unbeholfenen Gange.



Kioto vom Kaiſerpalaſte aus.

Jigokudain, dies der Name der Repräſentantin des ewig Schönen und anmuthig Weiblichen, war mit einem rothſeidenen Unterkleide und einem ſilberglänzenden, grauen Ueberwurfe bekleidet. Eine koſtbare, mit Gold- und Silberſtickerei überladene Obe erhöhte den maleriſchen Effect der Erſcheinung. In dem kunſtvoll friſirten Haare glänzte, umgeben von fußlangen Schildkrotnadeln, ein Golddiadem. Ihre ſchwarzpolirten Holzſchuhe imponirten durch die Höhe der Abſätze. Es mußten ſich viele junge Damen von Kioto um dieſe ſchmeichelhafte Rolle beworben haben, denn Jigokudain war ſchon längſt den Kinderſchuhen entwachſen, und ihr mangelte entſchieden die Fähigkeit, das ewig Schöne wirkſam zu verkörpern.

Neun muſicirende Mädchen in derſelben Ordnung wie am Beginne des Feſtzuges, doch diesmal in blauer, ſilbergeſtickter Kleidung, und endlich die mißlungene Holzfigur eines Schimmels, welcher anſtatt vor dem Wagen auf einem ſolchen ſtand, ſchloſſen den Zug.

Das Feſt wiederholt ſich alle Jahre. An der Durchführung ſind zumeiſt die Mädchen der bevorzugten Majko- und Gajko-Claſſe betheiligt. Das Intereſſe, welches der Europäer ſolchen Ereigniſſen überhaupt entgegenbringt, wird im vollſten Maße durch das Nerimono, insbeſondere in Betracht der bildreichen Eigenthümlichkeit des Feſtes, befriedigt. Trotz der ſchlechten Witterungsverhältniſſe waren nicht allein ſämmtliche Einwohner von Kioto auf den Beinen, ſondern aus nah und fern waren Gäſte anweſend, um dem bedeutendſten der localen Feſte beizuwohnen.

Die Polizei hatte alle Hände vollauf zu thun, geſchäftig liefen die Detectivs mit ihren voluminöſen, roth-weißen Laternen die Gaſſen auf und ab und arretirten einzelne Schreier, im Allgemeinen aber mußten die Ruhe, die Beſcheidenheit der Zuſeher und die unvergleichliche Ordnung in der Durchführung des Feſtzuges nur Staunen und Bewunderung erregen.

Die Proceſſion bewegte ſich zu dem Gion-Tempel, welcher aus dieſem Anlaſſe feſtlich beleuchtet war. Von den Dächern, von den Säulen und Mauern hingen Tauſende und aber Tauſende Papierlampions. In allen Farbentönen drang das Licht durch die zarte Papierumhüllung. Die Prieſter hatten an dieſem Abende alle die alten und modernen Tempelſchätze auf den Altären zur Schau ausgeſtellt. Hauptſächlich waren es drei neue, vergoldete, in Kuppeln endende, tragbare Altäre, welche die Augen der andrängenden

Japaner beſtachen. Des feinen Regens wegen wurden dieſe Kunſtwerke nicht bei dem Umzuge zur Schau gebracht. Die Prieſter erwarteten und begrüßten die Proceſſion. Es wurde noch etwas muſicirt, und hiemit endete die kirchliche Feier. Die Zuſeher zerſtreuten ſich nach allen Richtungen; die meiſten begaben ſich in die Theehäuſer und unterhielten ſich bei Thee und Reisbranntwein bis zum frühen Morgen. Noch während des nächſten Vormittags ſah ich viele Jinrikſchawagen, auf welchen die Nachzügler des Feſtes aus dem Theehauſe in ihre Wohnungen geführt werden mußten.

Am 12. Juli verließen wir Kioto. Zwei große Straßen führen von hier zur Hauptſtadt des Landes, Tokio oder Jedo. Der Nakaſendo, der Weg zwiſchen den Bergen, 132 Ri (70 deutſche Meilen) lang, trennt ſich bei Kaſatſa am Biwa-See vom Tokaido und führt durch den breiteſten Theil der Inſel Hondo bald über breite und waſſerreiche Flüſſe, fruchtbare Ebenen, bald an rauſchenden Gebirgsbächen vorüber, über hohe Gebirgsrücken durch ſchattige und wohlduftende Wälder, und bietet dem Wanderer eine reiche Abwechslung bald kleiner, eingerahmter Landſchaftsſcenerien, wahrer Idyllen, bald weiter Fernſichten und bei aller Großartigkeit anheimelnder Panoramen. Wer ſich an ſchönen, japaniſchen Gebirgslandſchaften erfreuen will, wird ſich ſelbſt die ſtellenweiſe ſchlechte Beſchaffenheit des Weges nicht verdrießen laſſen. Die Glanzzeit dieſer Straße wie des Tokaido, als noch fürſtliche Herolde die prunkenden Züge der Daimios der in zahlreichen, blühenden Ortſchaften an beiden Straßen angeſiedelten Bevölkerung verkündigten, iſt allerdings längſt entſchwunden.

Graf Szécheny bewerkſtelligte auf dieſer hochintereſſanten, an Abwechslung der Naturſcenerie überreichen Straße ſeine Rückreiſe von Tokio nach Kobe.

Die zweite Straße, „Tokaido" benannt, trennt ſich von der erſteren am Südrande des Biwa-See's. Der Tokaido, die altberühmte und bekannteſte Landſtraße Japans, verdient ſeinen Namen „Oſtſeeſtraße" im vollſten Maße, denn nachdem er von Kioto aus Otſu am Ausfluß des Biwa-See's berührt hat, wendet er ſich öſtlich zum Meere und führt ihm ſtets entlang oder in ſeiner unmittelbarſten Nähe nach Tokio. Tagelang genießt der Reiſende auf dieſer Straße die herrlichſten Ausblicke auf die prächtigen

Buchten des japaniſchen Binnenmeeres, auf die anmuthigen bewaldeten Höhen im Hintergrunde und vor Allem auf den einzig in ſeiner Art daſtehenden impoſanten vulcaniſchen Kegel, den Fuſiyama. Die Palme gebührt jedoch jenem Theile der Straße, der durch das an Naturſchönheit und Quellen überreiche und herrlich bewaldete Hakonegebirge führt.

Die Straße in der Nähe von Kioto iſt mit Anwendung aller modernen Kunſtregeln erbaut, und ihre großartige Anlage erregt ungetheilte Bewunderung. Die Fahrbreite allein beträgt ſchon 15 Schritte. Sowohl die Seitengräben, als auch die Terraineinſchnitte ſind mit Quadermauern verkleidet. Wäre die Straße in ihrer ganzen Länge dergeſtalt durchgeführt, ſo wäre dem Lande zu gratuliren, ſo aber erſtreckt ſie ſich nur einige Ri gegen den Biwa-See, bricht hier plötzlich ab und windet ſich als ſchlechter, bei Regenwetter grundloſer Fahrweg weiter nach Otſu, einer am Biwa-See ſchön ſituirten Stadt mit 19.600 Einwohnern.

Die Ufer des Biwa-See's, auf welchem eine Schiffahrt mit Dampfbarcaſſen unterhalten wird, ſind ſandig und flach, und erſt in der Entfernung von 2—6 Kilometer erhebt ſich das bewaldete Bergland. Unſere Reiſe von Kioto nach Yokohama war im Allgemeinen wenig vom Wetter begünſtigt. Schon am erſten Reiſetage überraſchte uns ein Regenguß gerade an jener Stelle, welche im vollen Sonnenglanze ein überaus farbenprächtiges Bild bieten mußte.

Die Grenze zwiſchen den Provinzen Omi und Iſe bildet der herrlich bewaldete Gebirgsrücken, welchen die Straße auf einem 1600 Fuß hohen Gebirgspaſſe überwindet. In kühn gewundenen Serpentinen ſchlängelt ſie ſich den ſteilen Hang empor, bald von dunklen Blätterlauben umwölbt, bald wieder kahle Felspartien gewinnend, zu deren Füßen ſich die maleriſche Landſchaft bis zum Biwa-See erſtreckt. Wie ſchön muß ſich die Ueberſicht auf dem Paſſe geſtalten! Aber da umhüllten uns die naßkalten Nebelwolken, welche der Wind nach Oſten trieb. Der Weg in das jenſeitige Thal wurde ſteil und ſteiler, das Regenwaſſer ſtürzte ſich als Wildbach über die ſchroffen Wände, und die Jinrikſchawagen blieben, trotzdem wir im Gebirge immer zu Fuß gingen, im Moraſte ſtecken. Erſt gegen Mitternacht gelang es den Leuten, die Wagen in das erſte Nachtquartier Saganochita zu transportiren. Je mehr wir uns am folgenden Tage der Meeresküſte näherten, deſto mehr ſchwand die Romantik der Umgebung. Die ſchönen Bergpartien traten mit dem breiter werdenden Thale mehr und mehr in den Hintergrund, die Straße wurde eben, doch nicht zu ihrem Vortheile, denn der lehmige Boden, von dem Regen durch und durch erweicht, hemmte unſer Vorwärtskommen beträchtlich. Die Dörfer, welche wir paſſirten, beſtanden nur aus wenigen Hütten und verkündeten in der Bauart der Häuſer die Armuth der Bewohner. Der Eigenthümer erbaute ſeine Hütte gewöhnlich ſelbſt, indem er ein Bambugerüſt aufſtellte und die Wände aus Stroh und Lehm zuſammenknetete. Sowohl die Thalſohlen, als die ein 20—30 Meter hohes Plateau bildende Meeresküſte waren, wo nur möglich, mit Reis bebaut. Trotz der Armuth hat das Volk ſeinen angeborenen, heiteren, ungetrübten Sinn auch hier zu wahren verſtanden.

Müde und matt erreichten wir in den Abendſtunden Kuwana, eine freundliche, lebendige Stadt an der Meeresküſte mit 15.200 Einwohnern, welche ſich hauptſächlich vom Fiſchfange ernähren. Jeder europäiſche Reiſende wird überall in Japan freundlich aufgenommen. Das Volk gibt gerne Alles, was es zu bieten im Stande iſt. Bei beſcheidenen Anforderungen wird Jedermann das Land und ſeine Bewohner bald lieb gewinnen und ſo Manches verzeihen, was in Ländern rückſichtsloſer Zielverfolgung zu tadeln und zu rügen wäre. Umgeben von einer Schaar neugieriger, aber niemals zudringlicher Perſonen, machten wir vor der Ruhe noch einen Spaziergang durch die Stadt und beſichtigten die weniger durch Reichthum und Luxus der Einrichtung und Waaren, als durch das kindliche und kindiſche Weſen der Verkäuferinen, welche auf alle Scherze eingingen, anziehenden Verkaufsladen der Hauptſtraße. Zum Schutze gegen die Mosquitos findet der Reiſende in der Regel überall in Japan die Netze, welche des Abends aufgehängt, die Matratze nach allen Seiten gegen die gefürchteten Blutſauger ſichern. In unſerem Nachtquartier zu Kuwana, einem überaus rein gehaltenen Theehauſe, gebrauchte man zu deren Fernehaltung ein anderes erprobtes, jedoch nicht für Jedermann zuträgliches und angenehmes Mittel, nämlich das Entzünden friſcher, harziger

Nadelholzzweige. Die im Zimmer befindlichen Mosquitos, ausgeſprochene Feinde jedes Rauches, entfliehen ſogleich in das Freie. Die meiſten Europäer vertragen jedoch dieſen das Athmen erſchwerenden Rauch nicht und auch wir widerſetzten uns einem ſolchen Vorhaben. Ich beſaß glücklicherweiſe unter meinen Effecten ein kleines Mosquitonetz und machte davon Gebrauch. Es war eine ſchreckliche Nacht. Fort und fort ſummte es um meine Ohren, bald im tiefen Tone, bald wieder in einer vom äſthetiſch-muſikaliſchen Standpunkte verpönten, offenen Quinte, dann wieder in wehklagenden Diſſonanzen, die ſich endlich in einen Moll-Accord auflöſten. Doch mein muſikaliſcher Sinn unterlag, die phyſiſchen Qualen betäubten ſeine Regungen. Ich ertrug es nicht länger, riß das Netz von der Decke herab, ſchloß mit einer gewiſſen Blutgier ſeine freien Enden und faltete es trotz des Nachtdunkels ſo geſchickt zuſammen, daß keiner der Ruheſtörer entfliehen konnte. Einige Fußtritte und es war Ruhe. Der noch zu durchſchlafende Theil der Nacht verging leidlich. Am nächſten Morgen zählte ich in dem Netze nicht weniger als 72 Mosquitos, welche durch eine defecte Stelle des Netzes den rechten Weg fanden, im Augenblicke der Gefahr aber nicht mehr entweichen konnten und ſo elendiglich zu Grunde gingen.

Ein unfreundliches Nebelwetter hüllte die Stadt in myſtiſches Dunkel, als wir den Kahn beſtiegen, welcher uns nach Mija führen ſollte. Die See war unruhig, und wir benöthigten volle ſechs Stunden für die Ueberfahrt. Beiläufig 5 Ri im Weſten des Fiſcherdorfes Mija liegt die große Stadt Nogoja, wo unſer Landsmann Dr. Albin von Roretz als Director eines großen, japaniſchen Spitales die einheimiſchen Aerzte mit der Verwaltung und Einrichtung moderner Heilanſtalten vertraut zu machen berufen iſt.

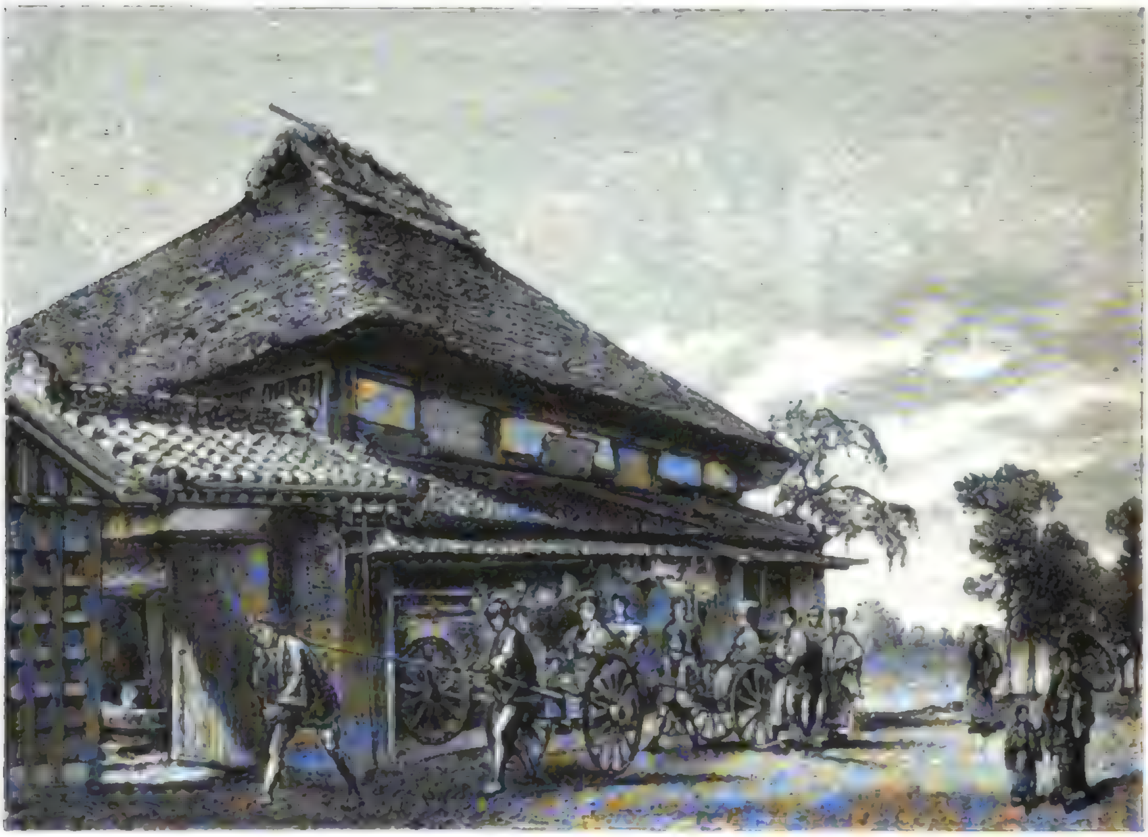
In Okaſaki, unſerem Nachtquartiere, lernte ich eine neue Sitte der Japaner dieſes Landſtriches kennen. Die Laſtenträger und Jinrikſchazieher dürfen ihren Beruf erſt dann ausüben, wenn ihnen die Behörde durch den Abdruck eines glühenden Stempels auf den Schultern und Beinen dazu die Befugniß ertheilt hat. Sicherlich ein im Schweiße des Angeſichtes verdientes Stückchen Brot! Die 14.500 Einwohner des Ortes hängen noch in alter Liebe und Treue an ihrem ehemaligen Daimio oder Fürſten, welcher es in der vorfortſchrittlichen Zeit verſtand, durch mäßige Genüſſe und Enthaltſamkeit die Säckel ſeiner Unterthanen zu ſchonen. In einer anſpruchsloſen Reſidenz von vergangenen Tagen träumend, ſieht er mit Ruhe dem Ende ſeiner gezählten Tage entgegen.

Im Norden der Route thürmte ſich das Gebirge zu impoſanten Höhen, zu unſerer Rechten verflachte es ſich in ein zerriſſenes, bewaldetes Hügelland. Wir paſſirten viele waſſer- und fiſchreiche Flüſſe, bald auf primitiven Holzbrücken, bald auf Brücken zeitgerechter Eiſenconſtruction; bald ſtießen wir auf Zeichen modernen Fortſchrittes, bald wieder auf Erinnerungszeichen einer märchenhaften Vergangenheit. Und klingt nicht Alles, was wir von Japan wiſſen, bevor es noch begann, europäiſche Neuerungen durchzuführen, wie ein Märchen? Wer vermag es, uns die richtigen Anhaltspunkte für die Behauptung zu bieten, vor einigen Jahrhunderten befand ſich das Land in dieſem oder jenem ſocialen Zuſtande? — Niemand. Die Vergangenheit wird nur von ſagenhaften Vermuthungen verhüllt.

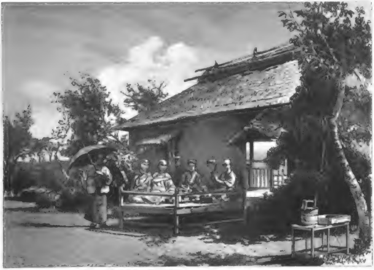
Unter ſolchen Betrachtungen, die ungeſtraft und unbegrenzt in das Vergangene dringen dürfen, erreichen wir Yoſchida. Yoſchida, theils auf einer niederen, ſanft abfallenden Kuppe, theils im Thale erbaut, deſſen Hauptſtraße von einem mehrere Miniatur-Kaskaden bildenden Gießbache durchbrauſt wird, iſt die ſchönſte, reinſte, anmuthigſte Stadt auf der Tokaidoſtraße. Die Häuſer, obwohl einfache Holzgebäude, bilden ſymmetriſche, breite Gaſſen; hier reizt ein Tempel die Neugierde des Fremden, dort klingt eine friſche, lachende Mädchenſtimme dem Paſſanten entgegen, zum Beſuche eines Verkaufsgewölbes einladend; hier jubelt eine volle Sängerſtimme ein friſches Lied in die Seeluft hinaus, dort ruft ein Fiſcher ſeine Kunden zur begehrenswerthen Waare heran.

Die Straßen der Stadt ſind ſpiegelglatt gepflaſtert, und in dieſer Richtung iſt Yoſchida mit Benares am Ganges auf gleich hoher Stufe. Ueber den heiligen Hainen, welche die nächſten Anhöhen krönen, ragt der heilige Fuſiyama gegen Himmel, während im Oſten ein mit der üppigſten Vegetation bedecktes, von Thälern durchzogenes Felsgebirge den Horizont einengt. Yoſchida's Stolz ſind ſeine Tempel, welche alljährlich ungezählte Pilgerſchaaren aufnehmen, die hier vor oder nach Erſteigung des heiligen

Berges ihre Andacht verrichten. Nur die Nachtruhe ließ Manches zu wünſchen übrig. Ein frommer Zimmernachbar gab ſeinen muſikaliſchen Bedürfniſſen bis 3 Uhr Morgens lauten Ausdruck und hörte erſt dann auf, als wir in ſeinen Geſang volltönig einſtimmten. Am nächſten Tage überſetzten wir die in das Land dringende, vierarmige Meereseinbuchtung auf einer ausgemuſterten morſchen Dampfbarcaſſe, deren vibrirender Keſſel das Schlimmſte befürchten ließ. Große, waſſerreiche Flüſſe durchſchnitten von nun an die immer ſchlechter werdende Straße. Der öfter ſich wiederholenden Ueberſchwemmungen halber waren die Brücken meiſtens über das ganze Thal erbaut. So maß die Holzbrücke bei Hamamatſu nicht weniger als 1365 Schritte. Von Kakegawa wendet ſich der Weg ſteil in das Gebirge. Unſer Gepäck wurde auf einem Maulthiere zur Höhe transportirt, weil die Straße nicht mehr für Jinrikſchawagen gangbar war. Der 1500 Fuß hohe Sattel entlohnte reichlich die Mühe des Emporklimmens.


Jinrikſchawagen auf dem Nakaſendo.

Das Wetter hatte ſich etwas gebeſſert und die blühenden Bäume dufteten wie im Mai. Dann lichtete ſich der Wald, und vor unſeren Augen breitete ſich das reiche Panorama des Fuſiyama nach allen Seiten hin aus. Die Kegelſpitze des ausgebrannten Vulcans krönte ein leichter Schleierkranz unſteter Wolken, und wie Silberbänder ſtürzten ſich die ſchmalen Schneefelder in die Tiefe. Die vorliegenden Gebirgsrücken prangten in allen Farbennuancen, vom friſchen Grün des Thales bis zum dunklen Violett des zerklüfteten Felſengrates. Zu dieſer ganz Japan dominirenden Spitze zog es uns hin — nur wenige Tage trennten uns von der Erreichung des Zieles.



Theehaus am Nakaſendo.

In kunſtvollen Serpentinen führt der an der Weſtſeite des Paſſes neu angelegte Weg, nachdem er einen im Baſaltfelſen geſprengten Tunnel paſſirt hat, in das Oi-kawa-Thal hinab. Einige Tage früher wäre es unmöglich geweſen, den Fluß, trotzdem ſeine Arme mit Brücken verſehen ſind, zu über-

Digitized by Google

ſetzen. Zur Zeit der Hochwaſſer iſt das 1200 Schritt breite Thal überſchwemmt, und die Straße wird dadurch ungangbar.

Immer an der Meeresküſte entlang weiterreiſend, in deren Fiſcherdörfern wir mit rohen Fiſchen geſpeiſt wurden, eine Mahlzeit, die des Verſuches werth iſt, langten wir in Kambara an, von wo ein von den Pilgern viel begangener Weg zu dem Fuſiyama führt. Das Barometer ſchwankte in bedenklicher Weiſe, ein feiner Sprühregen fiel aus den tief herabhängenden Nebelwolken zur Erde. Unter ſolchen Umſtänden ſchien es rathſam, die Beſteigung des Berges von Hakone aus zu unternehmen, um ſo mehr als dort das Abwarten einer günſtigeren Witterung ſchon deshalb leichter möglich wird, weil der Ort, in der Nähe von Yokohama gelegen, und als beliebte Sommerfriſche der Europäer, ſowohl was Unterkunft, als Verköſtigung betrifft, das arme Fiſcherdorf Kambara ganz und gar aus dem Felde ſchlägt.

Am nächſten Morgen überſetzten wir den Fuſigawa auf einem großen Ueberfuhrsboote, worauf wir, unſere fünf Yinrilſchawagen und noch etliche andere japaniſche Paſſagiere genügend Platz fanden. Das heilige Bett des Fluſſes iſt circa 2000 Schritte breit, das Gerölle beſteht aus Lavageſteinen, Quarzen, Halbopalen und feinem Sande. Auch Gold ſoll in dem Sande zu finden ſein. Wir ließen die Kunſtſtraße nach Hara links liegen und benützten einen näheren Nebenweg längs der Meeresküſte.

Schon während der letzten Reiſetage war es mir aufgefallen, daß die Polizei in den öſtlicher gelegenen Provinzen ſtrenger ihre Pflichten ausübte, als in den weſtlichen. Nicht allein, daß ſich die Frauenwelt bei unſerer Ankunft ſogleich in die Häuſer flüchtete, ſo warfen auch unſere Yinrikſcha-Kulis, ſobald wir uns einer Polizeiſtation näherten, oder ein Detectiv den Weg kreuzte, alsbald ihr fadenſcheiniges Gewand über den nackten Körper oder zum mindeſten über die Schulter. Dem wachſamen Auge entrückt, zogen ſie es wieder vor, ihren Gliedern keinen Zwang aufzubürden.

Nur die kurzen Strecken bergauf ziehen ſie ihre Wagen im Schritt, ſonſt aber gleicht die Gangart mehr dem Galop eines ungeduldigen Pferdes. Fortwährend guten Muthes, wenn ihnen auch die Ermattung in der krampfhaften Muskelbewegung der Arme und Beine abzuleſen iſt, lachen ſie fröhlich und übermüthig zu dem Geſchrei, welches abwechſelnd der eine dem anderen beim Ausſtoßen des Athems in ein- oder zweiſilbigen Worten zuruft. Dieſes unausgeſetzte Rufen gleicht einem abgehackten, rohen Geſange.

Viele der Burſche ſind tätowirt. So trug einer unſerer Miethlinge über die ganze Breite ſeines Rückens bis zu den Beinen ein künſtleriſch ausgeführtes Jungfrauenbild zur Schau, um deſſen Contouren ſich tropiſche Blumen wanden, von Schmetterlingen umflattert. Zarte, blaue Linien verliefen ſich in Schnörkeln und ſchwungvollen Curven bis zur Bruſt, wo ſie ein trotzig blickender Gott in ſeinen Fäuſten geſammelt hatte, und ſo gleichſam dirigirend über ſein Haupt hielt.

Obgleich das trübe Nebelwetter den ganzen Tag anhielt, ſo erhaſchten wir trotzdem, als wir den Fußmarſch nach Hakone ausführten, in der Höhe von 1500 Fuß einen flüchtigen Blick über die zu unſeren Füßen liegende Gegend und das bewegte Meer. Nur wenige Segelboote ſchaukelten ſich in der Nähe der Küſte auf den ſtürmiſchen Wogen, und zwei ſtattliche Dampfer durchſchnitten ſicher die Waſſermauern, welche ſich im Anpralle an die Eiſenwände in weißen Schaum auflöſten. Yokohama lag noch verborgen hinter dem bergigen, bewaldeten Querriegel von Kamakura. Das Gepäck konnte nur durch Tragthiere oder Kulis nach Hakone befördert werden, denn der mit großen Bruchſteinen gepflaſterte Weg, welcher durch den Regen glatt und ſchlüpfrig wird, ſteigt oft unter einem Winkel von 15—25 Grad zur Höhe. Wir zogen es vor, die Partie zu Fuß zu überwinden, trotzdem ſich die bequemen Japaner in Sänften über den Sattel tragen ließen. Ein ſcharfer Wind, welcher uns mit aller Vehemenz in den Rücken blies, erleichterte uns das Steigen und wir erreichten nach 3½ſtündigem Marſche endlich die Sattelhöhe von 897 Meter. Der mit aller Macht einfallende Regen ließ nicht zu, auch nur kurze Zeit zu raſten, um ſo mehr, als Hakone nur mehr 2 Kilometer entfernt war.

Eine halbe Stunde ſpäter genoſſen wir bereits die Annehmlichkeiten eines offenen Kohlenherdes, denn in Hakone, 660 Meter über dem Meere gelegen, macht ſich bei andauerndem Regenwetter die Kälte empfindlich bemerkbar. Hakone iſt ein beliebter Sommeraufenthalt der in Yokohama und

Tokio anſäſſigen Europäer. Bei unſerer Ankunft hörten wir, daß beiläufig zehn Europäer die Sommerfriſche genoſſen und in japaniſchen Thee- und Privathäuſern einquartiert waren. Trotz dieſes Umſtandes war es im erſten Augenblicke unmöglich, Lebensmittel einzukaufen. Wenngleich die Japaner Milch und Butter nicht genießen, ſo ſollte ſchon ihr Geſchäftsſinn die Anlage eines Vorrathes dieſer Artikel bedingen. Wir waren gezwungen, uns mit den wenigen Nahrungsmitteln zu begnügen, welche wir noch aus Kioto mitgebracht hatten. Doch um nicht ungerecht zu ſein, muß ich erwähnen, daß uns die freundliche Wirthin des Theehauſes, worin wir übernachteten, ſpät in der Nacht aus dem erſten Schlummer rüttelte, um uns mit einer dampfenden Schüſſel ſüßer Kartoffeln zu überraſchen. Zwei Tage lang war es nahezu unmöglich, das Haus zu verlaſſen. Unaufhaltſam ſtrömte der Regen von oben und der Sturmwind vermochte nicht, den Alles in Grau färbenden Nebel zu zerreißen. Erſt am dritten Tage ſtieg das Barometer; einige Sonnenſtrahlen drangen freundlich grüßend durch die Regenwolken, und der Nebel erhob ſich bis zu den bewaldeten Bergſpitzen.

Hakone iſt nur ein kleines Dorf von beiläufig 90 Holzhäuſern an dem Tokaido. Im Norden des Ortes liegt, von abgerundeten, dichtbewaldeten Berghalden umſäumt, der ſchöne Hakone-See. Die Berge erheben ſich nur 100—200 Meter über den See und ſind mit undurchdringlichem Bambugeſtrüppe bedeckt, aus welchem die ſchlanken Stämme der Cederbäume und Föhren kühn hervorragen. Die Bewohner von Hakone ſind arm; ſie befaſſen ſich mit der Fiſcherei im See, mit Hühnerzucht und beſorgen die Botengänge und den Lebensmittel-Transport nach und von Yokohama im Dienſte der europäiſchen Gäſte.

Mr. Mounſey, der engliſche Geſandtſchafts-Secretär aus Tokio, in deſſen Sommerwohnung wir recht angenehme, geſellige Stunden verlebten, ertheilte uns den Rath, vor Beſteigung des Fuſiyama um die ſpecielle Erlaubniß in Tokio einzuſchreiten, und wir entſendeten zu dieſem Zwecke einen Boten nach Tokio.

Mr. Mounſey zeigte uns alle Sehenswürdigkeiten der Umgebung und geleitete uns auch zu den warmen Schwefelquellen, welche ſich nahezu auf dem Gipfel eines Berges, 150 Meter über Hakone befinden. Solche warme Quellen ſind in der vulcaniſchen Umgebung keine Seltenheit. Doch um dem Orte den Charakter einer Heilanſtalt zu verleihen, haben die Japaner dort oben zwei Badehäuſer, zwei Wohnhäuſer und ein Hotel erbaut. Die Reinlichkeit liebenden Japaner waſchen und baden ſich überhaupt gerne im warmen Waſſer, darum wird auch dieſes Bad, obgleich die Bevölkerung das heiße Klima einem kälteren vorzieht, von allen Claſſen der Bevölkerung ſtark beſucht. Nahe dem Badehauſe ſteht ſeitwärts des Weges eine 6 Meter hohe, roh aus dem Felſen gearbeitete Statue Buddha's; ebenſo fielen mir viele kleine Steinfiguren eines Gottes auf, welchem der Kopf fehlte.

Ich erkundigte mich bei Mr. Mounſey, warum dem Gotte der Kopf abgeſchlagen wurde, und er erzählte Folgendes: Der japaniſche Name des Gottes ſei Dſchiſo (ähnlich dem Namen Jeſu), und er genieße als guter Gott und beſonderer Freund der Kinder eine außergewöhnliche Verehrung. Die Japaner glauben, daß jedes Kind, welches, bevor es zur Welt kommt, mit der Mutter ſtirbt und jedes todt geborene Kind direct zur Hölle fahre. Gott Dſchiſo aber befaſſe ſich damit, die Kinder aus der Hölle zu befreien, was ihm auch in der Regel gelinge. Als Steinfigur begegne man der Statue zumeiſt mit abgeſchlagenem Kopfe, denn die Japaner, welche um Geld ſpielen, oder ſolche, welche hohe Wetten eingehen, ſeien der Meinung, daß ſie gewinnen müſſen, wenn ſie ein Steinfragment des Kopfes bei ſich tragen.

Die Japaner lieben leidenſchaftlich das hohe Spiel. Obwohl das Hazardſpiel von der Regierung verboten wurde, wird deſto mehr im Verborgenen geſpielt. Die Vorliebe für das Spiel reicht ſo weit, daß ſelbſt bei unbedeutenden Verrichtungen um die Zutheilung der Arbeit geloſt wird. Während unſerer Landreiſe erlitt unſer Aufbruch täglich dadurch eine kleine Verzögerung, daß die beſtiegenen Jinrikſchawagen auf kleinen Hölzchen numerirt und von den Zugkräften verloſt wurden.

Die Landbevölkerung Japans iſt nicht mit Reichthümern geſegnet, ſie friſtet ein kümmerliches Daſein. Die wenigſten Familien ſind ſo wohlhabend, um ſich von Reis zu nähren; denn der Reis iſt nicht ſehr wohlfeil, ein Kilo koſtet durchſchnittlich 24 kr. Die Nahrung von zwei Dritttheilen der Bevölkerung erſtreckt ſich nur auf Heide (Buchweizen, Polygonum Fagopyrum) und die auf Holzſpießen gebratenen Fiſche, welch' letztere ſich der Japaner in den fiſchreichen Flüſſen und an der Meeresküſte ſelbſt fängt. Gelingt es mitunter einem Japaner, durch fleißige Arbeit ſo viel zu erwerben, um einige Tage ausraſten zu können, ſo ſchwelgt er bei Saki, Fiſch, Reis und anderen Leckerbiſſen ſo lange, bis er ſchließlich, ohne einen Kupfer-Sen mehr zu beſitzen, berauſcht von ſeinen Freunden in die Wohnung geführt wird. Die lebhafte Phantaſie vergrößert die wenigen frohen Tage der letzten Vergangenheit zu Wochen; fröhlich und guten Muthes beginnt er von Neuem die mühevolle Arbeit.

Als gangbare Münzen courſiren nicht allein japaniſche, ſondern auch mexikaniſche und nordamerikaniſche Dollars. Der japaniſche Silberdollar, eine zierlich geprägte Münze, deſſen eine Seite das Wappen des Mikado mit der japaniſchen Werthangabe des Stückes, die andere einen verſchlungenen Drachen und die in lateiniſcher und chineſiſcher Schrift geſchriebene Werthangabe zeigt, heißt „Yen“ und ſteht im Courſe etwas niederer als der mexikaniſche Dollar. Ein Yen theilt ſich in 100 „Sen“. Die Papier-Yens, im Werthe vollkommen den Silber-Yens gleich, werden in Amerika in moderner Ausſtattung gepreßt, obgleich auch Banknoten circuliren, welche in Tokio erzeugt wurden. Die letzteren beſtechen weder durch den Geſchmack noch in der Ausführung der Zeichnung (einen Pfau vorſtellend, deſſen Gefieder die ganze Papierfläche ausfüllt). Nebſt den Kupfer-Sens (mit ähnlicher Prägung wie die Silbermünzen) werden die chineſiſchen ſogenannten Caſhſtücke als Kleingeld angenommen und ausgegeben.

Silbermünzen exiſtirten bereits im 5. Jahrhundert. Dreihundert Jahre ſpäter wurden bereits Gold- und Kupfermünzen geprägt. Vom 17. Jahrhunderte an bis zum Jahre 1868 beſaßen die Taikune das ausſchließliche Recht der Prägung. Mit der Aufhebung der Taikunwirthſchaft errichtete der jetzige alleinige Kaiſer von Japan das ſchöne Prägeamt in Oſaka nach engliſchem Muſter und aus demſelben ſtammen alle jetzt in Japan courſirenden Münzen: Goldmünzen zu 20, 10 und 5 Yen, Silbermünzen zu 1 Yen, Silberſcheidemünzen zu 50, 20, 10 und 5 Sen, Kupfermünzen zu 2, 1 und $^1/_2$ Sen.

In der Raritätenſammlung des Herrn Mounſey befand ſich einer der ſelten vorkommenden Metall-Toilettenſpiegel, welcher, wenn die aufgefangenen Sonnenſtrahlen auf eine weiße Wand reflectirt wurden, dort das auf der rückwärtigen Fläche gezeichnete Bild wiederſpiegelte. Die japaniſchen Frauen und Mädchen, deren Lebensziel nur Toilettefragen, Schmuckbeſchaffung und effectvolle Miſchung der Schminke umſchließt, ſchätzen ſich glücklich, ſolche Spiegel zu beſitzen und bezahlen ſie mit den höchſten Preiſen um ſo mehr, als angenommen wird, daß die körperliche Schönheit durch das öftere Hineinblicken gewinnen müſſe.

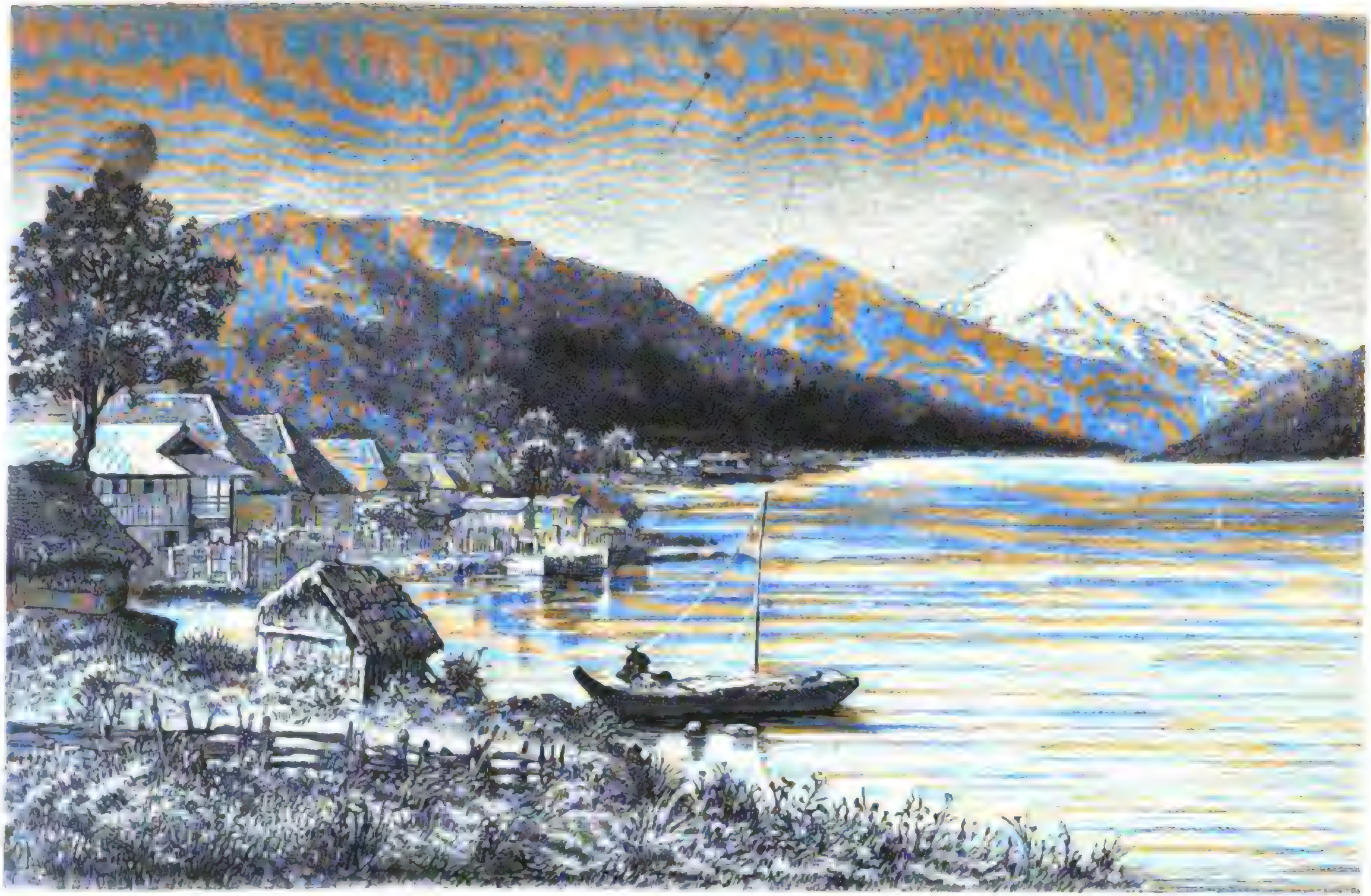
Am 21. Juli um 8 Uhr Morgens verließen wir den reizenden Sommerſitz, durchfuhren auf einer Fiſcherbarke den Hakoneko in einer Strecke von 4 Ri und landeten nach 1½ſtündiger Fahrt bei einem Fiſcherhauſe am jenſeitigen Ufer des See's. Hier luden zwei Miethlinge, ein Führer und ein Kuli, das Gepäck auf den Rücken, denn von nun an ging es zu Fuße. Der Weg führte anfangs längs des Seeabfluſſes durch hohes Schilf- und Bambusrohr nordwärts bergab, bald aber verließen wir das wellige Thal, um den im Weſten ſteilen Gebirgsrücken zu überwinden, deſſen Paß ſich 1500 Fuß über den See erhebt. Wir wanderten unter der Führung eines jungen Burſchen, welcher den engagirten Führer beim Fiſcherhauſe mit der Nachricht überraſcht hatte, daß der häufiger begangene Weg zum Fuſiyama in Folge des Regenwetters unpracticabel geworden ſei. In dichte Nebelwolken eingehüllt, ſtiegen wir, anſtatt von der Paßhöhe ſogleich in das Thal hinabzugehen, noch eine Strecke nordwärts auf dem Hutweideboden des entholzten Rückens in die Höhe, und als wir eine breite, die nächſte Umgebung dominirende Kuppe verlaſſen wollten, um die Direction nach Gotemba einzuſchlagen, da erſt beſiegte die Sonne zum erſten Male während der Gebirgstour den Nebel, die Wolken wogten auf- und abwärts, endlich zerriß der trübe Schleier in dünne, durchſichtige Wellen, und vor uns eröffnete ſich ein Paradies von grünenden Thälern, anheimelnden Auen und Wäldern, hinter deren Nadelhölzern und Fruchtbäumen die halbverborgenen Häuſer größerer Ortſchaften, von den Sonnenſtrahlen einladend beleuchtet, hervorſchimmerten. Die helle Reisſaat trat aus dem dunklen Grün der Thäler um ſo vortheilhafter hervor, als die

Felder von vielen kleinen Seen umgeben waren, die durch glänzende Waſſeradern geſpeiſt wurden und den Pflanzen das nöthige Naß zuführten. Im Hintergrunde aber beherrſchte das altersgraue Haupt des Fuſiyama das ganze Panorama.

Eine Weile waren wir in ſtumme Bewunderung des Bildes verſunken; unſer Führer aber, der keinen Sinn für dergleichen Naturſchönheiten cultivirte, gab nur der Regung ſeines Magens Ausdruck, indem er zum Weitermarſche drängte. Während des Abſtieges begegnete ich einem japaniſchen Collegen bei ſeiner Arbeit. Er war ſoeben beſchäftigt, den Fußſteig zu vermeſſen und auf einer Karte wiederzugeben. Die Neugierde bewog mich, ihn höflich zu grüßen; die mimiſche Bitte, ſeine Aufnahmen betrachten zu dürfen, verſetzte ihn in die größte Verlegenheit, faſt ſchüchtern, zaghaft und entmuthigt trat er einen Schritt bei Seite und blickte verſchämt zu Boden. Ein achteckiges, mit dünnem Papier überzogenes Arbeitstiſchchen neigte ſich unter der Laſt eines hölzernen Diopters (Kippregel) traurig zur Seite, denn der einzige Fuß des Stativs ſchien bei den Wanderungen auf dem ſteilen Terrain ſchon müde geworden zu ſein. Der auf der Kante des Diopterlineales befindliche, rohe Maßſtab diente zum Uebertragen gemeſſener Diſtanzen auf die Zeichnung. Ein ſenkrecht angebrachter Holzfuß trug am oberen Ende ein viereckiges Holzperſpectiv mit einem kleinen Loche als Ocular und einem aus Roßhaaren combinirten, eingezogenen Fadenkreuze, bei der Objectivöffnung mangelten die Gläſer. Als ich die Zeichnung muſtern wollte, trat der Ingenieur etwas irritirt zu dem Tiſchchen, um mein Vorhaben zu verhindern, ergriff einen großen Bleiſtift und ſetzte ſeine unterbrochene Thätigkeit fort. Doch auch ich ließ mich nicht abhalten und mit einer verzeihlichen Zudringlichkeit verfolgte ich ſeine Arbeit *).

---

*) Der angewandte Maßſtab war ſehr groß, denn die Breite des Fußweges war durch 2½ Centimeter abſtehende parallele Linien angegeben und die unbedeutendſten Krümmungen ſcharf und kantig markirt. Wollte Jemand bei Anwendung dieſes Maßſtabes die Richtigkeit der Wegzeichnung von hier bis zum Fuſiyama controliren, er würde kaum in 15 Jahren ſeine Aufgabe bewältigen können. Zwei Handlanger waren damit beſchäftigt, eine 30 Meter lange Drahtleine in gerader Linie dem ſteilen Berge aufzudrängen; doch ſie krümmte ſich in dem Geſtrüppe wie ein brennendes Frauenhaar. In dieſer Art wurden die Diſtanzen vom Tiſchſtandpunkte bis zu dem nächſten abgeſteckt und auf das Papier übertragen, während der frühere Standpunkt durch ein roth-weißes Nivellirfähnchen markirt war. Dieſe Art der Meſſung mochte bei den von 10 bis 30 Grad variirenden Böſchungswinkeln wohl mannigfachen Fehlern unterworfen ſein.



Hakone und der Fuſiyama.

Digitized by Google

Digitized by Google

Als wir nach 3½ſtündiger Fußwanderung Gotemba, ein kleines Dorf im Thale, erreichten, begrüßte uns ein höflicher Polizeiſoldat mit der Frage, ob wir im Beſitze der nöthigen Papiere für die anſtandsloſe Beſteigung des Fuſiyama wären. Mr. Mounſey hatte uns durch den Wink, beſondere Päſſe für dieſe Gebirgspartie aus Tokio zu verlangen, einen ſehr großen Dienſt erwieſen. Ohne genügende Legitimation wäre uns die Beſteigung des Berges von polizeilicher Seite ſicherlich verwehrt worden. Nun aber war es uns ein Leichtes, die Bedenken des Polizeimannes zu zerſtreuen, er zog mit einem tiefen Bücklinge die Kappe und geſtattete den freien Abzug.

Der Weg nach Subaſchiri führt auf der ſchwarzen und grauen Aſche, welche der Fuſiyama, als er vor 300 Jahren noch rumorte, in reichlicher Menge über die Gegend ausgeſchüttet hat. Das helle Gebirgswaſſer rauſcht über Stock und Stein, in den Cederzweigen ſingt die japaniſche Nachtigall ihr ſchmetterndes Lied, auf den Blättern der wilden Roſen und der Erlen glänzen die Käferchen wie Goldtropfen, und die Blätter der Palmen bewegen ſich bei dem wohlthuenden Lufthauche wie große Fächer. Kopfgroße, weiße, angenehm duftende Lilien überragen neugierig den üppig grünenden Wieſenteppich und die Japaner verſäumen nicht, dem Feuergotte des Vulcans weite Flächen mit Anpflanzungen von Lotosblumen zu weihen, deren rothe und weiße Blumenkelche ſich hingebend über das klare Waſſer ausbreiten. Ein von der Natur angelegter Park iſt es, mit der mannigfachſten Abwechslung in Scenerie und Reichhaltigkeit der Gewächſe, welchen wir auf ſanft, aber beſtändig anſteigendem Boden durchkreuzen, um nach Subaſchiri zu gelangen.

Subaſchiri, ein kleines Dorf am Fuße des Fuſiyama (670 Meter über dem Meere), gewinnt in den Monaten Juli und Auguſt an Bedeutung. Von nah und fern, aus allen Richtungen ſtrömen die Pilger hier zuſammen, welche in dem kleinen Tempel auf dem Kraterrande des Vulcans ihre Andacht verrichten wollen. Einestheils, weil ſich zahlreiche Legenden an den Berg knüpfen, anderentheils durch ſeine das ganze Land beherrſchende Majeſtät genießt er von allen Japanern eine abgöttiſche Verehrung. Auf jedem bedeutenderen Aquarelle, bei jeder kunſtſinnig durchgeführten Lackmalerei ſpielt der Berg eine wichtige Rolle. Seine Schneefelder, welche nur in den zwei erwähnten Monaten, in welchen eine Erſteigung möglich iſt, zu einzelnen langen Streifen zuſammenſchmelzen, lagern ſich im Herbſte, Winter und Frühjahre über die ſteile Fläche des ſpitzigen Kegels und füllen den Krater aus. Die Pilger, alle in ein weißes Bußgewand gekleidet, tragen anſtatt des Regenmantels eine Strohdecke auf dem Rücken, die zugleich in den Biwaks als Schlafmatratze dient. Eine kleine an der Leibbinde angebrachte Glocke (Furin) iſt bei der Bergerklimmung mit der Aufgabe betraut, des Gottes Fuſiſan Aufmerkſamkeit auf die einzelnen Beſucher zu lenken. Die wohlhabendere Claſſe der Pilger legt den Weg nach Subaſchiri zu Pferd, die ärmere zu Fuß zurück.

Bei 250 Pilger lagerten am Abende unſeres Eintreffens in der breiten Hauptſtraße des Dorfes, doch ihre Anzahl wuchs während der Nacht um das Doppelte. Ohne Unterlaß klingelten die Furinglocken und verkündeten das Eintreffen neuer Pilgercaravanen. Wir übernachteten, ſo bequem, als es eben bei der großen Anzahl der Gäſte möglich war, in einem Theehauſe und brachen am nächſten Morgen um 5 Uhr Früh auf. Der klare Himmel verſprach das Beſte, obgleich die erfahrenen Hausleute behaupteten, es wäre ein günſtigeres Zeichen, wenn die Bergſpitze eine leichte Haube aufgeſetzt hätte. Der Krater aber war vor Sonnenaufgang noch wolkenfrei und ſeine Erreichung dünkte uns bei der von der Tiefe aus geſehenen ſcheinbaren Nähe und der dadurch gemilderten Steile nur ein Spaziergang ohne Mühe und Anſtrengung. Die Sonne vergoldete flüchtig die ſcharfen Kanten des Kraters, doch bald darauf ließ ſich, zuerſt zarten Rauchwellen gleich, aber immer dichter werdend, eine graue Wolke auf das ehrwürdige Haupt nieder.

Eine Stunde lang ritten wir einen flach geböſchten Rücken continuirlich aufwärts, und gewannen dadurch eine bedeutende Höhe. Wir erreichten ein einſames Theehaus. Hier endete der breite Durchſchlag des Waldes und ſomit auch der Reitweg. Als ich vom Pferde ſtieg, waren meine Glieder wie gerädert, denn es gehört viel japaniſche Geduld dazu, ſich auf einem primitiven Holzſattel wohl zu befinden. Vom Theehauſe beginnt eine ernſtliche Steigung durch einen hübſchen, dunklen, duftenden Wald, welcher nebſt vielen Theeſtationen, kleinen Tempeln, wo die Pilger ihren geheimnißvoll in ſchweigſames Papier verborgenen Obolus opfern ſollen, eine angenehme Ueberraſchung darin birgt, daß zwiſchen den bemooſten Geſteinen ſüße Erdbeeren gedeihen, während dieſe Früchte in niederen Gebirgspartien troß des verlockenden Ausſehens durch den wäſſerigen Geſchmack ein wiederholtes Verkoſten verleiden. Nach 1½ Stunden lichtete ſich der Wald und wenige Schritte brachten uns zur Waldgrenze und in ein vollkommen offenes Terrain. Der Boden beſtand aus Aſche und ſcharfkantiger Lava. Meinen neuen Gebirgsſchuhen war es beſchieden, nur einmal eine derartige Tour zu überwinden. Unheilbar verwundet, erfreuten ſie ſich eines Eintagslebens; ſie liegen am Fuße des Berges in der Aſche begraben.

Je höher wir ſtiegen, deſto tiefer ſank die Nebelhaube. Noch einmal ſahen wir eine ſchwache Contour der Kuppe des japaniſchen Königs der Berge, noch einmal machten wir die falſche Berechnung: in zwei Stunden — eine Kleinigkeit! Freilich, wenn man in jeder Theeſtation 10 Minuten raſtet, um, wenn die Füße ſchwach werden, ſich an der Ausſicht zu laben, dann benöthigt man acht Stunden zur Erſteigung! Vorwärts denn! Aber in der Höhe von 8000 Fuß nickten auch wir uns verſtändnißvoll zu. In dieſer Höhe, wo wieder eines der vielen aus Holz gezimmerten und mit Lavaſteinen verkleideten Theehäuſer zur Raſt einlud, ſiegte der Hunger und die Müdigkeit. Wir ruhten eine halbe Stunde und aßen einige Eier, uns den übrigen Proviant und die Flaſche Wein bis ſpäterhin aufſparend.

In weiter Entfernung beleuchtete die Sonne das Dorf Subaſchiri, welches in den bewaldeten Gebirgswellen einem Weſpenneſte glich. Rechts und links verliehen die glänzenden Augen kleiner Landſeen dem bläulichgrünen Tone der Laub- und Nadelhölzer Lebendigkeit und Friſche. Dort lag Hakone, dort Yokohama, dort Tokio, hier Kambara und die breite Halbinſel-Provinz Idzu mit dem durch das Fernglas wahrzunehmenden Leuchtthurme Iroſako auf dem Südcap. Der Weg wurde ſteil und ſteiler, die Nebelwolke größer und dichter. Mit eiſigem Hauch berührten die Ausläufer des Nebels unſere heißen Stirnen. Das Auge vermochte kaum mehr die nahen Schneefelder wahrzunehmen, welche zu unſerer Linken mit den Wolken verſchwammen. Gottlob, nun ſind wir oben! ſo riefen wir aus, als wir um 12 Uhr abermals eine Station erreicht hatten. Wir warfen uns auf die Strohmatten, die den naſſen Boden der Hütte bedeckten, und ſchlürften mit vollen Zügen den ſervirten heißen Thee. „Wie weit iſt es noch bis zur Spitze?“ Die Converſation ſtieß auf Schwierigkeiten, da unſer Dolmetſch es vorgezogen hatte, von Hakone nach Yokohama zu reiſen, um Quartiere zu beſorgen, und erſt mit Hilfe der Uhr erfuhren wir die Antwort: Noch zwei Stunden. Ein heftiger Sturm erhob ſich. Das pfiff und wimmerte in dem Nebel, daß ſelbſt die in dem Theehauſe raſtenden Pilger einen verzweifelten Geſang anſtimmten, um den erzürnten Berggott zu beſchwichtigen.

Die Steile des Weges übertraf von nun an alle Erwartungen, die dünne Luft beklemmte einigermaßen das Athmen, und ein feiner Schneeregen, ſpitzen Nadeln gleich, erſtarrte die Hände dermaßen, daß es mir Schwierigkeit bereitete, den Bambu-Bergſtock in der Hand zu behalten; er fühlte ſich ſo kalt an, als wäre er aus hartem Stahl geſchmiedet. Ich machte meinem Unmuthe durch einige kernige Ausdrücke Luft, wie ſie der heilige Berg ſicherlich noch nicht gehört hatte, doch das Wetter geſtaltete ſich bei jedem Schritte noch ſchlimmer — mein Kautſchukmantel, welchen ich zum Schutze gegen die empfindliche Kälte angezogen hatte, blies ſich wie ein Segel auf, mich in die jähe Tiefe hinabdrängend, und es ſchien, als ſei es nimmermehr möglich, vorwärts zu kommen. Doch ein feſter Wille gleicht Thäler aus und ebnet Berge.

Um 2 Uhr Nachmittags hatten wir den Tempel erreicht. Wie es nicht anders in ſolcher Höhe ſein kann, wohin die wenigen Holzſtänder mehr von der Begeiſterung für den Zweck, als von der ſchwachen phyſiſchen Kraft unter den größten Mühſeligkeiten getragen werden konnten, bietet der Bau in ſeiner Einfachheit den Eindruck der größten Beſcheidenheit. Die aus Lavaſteinen aufgethürmten Wände ſchützen den gezimmerten Holzaltar, auf welchem ein unanſehnliches Götterbild trotz der vier brennenden Lampen das ganze Jahr hindurch friert, nur nothdürftig gegen die Unbilden der rauhen Witterung. Angrenzend an den Tempel reihen ſich einige in derſelben Bauart errichtete Unterkunftshäuſer, deren Pilgerinſaſſen an einem mit großer Mühe erhaltenen, ſpärlichen Feuer an allen Gliedern vor Kälte zitterten.

Von dieſen Häuſern reicht eine Lavamauer bis zum Kraterrand. Mehr kriechend, erklommen wir die weiteren 100 Steinſtufen zum Krater. Derſelbe bildet eine annähernd kreisförmige Oeffnung von 4—500 Meter Durchmeſſer und 167 Meter Tiefe. Ein Blick in das nebelige Nichts der gähnenden Oeffnung desſelben, das Ableſen des Aneroid-Barometers mit Unterſtützung des Grafen, denn der Sturm entfaltete ſeine ganze Wuth, und die Aufgabe der Höhenbeſtimmung des Berges war gelöſt.

Mr. Mounſey notirte in ſchon vorher genau beſtimmten Zwiſchenräumen den Luftdruck zu Hakone mittelſt eines anderen erprobten Aneroides. Das Reſultat meiner Berechnung ergibt auf Grundlage der Barometerſtände am Kraterrande = 488·18 Millimeter und in Hakone (660 Meter über dem Meere gelegen) = 701·54 Meter, die Höhe des Fuſiyama (oder Fuji-no-yama) mit 3726 Meter = 11.790 Wiener Fuß = 12.240 engliſche Fuß *).

Bei hellem Wetter muß die Rundſchau von der in iſolirter Erhabenheit aufragenden Bergſpitze eine das Gemüth feſſelnde und ergreifende ſein. Der Durchmeſſer des Panorama's beträgt circa 32 geographiſche Meilen. Der bunte und lebendige Farbenwechſel des Meeres, der Landſeen, der Thäler mit ihren Theepflanzungen und des Waldes, im Gegenſatze zu dem kahlen, vulcaniſchen Gipfel ſchafft ein wahrhaft entzückendes Bild, deſſen Effect bei Sonnenuntergang, wenn der lange, ſpitze Schattenkegel des heiligen Berges ſich oſtwärts über die Landſchaft ausbreitet, noch bedeutend erhöht wird.

Ohne einen Imbiß einzunehmen, traten wir den Rückweg an. Als hätte Fuſiſan darob ſeine Freude, flogen wir mehr, begünſtigt von einem in unſeren Rücken blaſenden Sturmwinde, als wir liefen, in einer auf das Gerathewohl eingeſchlagenen Direction die Bergmulde hinab. Die Füße gruben ſich bei jedem Schritte tief in die Aſche ein und ſelbſt ein Fall hatte außer einigen Ritzen im Geſichte oder auf der Handfläche keine weiteren Folgen. Oft verſagte mir der Athem und ich mußte ſtehen bleiben, um in vollen Zügen

---

*) Dieſe Zahl entſpricht dem Kraterrande oberhalb der Pilgerhütten Yakuſchinatake in 3672 Meter Höhe. Nordweſtlich derſelben gipfelt der Kraterrand im Kengamine zu 3729 Meter, ſüdlich im Komagatake in 3745 Meter (Knipping). In neueſter Zeit hat R. Stewart vom japaniſchen Vermeſſungsbureau die Höhe des Fuſiyama zu 3769 Meter beſtimmt.

der Lunge die nöthige Luft zuzuführen. Nach 1½ſtündigem Laufe hatte ich den Waldesrand erreicht. Ich ſah mich nach allen Seiten um, ich war mutterſeelenallein; Graf Széchenyi mußte eine andere Richtung eingeſchlagen haben, ſo auch unſer Führer. Auf gut Glück drang ich in das Dickicht ein und bahnte mir mit blutenden Händen den Weg durch die naſſen Tannen und Föhren. Mein Bemühen war von Erfolg gekrönt, bald befand ich mich bei einem wohlbekannten Tempelchen und ſomit auf dem Wege nach Subaſchiri. Im Orte traf ich bereits Graf Széchenyi, welcher die Anordnungen für die morgige Weiterreiſe ertheilte. Mein Schlaf war todtengleich, auch nicht einmal der helle Glockenton der Furins bei Ankunft der Pilgerzuzüge vermochte mich zum klaren Bewußtſein zu rufen.

Am nächſten Morgen fuhren wir in Yinrikſchawagen über Gotemba bis zu einem kleinen Dorfe am Fuße des Gebirgsrückens, welcher ſich im Weſten von Odawara als Waſſerſcheide einiger kleiner Gebirgsſeen von Nord nach Süd erſtreckt und deſſen Paß im Weſten des Hakone-See's wir vor drei Tagen überſchritten hatten.

Während des Abſtieges vom Vulcan war entſprechend viel Lavageſtein in meine Schuhe gedrungen und hatte meine Füße nicht unerheblich verletzt. Darum blieb ich während der Fußwanderung über den erwähnten Gebirgsrücken bedeutend zurück, ich beneidete jeden Pilger, welcher auf einem primitiven Holzſattel thronend, ſtolz an mir vorüberritt. Dafür genoß ich vom Paſſe aus eine reichliche Ueberſicht der vorliegenden Gebirgslandſchaft und der fernen See. Im Rücken aber war der Fuſiyama noch immer von trüben Wolken umhüllt.

Wir übernachteten in Odowara. Am nächſten Tage beſichtigten wir in Kamakura die bekannten Sehenswürdigkeiten: den 13 Meter hohen, aus Erz gegoſſenen Daibutz (Buddha)*) und die weitläufigen Tempelgebäude mit alten Rüſtungsgegenſtänden früherer Mikados. Ein niederes, in tropiſcher Vegetation

---

*) Der Kopf beſitzt die Höhe von 2½ Meter. Das Innere der ſitzenden Geſtalt enthält Tempelräumlichkeiten, deren mit mitunter wohlbekannten Namenszügen beſchriebene Wände das Fremdenbuch erſetzen. Die Statue wurde im Jahre 1252 auf Verlangen des Schoguns Minamotono Yoritomo van dem berühmten Bronzegießer Ohno Goroyemon verfertigt.

in ſeiner Einfachheit und Natürlichkeit leicht zu verſtehen. Die flüchtig hingeworfene Skizze eines Straßenbildes, eines Theehauſes, eines Tempels mit den Inwohnern oder Beſuchern genügt, um das ungetrübte Geplauder oder lebensfrohe Lachen zu hören, welches in der Wirklichkeit an das Ohr dringt. In Indien und China geſtaltet ſich die Aufgabe des Reiſeſchriftſtellers bedeutend ſchwieriger, ſelten vermag hier die Schilderung die ganze Eigenart des Landes und ſeiner Bewohner wiederzugeben und dem Leſer ſo lebendige Eindrücke zu vermitteln, als wäre er ſelbſt an Ort und Stelle.

Dem indiſchen Volke, hauptſächlich aber dem chineſiſchen, mangelt der offene Charakter. Und wo ein verſchlagenes, heimtückiſches, berechnetes Weſen jedem Unternehmen im vorhinein eine Maske aufdrängt, da leidet der unmittelbare Eindruck ſchon unter dem Gewichte der Befangenheit und es bedarf eines längeren Studiums, das kalte Bild ſo zu zergliedern, um den Puls des Lebens zu finden.

Jeder Reiſende verläßt Japan entzückt von dem Lande und ſeinen Bewohnern. Das wiſſen auch die Japaner und bemühen ſich, die Gunſt der Fremden zu erhalten. Dieſes Streben tritt beſonders in Yokohama hervor, der japaniſchen Hauptcolonie europäiſcher Handelsleute. Die gegenſeitigen Intereſſen ſind innig verflochten, in ungetrübter Harmonie leben die Bewohner neben einander, Freud und Leid nach dem Geſchäftsgange theilend. Damit ſei aber nicht geſagt, es ſtünde der Japaner auf gleicher geſellſchaftlicher Stufe mit dem Europäer; im Gegentheile, der Europäer behandelt ihn mit Geringſchätzung, doch der Japaner, welcher die geiſtige Ueberlegenheit der Fremden fühlt, accommodirt ſich dieſem Verhältniſſe.

Yokohama*) liegt an der Tokiobucht und ſchließt mit dem bergigen Hintergrunde den vorzüglichen Hafen in einem Halbkreiſe gegen Weſten ab. Im Süden wohnen die Europäer in ihren Privathäuſern oder Fabriken, im Norden die Japaner. Hier wird die Nacht zum Tage. Theehaus grenzt an Theehaus, da wird Theater geſpielt, dort geſungen und gezecht, kurz die Leute ſind bemüht, das Geld, wie ſchnell es gewonnen wurde, ebenſo ſchnell auszugeben. Die Japaner beſitzen in Yokohama ſchon ein von europäiſcher Cultur angehauchtes Schauſpielhaus, einen großen Holzbau, deſſen Inneres bereits mit Gas beleuchtet iſt. Der große, viereckige Zuſchauerraum und die Galerie ſind mit Strohmatten belegt, worauf die Zuſchauer hocken, liegen oder in orientaliſcher Weiſe ſitzen. Die Bühne iſt etwas erhöht und mit einem rothen Vorhange abgeſchloſſen.

---

*) 64.300 Einwohner, ſeit 1858 den Europäern geöffnet. Werth der jährlichen Einfuhr 20 Millionen Dollars, Werth der jährlichen Ausfuhr 28 Millionen Dollars.

Die Ungeduld des Auditoriums iſt unbeſchreiblich, es kann den Beginn der Vorſtellung nicht erwarten, erklettert die Vorbühne, hebt den Vorhang in die Höhe und verfolgt neugierig die Vorbereitungen zur Vorſtellung. Von der Bühne führt in gleicher Höhe ein Brettergang längs der Seitenwand des Saales zu einem Nebengemache, worin ſich die Schauſpieler aufhalten, welche in dem Stücke beſchäftigt ſind. Um zur Bühne zu gelangen, benützen ſie ſelbſt während der Vorſtellung dieſes Gerüſte. Bei dem Abgehen vom Schauplatze aber verſchwinden ſie durch eine Thüröffnung im Hintergrunde der Bühne.

Die Japaner benehmen ſich bei dem Kunſtgenuſſe noch ſehr kindiſch. Sie neckten, balgten und hetzten ſich im Zuſchauerraume, und die Mädchen und Frauen ſcherzten und ſchäkerten; ſie lachten laut auf, wenn ein flüchtender Burſche ſeinem nachfolgenden Gegner vor dem Bühnenvorhange in roher Weiſe das Geſicht verunreinigte. Kinder, welche noch ſo jung waren, daß ſie das helle Gaslicht blendete, hingen an der Mutterbruſt, ſolche aber, die die Kunſt des Gehens ſchon begriffen, benützten die Errungenſchaft zu Spaziergängen auf dem Bühnengange, welcher aber unmittelbar vor der Vorſtellung geſäubert wurde. Der männliche Theil des einheimiſchen Publicums rauchte ſeine Pfeife und entledigte ſich allmälig und mit der zunehmenden Hitze ſeiner Kleidung. In der Nähe des Ausganges ſaß in einer erhöhten Holzbude eine Polizeiwache und ſtierte apathiſch in die lärmende Volksmenge.

Wir befanden uns auf der Galerie in ſehr gemiſchter Geſellſchaft. Die Billeteuſe hatte uns in zuvorkommender Gefälligkeit eine Holzbank hereinbringen laſſen, damit wir nicht auch, wie die Japaner, auf den Strohmatten zu hocken gezwungen waren. Nach einer oberflächlichen Zählung ſchätzte ich die Zahl der Zuſeher auf 3000. Das Stück hatte um 9 Uhr Abends noch nicht begonnen, das Publicum wurde ungeduldig und klatſchte erwartungsvoll in die Hände, ein Theil lärmte: „Miah, miah!“ Andere ſchrieen wieder: „Öh, öh!“ Endlich wurde es auf der Bühne lebendig, ein Holztamtam vibrirte in ächzenden Tönen, die große Trommel donnerte, der Vorhang wurde zur Seite geſchoben, und vor einem zweiten, blauen Gazevorhange ſtanden vier Samurai (Kriegerkaſte) mit ihren Kulis; ſie wiſperten einige ſchüchterne Worte und zogen im Gänſemarſch ab.

Allmälig legte ſich der Lärm im Parterre, und als der zweite Vorhang ſeitwärts gezogen wurde, trat allgemeine Ruhe ein. Umgeben von hellgrünen Couliſſenwäldern, lag auf der Bühne ein japaniſcher Abenteurer im Schlafe. Erwachend, rieb er ſich vorerſt die Augen und erhob ſich dann gähnend und die Glieder ſtreckend. Er recitirte einen Monolog, wurde aber darin durch einen Trommelwirbel unterbrochen, welcher die Ankunft eines von großem Gefolge begleiteten Daimio's (Fürſten) anzeigte. Unſer Held aber wollte auf und davon, indem er, einen großen Strohhut vor das Geſicht drückend, bei den Ankommenden vorbeizuhuſchen verſuchte. Er wurde jedoch von den Samurai angehalten und vor den Damio gebracht. Der folgende Wortwechſel ſteigerte ſich bald zur That.

Den Gegenſtand des Streites bildete nichts Geringeres, als die Entſcheidung, welcher von beiden der echte und rechte Daimio wäre. Beide Helden entledigten ſich aller hindernden Kleidungsſtücke und erprobten ihre phyſiſchen Kräfte durch volle zehn Minuten. Das Publicum jubelte vor Vergnügen. Als endlich der Abenteurer zu Boden geworfen worden war, fiel das fürſtliche Gefolge über ihn her und band ſeine Hände auf den Rücken. Die Trommel ſchlug ein, ein noch höherer Daimio mit noch größerem Gefolge erſchien. Die im Range höchſte Perſon ſaß während der Scene auf einem hohen Stockerl, die übrigen Darſteller hockten oder knieten auf dem Boden. Jeder Schauſpieler wurde auf Schritt und Tritt von einem kleinen Burſchen begleitet, welchem die Aufgabe zufiel, mit einer langen Stangenlaterne die Kleidung und die Bewegungen des Künſtlers auf das vortheilhafteſte zu beleuchten. Im weiteren Verlaufe des Drama's erfuhr nun der hohe Fürſt die Urſache und den Verlauf des Zweikampfes. Mit ſtoiſcher Ruhe vernahm er die Geſchichte, er hielt es nicht der Mühe werth, irgend Jemand der Geſellſchaft anzublicken, denn ſeine Verachtung erſtreckte ſich auf alle Untergeordneten. Er überließ den Gefangenen der Willkür des Siegers, welcher ihn zum „Harakiri“ begnadigte.

Harakiri nennen die Japaner den ſo ſehr beliebten Selbſtmord durch Aufſchlitzen des Bauches. Es gilt als eine beſondere Begnadigung, wenn ein zum Tode verurtheilter Verbrecher ſich harakiren darf. Bei dem Selbſtmorde umſtehen die nächſten Anverwandten und beſten Freunde den Helden und ſtacheln ſeinen Ehrgeiz mit feurigen Worten und ſtürmiſchen Zurufen derartig an, daß er oft mit Begeiſterung das Werk ausführt. Mangelt es dem Armen an dem nöthigen Muth oder ſinkt er nach dem erſten Schnitte bewußtlos zuſammen, ſo erbarmt ſich der Vater oder Sohn, der Bruder oder Freund ſeiner und ſchlägt ihm den Kopf ab. Das Harakiri wird entweder mit dem üblichen, leicht gebogenen, ſcharfen Schlachtſchwerte oder einem eigens für dieſen Zweck verfertigten Harakirimeſſer, welches noch heutzutage im Lande einen ausgiebigen Handelsartikel bildet, begangen.

Der in ſeinem regſten Ehrgefühle angeregte Delinquent des Drama's war ſchier entzückt ob ſeines Schickſales, mit beredten Worten dankte er ſeinen Richtern. Seine Hände, der Feſſeln entledigt, ergriffen, während ein gieriger Aufſchrei die Luft durchzitterte, das dargebotene Schwert und preßten es leidenſchaftlich an die Bruſt. Dann löſte er vom Leibe die Binde und ſetzte des Schwertes verderbliche Spitze in die Weiche. Zwei, drei Mal wiederholte er den Verſuch, doch immer wieder ſiegte die Scheu vor Menſchenblut. — Der Fürſt wurde ungehalten, er ſprach im langſamer, würdevoller, näſelnder Stimme etwas von Feigheit und ähnlichen ſchändlichen Begriffen, warf dem Gefangenen einen unendlich verachtenden Blick zu, zog dann aus ſeinem Gürtel einen glitzernden Dolch, erhob ſich majeſtätiſch und wies dem Publicum ſeinen Rücken. — Der Vorhang fiel.

Wie das Drama endete, vermag ich leider nicht zu berichten, denn wir verließen das Schauſpielhaus. Die japaniſchen Schauſpieler beſitzen nicht die prächtigen Coſtume der chineſiſchen Collegen, ſondern kleiden ſich in der einfachen Tracht ihres Landes; ihr Spiel kann jedoch nicht als wirkungslos bezeichnet werden. Das Drama beruht immerhin auf einer logiſchen Grundlage. Wenn auch die gebrauchte Sprachweiſe mitunter die Stimmmittel überſteigt, wenn auch das Umſchnappen der Stimme in Folge der Ueberanſtrengung, den größtmöglichen Effect zu erzielen, unangenehm anzuhören iſt, ſo läßt ſich nicht leugnen, daß den Productionen die Natürlichkeit nicht in jenem Maße abgeht, wie in China. Die Frauenrollen werden auch in Japan von Männern dargeſtellt, denn obwohl die Japanerinen im Allgemeinen ſicherlich das Talent beſitzen, die Kunſt durch ihre Mitwirkung zu heben, ſo läßt es ihre untergeordnete ſociale Stellung nicht zu, daß ſie gemeinſam mit Männern die Bühne betreten.

Der Eintrittspreis in das Theater von Yokohama beträgt per Perſon nur 12 kr. Die Geſchäfte gehen derartig gut, daß ein großer Theil der Andrängenden ſich begnügen muß, vor dem Theater zu warten, hier eine Schale Thee zu trinken und die ſenſationellen Ereigniſſe, welche ſich vor und auf der Bühne abſpielen, außerhalb des Hauſes zu beſprechen. Erſt in ſpäter Nacht zerſtreuen ſich dieſe Gruppen. Die Handlaterne ſchwingend, ſchlägt der Eine den Weg zu ſeiner Wohnung ein, der Andere zieht es vor, noch ein Theehaus zu beſuchen.

Die Eiſenbahn von Yokohama nach Tokio iſt wie die Strecke Kobe-Kioto eine ſchmalſpurige. Die Trace ſchmiegt ſich in ihrer geſammten Länge von 28 Kilometer mehr oder weniger der Meeresküſte an. Nach Paſſirung von ſechs Stationen erreicht man in 50 Minuten Tokio. Jede Tagesſtunde geht von Yokohama nach Tokio ein Perſonenzug ab, in der dritten Station findet die Kreuzung ſtatt. Pünktlichkeit zählt nicht zu den orientaliſchen Tugenden. Beim Bahnbetrieb aber wird ſie zur Nothwendigkeit. Darum bemüht ſich die Bahnverwaltung bei dem regen Verkehr, ein zweites Geleiſe zu legen. Die japaniſchen Paſſagiere benützen zur Fahrt nur die dritte Claſſe. 24 Reiſende füllen den geringen Waggonraum, und jeder trachtet einen Fenſterſitz zu gewinnen, von wo aus er behäbig und zufrieden den Werth des vorüber fliegenden, fruchtbaren, flachen Ackerbodens abſchätzen und berechnen kann.

Vorderhand denkt man nicht daran, die zwei beſtehenden Bahnlinien zu verbinden. Eine Anleihe von 12 Millionen Dollars, welche ſogar um

2 Millionen überzeichnet wurde, ſoll in erſter Linie für die Errichtung einer Landpoſtverbindung von Yokohama nach Kioto verwendet werden. Man arbeitet bereits an der Straßenverbeſſerung und baut an den Stellen, wo der Reiſende genöthigt war, die Flüſſe auf Booten zu überſetzen, ſolide Holzbrücken. Die Poſtkutſchen harren bereits ihrer Beſtimmung, und Pferde hofft man bald aufzutreiben. Die Strecke ſoll in vier Tagen zurückgelegt werden und der Fahrpreis für eine Perſon ſammt der Verpflegung (Fiſch und Reis) 6 Dollars nicht überſteigen.

Wir erreichten Tokio in früher Morgenſtunde und wurden auf dem Bahnhofe von Herrn v. Siebold, dem öſterreichiſch-ungariſchen Geſandtſchaftsattaché, mit der von Mr. Mounſey zur Dispoſition geſtellten Equipage erwartet. Im Laufe des Vormittags machten wir die Aufwartung bei Sir Harry Parkes, dem engliſchen Botſchafter, welcher, da Herr Hofer v. Hoferfels, der jetzige vaterländiſche Miniſterreſident, noch nicht ſeinen Poſten bezogen hatte, interimiſtiſch die Geſchäfte desſelben führte. Die japaniſche Regierung hat der öſterreichiſch-ungariſchen einen ausgiebigen Baugrund in der Nähe des engliſchen Palais zum Geſchenke gemacht und die Japaner freuen ſich ſchon darauf, daß hier ein ſchönes Gebäude entſtehen werde.

Um zuerſt einen Totalüberblick von Tokio zu gewinnen, erſtiegen wir einen günſtig in der Stadt ſituirten Hügel, gelangten über 90 ſteile Steintreppen zur freien Höhe und erblickten von hier die umfangreiche Stadt in ihrer geſammten Größe. Ich erwartete mehr, als ich ſah. Tokio ſchien ein großes Dorf zu ſein, und ſelbſt die Reſidenz des Mikado, welche alle die unzähligen, unſcheinbaren Holzbauten der Stadt kühn überragte, glich mehr einem Schüttkaſten als einem Palais. Auf dem Flaggenſtocke der kaiſerlichen Wohnung wehte Halbtopp die Trauerflagge — dort drüben lag eine Leiche.

Der Mikado, aus der im Jahre 1603 geſtifteten Kubo-Dynaſtie ſtammend, zeigt ſich dem Volke immer in glänzender, europäiſcher Uniform, die Kaiſerin aber hält treu und feſt an der Nationalkleidung. Nur ſelten erſcheinen beide Majeſtäten gleichzeitig vor den Unterthanen. Der Kaiſer, welcher noch vor wenigen Jahren bei öffentlichen Anläſſen große Schüchternheit und Befangenheit an den Tag legte, hat ſich nun ein ſicheres, würdevolles Auftreten angeeignet. Als er vor 14 Tagen die neue Ingenieurſchule in Tokio eröffnete, zu welcher Feierlichkeit die geladenen Repräſentanten aller europäiſchen Mächte erſchienen, war er ſich vollkommen ſeiner Majeſtät bewußt, hörte die Vorträge von vier Studenten über Eiſenbahnweſen, Schiffbau, Dampfkraft und Elektricität (mit beſonderer Berückſichtigung des Telegraphenweſens) aufmerkſam an, beſichtigte die Muſeen, Sammlungen und Apparate mit eingehendem Verſtändniß, kurz er fühlte die Stellung und Würde des höchſten Mannes eines dem Fortſchritte huldigenden Reiches. Die Kaiſerin aber kann ihren Rang nicht recht faſſen. Vor zwei Jahren erſchien ſie bei einer volkswirthſchaftlichen Ausſtellung an der Seite ihres Gemals. Die jedem japaniſchen Mädchen ſchon während der Erziehung fort vor Augen ſchwebende, untergeordnete Familienſtellung gab ſich in den wiederholten Verſuchen kund, dem Kaiſer immer den Vortritt zu laſſen, ſo daß der Oberſthofmeiſter ſie fort und fort vorſchieben mußte. Seit jener Zeit folgt ihr Wagen immer dem des Kaiſers; ſie ſteigt zuerſt aus, begibt ſich zu dem Wagenſchlage des letzteren und empfängt hier, wie jede andere japaniſche Frau, ihren Herrn und Gebieter. Der Kaiſer Mutſuhito zählt gegenwärtig 30, die Kaiſerin Haruko 35 Jahre.

Der Mikado genoß in ſeiner Kindheit eine gute Erziehung und iſt noch immer bemüht, ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Wie man ſagt, ſoll er der deutſchen Sprache vollkommen mächtig ſein, doch iſt es nie vorgekommen, daß er ſich im Verkehre mit Deutſchen derſelben bediente. Er ſpricht bei allen Audienzen nur japaniſch, und ein Dolmetſch überſetzt ſeine Anreden in die betreffenden Sprachen. Die Mutter des Kaiſers lebt noch. Obgleich von großem Einfluſſe auf ihren Sohn, theilt ſie nicht deſſen Sympathien für die Europäer. Die Ehe mit der legalen Kaiſerin iſt kinderlos. Der präſumtive Thronerbe aber, der Sohn einer Nebenfrau, lag auf der Todtenbahre. Der tiefgebeugte Mikado war für Niemand zugänglich, in gänzlicher Abgeſchloſſenheit trauerte er über den für ihn und das Land ſo ſchweren Verluſt.

Zu den Leichenfeierlichkeiten rückte die ganze Garniſon von Tokio *) und Umgebung aus, alle Miniſter erſchienen in goldſtrotzender, unkleidſamer

---

*) Die Friedensſtärke der japaniſchen Armee beträgt 35.380, die Kriegsſtärke 50.240 Mann.

Herr von Siebold machte den liebenswürdigen Cicerone bei unſeren Spaziergängen durch die Stadt.

Wir beſuchten den Tempel der Taikune. Der alte, als ſolcher berühmte Tempel brannte im Jahre 1868 zum größten Theile nieder, und die Japaner gingen gerade an die Arbeit, den großen Verluſt durch einen neuen Bau zu erſetzen. In dem erſten Vorhofe ſtehen in langen Reihen, ſymmetriſch gruppirt, 300 Steinlaternen, in dem zweiten koſtbare, von einem begeiſterten Kunſtſinne geſchaffene Bronzegefäße, als Laternen, Waſſerbehälter, Räuchervaſen und Opfertiſche. Bevor wir die Tempelhalle ſelbſt betraten, mußten wir uns, wie es die Japaner immer verlangen, ſei es nun bei dem Beſuche eines geheiligten Ortes oder einer Privatwohnung, der Fußbekleidung entledigen. Dieſer Tempel weiſt mit ſeinen Holzſchnitzereien das Schönſte auf, was ich überhaupt in Japan an zarter Farbenzuſammenſtellung und bis in das kleinſte Detail gelungener Durchführung an Kunſtwerken zu beobachten Gelegenheit hatte. In einem kleinen Gartenraume erhebt ſich das einfache Bronze-Grabdenkmal der fünf Taikune, welche hier ihre Ruheſtätte fanden. Von einem Eiſengeländer umgeben, deſſen Bronzethüre ein hervorragendes Werk coreaniſcher Kunſt iſt (ein Geſchenk der coreaniſchen Regierung), genießt es von Seite der Prieſter eine beſondere Verehrung; alltäglich zum gemeinſamen Gebete vereint, opfern ſie an den Stufen der Pagode Reis, Blumen und Räucherkerzchen.

Die wiſſenſchaftlichen Inſtitute der Reſidenz, als Muſeen, Schulen, Gartenanlagen ꝛc., ſind erſt im Stadium des Entſtehens, wenngleich ein ſeltener Ordnungsſinn bemüht iſt, die Schätze der Sammlungen in ein gewiſſes Syſtem zu bringen.

Das kaiſerliche Muſeum imponirt durch die Reichhaltigkeit ſeines Inhaltes. Wir ſehen hier alte, japaniſche Rüſtungen, Waffen, Münzen, Schmuckgegenſtände und heilige Gefäße. Eine weitere Abtheilung iſt in allen Räumen mit modernen Bronze- und Porcellanwaaren, Seidenſtickereien, Holzſchnitzereien und Glaswaaren ausgefüllt. Wir betreten einen kleinen Saal, worin ſich die Käfer- und Mineralien-Sammlungen in europäiſchen Glaskäſten befinden. Ein anderer Saal gehört „der Kunſt“. Photographien aus allen Welttheilen, Kupfer- und Stahlſtiche, Malereien und Landkarten füllen entweder die Albums oder bedecken die Wände. Wir ſtehen vor einem Portale, oberhalb welchem der öſterreichiſche Doppeladler mit allen Wappenfeldern der Kronländer, mit lebendigen Farben in Seide geſtickt, neben dem in gleicher Weiſe verfertigten kaiſerlich japaniſchen Wappen in einem großen Glasrahmen bis zur Decke emporragt. In dem angrenzenden Saale ſind die während der Wiener Weltausſtellung geſammelten Schätze aufgeſpeichert. Vor jedem großen Glaskaſten, worin die Marmorſtatuen, Glaswaaren, Porcellanvaſen, Galanterie- und Lederwaaren gegen den Staub geſchützt werden, hält ein lebensgroßer, öſterreichiſcher Holzſoldat die Wache. Die Uniformſtücke ſind vollkommen echt und reglementsmäßig; doch der Japaner, welchem die Aufgabe zufiel, die eben recrutirte Mannſchaft zu bekleiden, verſtand es nicht, das richtige Adjuſtirungsbild wiederzugeben. So trägt ein Pionnier zu ſeinen Honved-Beinkleidern ſtolz den Federhut eines Generalſtabsofficiers, ein Artilleriſt den Jägerhut auf dem Kopfe und den Werndlſtutzen in der Hand, ein Huſar läßt den Infanterietſchako nach der einen, den Wiſcher einer „Uchatius“ nach der andern Seite abwärts gleiten, der Infanteriſt beugt die Knie in den Jägerpantalons unter der Schwere eines Cavallerieſäbels u. ſ. w.

Die Muſeen der Hochſchule enthalten nur in das Studium einſchlägige Sammlungen, unter Anderem ein zoologiſches, botaniſches und mineralogiſches Cabinet.

Die japaniſchen Schulen werden, beſonders in den großen Städten des Landes, mit einer fieberhaften Haſt europäiſch eingerichtet und mit den entſprechenden Lehrmitteln ausgeſtattet. Die neugebauten Lehranſtalten fallen durch die moderne Architektur und die nette Baudurchführung ſofort auf. Die luftigen Lehrſäle enthalten einen Lehrſtuhl und einige Reihen Schulbänke; an den Wänden hängen neben den japaniſchen, die engliſchen Laut- und Buchſtabirtafeln, Landkarten und naturgeſchichtliche Bilder. Eine Schulbibliothek verſieht die Schüler mit einheimiſcher und fremdländiſcher Literatur, und in einem Muſikſaale ſtehen ein Clavier und Harmonium jenen zur Verfügung, denen die Natur ein feineres als das volksthümliche Muſikgehör beſchieden.

ihnen auch nur einen Funken Schamgefühl zumuthen zu können. In jeder Gaſſe der Städte, in dem kleinſten Dorfe trifft man ein offenes Bad, in welchem ſich die Japaner ohne Unterſchied des Geſchlechtes in einem gemeinſamen Baderaume verſammeln.

Graf Széchenyi verweilte noch einige Tage in Tokio und Yokohama, reiſte ſodann nach dem herrlichen Nikko, von wo aus er die Rückreiſe nach Kioto auf dem Nagaſendo antrat. Nikko, d. h. der Sonne Glanz, liegt 36 Ri nordnordweſtlich von Tokio. Eine unvergleichlich großartige Allee von herrlichen Nadelhölzern begleitet die letzte Strecke der Straße von Nikko, welche unmittelbar hinter Haſchiiſchi den Daiyagawa mittelſt einer Holzbrücke überſetzt. Nikko verdankt ſeinen Ruf vor Allem einem herrlichen Haine, in welchem Cryptomerien von 5—6 Meter Umfang keine Seltenheit ſind, und unter deren Schatten die Gottheiten Iyeyaſu und Iyemitſu ruhen, denen hier koſtbare Tempel, Pagoden, Bronze- und Steinlaternen errichtet wurden, die in architektoniſcher Hinſicht zu den hervorragendſten Sehenswürdigkeiten Japans zählen. Eine beabſichtigte Beſteigung des thätigen Vulcans Aſamayama (8500 Fuß hoch) ſcheiterte an den ungünſtigen Witterungsverhältniſſen. Von Kobe begab er ſich auf einem Poſtdampfer nach Schanghai, während ich der Inſel Jeſſo einen Beſuch abzuſtatten mir vorgenommen hatte.

VIII.

Die Inſel Jeſſo und das Ajnovolk.

Ankunft in Hakodate. — Aus dem Theehauſe in den kaiſerlichen Sommerpalaſt. — Die Stadt. — Klimatiſche Verhältniſſe. — Abreiſe. — Die Farm Nanaye. — Der angebliche Fortſchritt in Japan. — Das Wild der Inſel. — Der Vulcan Komagadake. — Mori. — Mororan. — Straßen-Caravanen. — Erdbeben in Schiraoi. — Der Vulcan Taramayama. — Der Magnet als Erdbebenprophet. — Jubutz, die „Ajnohauptſtadt“, und ihre trigonometriſchen Pyramiden. — Wege. — Zu den Ajnohütten. — Unfall. — Brillenſchickſal. — Das Mukawathal. — Die Ajno als Laſtenträger. — Das Wegbahnen zum Jubaridake. — Der Gebirgsſtock Jubaridake. — Der Geburtstag des Kaiſers. — Die Canoës. — Nach Saporo. — Ackerbauſchule. — Ajnogräber. — Holzreichthum. — Kohleneiſenbahnen. — Eine ſonderbare Bärenjagd. — Reiſe nach Otarunaj. — Der Vulcan Joitſchiyama. — Waſſerverwüſtungen. — Unheimliche Reiſe nach Iwanaj. — Die Kohlenwerke Kajanoma. — Das Feſt des Fiſchgottes Mazuli. — Reiſe zur Vulcan-Bai. — Verirrung im Urwalde. — Bärengelüſte. — Die japaniſchen Bewohner. — Fiſchfang und Seetang-Gewinnung. — Das Ajnovolk. — Seine Behaarung. — Die Schädelbildung. — Die geiſtige Entwicklung des Stammes. — Häusliche Sitten. — Hirſch- und Bärenjagden. — Die Kleidung und Lebensweiſe. — Das Tätowiren der Frauen. — Ceremonien der Gaſtfreundſchaft. — Der Religionscultus. — Heiraten.

Am 4. Auguſt ſchiffte ich mich auf dem Schiffe „Takachio Maru“ ein, um nach Hakodate zu reiſen. Herr von Siebold und Graf Tiesbach, franzöſiſcher Geſandtſchaftsattaché, begaben ſich gleichfalls nach Jeſſo, um einige Urlaubswochen daſelbſt mit Jagen und Fiſchen angenehm zu verleben. Außer uns drei Paſſagieren und dem Officiersperſonale des Dampfſchiffes befanden ſich noch circa 30 japaniſche Reiſende an Bord, die ſchon ſeekrank waren, bevor noch das Schiff die Anker gelichtet hatte.

Als wir am 7. vor Hakodate ankerten, brach bereits die Nacht herein. Gerne hätte ich auf dem Schiffe übernachtet, doch ſchien dies auf den hier verkehrenden Schiffen nach dem Ankerwerfen nicht üblich zu ſein. Wir fuhren an das

Land. Unter der Anführung des japaniſchen Dieners, welcher Graf Tiesbach begleitete, begann unſere gemeinſame Suche nach einem Nachtlager. Die wenigen Straßenlampen, welche die Stadt beleuchteten, konnten kaum für einheimiſche Nachtwandler, geſchweige für Fremde ausreichen, welche das erſte Mal in einem früher nie betretenen Orte umherirrten.

Unſer Führer hatte nach einigen, nie enden wollenden Converſationen von ſeinen Landsleuten erfahren, daß wir leicht bei einem holländiſchen Anſiedler Unterkunft finden würden, der einige Fremdenzimmer in ſeinem Hauſe für europäiſche Reiſende bereit hielte. Unſere Erwartung, endlich unter Dach zu gelangen, wurde indeß enttäuſcht, wir pochten vergebens um Einlaß, erhielten aber den Rath, im ruſſiſchen Hotel anzufragen. Auf dem Wege dorthin gingen wir an einem japaniſchen Einkehrhauſe vorüber, deſſen freundlich-reinliche Außenſeite uns einlud, einzutreten, und des Hauſes muntere Wirthin entbot uns den üblichen Gruß: Sajon ara!

Wir waren froh, in dem zwar ärmlichen, aber ziemlich rein gehaltenen Zimmer eine Unterkunft gefunden zu haben.

Am nächſten Morgen galt unſer erſter Beſuch dem japaniſchen Gouverneur von Hakodate. Er ſtellte mir anſtandslos den begehrten Paß zur Reiſe auf der Inſel Jeſſo aus, und nachdem meine Reiſegefährten in der glücklichen Lage waren, gewichtige Empfehlungsbriefe vorweiſen zu können, lud der Machthaber von Hakodate uns ein, während unſeres Aufenthaltes den kaiſerlichen Sommerpalaſt zu beziehen, welcher Einladung wir ſelbſtverſtändlich mit Vergnügen Folge leiſteten. Bevor wir unſer neues Quartier bezogen, beſuchten wir noch eine hervorragende Perſönlichkeit der Stadt, ein Unicum des Univerſums, den Allerweltsconſul. Von ſeinem am Bergeshange in einem duftenden Garten gelegenen Hauſe weht zwar nur die britiſche Flagge, doch iſt er nicht allein Conſul aller Briten, ſondern auch aller Oeſterreicher, Preußen, Franzoſen, Italiener, Türken, Amerikaner, Montenegriner u. ſ. w. Alle Länder haben den Schutz ihrer Intereſſen ihm anvertraut, und ſie thaten gut.

Hakodate iſt eine Stadt von 112.500 Einwohnern und liegt auf einer Halbinſel am Nordfuße eines 1100 Fuß hohen, ſteilen, mit Nadelholz und Geſtrüppe bewachſenen Berges, deſſen prominente Spitze das Zeichen

weſt- und Weſtwinde bringen kaltes, Oſt- und Südoſtwinde warmes Wetter. Jänner und Februar ſind die kälteſten Monate; Juli, Auguſt und September die wärmſten. Wenn im Monate October die Weſtwinde einſetzen, ſo ſinkt die angenehme Temperatur der Luft plötzlich und ohne Uebergang, die Blätter verfärben ſich ſehr ſchnell, der Herbſt währt nur kurze Zeit und die Schreckniſſe des Winters brechen mit aller Vehemenz über die Inſel. Bis Ende Februar iſt die ganze Küſte eine Eisfläche. Der größere Theil der Bevölkerung befaßt ſich ſodann mit der Eisgewinnung, welches nach Nippon und ſelbſt nach China exportirt wird. Hakodate, durch ſeine Lage gegen die ſcharfen ſibiriſchen und coreaniſchen Nordweſtwinde geſchützt, genießt die Annehmlichkeiten eines gemilderten Winters, und wenn drüben auf dem Nordcap von Nippon 6 Fuß hoher Schnee liegt, ſo haben die Einwohner der Stadt nur die Unergründlichkeit des Straßenkothes zu bewältigen. Sobald nun im Monate April die Oſt- und Südoſtwinde beginnen, fängt das Eis zu thauen an. Ein Frühling exiſtirt auf Jeſſo nicht, und wenn man das Jahr in zwei große Abſchnitte, den Winter und den Sommer theilt, ſo kommt man den wirklichen klimatiſchen Verhältniſſen am nächſten.

Zur Zeit der Aequinoctialſtürme verirrt ſich hin und wieder der Ausläufer eines Taifuns bis Hakodate; freilich nicht mehr in der entfeſſelten Wuth eines tropiſchen Wirbelſturmes, doch noch immer in ſolcher Stärke, daß es nöthig wurde, die Holzdächer der Gebäude mit Steinen zu beſchweren.

Das Barometer *) erreicht den höchſten Stand in den Monaten October und November. Der meiſte Regen fällt im Juli und Auguſt, der meiſte Schnee im December; doch ſind die Regen- und Schneetage nicht eine aneinander gereihte Kette von jährlich 103, reſpective 55 Gliedern continuirlicher Trübſeligkeit des Himmels, ſondern gerade in dem Reichthume der Abwechslung kommt das Klima von Jeſſo dem unſeren ſehr nahe, und wie bei uns, ſo gilt auch dort ein Ausſpruch des bewährteſten Wetterpropheten: Auf Regen folgt Sonnenſchein. — Das Trinkwaſſer in Hakodate iſt beſonders hervorzuheben, auf ganz Nippon dürfte kein ſo gutes und friſches Waſſer zu finden ſein, als auf Hokaido (Jeſſo).

---

*) Mittlerer Jahresſtand 760·9 Millimeter.

Die den Hafen von Hakodate umſäumenden Berge ſind bewaldet, und im Norden blicken die zwei Spitzen des Vulcans Komagadake keck über den Gebirgsrücken. Die abſolute Höhe der ſichtbaren Berge der Inſel iſt geringer, als jene auf der ebenfalls wahrzunehmenden gebirgigen Nordküſte von Nippon.

Das kaiſerliche Sommerpalais, welches uns der Gouverneur von Hakodate in aller Freundſchaft und Zuvorkommenheit als Wohnung angewieſen hatte, liegt unfern dem Bisthume der franzöſiſchen Miſſion auf einem flach geböſchten Bergplateau oberhalb der Stadt. Das Haus kann ſeiner Außenſeite nach kaum Anſpruch auf den Titel eines Palais machen, denn es iſt ebenſo wie die anderen japaniſchen Wohnhäuſer ein leichter, luftiger Holzbau, unterſcheidet ſich aber auf den erſten Blick von jenen durch die Glasfenſter an Stelle der ſonſt allgemein im Gebrauche ſtehenden Papierſcheiben. Das Haus iſt einſtöckig und in ſeinem Innern ganz europäiſch eingerichtet. Es enthält einen tapezirten Salon mit alten, verſchoſſenen, rothſeidenen Möbeln, einem gebrechlichen, verſtimmten, halbſtummen Pianino, geſtickten Fußteppichen, einem Kronleuchter, Spiegeln und Bildern (Paris und Petersburg) und telegraphiſcher Leitung; einen Speiſeſaal, drei Schlafzimmer mit guten, breiten, engliſchen Betten, dann Domeſtikenlocalitäten, Küche, Keller, Badezimmer ꝛc.

Unſer Aufenthalt in Hakodate beſchränkte ſich nur auf die Dauer von zwei Tagen. Wir benützten ſchon den erſten Tag zur Miethe von Maulthieren und Pferden für die Weiterreiſe nach Mori. Da das Reiten auf japaniſch geſattelten Thieren für den Europäer etwas Unerträgliches iſt, und ich es verſäumt hatte, einen europäiſchen Sattel mit mir zu nehmen, war ich genöthigt, nochmals die Freundlichkeit des Gouverneurs in Anſpruch zu nehmen. Nachdem derſelbe alle Depots durchſtöbern ließ, erhielt ich leihweiſe einen alten europäiſchen Sattel, deſſen Qualität mich während der Reiſe zwang, die Geheimniſſe der Riemergilde ohne Anleitung ſelbſt zu ergründen und auszuüben. Der zweite Tag gehörte der Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, der Beſteigung des Hakodateberges „Jakuſchiyama“, von deſſen Höhe ſich die Rundſicht über den Hafen bis zu den weit entfernten Vulcanſpitzen des Centrums von Jeſſo, und über die Straße von Tſugar bis in das wogenartig zergliederte Gebirgsſyſtem von Nord-Nippon erſtreckt. Den letzten

Abend verlebte ich in angenehmer Geſellſchaft der Officiere der franzöſiſchen Panzerfregatte, welche mich zum Souper geladen hatten.

Die Pferde für die Weiterreiſe von Hakodate waren für den 10. Auguſt 5 Uhr Morgens beſtellt. Mit bekannter japaniſcher Pünktlichkeit trafen dieſelben um 7 Uhr ein. Für uns drei Reiſende: Graf Tiesbach, Siebold und mich, dann einen Diener und die Bagage erſchienen acht ſchwache Pferde. Ein zwölf Schritt breiter Weg, welcher eben zur Zeit unſeres Aufenthaltes in eine Kunſtſtraße umgewandelt wurde, auch ſchon theilweiſe beſchottert war, während andere Partien durch Erdaufſchüttungen geradezu Communicationshinderniſſe waren, windet ſich um die Hafenbai von Süd über Oſt nach Nord.

Nachdem wir 4½ Ri*) zurückgelegt hatten, ſahen wir die erſte japaniſche Farm, welche Eigenthum des Kaiſers iſt. Seit dem Jahre 1868, als die Idee, Jeſſo zu coloniſiren, feſte Wurzeln geſchlagen hatte, beſtreben ſich die Japaner, Ackerbau und Viehzucht, welche Zweige in Nippon ſozuſagen gänzlich vernachläſſigt werden, auf Jeſſo einzubürgern. „Nanaye“ liegt maleriſch ſchön am Fuße des Gebirges inmitten ſaftig grüner Wieſen, die ſich flach bis zum Meere ausbreiten, circa 10 Meter über dem Seeſpiegel und nimmt ſich in dem Rahmen der hohen Apfelbäume, Eichen und Tannen recht lieblich aus.

Die kaiſerlichen Beamten, welche in ihren nach europäiſchem Muſter eingerichteten Gutskanzleien beſchäftigt waren, empfingen uns in Folge des von dem Gouverneur in Hakodate ausgeſtellten Begleitſchreibens zuvorkommend und freundlich und luden uns ein, die Farm in allen Theilen zu beſichtigen. In den 36 Ständen des Pferdeſtalles ſtanden bei 26 Ponies, zumeiſt einheimiſcher Race. Ihre Geſtalt iſt klein, kurz und gedrungen; Mähnen und Schweife, obwohl gepflegt, zeigen deutlich den verworrenen, ſtruppigen Haarreichthum. Das Loos der Pferde der Farm kann mit Recht von allen anderen japaniſchen Pferden beneidet werden. Die Ställe waren außerordentlich rein gehalten, an Heufutter, Gerſte und Stroh war kein Mangel, außerdem werden die Thiere jeden Tag gewaſchen und geſtriegelt. Zwei Araberhengſte nahmen die Ehrenplätze im Stalle ein. Sämmtliche Pferde waren unbeſchlagen. Ein

---

*) 1 japaniſcher Ri = 3·9304 Kilometer.

Univerſalſtall war ſoeben im Bau. Sämmtliches Bauholz wurde aus Japan bezogen, trotzdem die reichen Wälder der Umgebung das vorzüglichſte Material im Ueberfluſſe beſitzen. In der oberſten Etage des neuen Gebäudes war bereits das Futter aufgeſpeichert, welches von hier aus in großen Holzkörben direct dem Vieh zu den Futterſtänden übermittelt werden wird. Der eigentliche Stall iſt im größten Maßſtabe angelegt und enthält 10 Stände für Pferde, 10 für Mutterkühe und Kälber, 60 weitere für Kühe und Stiere. Alle Kühe, welche auf der Farm verwendet wurden, circa 30 Stück, ſtammten aus Amerika. 600 Schafe, ebenfalls aus Amerika hiehergebracht, gingen zu Grunde.

In dem Wirthſchaftsgebäude, in das uns der Farmdirector hierauf geleitete, waren alle Arten Ackergeräthe aufgeſpeichert, als: amerikaniſche Pflüge, Eggen, Säemaſchinen, Häckſelmaſchinen, Gras- und Getreide-Mähmaſchinen, Senſen ꝛc. Die Geräthe ſchienen mehr ein Muſeum zu bilden.

Man hört ſo viel Lobenswerthes über den Fortſchritt und die eingreifende Cultur in Japan. Ich halte das Feſthalten an der Idee im Allgemeinen nur für eine Manie ohne tiefen, feſtwurzelnden Untergrund. Jede Neuerung, jede in die Augen ſpringende Verbeſſerung wird mit einer ſtaunenerregenden Haſt erfaßt, dann aber bei Seite gelegt, ohne ausgenützt zu werden. Wohl mag der japaniſche Kaiſer, ein tüchtiger und durch und durch gebildeter Regent, von den edelſten, um das Reich und Volk beſorgteſten Gedanken geleitet werden — und das iſt auch die allgemein verbreitete Anſicht unter den europäiſchen Eingeweihten — wenn er ſich durch das Murren vieler Unzufriedener nicht abſchrecken läßt und Hand in Hand mit europäiſcher Civiliſation das Land heben und glücklich machen will. Doch was nützt der ernſte, großartige Gedanke, wenn die zur eigentlichen Durchführung berufenen Beamten die Wichtigkeit ihrer Aufgabe als Spielerei auffaſſen, ohne Ueberlegung Anordnungen erlaſſen, die nur zu klar beweiſen, daß ſie ihre Stellung und Berufung nicht verſtehen. Die Controle iſt nicht ausreichend. Sind auch die Miniſter auserleſene Männer, die ernſtlich mit dem Monarchen die Hebung des Reiches anſtreben, um mit den Mächten Europa's ſtandesgleich verkehren zu können, ſo mangelt es in den unteren Beamtenkreiſen an Energie und Ehrlichkeit.

Jeſſo iſt unendlich reich an Holz, zumeiſt Laubholz. Nadelholz iſt nur ſpärlich zu ſehen. Da fiel es einem höheren Beamten ein, daß Jeſſo doch auch Nadelholz in genügender Menge produciren ſollte. Er ließ ganze Walddiſtricte mit den ſchönſten Bauſtämmen niederbrennen und Tannen und Fichten anpflanzen. Die jungen Bäumchen gingen jedoch bald zu Grunde. Ein zweiter Verſuch mißlang ebenſo. Nicht gewitzigt durch zwei Mißerfolge, ordnete er eine dritte Anpflanzung an: „Der Baum muß wachſen!“ — Die Farm Nanaye exiſtirt bereits ſechs Jahre.

In dem einen halben Ri entfernten Dorfe Tamjomoſchta wechſelten wir die Pferde und wandten uns hierauf nach Norden in das Gebirge. Die Straße führt durch einen dichten Wald von Eſchen, Ahorn, Eichen, Weiden, Kaſtanien, Nüſſen, rothem Hollunder, deſſen Unterholz durch wilde Weinranken und Schlinggewächſe aller Art zu einem undurchdringlichen Dickicht verflochten iſt, in mäßiger Steigung zu dem Sattel Kayabetoge (1300 Fuß). Auf dieſen Bergen hauſen viele Bären, welche nicht ſelten der obenerwähnten Farm Beſuche abſtatten, um ſich dort ein oder das andere Stück Vieh zu holen.

An Wild iſt überhaupt kein Mangel und es werden jährlich gegen 50.000 Hirſche auf Jeſſo geſchoſſen. Die Hirſche ſind nicht beſonders ſcheu, denn die Ajno nähern ſich ihnen auf Pfeilſchuß-Diſtanz. Die ganze weite Umgebung iſt dicht bewaldet und nur hie und da erblickt man, umſäumt von dem dunklen Grün der hohen Stämme, den hellblauen Spiegel eines See's, an welchen die Inſel in ihrem ſüdlichen und nordöſtlichen Theile ſehr reich iſt. Am jenſeitigen Hange genießt der Reiſende den überraſchenden Anblick des Vulcans Komagadake. Wenn ſchon von Hakodate aus die ſchlanken, verſchwommenen Contouren des Berges die Vorſtellungskraft anregten, in welch' höherem Grade wurde nun das Auge des Bewunderers entzückt, als die reinen, ſcharf begrenzten, kantigen Formen plötzlich, ich möchte ſagen unerwartet, das ganze Geſichtsfeld ausfüllten. Obgleich die weſtliche höhere Spitze ſammt der ſteilen, 400 Fuß hohen Felspyramide nur 3300 Fuß hoch iſt, ſo gewinnt dieſe Höhe an Bedeutung, weil ihre Baſis das Meer iſt. Die Spitzen ſind unzugänglich und zwiſchen ihnen nimmt der Hauptkrater die ganze Breite des Sattels ein. Die urſprünglichen Kraterränder ſind eingeſtürzt und füllen nun den Krater aus, nur im Weſten und Oſten haben ſie ſich als feſtes, vulcaniſches Felsgeſtein erhalten.

Der letzte Ausbruch fand vor 24 Jahren ſtatt. Rings um den Berg befinden ſich ſchwefelhältige, heiße Dampfquellen. Als wir in der Nähe des Vulcans vorüberritten, vernahm ich ein unterirdiſches Rollen und Donnern. Um 8 Uhr Abends erreichten wir Mori, ein kleines Dorf mit circa 200 Häuſern, woſelbſt wir in einem guten, japaniſchen Theehauſe übernachteten.

Am nächſten Morgen nahm ich Abſchied von Graf Tiesbach und Siebold, welche beiden Herren dem Jagdvergnügen nachgingen, während ich mich entſchloſſen hatte, etwas tiefer in die Inſel einzudringen. Graf Tiesbach überließ mir für die Dauer meiner Reiſe ſeinen Diener Schen, welcher, obgleich er weder engliſch, noch ſonſt eine andere europäiſche Sprache verſtand, ſich doch ſo viele Erfahrungen angeeignet hatte, um europäiſchen Anſprüchen zu genügen.

Graf Tiesbach leiſtete mir durch ſein Anerbieten eine Gefälligkeit von außerordentlichem Vortheile, um ſo mehr, als er mir am Vorabende unſerer Trennung ein Vocabularium zuſammenſtellte, mit Hilfe deſſen ich mich ſo lange mit Schen verſtändigen konnte, bis ich ſelbſt das Nothwendigſte der japaniſchen Sprache erlernt hatte. Die Noth lehrt ſprechen.

Alltäglich verkehrt zwiſchen Mori und Mororan, die Vulcan-Bai nach Nordoſten durchkreuzend, eine kleine Dampfbarcaſſe.

Um 8 Uhr ſegelte ich mit Schen ab und traf nach 7½ſtündiger, bewegter Fahrt in Mororan ein. Der Ort zählt 145 Holzhäuſer und 800 Einwohner (darunter 30—40 Ajno) und liegt ähnlich Hakodate am weſtlichen Ufer einer nach Norden vorſpringenden Landzunge, welche den zwar kleinen, aber nach allen Richtungen von Höhen umgebenen Hafen von Endemo nach Weſt und Süd ſchützt. Auch hier ſind die Gebirge dicht bewaldet; in der Ferne ragen einzelne gelb-graue Kuppen — die Vulcane — wie ehrwürdige Greiſenköpfe über das Bergland.

Das Coloniſations-Inſtitut von Jeſſo verſah die Inſel bereits mit einem Telegraphen, welcher die Straße bis Saporo begleitet. Mororan iſt

Digitized by Google

Sattel auf das Thier gelegt wird, breitet man eine dicke Strohmatte über den Rücken. Sodann wird ſowohl der Sattel als das Gepäck auf dieſem mit dicken Strohſtricken feſtgebunden. Damit der Rücken und die Schenkel des Pferdes beim Abſtiege von den Bergen nicht aufgerieben werden, ſind an dem Stricke, welcher von beiden Seiten des Sattels nach rückwärts läuft, kleine Holzrollen aneinander gereiht. Im Allgemeinen ſind die Pferde der Inſel nicht an den Luxus eines Stalles gewöhnt und leben, wenn nicht im Dienſte, ungezügelt auf der großen Weide Jeſſo von Gras und Halmen, ohne die Genüſſe des Hafers je kennen zu lernen. Die Pferde-Erhaltung koſtet ſomit dem Beſitzer ſo gut als nichts, denn das Futter iſt frei, und an die Pflege der Pferde denkt Niemand; ſie werden nicht gewaſchen, nicht geſtriegelt und es iſt unglaublich, wie verwahrloſt und voller Ungezieſer dieſe Thiere ſind.

Die Straße führt nun ohne Unterbau am ſandigen Meeresſtrande weiter und durchſchneidet ſtellenweiſe ausgedehnte Weideflächen, welche im Auguſt mit verſchiedenen Winden, blauen und gelben Lilien, Glockenblumen aller Art, Nelken und wilden Roſen (mit einer apfelartigen Frucht) in verſchwenderiſcher Farbenpracht bedeckt ſind.

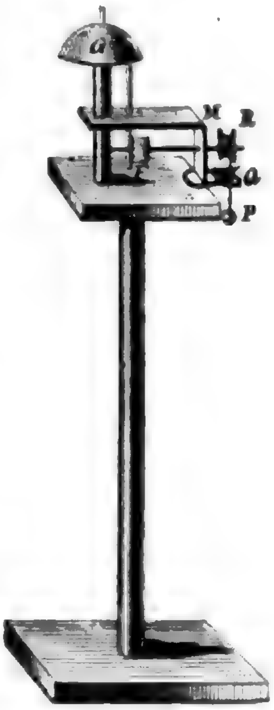
Bevor ich Schiraoi erreichte, paſſirte ich noch einige flache Ausläufer des dampfenden Vulcans Taramayama. Der Vulcan iſt nur fünf Ri von dem kleinen Dorfe entfernt, wo ich mein Nachtquartier nahm, und wird von den wenigen Einwohnern des Dorfes mit heiliger Scheu betrachtet, weil ſeine innere Unruhe und die glühenden Lavaſtröme ſchon viel Unheil über die nächſte Umgebung brachten. Auch ich ſollte ſeine Thätigkeit kennen lernen. Kaum lag ich in dem erſten, ſüßen Schlummer nach dem anſtrengenden Tagesmarſch, als es mir ſchien, als würde mir die Matratze unter dem Leibe weggezogen. Ich ſprang aus dem Bette, doch kaum ſtand ich auf den Füßen, da fiel ich der ganzen Länge nach wieder auf das am Boden ausgebreitete Lager. Zu gleicher Zeit vernahm ich ängſtliche Hilferufe in den angrenzenden Localitäten und das Geſchrei der Japaner, welche aus den Häuſern in das Freie flohen. Das Erdbeben äußerte ſich noch in zwei kurzen, ſehr ſtarken horizontalen Stößen von Südweſt nach Nordoſt, welche im Zeitraume von einigen Minuten folgten. Ich erfuhr zum erſten Male in meinem Leben die peinliche Empfindung, welche ſolche ſtarke Erderſchütterungen auf den Menſchen ausüben. Lange beriethen die lebhaften Japaner bei den Lampenlichtern, welche ſie erſt nach geraumer Zeit im Stande waren, zu entzünden, unter dem freien Himmel über die Maßregeln, welche zu ergreifen wären, wenn ſich die Stöße in ſolcher Vehemenz wiederholen ſollten. Glücklicherweiſe blieb die Nacht hindurch Alles ruhig. Auf mich hatte dieſe Erſcheinung eine ſolche Wirkung ausgeübt, daß ich die ganze Nacht im Halbſchlummer verbrachte, jeden Moment gewärtig, abermals durch eine unſanfte Bewegung an die vulcaniſche Natur der Inſel erinnert zu werden.

Am nächſten Morgen koſtete es mich viele Bitten, einen Japaner zu bewegen, mich auf den Vulcan zu führen. Die Leute ſprachen von einem bevorſtehenden Ausbruche, wie er vor zwei Jahren nach einem vorhergegangenen Erdbeben ſtattgefunden hatte. Ein gutes Trinkgeld that das Seine und ſo ritten wir denn ohne beſondere Beſchwerden beiläufig 2½ Stunden durch den Wald nach Norden, bis wir deſſen Grenze erreichten und den kahlen Lavaboden vor uns ſahen. Aus vielen Spalten und Riſſen drangen heiße Dämpfe empor; die oberſte Lavaſchichte war warm, porös und kruſtenartig; ſie gab bei jedem Schritte nach. Mein japaniſcher Führer war um keinen Preis zu bewegen, mich zu dem Krater zu führen, deſſen weite Oeffnung am ſteilen Hange dampfend zu uns herübergähnte. Ich verſuchte allein vorwärts zu dringen, kehrte jedoch, gewitzigt durch das öftere Einbrechen der Lavakruſte unter meinen Füßen, zu dem in Todesangſt daſtehenden Japaner zurück, und begnügte mich mit der Bewunderung der zwei Kuppen aus der Ferne, von denen die nördliche, dominirendere, die Höhe von 2600—3000 Fuß erreicht. Nach einem ſiebenſtündigen Ausfluge war ich wieder in Schiraoi, woſelbſt ich ſogleich für die morgige Weiterreiſe die Pferde beſtellte.

Erdbeben finden auf Jeſſo häufig ſtatt, und ſowohl Japaner als Ajno ſchreiben in ihrer Furcht die Urſache ſolcher Ereigniſſe der Willkür des Gottes Kumaje zu. Obwohl die Häuſer aus Holz ſind, ſo ſcheinen doch manchmal Unglücksfälle vorgekommen zu ſein und die Bewohner ſuchen bei Erdbeben ſofort das Freie auf.

Unter den Japanern courſirt die Anſicht, daß der Magnet vor jedem Erdbeben ſeine Kraft verliere. Ein Schneider in der Nähe von Nagaſaki ſoll zuerſt den Kraftverluſt eines Magnetes vor einem Erdbeben bemerkt haben. Er beſaß in ſeiner Werkſtätte einen Magneteiſenſtein, woran ſeine große Scheere hing. Die Scheere fiel nun einmal plötzlich zu Boden, und gleich darauf wurde die Erde erſchüttert. Er ſchenkte dem Magnete und der Scheere mehr Aufmerkſamkeit und in Hinkunft ſoll es ſich beſtätigt haben, daß das Herabfallen der Scheere ein bevorſtehendes Erdbeben anzeigte.

Viele Japaner auf Jeſſo haben in ihren Zimmern Porcellantöpfe, über welchen auf einem erhöhten Magnete ein Eiſenſtück aufgehängt iſt. Fällt nun dieſes Eiſen klirrend in den Topf, ſo ſtürzt alles Lebende aus dem Hauſe — ich glaube aber, in einem ſolchen Momente iſt das Erdbeben ſchon da. Uebrigens hat ein Japaner eine Maſchine conſtruirt, welche das Erdbeben durch einen lauten Klang kundgibt. Es ſcheint demnach die Sache einer näheren Beachtung und Ergründung werth. Beifolgende Zeichnung gibt die annähernde Zuſammenſetzung der Conſtruction: G Glocke, M Magnet, Q Stück Eiſen, P Gewicht. Verliert der Magnet die Kraft, ſo fallen Q und P, welche an einer um eine Rolle R aufgewundenen Schnur befeſtigt ſind, zu Boden. An der Rollenachſe iſt ein Zahnrad F ſo befeſtigt, daß die Zähne desſelben beim Abrollen der Schnur ein ſchweres Stäbchen gegen die Glocke ſchleudern. Um die Richtung der Stöße eines Erdbebens zu markiren, benützen die Leute folgende einfache Vorrichtung. In einem engen Papiercylinder hängt ein mit Nadeln verſehenes Pendel, welches bei ſeiner Bewegung ſchwache Löcher in das Papier ritzt.



Magnetiſcher Erdbebenanzeiger.

Meine Tour wieder aufnehmend, durchzog ich nun mehrere Ortſchaften, deren Bevölkerung ganz oder doch zum überwiegenden Theile aus Ajnos beſtand. Ein eigenthümliches und zu gleicher Zeit wohlthuendes Bild boten die mit einer Erdſchichte bedeckten Dächer der kleinen Holzhäuſer, auf welchen Gras, Blumen und Gemüſe üppig in die Höhe ſchoſſen.

Mein nächſtes Ziel war Jubutz, die Ajno-Hauptſtadt. Der Ort liegt an der flachen Südküſte der Inſel und beſteht im Ganzen aus 32 ärmlichen Hütten. In Jubutz ſelbſt ſteht eine morſche Gerüſtpyramide, deren iſolirter Pfeiler unmöglich jemals einen guten Inſtrumentenſtand abgegeben haben konnte, und doch wurde die Küſte der Inſel von einem amerikaniſchen Ingenieur von hier aus vermeſſen. Zwei weitere Pyramiden, vier Ri im Oſten des Ortes entfernt, markiren wahrſcheinlich die Baſis-Endpunkte. Jede Pyramide iſt drei Stockwerke hoch (20 Meter) und ihr jetziger Zuſtand derartig, daß einer Beſteigung womöglich eine Teſtamentsabfaſſung vorhergehen ſoll. Die nächſte Umgebung von Jubutz iſt eben, ſandig und oft in großer Ausdehnung verſumpft, die Tiefe des nahen Meeres ſehr gering. Seitdem ich Mororan verlaſſen hatte, wo zwei bis drei Schiffe im Hafen verankert waren, ſah ich keines mehr. Ein ſehr ſchmaler Reitweg führt um die ganze Inſel herum. Die Fußwege in das Innere ſind ſehr ſchlechte Communicationen zu den Ajnohütten, und meines Wiſſens führt kein einziger durch die ganze Inſel hindurch, ſondern alle enden in der entfernteſten Ajno-Anſiedlung.

Die Leute leben von Reis, der aus Nippon importirt wird (nach Hakodate und von da nach Bedarf mittelſt kleiner Barken oder Tragthier-Colonnen einige Male des Jahres an die Küſten) und eſſen Hirſchfleiſch, wie man ſagt, mit Zwiebeln, Bohnen und Gurken, welche Gemüſe ſie in den Gärten anpflanzen. Die Ajno bauen nur Erdäpfel und Hirſe an. Sind ſie bei Japanern bedienſtet, ſo erhalten ſie ihren Lohn in der Form einer täglichen Ration von drei Maß Reis. Obwohl die Japaner auch Hühnerzucht betreiben, ſo erhält man doch nur ſchwer ein Huhn oder Ei zum Kaufe, und der Europäer wird oft bemüſſigt, die Vorrathskammern des Hauſes ſelbſt aufzuſuchen und dort zu requiriren. Verblüfft verfolgt der Eigenthümer ein ſolches Vorgehen, doch ſtreicht er ſchließlich vergnügt lächelnd die angebotene Summe ein.

Sowohl die Japaner als die Ajno ſind vorzügliche Reiter. Ich hatte Gelegenheit, in Jubutz ein Pferderennen anzuſehen. Rückſichtslos hieben die

Reiter auf die ungeſattelten Pferde, deren Rücken oft nur eine Wunde war. Für meine Excurſion in das Innere der Inſel engagirte ich in Jubutz einen alten Ajno, Schokubuku mit Namen, ferner einen entnationaliſirten Japaner, welcher ſehr gut die Ajnoſprache verſtand, und mir verſprach, mich nach Pompets ſektan-ſan zu geleiten, einem Platze in den Urwäldern, wo, wie er mir geheimnißvoll andeutete, eine ungeheure Menge Steinkohle zu Tage läge. Da ich vernommen hatte, daß der Reitweg nur bis Nivan, dem erſten Ajnoorte im Innern der Inſel, practicabel ſei, ließ ich den europäiſchen Sattel in Jubutz zurück und beſtieg ein ſtützige*s* Pony, dem bereits ein Theil meines Reiſegepäckes aufgebürdet war.

Der Ritt war ein hartes Stück Arbeit. Je weiter nach Norden, deſto ſchlechter wurde der Weg. Endlich erreichte unſere kleine Colonne den Fuß der Berge und befand ſich in Mitte eines Urwaldes, wo die Wegtrace ſtrenge vorgezeichnet war. Ein wenig betretenes Wegband wand ſich zwiſchen den vermoderten Stämmen, die überall den mooſigen Boden bedeckten, und verwitterten Steinblöcken ſchlangenartig den ſchmalen, ſteil anſteigenden Gebirgsrücken aufwärts, fiel dann plötzlich wieder in die Tiefe zu einer klaren Quelle oder einem plätſchernden Bächlein, über welchem ſich die Laubdächer der Eichen-, Ahorn-, Buchen-, Linden- und Eſchenbäume zu einem himmelanſtrebenden Dome wölbten. Der Verſuch, auch nur einige Schritte abſeits vom Pfade in das Dickicht einzudringen, war mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Das Unterholz aus Bambugeſtrüppe und Haſelnußſtauden bildete, von Wein- und Hopfenranken umſchlungen und unter einander verwachſen, eine undurchdringliche Mauer. So auf- und abwärts reitend, von einer überwältigenden, heiligen Ruhe umgeben, wird allmälig der Geiſt der Gegenwart entrückt, ein unbewußtes Denken ſchafft jenen Zuſtand, welchen wir das wachende Träumen nennen, und in verſchwommenen Contouren ziehen vergangene und auch zukünftige Tage wie Nebelbilder an dem offenen Auge vorbei.

Da ſtutzt mein Pferd. Ich fahre auf, aber zu ſpät. Schokubuku rollt bereits, von ſeinem Pferde herabgeworfen, den felſigen Abhang hinab. Ich will von meinem Pferde ſpringen, ziehe die Zügel feſt an — meine Roſinante bäumt ſich, macht einen Satz und Sprung über einen vor uns liegenden Baumſtamm — ich fühle mich in der Luft, ich ahne die mir nachfliegenden Gepäcksſtücke, dann gleich nach meiner Niederkunft am Boden den unſanften Streifanprall einer Kofferecke an den Kopf — einen Moment ſchwindelt es mir vor den Augen, dann bin ich wieder auf den Beinen. „Wo iſt Schokubuku?“ Ich ſah ſehr wenig, denn meine Augengläſer waren mir während des Sturzes von einem Baumaſte herabgeriſſen worden, und zum Ueberfluſſe waren im Sturze auch meine Reſervebrillen gebrochen. Ich folgte meinem Diener Schen, welcher mich zu Schokubuku geleitete. Er lag in einer kleinen Vertiefung, mit dem Geſichte nach abwärts, leblos, betäubt. Während ich ſein haariges Oberkleid aufriß, ſchickte ich den Diener zu den Pferden zurück, um eine Flaſche Abſynth zu holen. Ich goß einen Theil der Flüſſigkeit auf den braunen, breiten Rücken des Greiſes und begann dann zu reiben. Merkwürdig! Je mehr ich rieb, deſto lichter wurde die dunkle Hautfarbe des Ajno und deſto brauner meine Hand! Wie oft wurde behauptet, die Hautfarbe dieſes Volkes ſei bedeutend dunkler als jene der Japaner, aber immer hatte man vorher vergeſſen, Seife und Waſſer in Anwendung zu bringen. Jetzt mußte mich der Zufall dazu führen, um conſtatiren zu können, daß die Hautfarbe der Ajno auch lichter ſein könne als die der Japaner.

Schokubuku ſchlug die Augen auf, und als er wahrnahm, daß auch von meinem Kopfe das Blut träufelte, begegnete ſein wehmüthig dankbarer Blick dem meinen. Ich ſetzte die Flaſche an ſeine Lippen und er ſog mit vollen, kräftigen Zügen die belebende Flüſſigkeit ein. Obwohl der alte Mann noch während der folgenden Tage über Bruſtſchmerzen klagte, glaube ich kaum, daß er ſich eine ernſte Verletzung zugezogen hatte. Schokubuku hätte gewiß von dieſem Momente ſein Leben für mich gelaſſen, und als wir uns eine Woche darauf trennten, traten ihm die Thränen in die Augen. Die Ajno ſind an eine menſchenfreundliche Behandlung von Seite der Japaner nicht gewöhnt; nehmen wir noch den ſchwerwiegenden Umſtand dazu, daß die Geſtalt eines Europäers der ihren viel näher kommt, als die der Japaner, ſo wird man leicht den Grund begreifen, warum ſie dem Fremdländer mit

einer gewiſſen Gutmüthigkeit und Gaſtfreundſchaft entgegen treten. Als ich mich hierauf mit friſchen Augengläſern verſehen wollte, machte ich die traurige Entdeckung, daß auch die in meinem Koffer befindlichen Brillen gebrochen waren. Die am wenigſten beſchädigten Fragmente knüpfte ich nun mit Bindfaden ſo zuſammen, daß ſie bis nach meiner Ankunft in Yokohama Dienſte leiſten konnten. Dort kaufte ich mir andere, welche aber auf der Ueberfuhr von Nagaſaki nach Schanghai während des Taifuns in das Meer geſchleudert wurden. So büßte ich innerhalb ſechs Wochen fünf Gläſer ein; ich erwähne dies, weil ich während der ganzen, großen Landreiſe durch China von 1½ Jahren Dauer mit einer einzigen Brille ausreichte, obwohl mein Vorrath für alle Eventualitäten genügt hätte.

In Nivan, einem kleinen Orte mit 12 Ajnohütten, hielt ich nur kurze Raſt und wanderte dann im Mukawathale zu Fuße flußaufwärts. Die Thalſohle iſt 300—400 Schritte, der Fluß ſelbſt 100 Schritte breit. Myriaden von Mosquitos verſchärften die ohnehin nicht geringe Unbequemlichkeit der Reiſe. Der Schilfwuchs bedeckt in einer Höhe von 3—4 Meter die ganze Thalſohle. Der Unerfahrene wandelt darin wie ein Blinder und iſt lediglich auf ſeinen Führer angewieſen. Hie und da iſt der Weg für ein minder geübtes Auge ganz verwiſcht und Abirrungen von der Trace bringen inſoferne große Fatalitäten mit ſich, als man der Gefahr ausgeſetzt iſt, in Sumpfpartien zu gerathen. In ſolchen Fällen ſchlagen die Ajno jedesmal die Direction zum Fluſſe ein; dort waten oder ſchwimmen ſie flußauf- oder abwärts zu den nächſten Ortſchaften oder ſonſt bekannten Wegſtellen. Der Thalboden würde ſich für den Anbau von Getreide und Hülſenfrüchten vorzüglich eignen, wenn der Fluß regulirt werden könnte und nicht alljährlich die ganze Sohle überſchwemmen würde.

Die in Nivan als Gepäcksträger engagirten Ajnomänner trugen nebſtbei ihr eigenes Gepäck: Reis und Schilfmatten. Sie waren willig und ergeben, aber trotz ihres robuſten Ausſehens nicht ſo ſtark, als ſie ſchienen. Oft warfen ſie ſich ganz erſchöpft in das Schilf und trockneten ſich ſchwer aufathmend den Schweiß von der Stirne. Nach kurzer Raſt banden ſie die Gepäcksſtücke feſter, ſchlangen den Strick um die Stirne, drückten den Kopf mit den beiden an den Nacken gelehnten Händen nach vorwärts, blickten mit fragendem, beſcheidenem Lächeln auf mich, ich nickte ihnen zu, und wir zogen wieder weiter.

Um 8 Uhr Abends erreichte ich nach zweimaliger Flußüberſetzung in ausgehöhlten Baumſtämmen und einem 47 Kilometer langen Tagmarſche die letzte Ajno-Anſiedlung Bigdonai, ein Dorf mit 28 Häuſern und beiläufig 120 Einwohnern. Hier hatte jeder Weg ein Ende. Noch während der Nacht ſchloß ich mit dem Ajno-Häuptling einen Contract für die Beiſtellung von zehn Mann ab, welche mit Tagesanbruch zu meiner Verfügung ſtehen ſollten, um den Jubaridake zu beſteigen, und ließ mich durch die allſeitigen Betheuerungen, daß die Beſteigung unausführbar wäre, nicht abhalten.

Nach einer ſchlafloſen Nacht, denn die Lagerſtätten der Ajno werden niemals gereinigt und ſind in einem grenzenlos elenden Zuſtande, war ich ſchon vor Sonnenaufgang auf den Beinen und durch die wohlthuende Pünktlichkeit der gemietheten Ajnoleute angenehm überraſcht, welche bereits meiner harrten. In unmittelbarer Nähe von Bigdonai war der Marſch noch leicht ausführbar, aber je näher dem Gebirge, deſto größer wurden die Hemmniſſe. Das Schilf reichte weit über die Köpfe empor, der Boden wurde derart moraſtig und verſumpft, daß ich oft bis über die Kniee einſank. Jede Direction, ſelbſt mit Hilfe der Magnetnadel, ging verloren, wir irrten bald nach rechts, bald nach links, bald erreichten wir die Waſſeradern des bei Bigdonai einmündenden Pompets-gawa, bald wieder das Flußſyſtem des Mukawa-gawa. Im Fluſſe aufwärts zu dringen, riethen die Ajno ab, weil der Boden desſelben ſtellenweiſe ſchlammig und mit Schlinggewächſen verwachſen war und die Tiefe mitunter gefährlich werden konnte. Endlich erreichten wir den Fuß eines Bergausläufers, deſſen Rücken in gerader Richtung gegen den Jubaridake hinlief. Mit Aexten und Meſſern gingen nun die fleißigen Ajno an das Fällen des wirren Unterholzes. Ich hoffte, an der Rückenkante einen Fußweg zu entdecken; vergebens, rings herum nur Urwald, nur unentweihter, heimtückiſcher Boden. Das trügeriſche Moos gab bei jedem Schritte nach, bald half man einem ſinkenden Arbeiter aus der Grube, in welche er unverſehens geſtürzt war, bald befreite man wieder die ſchon in Fetzen herabhängende Kleidung von den morſchen Aeſten. Es war ein hartes und wenig lohnendes Stück Arbeit! Um Mittag raſteten wir zwei Stunden lang, um dann von Neuem die Arbeit aufzunehmen.

Gegen Abend — es war der 17. Auguſt — lichtete ſich etwas der Wald, eine kleine, ſpitzige Kuppe lag vor uns. Erſchöpft lagerten wir da neben einander; der eine Mann brachte eine Hirſchkeule zum Vorſchein, der andere Reis, ich hatte eine Flaſche Brandy und zwei Büchſen conſervirtes Gollaſch mitgebracht, ein anderer hatte eine ſpärliche Waſſerlache auf dem letzt paſſirten Gebirgsſattel entdeckt. Ein luſtiges Feuer kniſterte unter einem alten Eichenbaume, und wir ſtärkten uns nach dem böſen Tage mit Speiſe und Trank. Bald darauf hatte ein Jeder unter den ſchlechten, ſteil abfallenden Lagerplätzen nach ſeiner Wahl das Beſte gefunden; noch einige Bemerkungen über die Möglichkeit einer Bärenviſite, und der Schlaf ſchloß die müden Lider. Wie lange aber! Gegen Mitternacht begann es zu regnen. Und wenn auch das dichte Laubdach des Urwaldes die Unannehmlichkeit dieſer Ueberraſchung etwas milderte, ſo ſchüttelte doch von Zeit zu Zeit ein Windſtoß die auf den Blättern angeſammelten Tropfen über uns.

Der Morgen war trübe. Der Regen hatte zwar nachgelaſſen, doch ſenkte ſich ein dichter, grauer Nebel über die Berge und hüllte uns in myſtiſche Dämmerung. Traurig und verſtimmt arbeitete ich mich bis auf die höchſte Kuppe, nachdem der Nebel in die Höhe geſtiegen war, zog das Aneroidbarometer hervor, welches ſeit geſtern Abends von 29·1 engliſche Zoll auf 28·8 gefallen war, und überlegte die Situation. Ich rief Schen und Schokubuku zu mir. Mit ihrer Hilfe ſchwang ich mich auf die Aeſte eines hohen Eichenbaumes und kletterte bis zum Wipfel. Der Verſuch wurde reichlich entlohnt. Der ſcharfe Wind, welcher hier oben wehte, jagte die Nebel pfeilſchnell nach allen Richtungen — nach wenigen Minuten ſah ich den Jubaridake auf circa 4—5 Ri Entfernung vor mir. Die Luft war feucht und dicht, darum ſchien der Berg näher zu liegen.

Jubaridake iſt ein Gebirgsknotenpunkt, von welchem ſich die verhältnißmäßig viel niedrigeren, mit hohen Eichenſtämmen bewaldeten Rücken nach Südweſt, Süd, Südoſt, Nordoſt und Nord ſtrahlenförmig bis zum Meere erſtrecken.

Ein Hauptzug läuft in ſüdöſtlicher Richtung gegen Saporo. Die Höhe ſeiner markirten Kuppe, welche in einen 400—500 Fuß hohen, unzugänglichen Felskegel endet, ſchätzte ich auf circa 5000 Fuß. Wie mir die Ajno erzählten, ſind ſowohl Jubaridake, als alle im Nordoſten von ihm liegenden, impoſanten Felsberge theils thätige, theils erloſchene Vulcane. Bevor ich von dem Baume herabſtieg, verfertigte ich noch auf meinem unbequemen Standpunkte eine flüchtige Skizze des Berges.

Noch vor dem Abenddunkel befand ich mich wieder in Bigdonai und konnte, nachdem der Rückweg bei dem großen Orientirungsſinne der Ajno leichter und ſchneller von ſtatten ging, erſt wahrnehmen, daß ich während des geſtrigen zwölfſtündigen Marſches nicht mehr als 4—4½ Ri zurückgelegt hatte.

Bis 8 Uhr desſelben Abends war ich mit meinen Vorbereitungen zu einem anſpruchsloſen Feſte in der Wildniß zu Ende. Ueber dem offenen Herde brodelte eine gute Hirſchfleiſchſuppe und daneben dünſtete ein Hirſchfleiſchgollaſch. Nach Abfeuerung einiger Schüſſe aus meinem Revolver entkorkte ich die eigens für dieſen Abend aufbewahrte Champagnerflaſche. Die Ajno ſchienen entſetzt ob der mouſſirenden und knallenden Geiſter der Flaſche und betrachteten mein Gebahren mit furchtſamer Neugierde. Ich erklärte ihnen die Bedeutung meines Vorgehens: „Heute iſt der Geburtstag meines Kaiſers. Heute herrſcht in meiner fernen Heimat überall Luſt und Freude. Darum trinkt auch Ihr von dem perlenden Trunke auf das Wohl und das lange Leben des geliebten Herrſchers meines Vaterlandes!“

Und das Familienoberhaupt, welchem ich zuerſt den Becher reichte, nahm ſeinen Ehrenplatz beim offenen Feuerherde ein, legte das Opferſtäbchen (Ikubaſchi) horizontal auf die Schale und hob ſie feierlichſt bis zur Höhe des Kinns empor. Die rechte Hand ergriff ſodann das Stäbchen, tauchte es vorſichtig in die Flüſſigkeit und ſchleuderte dann einen Tropfen in das Feuer. Sodann legte er das Stäbchen in dieſelbe Lage auf die Schale, das nun die Beſtimmung hatte, während des Trinkens den dichten Schnurrbart zurückzuhalten. Nach dem Trunke fuhr ſeine linke Hand vom Munde längs des Bartes zur Bruſt.

Die Güte der Flüſſigkeit anerkennend, nickte er hierauf bedächtig mit dem weißen Haupte und frug mich mit nicht mißzuverſtehender Geberde, ob ſein Weib das Getränk auch verkoſten dürfe. Er rief ſeine getreue Ehehälfte und ſicherlich war es bei dieſer Gelegenheit das erſte Mal in der Geſchichte der Ajno, daß das Volk Champagner trank.

Am nächſten Morgen führte mich ein Mann zu dem von Bigdonai einige Ri entfernten Kohlenlager Pompets ſektan-ſan. Daſſelbe liegt in einer Schichte von 1½—2 Meter Mächtigkeit offen an den zerriſſenen Flußufern zu Tage. Bis jetzt wird es nur inſoferne ausgebeutet, als einige Leute es vorziehen, anſtatt des Holzes die Kohle zu verwerthen.

Für die Rückreiſe zur Meeresküſte benützte ich die Canoës der Ajno (Tſippa). Dieſelben ſind lange, ausgehöhlte oder ausgebrannte Baumſtämme (Calopanac ricinifolium) bis zu 7 Meter Länge. Da ſie verhältnißmäßig ſehr ſchmal ſind, iſt man gezwungen, während der Fahrt eine ruhige Lage beizubehalten, um nicht umzukippen. Wenn an ſeichten Stellen das Boot auf den Grund fährt, wird es von den Ajno mit den Händen weiterbewegt, während ſie ſich ſonſt langer, doppelflächiger Ruder bedienen. Der Mukawafluß iſt im Durchſchnitte einen halben Meter tief, doch wechſeln auch ſeichtere mit bedeutend tieferen Stellen ab. Sein Bett iſt ſandig und ſteinig. Im Fluſſe ſelbſt verſperrten mitunter rieſengroße Baumſtämme, welche vom Hochwaſſer entwurzelt ſich hier anſammelten, die Fahrſtraße.

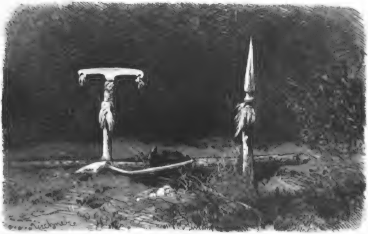
Fiſche bemerkte ich ſehr wenige, dafür am Grunde viele Blutegel; die Ajno hatten nach jedem Fußbade vollauf zu thun, die Thiere von ihren Füßen zu entfernen. Die Vogelwelt iſt nicht beſonders reich vertreten, obwohl an Schnepfen, Haſelhühnern, Wildgänſen, Kranichen und diverſen Raubvögeln kein Mangel herrſcht. Im Mukawathale zeigten ſich ſehr viele Fiſchottern, welche mein japaniſcher Diener „Kauſa“ nannte. Während das Thermometer drei Tage vorher 32° C. zeigte, notirte ich während der Waſſerfahrt um dieſelbe Zeit nur 17° C.

Schon am Wege verſuchte ich den mitgenommenen Jeſſo-Japaner durch meinen Diener zu bewegen, mir einen Ajnoſchädel zu beſorgen. Ich verſprach ihm 5 Dollars. Umſonſt. Ich bot ſechs. Ohne Erfolg. Doch gleich nach meiner Ankunft in Mukawa verſchwand er, und als er des Abends heimgekehrt war, zog er meinen Diener bei Seite und ſprach leiſe mit ihm. Schen berichtete mir hierauf, daß jener in Tſun ein Ajnograb aufgefunden habe, doch die Schifferleute wären ihm gefolgt und hätten ihn beobachtet. Wenn er aber den Ajno Saki (Branntwein) und ein Trinkgeld ſchenken würde, ſo wäre es vielleicht möglich, ſie für das Unternehmen zu gewinnen. Ich ging auf den Vorſchlag ein. Die bärtigen Geſellen tranken ſo lange, bis ſie zu lärmen anfingen. Sie verlangten Reis. Auch dieſen verabfolgte ich ihnen gegen zwei Locken von ihrem dichten Haupthaare. Schließlich aber jagte ich die beiden, von den anderen Gebirgsbewohnern ganz verſchiedenen Ajno, denn ſie wurden unbequem zutraulich, aus dem Hauſe und erwartete mit Spannung den kommenden Morgen.

Der Japaner ſtand bei der Thüre, als ich in der Frühe das Haus verließ, und winkte mir mit den Augen verſtändnißvoll zu: „Arimas“ (Ich habe), worauf er um die Ecke verſchwand. Ich brach gegen Jubutz auf und wartete auf zehn Minuten Entfernung von Mukawa auf den Diener, welcher endlich mit einem Strohpackete erſchien, in welchem ſich ein Ajnoſchädel befand. Ich nahm das Packet zu mir auf den Sattel und bewahrte es wie ein Heiligthum. Der Schädel befindet ſich nun im Nationalmuſeum zu Peſt, und da bis jetzt nur zwei oder drei Exemplare nach Europa gebracht werden konnten, ſo zählte er zu den werthvollſten Gegenſtänden unſerer Sammlung.

Mein nächſtes Ziel war die neu angelegte Hauptſtadt von Jeſſo, Saporo. In Tumakomaj, dem Dorfe, wo die Straße nach der Nordweſt-Küſte abzweigte, erfuhr ich, daß es möglich wäre, von Tſchoje aus in die Nähe des Jubaridake zu gelangen. Ich erkundigte mich an Ort und Stelle nach den Verhältniſſen und erfuhr, daß es nicht ſchwierig wäre, das Ajnodorf Tubari auf Canoës zu erreichen; von dort aber müſſe ebenfalls der Weg nach dem Berge zuerſt gebahnt werden, wozu man mindeſtens 16 Tage benöthigen würde. In Saporo hörte ich ferners, daß der Geologe Lyman vor zwei Jahren von der Stadt aus mit Schiffen den Iskarifluß aufwärts fuhr, dann als der Waſſerweg unpracticabel wurde, den Weg über den Gebirgsrücken bei dem Iskariyama bahnte, um zur Oſtküſte zu gelangen. Er beſchäftigte während mehrerer Monate 80 Ajno und lebte beſtändig im Zelte. Die verhältnißmäßig kurze Reiſe koſtete 4—5000 Dollars (zehntauſend Gulden ö. W.).

Der Weg nach Saporo iſt eine Kunſtſtraße, welche die waldreiche, wellenförmige und flache Umgebung, bald aufgedämmt, bald wieder tief in das Conglomerat-Terrain eingeſchnitten, durchzieht. Die Reiſenden werden von zudringlichen Gelſenſchwärmen und hauptſächlich von großen Bremſen ſehr beläſtigt, und es bedarf in Folge deſſen oft großer Mühe, die aufgeregten Pferde zu beſänftigen.



Ajnogräber.

Die kleinen Ortſchaften an der Straße ſind meiſtens nur von Japanern bewohnt. Am 23. Auguſt erreichte ich Saporo. Die Stadt zählt mit den Vororten 4000 Einwohner. Die Häuſer ſind im japaniſchen Style erbaut, doch die Dächer ebenfalls mit Steinen beſchwert, wie man ſagt, zum Schutze gegen den Schnee, welcher im Winter eine Höhe von 2½—3 Metern erreicht. Das Gouvernementshaus, wenngleich aus Holz, fällt ſofort durch die gefällige Architektur auf, und das Dach wölbt ſich zu einer impoſanten Kuppel, von welcher man eine lohnende Rundſchau über die Umgebung genießt. Nebenan befindet ſich die hübſche Villa des Miniſters Kuroda, welchem

Digitized by Google

die Coloniſation der Inſel Jeſſo anvertraut iſt und welcher ſich ſeiner Aufgabe thatkräftigſt annimmt. Der Name des Coloniſations-Miniſteriums iſt „Kaitakuſchi“.

Im Norden von Saporo breitet ſich das ausgedehnte Sumpfland des Iskarifluſſes mit durchwegs dichtem, hohem Schilfwuchſe aus. Aus den Schluchten des Südens ſchlängelt ſich das ſchäumende Gebirgswaſſer des Tojahiro durch die modern cultivirten Wieſenflächen und Ackerfelder einer fruchtbaren Mure nach Saporo, woſelbſt über den Fluß eine neue, großartige Holzbrücke gebaut wurde. Die ſüdlich gelegenen Gebirge, deren ſteile, mitunter felſige Hänge dicht bewaldet ſind, erheben ſich bis über 2000 Fuß.

Saporo war vor zehn Jahren noch in den Händen der Ajno. Nach mannigfachen Kämpfen wurden die Ajno langſam zurückgedrängt. Jetzt leben ſogar fünf von der japaniſchen Regierung als Lehrer der neuen Ackerbauſchule angeſtellte Europäer im Orte. Sie bewohnen den Norden der Stadt und die Japaner errichteten ihnen kleine Wohnhäuſer aus Holz mit Salon, Schlafzimmer, Speiſezimmer, Küche und Stallungen. Die Schule zählt 16 Zöglinge, unter welchen ſich einige Söhne japaniſcher Miniſter befinden. In dem proviſoriſchen Schulgebäude waren verſchiedene Sämereien, Früchte, Holzgattungen, geologiſche, zoologiſche und botaniſche Kartenwerke für den Lehrgebrauch ausgeſtellt. Die praktiſche Schule erſtreckt ſich auf Weinbau-Verſuch, Anbau von Hopfen, Korn, Weizen, Gerſte, Mais, Klee ꝛc. Der Hopfen wird gleich an Ort und Stelle in einer Brauerei verwerthet, wo Herr Kanegawa ſeine Kenntniſſe, die er ſich in Berlin erwarb, in gutes Flaſchenbier umſetzt. Er hielt ſich durch ſieben Jahre in Deutſchland auf und ſprach daher geläufig unſere Sprache.

Herr Böhmer, ein Deutſcher, und Mr. Dun, ein Amerikaner, die Leiter des geſammten Etabliſſements, nahmen mich gaſtfreundlich auf, und nicht allein, daß ſie mich in manche unaufgeklärte Verhältniſſe einweihten, ſtanden ſie mir in jeder Richtung mit Rath und That zur Seite. Herr Böhmer fand auf einem Sumpfſtriche, der gerade in ein Feld umgewandelt werden ſollte, zwei Ajnogräber und hoffte, daß der Gouverneur mir möglicherweiſe die Erlaubniß ertheilen werde, die Gerippe unter den obwaltenden Umſtänden ausgraben und mit mir nehmen zu dürfen. Er theilte mir aber mit, daß ſich ſolchen Unternehmungen Schwierigkeiten entgegenſtellen, welche beſonders in der Aufregung des Volkes beruhen, die durch folgendes Ereigniß wachgerufen wurde, das ſich vor drei Jahren in der Nähe von Hakodate zutrug. Ein engliſcher Forſcher befand ſich auf Suche nach einem Ajnoſchädel und entdeckte in der Nähe von Hakodate ein Grab. Er machte ſich ohne weitere Umſtände daran, das Grab zu öffnen, eignete ſich den Schädel an und kehrte zur Stadt zurück, wo er den damaligen engliſchen Conſul, ſeinen Gaſtgeber, von dem glücklichen Reſultate ſeines Unternehmens in Kenntniß ſetzte. Die Kunde von der Gräberſchändung drang indeß mit Blitzesſchnelle zu den Feuerſtellen im Gebirge und eine Deputation wurde zu dem Gouverneur von Hakodate mit der Bitte um Genugthuung entſendet. Die Beſchwerde gelangte bis zum Throne des Mikado und die Affaire wurde folgendermaßen ausgetragen: der Schädel mußte zurückerſtattet werden, der Engländer wurde zur Zahlung einer Entſchädigungsſumme von mehreren tauſend Dollars an die Ajno-Gemeinde verhalten, und der Conſul von Hakodate verlor ſeinen Poſten.

Ich beſichtigte in Geſellſchaft des Herrn Böhmer die zwei Grabſtätten. Das Schilf war in weiter Umgebung ausgebrannt und der Boden ſehr naß. In der Mitte der Sumpfpartie erhob ſich der Boden zu einer breiten Terrainwelle, und hier befanden ſich die beiden Gräber, jedes unter einem Maulbeerbaume, eines von dem anderen in der Richtung von Oſt nach Weſt hundert Schritte entfernt. Der Boden war über den Gräbern etwas eingeſunken und mit dürren Aeſten bedeckt.

Die Japaner von Saporo erzählten ſich, daß hier ein Ehepaar begraben ſei. Bei jedem Grabe ſtand ein Denkmal aus Eichenholz; das eine in der Form eines 130 Centimeter hohen Kreuzes, deſſen Balkenenden nach unten abgerundet waren, kennzeichnete die Ruheſtätte der Frau. Um den Stamm war ein blaues Baumwolltuch gewunden und mittelſt Baumrindenſtricke (wilder Wein) befeſtigt. Der Strick war ſehr nett geflochten und mit feſten zierlichen Knöpfen ſo geſtaltet, daß jeder Ring als ein ſeparirtes Object erſchien. Das Grabdenkmal des Mannes unterſchied ſich von jenem der Frau inſoferne, als an Stelle des Kreuzquerbalkens ein 55 Centimeter hoher, dreikantiger Holzſpieß in die Höhe ragte.

Der Gouverneur ſchlug gelegentlich meiner Aufwartung das Erſuchen um die Gebeine rundweg ab, denn die japaniſche Regierung hatte die ſtrengſten Weiſungen erlaſſen, Ajnogräber in Hinkunft nicht zu berühren.

Bei einem Spazierritte zu der Muſterfarm, welche circa 10 engliſche Meilen ſüdlich von Saporo im Tojahiro-Thale liegt, brachte uns der Weg in die ſchönſten Waldpartien der Umgebung. Hie und da bemerkte ich einen japaniſchen Holzhauer mit dem Fällen der prächtigſten Eichenſtämme oder mit dem Aufſchichten des geſchlagenen Holzes im Raume zu 16 Cubikmeter beſchäftigt. Jedermann darf nach Belieben das Holz fällen, verkaufen oder benützen. Der Preis iſt ein ſehr mäßiger und beträgt für 16 Cubikmeter ſammt Zuſtellung in das Haus nur 80 Cents (2 fl.).

Aehnlich, wie mit dem verunglückten Verſuche, Nadelholzwaldungen anzupflanzen, verhält es ſich auch mit den Maulbeerbäumen, welche in ſolch genügender Menge wild wachſen, daß ſie für die Seidenzucht, wie ſie hier betrieben werden kann, vollkommen hinreichen. Edle Maulbeerbäume werden nun importirt, gehen aber regelmäßig jedes Jahr zu Grunde.

Ein anderes japaniſches Project geht dahin, großartige Pferdebahnen zu den Quellen des Iskarigawa, in deſſen Nähe ſich einige ergiebige Steinkohlenlager befinden ſollen, anzulegen. Niemand überlegt aber, ob die Koſten des Transportes mit dem Ertrage in Einklang zu bringen ſein werden. Die Japaner ſagen: „Wir haben Kohlen, folglich müſſen wir dorthin eine Eiſenbahn bauen.“ Ich wurde ordentlich in Saporo mit Fragen beſtürmt, ob ich auf meiner Tour kein Eiſen gefunden hätte, eine Frage, welche ich leider verneinen mußte, die aber beweiſt, daß man an maßgebender Stelle auch praktiſch zu denken begonnen hat. Die Zeit, zu welcher Jeſſo bevölkert ſein wird, liegt noch in weiter Ferne und meine Anſicht geht dahin, daß erſt dann, wenn durch die Einwohner ſelbſt die Schwierigkeiten des Eindringens zu dem Herzen der Inſel gehoben ſein werden, es möglich werden wird, die Schätze der Inſel zu heben.

Die Anlage der Farm gleicht im Allgemeinen jener von Nanaye, die Pferde und Kühe weiden frei im Walde und ſtehen mit den Hirſchen in freundſchaftlichem Verkehr. Die Jäger von Saporo nützen dieſe Umſtände weidlich aus. Im Winter werden die Pferde zur Weide an die Oſtküſte getrieben, wo der Schnee in weit geringerer Menge fällt.

Alljährlich fallen einige Kühe oder Pferde den Bären zum Opfer, welche den ſibiriſchen mit der bekannten weißen, halbmondförmigen Zeichnung am Halſe gleichen. Im Ackerbauſchul-Muſeum ſah ich ein ausgeſtopftes Exemplar, welches unter beſonderen Umſtänden erlegt wurde. Es war im Frühjahre 1878, als ſich ein Japaner mit ſeinem Sohne in den Wald begab, um Holz zu fällen. Der Knabe entfernte ſich einige Schritte in das Dickicht und begegnete dem Bären, welcher ihn ohneweiters überfiel und verzehrte. Der Vater mußte das Angſtgeſchrei ſeines Sohnes gehört haben, er verließ den Arbeitsplatz, ſah den Bären und begann, mit einem langen Meſſer bewaffnet, den Kampf auf Leben und Tod. Er ſtieß dem Bären das Meſſer mitten durch das Herz, doch der Bär hatte ihn ſo feſt umklammert, daß der muthige Vater todt neben dem erlegten Thiere aufgefunden wurde. Der Bär wurde ausgeſtopft, der Japaner begraben und die Hände, Füße u. ſ. w. des aufgezehrten Kindes, welche im Magen des Bären gefunden wurden, in einer großen Spiritusflaſche aufbewahrt und im Muſeum ausgeſtellt.

Auf dem Rückwege von der Farm unterſuchten Böhmer und ich die zunächſt liegenden Berge, um Ajnogräber zu finden. Ich grub an einer mir auffälligen Stelle mit den Händen ein 3 Fuß tiefes Loch, fand aber nichts, als in dieſer Tiefe zwei ſogenannte „Todtengräber“.

Am 25. Auguſt verließ ich Saporo, und da ich mich etwas unwohl fühlte, bediente ich mich zur Reiſe nach Otarunaj des einzigen Jinrikſchawagens der Stadt. Der Weg bis zur See, an welcher das Fiſcherdorf Schibaku liegt, deſſen einzelne Hütten bis Otarunaj ſich erſtrecken, iſt recht gut, wird aber längs der Küſte ſchmal und ſchlecht, trotzdem er neu angelegt wurde. Die Formation der Küſte iſt äußerſt romantiſch. Die vulcaniſchen Steinconglomerate thürmen ſich zu ſenkrechten, oft überhängenden Felsmaſſen von 200 Meter Höhe empor und ſchimmern in allen Farben: roth, grün, gelb, blau, violett und hauptſächlich orangegelb. Die große Menge des vorhandenen Schwefels ſetzt ſich nicht allein in kleinen Kryſtallen an dem Geſteine feſt, ſondern äußert ſich auch in dem Dampfgeruche der heißen Quellen, die hie und da die Straße begleiten. Bevor man Otarunaj erreicht, paſſirt man zwei Felstunnel.

Otarunaj iſt eine größere Stadt von 7000 Einwohnern und unter den grünenden Bergen reizend ſchön an einer kleinen Bucht gelegen, in deren genügend tiefem Hafen eine Menge größerer Fiſcherbarken und Dſchunken gegen alle Stürme geſchützt vor Anker lag. In Otarunaj endet die Telegraphenlinie. Zwiſchen Otarunaj, Matſumaj und Hakodate wird ein lebhafter Handel mit Häringen, Lachſen und Seetang unterhalten. Trotzdem hinterläßt die ſchmutzige und verwahrloſte Stadt, wie überhaupt alle Orte an der Weſtküſte von Jeſſo, den Eindruck großer Dürftigkeit. Ich traf nun größere Bergpartien, die ganz entholzt waren, denn die Fiſcher der Weſtküſte benöthigen viel Material für ihre Barken und Kähne.

In Joitſchi miethete ich die Pferde bis Iwanaj, einem kleinen Dorfe, von deſſen Bedeutung als Kohlenbergwerk ich ſchon Vieles erzählen hörte. Ich betrat eine complete Wildniß, in welcher Schilf, Gras und Schlinggewächſe in üppiger Fülle wucherten und den Weg galerieartig überwölbend, beſchatteten. Der Reitweg iſt ziemlich gut, doch ſchmal und in ſeiner ganzen Strecke als Treppelweg mit großen Holzblöcken zum Schutze gegen die Bodennäſſe belegt. Die ganze Gegend dominirt das Haupt des Joitſchiyama, eines Vulcans, welcher im Südoſten meiner Tagesroute ungeheure Maſſen gelblich-grauen Dampfes durch den Krater enſendete.

In dem neu eingerichteten, japaniſchen Hotel des drei Häuſer zählenden Ortes Skarubetz erhielt ich wohl ein reines Zimmer, jedoch nur geräucherten Lachs zur Speiſe. Eigentliche Ajno ſah ich hier keine mehr, doch erblickte ich vor dem Orte einige japaniſche Geſichter in der Tracht der Ajno; die Frauen hatten ſogar die Oberlippe tätowirt. Die Leute nähren ſich in dieſer Gegend von Fiſchen, Mais, Rüben, Bohnen, Paradiesäpfeln und wildwachſenden Kaſtanien. Schon des Abends begann ein ſtarker Regen, welcher die ganze Nacht anhielt und den Gebirgsbach zum reißenden Strome umwandelte. Meine Pferde, welche ſich während der Nacht auf freier Weide befanden, hatten es vorgezogen, in ihre Heimat Joitſchi durchzugehen, und ſo ſaß ich nun da, umgeben von den ſechs bis ſieben Köpfen der ganzen Bevölkerung, rath- und hilflos; mein Diener beendete jede Conferenz mit den echt orientaliſchen Worten: „Mejonitschi ikimaschjo“ (Morgen brechen wir auf). Der nächſte Morgen verſprach Beſſerung; einige Sonnenſtrahlen drangen durch die ſchwere Maſſe der Wolken, welche wie Blei auf den Bergen lagerte, und das Barometer — ſank.

Ich ging, ſo weit es auf dem überſchwemmten Thalboden möglich war, gegen Joitſchi zurück, um nach den Tragthieren zu ſpähen. Vergebens. Um 9 Uhr ſchickte ich einen Kuli mit dem Auftrage zurück, die bereits durch Baarbezahlung bis Iwanaj gemietheten Pferde unverzüglich zu mir zu ſenden. Um 1 Uhr Mittags kehrte der Bote ſammt den Pferden zurück. Kurze Zeit darauf waren dieſe bepackt; es war keine Minute zu verlieren, denn ein Weg von über 9 Ri Länge mußte noch zurückgelegt werden. Bald nach dem Aufbruche ſah ich ein, daß es eine Unmöglichkeit geweſen wäre, am vorhergegangenen Tage weiterzureiten. Der verwüſtete Weg lief bald im Thale, bald erſtieg er wieder den morſchen, poröſen, vulcaniſch-felſigen, ſteilen Fuß der Berge, von welchen das Waſſer wildbachartig herabſtürzte, Baumſtämme, Wurzeln und Steingerölle mit ſich reißend.

Um 4 Uhr Nachmittags erreichte ich den 1500 Fuß hohen Gebirgspaß, von deſſen armſeligem japaniſchen Theehauſe aus bei ſchönem Wetter eine brillante Ausſicht zu genießen ſein mag. Ich erblickte nichts als die unſteten Maſſen bewegter Nebel. Die Pferde ſchnauften ſich nach der überſtandenen, mühſamen Bergtour etwas aus, bevor ich den ſteilen Abſtieg anordnete. Unter ſtrömendem Regen bewerkſtelligten wir denſelben, und erreichten bei Einbruch der Nacht eine japaniſche Hütte am Ufer des Iwanajgawa, deſſen Waſſer bereits die ganze Thalſohle überſchwemmte. Wir mußten trachten, das jenſeitige Ufer zu gewinnen. Der Beſitzer der Hütte weigerte ſich anfangs, die Ueberfuhr auf ſeinem gebrechlichen Fahrzeuge zu bewerkſtelligen, willigte aber endlich nach einigen kernigen Aufmunterungen, welche ich mit mehreren Silber-Yens unterſtützte, in mein Vorhaben ein.

Nachdem das Gepäck abgeladen und auf dem Boote untergebracht war, mußten die Pferde hinüberſchwimmen. Während der Ueberfuhr klammerten wir uns mit ganzer Kraft an das über den Fluß geſpannte, ſtarke Seil,

Digitized by Google

viel davon erzählen. Gegen 10 Uhr Nachts wurde das Thal breiter und der Weg beſſer.

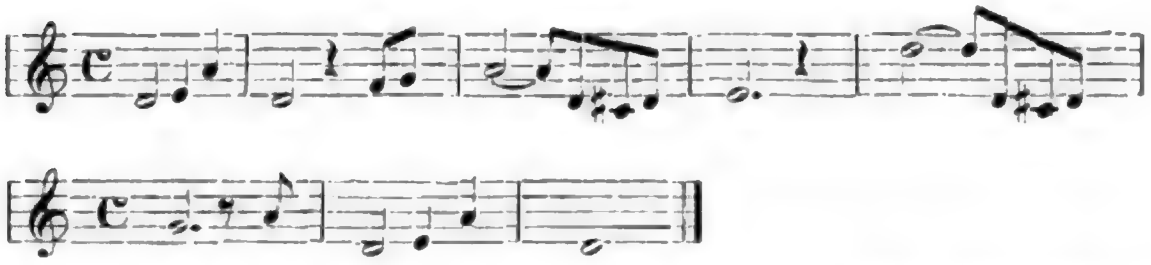
Durch und durch naß, erreichte ich kurz vor Mitternacht Iwanaj, wo es ſchwere Mühe koſtete, ein Unterkommen zu finden, und dankte Gott, als ich meine völlig durchnäßte Kleidung trocknen und mich mit einer Schale heißen Thee's erwärmen konnte. Ich ignorirte die Tauſendfüßler, Ohrwürmer, Mauerasſeln, kleinen Krebſe und das ſonſtige Ungeziefer, welches auf dem feuchten Boden der Wohnung umherkroch, ja ich ſcheute mich nicht vor der verdächtig ausſehenden, aber trockenen Matratze, welche mir der Hausvater, ein alter japaniſcher Fiſcher, in der Nähe des Feuers zur Nachtruhe ausbreitete.

Fünf Seemeilen im Nordweſten des Fiſcherdorfes Iwanaj entdeckte ein Officier des Taikuns im Jahre 1863 das Kohlenbergwerk Kajanoma, nachdem er ein Jahr zuvor von zwei amerikaniſchen Geologen auf das Lager aufmerkſam gemacht worden war. Seit dem Jahre 1866 befördert eine Pferdeeiſenbahn die in dem Bergwerke gewonnenen Kohlen zur Küſte, von wo ſie durch kleine Küſtenfahrzeuge nach Hakodate und Nord-Nippon verfrachtet werden. Die 150 beſchäftigten Arbeiter ſtehen unter dem Befehle dreier Regierungsofficiere. Die Schichtenmächtigkeit der Kohle beträgt 2½ Meter und iſt unter einem Winkel von 40 Grad nach Nordoſt geneigt. Als ich längs der Meeresküſte zu Schiffe nach Iſoja fuhr, hatte ich genügend Gelegenheit, das rührige Leben in der Umgebung des Bergwerkes zu betrachten. Die Meeresküſte beſteht aus rein vulcaniſchem Geſteine, deſſen eigenthümlich gefärbte Schichten ſich bis zur Höhe von 300 Meter ſchroff erheben, doch nahe dem Meeresſpiegel ſo ausgewaſchen wurden, daß ſie künſtlich hergeſtellten, coloſſalen Grotten gleichen. In Iſoja zeigte mir der Hausherr eines Hotels ein abgeſchliffenes Stück weißen Marmors, wie er in den nahen Bergen in großer Maſſe vorkommen ſoll, und an Qualität dem carrariſchen Marmor gleichkommen dürfte. Die Japaner ſind in Mineralien-Angelegenheiten, beſonders was deren Fundorte betrifft, mißtrauiſch und verſchloſſen, ich erfuhr dies noch denſelben Tag, als ich mich nach dem Fundorte eines ſilberhaltigen Quarzes erkundigte, welchen mir ein anderer Japaner zur Begutachtung vorwies.

Auf der weiteren Landreiſe paſſirte ich einige Fiſcherdörfer, in denen die Europäer noch zu den Sehenswürdigkeiten zählten. Die Frauen ſtürzten mit den Säuglingen auf dem Arme auf die Straße und wieſen mit den Fingern auf mich.

Alle Tempel in den Ortſchaften waren mit großen Laternen geſchmückt zu Ehren des Fiſchgottes Mazuli, deſſen Feſt eben begangen wurde. In den Theelocalitäten (Tſchaija) und Wirthshäuſern (Jado) tummelte ſich das Volk herum und lauſchte entweder den pathetiſchen Erzählungen alter Männer oder ergötzte ſich an dem Tanze junger Mädchen, während die Kinder ſich unter der Aufſicht ihrer Eltern gemüthlich balgten. Die kleinen Knirpſe in ihrer komiſchen Kleidung (blaue, kurze, den mageren Körper einzwängende Jäckchen mit Metallknöpfen, blaue, viel zu kurze Höschen, endlich ein ſchmales Strohkäppchen) glichen nur zu ſehr bekleideten, dreſſirten Affen.

Im Theehauſe zu Otaſchieu mußte ich es als eine Gnade betrachten, daß ich ein Nachtquartier fand. Von weit und breit waren die Gäſte hiehergereiſt, um das Fiſchgottfeſt freudigſt zu begehen. Bis zum frühen Morgen hörte ich neben mir, ober mir und in allen Gaſſen die von kräftigen, vollen Kehlen geſungene Weiſe des Feſtgeſanges Mazulino kandjo:



Das Waſſer hatte in der ganzen, weiten Umgebung arge Verwüſtungen angerichtet, ganze Häuſer waren weggeſchwemmt, die wenigen bebauten Stellen ruinirt, ſelbſt einige Menſchenleben waren dem zügelloſen Elemente zum Opfer gefallen. Die im Bau begriffene Kunſtſtraße von Otaſchieu nach Oſchamambeb an der Vulcan-Bai war total verwüſtet, die mühſam errichteten Aufdämmungen weggewaſchen, die Holzbrücken davongetragen oder in ihrem Bau ſo geſchwächt, daß ich, im Begriffe, eine ſolche zu paſſiren, ſammt der Brücke mit dem Pferde in die Tiefe ſtürzte. Ohne weſentlichen Schaden genommen zu haben, büßte ich bei dem Falle blos den Sattel ein, der, nachdem ſein Gurt geriſſen, ſogleich in den Wellen ſpurlos verſchwand.

So lange ſich die Japaner nicht entſchließen werden, die neuen Wege auf Jeſſo am Gebirgshange zur Höhe zu führen, ſo lange wird es ihnen auch unmöglich bleiben, die Straßen zu erhalten. Nach Paſſirung des tief eingeſchnittenen, 1000 Fuß hohen Gebirgspaſſes folgte ich leider dem Rathſchlage meines Führers, den Weg abzukürzen und die Straßentrace zu verlaſſen. Binnen einer halben Stunde hatten wir insgeſammt die Orientirung verloren und irrten in den kaum erkennbaren Wegſpuren des Urwaldes unſtät umher. Zum Glücke erreichten wir die flachen Ufer eines angeſchwollenen Fluſſes. Je nach den zu dem Waſſer herantretenden Terrainformen ritten wir bald am rechten, bald am linken Ufer, bald im Flußbette. Zwölf Mal überſetzte ich den tiefen Strom, jede Paſſage war mit einem kalten Bade verbunden. Auch das Gepäck wurde durch und durch naß, und ich machte in Oſchamambeb die traurige Wahrnehmung, daß mein ganzer Zuckervorrath auf eine klebrige Kleinigkeit zuſammengeſchmolzen war.

Der Ritt von Oſchamambeb nach Mori, eine Diſtanz von 18 Ri, gehörte zu den angenehmſten Partien. Nahezu fort am Meeresrande, auf dem feinen Sande der Brandung, trabten die Pferde ohne Unterbrechung und es ſchien ihnen ſelbſt Vergnügen zu bereiten, den weißen Schaum der immer weiter kreiſenden Waſſerringe über die Hufe ſpielen zu laſſen. Die Gegend iſt bei gutem Wetter außerordentlich maleriſch. Zur Linken erhebt ſich der 2500 Fuß hohe Oſſu-Vulcan über die felſige, ſteile Küſte. Zwiſchen ſeinen leichten Dampfwolken und mir kräuſelten ſich die blauen Meereswogen bei der einſetzenden Fluth, vor mir nahmen die ſchwachen Contouren des Komagadake bei jedem Schritte nach vorwärts eine ſchärfere Geſtaltung an und unmittelbar zur Rechten rauſchte der leichte Wind in den düſteren Urwäldern, die ſich den ſteilen, zerklüfteten Hängen des Gebirges anſchmiegen. Auf dem halben Wege nach Mori paſſirte ich das letzte Ajnodorf Yorop, deſſen mit Bärenſchädeln geſchmückte Schilfhütten von einer kläffenden Schaar verwilderter, weißer Hunde bewacht wurden. In Mori traf ich wieder mit Graf Tiesbach und Herrn von Siebold zuſammen, welche in der Umgebung gejagt hatten.

Bevor wir am nächſten Morgen nach Hakodate zurückreiſten, trat der Eigenthümer der Pferde, welche ich Tags vorher gemiethet hatte, mit kläglicher Miene mit der Nachricht in mein Zimmer, daß ihm des Nachts ein Bär ſein beſtes (!) Pferd zerriſſen habe. Die Pferde weideten ganz nahe des Theehauſes und hier war das Unglück geſchehen. Auf einem kleinen Erdhügel, umgeben von niederem Gebüſche, lag das Pferd verſtümmelt und mit heraushängenden Eingeweiden. Der Boden wies die Spuren eines ſtattgefundenen Kampfes auf, und deutete an, daß der Bär ſeinen Rückzug in die angrenzenden Waldungen des Vulcans genommen hatte. Wir verfolgten eine zeitlang dieſe Spuren, jedoch ohne Erfolg.

Um die Mittagszeit erreichte ich wieder den Gebirgspaß Kayabetoge, und genoß hier den märchenhaft ſchönen Anblick der gegenüberliegenden Stadt Hakodate, mit deren Erreichung meine Landreiſe auf Jeſſo ihren Abſchluß fand.

Noch vor wenigen Jahrzehnten bis nach Kobe auf Nippon verbreitet, iſt das Ajnovolk gegenwärtig auf das Innere der Inſel Jeſſo beſchränkt. Von einem nicht mehr zu durchbrechenden Ringe von Japanern eingeſchloſſen, liegt es auch hier in den letzten Zügen und wird, ſchon gegenwärtig auf 26—27.000 Seelen herabgeſchmolzen, in nicht zu ferner Zeit der fortſchreitenden Cultur erliegen müſſen. Ueber die Abſtammung dieſes merkwürdigen Volkes herrſchen noch ſehr verſchiedene Anſichten. Daß die Ajno mit den Japanern und Chineſen nichts gemein haben, davon überzeugt uns ſchon eine oberflächliche Betrachtung. Die Schädelbildung iſt edler, die Stirne höher und breiter, die hervorſpringende Naſe ſtärker, hauptſächlich aber iſt es die horizontale Lage des großen, braunen Auges, welche den Ajno der kaukaſiſchen Race näher bringt.

Bernhard Davis behauptet, daß die Schädelbildung der Ajno nicht weſentlich von jener der Weſteuropäer abweiche, Profeſſor Dönitz hingegen ſchließt ſeine Unterſuchungen über die Ajno mit den Worten: „Die Ajno ſind Mongolen, ſie unterſcheiden ſich von den Japanern weniger, als die Germanen von den Romanen. Von einer Annäherung an die Typen der Weſteuropäer kann keine Rede ſein.“

Ein auffallendes Charakteriſtikon bei jeder Ajnogeſtalt iſt die Ueppigkeit des Haarwuchſes. Profeſſor Dönitz ſagt zwar, die Behaarung ſei nur im Contraſte mit den wenig behaarten Chineſen und Japanern auffallend; doch erwähnt er ſogleich, bei der Unterſuchung nur junge und raſirte Perſonen vor ſich geſehen zu haben. Ich meinerſeits habe keinen einzigen Ajno geſehen, welcher ſein Geſicht raſirt gehabt hätte. Im Gegentheile machte ich die Erfahrung, daß jeder Ajno ſeinen Haarwuchs als Heiligthum betrachtet und eher alle Schätze der Welt ausſchlüge, als ſeinen Bart dem Meſſer zum Opfer zu bringen.

Wenn auch einzelne Unterſuchungen dargethan haben, daß auf einer gleichen Quadratfläche die Anzahl der Haare eines Ajnomannes (per Quadratcentimeter 214, nach Dr. Hilgendorf) geringer war, als bei einem Japaner (270) oder einem Germanen (280), und daß blos die Dicke des einzelnen Haupthaares (im erſten Falle 0·126 Quadrat-Millimeter Querſchnittsfläche, im zweiten Falle 0·082, im dritten Falle 0·082) den Haarwuchs üppig erſcheinen laſſe, ſo bleibt es immerhin eine Curioſität, daß der ganze Körper der Ajno mit Haaren von einer mittleren Länge von 40 Millimeter bedeckt iſt, wovon gewöhnlich 30 auf einen Quadrat-Centimeter entfallen. Der Ajno pflegt ſein Haar nie und ſcheut das Waſſer als Reinigungsmedium.

Obwohl die Größe der Geſtalt nur wenig um 5 Fuß variirt, ſo iſt ſie doch ſtärker und kräftiger gebaut, als die der Japaner.

Das geiſtig tief herabgekommene Volk kann weder leſen noch ſchreiben, denn es hat keine Schrift, auch, wie es ſcheint, keine Tradition, obgleich es für Zahlen, die der perſönlichen Exiſtenz näher liegen, ein ſcharfes Gedächtniß beſitzt. Zur Notirung der Anzahl ihrer Beſitzthümer, als Hirſchhäute, Geweihe, Gefäße und Waffen, gebrauchen die Ajno kleine Holzſtäbe mit eingekerbten Strichen, deren Zehner deutlich hervorgehoben ſind. Ein anderes Mittel, dem Gedächtniſſe nachzuhelfen, iſt das Schlingen von Knoten an einem Stricke.

Die Wohnſtätten der Ajno ſind armſelige, mitunter auf 2 Meter hohen Pfählen errichtete Gebilde aus Schilf, Stroh und Birkenrinde, der Eingang iſt gewöhnlich von Süd. Jede Wohnung beſteht aus zwei Theilen, der erſte dient als Vorrathskammer, der zweite als Wohnung. In erſterer befinden ſich verſchiedene Holzgefäße, Stricke, Hirſchhäute und Geweihe ꝛc. Hat man die finſtere Kammer durchſchritten und eine Thüröffnung zur Rechten paſſirt, ſo ſteht man unmittelbar vor dem großen, offenen Feuerherde, welcher in einer ſeichten Bodenhöhlung angelegt iſt. In einer Ecke des Zimmers ſteht das verwahrloſte Bett, mit einer Lage Schilf; anreihend daran befinden ſich die Schätze des Hauſes, alte japaniſche Lackgefäße und Schwerter. Dieſe Lackgefäße ſtammen noch aus der Zeit, als die Japaner den Ajno ſchmeichelten, und ſind durchwegs aus Tokio. Die mindere Qualität der aus jüngſter Zeit ſtammenden Geſchenke beweiſt dabei deutlich, daß die Japaner ſich nunmehr aller Aufmerkſamkeiten enthoben betrachten. Ein auf Baumſtämmen bühnenartig errichtetes Brettergerüſte, deſſen Härte durch eine Schilflage etwas gemildert wird, kennzeichnet die Schlafſtätte der Gäſte.

Jede Perſon im Hauſe hat einen beſonderen Platz am Feuerherde zugewieſen. Dem Eingange zunächſt iſt der Sitz des Hausherrn. Zwiſchen ihm und der Hausfrau, deren Sitz am anderen Ende des Herdes ſich befindet, ſammeln ſich die Angehörigen der Familie auf einer niederen Bank; die gegenüberliegende Seite der Feuerſtelle iſt den Gäſten reſervirt. Sowohl die Thür-, als die Fenſteröffnungen ſind mittelſt verſchiebbarer Strohgeflechte verſchließbar.

Die Sprache der Ajno iſt weſentlich von jener der Japaner verſchieden und klingt zwar nicht unangenehm, aber der vielen r wegen hart. Den Männern iſt eine kräftige, ſonore Stimme eigen, den Weibern ein kreiſchendes Falſett. Einen directen Verkehr zwiſchen ihnen und Fremden ſuchen die Japaner zu verhindern; letztere figuriren bei allen Geſchäften als Zwiſchenhändler. Die Ajnomänner beſitzen im Gegenſatze zu den Japanern ein ſehr ernſtes, gemeſſenes Benehmen, doch ſo wild und thieriſch ſie auch ausſehen, ſo furchtſam ſind ſie.

Als Diener der Japaner genießen ſie den Ruf der Redlichkeit, Treue und des Fleißes. Sie erwerben ſich ihren Lebensbedarf als gedungene Arbeiter, Fiſcher, Holzfäller und Jäger auf Bären, Hirſche und Füchſe, mit deren Schädeln ſie ihre Hausſtaketten zieren. Die erlegten Thiere liefern ſie den

Japanern ab und erhalten dafür Cattunſtoffe, Zwirn, Reisbranntwein und Tabak. Obwohl es ihnen von der japaniſchen Regierung verboten wurde, ſo ſchießen die Ajno die Hirſche bei dem Mangel an Gewehren mit dem Pfeile oder mit einer Pfeilwurfmaſchine. Die Pfeilſpitzen ſind mit Gift aus der Wurzel von Aconitum überzogen und die Maſchinen zum Schutze gegen den Regen mit Baumrinden überdeckt. Die Maſchine beſteht aus einem ſtarken Bogen mit einer Weinrebenſehne und wird an einem Baumſtamme ſo feſtgebunden, daß der eingelegte Pfeil die Direction einnimmt, in welcher eine zweite Schnur zu einem auf dem Boden liegenden Brettchen hinführt. Wechſelt ein Hirſch oder betritt ein Bär oder anderes Wild das Brettchen, ſo löſt ſich die geſpannte Bogenſehne aus einem Haken und der Pfeil wird gegen das Thier geſchleudert. Verwundet, ſtirbt es eine Stunde ſpäter. Die vergiftete Stelle wird ſodann ausgeſchnitten. Die Hirſchhäute und Geweihe werden nach Hakodate abgeliefert und bilden einen nicht unanſehnlichen Theil des Handels. Außer von geräuchertem Hirſchfleiſch und Fiſchen nähren ſich die Ajno von Reis, Bohnen, Hirſe, Mais, Erdäpfeln und Zwiebeln, welch' letztere Nahrungsmittel ihre kleinen Hausgärten produciren.

Die Kleidung der Ajno iſt ſehr dürftig und theils aus Hirſch- und Bärenfellen (mit dem Pelze nach auswärts), theils aus einem Webſtoffe aus dem Baſte einer Pflanze, welche ſie Ohyo nennen, combinirt. Die Männer tragen ein verwahrloſtes Unterkleid mit einem Gürtel, worin ein langes Meſſer ſteckt, darüber in kalter Jahreszeit eine zuſammengenähte Hirſchdecke und Schuhe aus ungegerbtem Leder. Das Unterkleid von gelber Grundfarbe und mit blauen Streifen umſäumt, reicht bis zu den Knieen, auch ſind deſſen Aermel ſo kurz, daß die nervigen Arme nackt herausragen. Hin und wieder bemerkte ich Männer mit blauen Schürzen oder Leibbinden. Die Weiber tragen ein doppeltes, langes Kleid, welches mit einer Binde hoch um den Leib geſchürzt iſt, blaue vom Knöchel bis zu den Knien umgewundene Lappen als Strümpfe und nur ſelten eine Beſchuhung nach Art der Männer. Zu Hauſe legen die Ajnomänner und die Frauen (bis zu dem Alter von 15—16 Jahren) jede Kleidung ab und werfen erſt bei der Annäherung fremder Perſonen die allernöthigſten Kleidungsſtücke um.

und „die Fliege“ welche ihre Lippen ſchmücken, ſtolz ſein. Auch auf den Beinen und Armgelenken tätowiren ſie 3—6 ſchwarze Ringzeichnungen.

Die Stellung der Frauen den Männern gegenüber iſt nicht, wie in Japan, eine untergeordnete, im Gegentheile, die Hausfrau ſteht nicht allein dem Manne bei jedem Geſchäfte zur Seite, ſondern wird zu allen Familienberathungen zugezogen, in welchen ihre gewichtige Stimme ſehr oft den Ausſchlag gibt.

Die Ajno hören die Frage nach ihren Eltern und Vorfahren nicht gerne, ebenſo lieben ſie es nicht, wenn der Gaſt beim Fenſter hinausblickt. Die wenigſten von ihnen ſind im Stande, ihr Alter genau anzugeben, obgleich ſie eine nach Mondesphaſen geregelte Zeitrechnung gebrauchen.

Wie das Leben in der Familie, ſo iſt auch das der Gemeinde geregelt. Zum Oberhaupte in der Gemeinde wird der Beſitzer der größten Anzahl von Waffen erwählt. Begeht er in der Ausübung ſeiner Pflichten oder in der Entſcheidung innerer Angelegenheiten eine Ungerechtigkeit, ſo wird er abgeſetzt und der Beſchädigte nimmt ſeine Stelle ein. Die althergebrachte Sitte des leichtlebigen, gaſtfreundlichen Volkes, daß der Gemeindevorſtand jedem ankommenden Gaſte bis an die Grenze ſeines Bereiches entgegengeht, ihn begrüßt und bis zur nächſten Grenze begleitet, wo er ihn dann ſeinem Nachbar übergibt, exiſtirt nur mehr in wenigen Gemeinden.

In der Familie iſt die Gaſtfreundſchaft an ſtrenge Ceremonien gebunden. Bei dem 3—4 Meter langen und 1½ Meter breiten Kohlenbecken der Wohnung verſammeln ſich allabendlich die Hausfreunde zum geſelligen Geſpräche. Jeder Gaſt wird von dem Hausherrn einzeln begrüßt. Dieſer ſitzt nach orientaliſcher Sitte am Feuerherde und ignorirt den Ankömmling ſo lange, bis er es ſich beim Feuer an der Fremdenſeite bequem gemacht hat. Sodann ſehen ſie ſich ſchweigend an, verbeugen ſich leicht, wobei ſie mit den Händen eine Bewegung machen, als wollten ſie ſich umarmen. Die Hände ſchließen ſich vor der Bruſt wie zum Gebete und werden leicht gerieben, dann mit den Flächen nach Innen bis zu den Augen emporgehoben und ſchließlich längs des Bartes bis zur Bruſt nach abwärts geführt. Dieſe Begrüßung geſchieht immer ſitzend oder hockend.

Begegnen ſich zwei Ajno auf der Straße, ſo wird die Kopfbinde gelöſt.

Die Begrüßung von Seite der Hausfrau iſt eine andere. Sie gibt der rechten Hand jene Haltung, wie wir ſie bei beſonderen Inſeraten, Aufſchriften und Wegweiſern ſchon oft geſehen, eine Direction ſcharf andeutend, und führt die den ungezogenen Kindern wohlbekannte Reinigungsfläche des Zeigefingers an der Oberlippe unterhalb der Naſe langſam von rechts nach links und zurück. Dieſe Begrüßungsſcene war immer gerade ſo komiſch, wie die Art und Weiſe, wenn ein Ajno durch Umfaſſen der Naſe mit ſeiner ganzen Fauſt und emporzuckender, linker Achſel in dem Fragelaute: „Hääj?“ ſein Staunen äußerte. Dieſelbe Sitte wird auch bei den Tibetanern beobachtet.

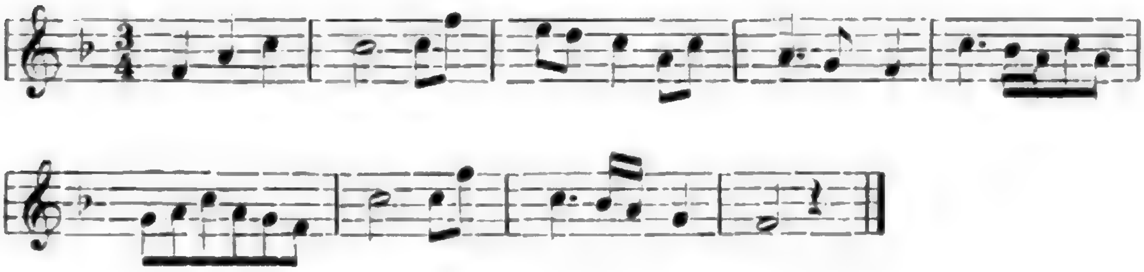
Tagsüber arbeiten die meiſten Ajno, begleitet von einer Meute halbwilder Hunde, in den Waldungen. Viele Hunde verlaufen ſich in dem Holze, werden wild und verkünden ihre kummervolle Exiſtenz des Nachts durch ein ergreifendes Jammern und wehklagendes Winſeln.

Meine Erkundigungen und Nachfragen über die Religion der Ajno ergaben kein befriedigendes Reſultat. Sie erkennen Sonne, Mond, Sterne, Feuer, Waſſer, dann die Bären und, wie ich vernahm, ſelbſt den Europäer als Gottheiten an; im Uebrigen nahmen ſie bereits mehrere Religionsgebräuche von den Japanern an, wie z. B. den Gebetsſtock derſelben (wenn ich nicht irre, inao genannt), ein rundes Stäbchen, an deſſen einem Ende Papierſtreifen hängen; doch erſetzten die Ajno das für ſie zu koſtbare Papier durch die Baſtfaſern des Stockes, welche ſie büſchelartig der Länge nach ablöſen. Wenn der Ajno ein Thier tödtet, ſo opfert er den Göttern, ſelbſt wenn ein Sakitrunk die Runde macht, wird der Feuergott niemals vergeſſen. Im Allgemeinen huldigt das Volk in hohem Grade dem Aberglauben.

Die Heiraten werden gewöhnlich in der nächſten Verwandtſchaft, doch nicht unter Geſchwiſtern geſchloſſen. Die Hochzeiten ſollen mit großen Feſtlichkeiten verbunden ſein, es wird viel Hirſchfleiſch und Reis gegeſſen, aber noch mehr Reisbranntwein getrunken, welchem das Volk mit Vorliebe zuſpricht.

Der Ajno, ſobald er geht, reitet, oder auf dem Fluſſe fährt, ſingt oder ſummt ein Liedchen, welches beweiſt, daß das Volk in ſeinem muſikaliſchen Sinne viel, viel höher ſteht, als die Japaner und Chineſen. Die Melodien ſind einfach und anſprechend.

Ajno-Lied:



Ein unter den Ajno aufgewachſener Japaner erzählte mir folgende eigenthümliche Sitte: Jener Mann, welcher eine Frau zu Ungehörigkeiten verleitete, iſt vor dem betreffenden Ehemanne gerechtfertigt, ſobald ihm die Frau einen Ohrring ſchenkte. Kann er ſich in dieſer Weiſe nicht ausweiſen, ſo finden dann Duelle „auf Stöcke“ ſtatt, welche meiſtens blutig enden. Mit ſolchen Schlägereien iſt jedoch immer ein großartiges Trinkgelage auf Koſten des Unterliegenden verbunden. Derſelbe Japaner theilte mir mit, daß nach dem Tode des Hausherrn das Wohnhaus niedergebrannt würde; ich ſelbſt konnte jedoch während meiner Reiſe unter den Ajno keine Brandſtätten wahrnehmen.

Die Verſtorbenen werden auf eine Strohmatte auf die rechte Seite gelegt, indem ſich das Haupt auf die rechte Handfläche ſtützt, und ſodann liegend begraben, im Gegenſatze zu den Japanern, welche hockend beerdigt werden.

Ein eigenthümlicher Cultus der Ajno umfaßt die Bärenpflege. Gelingt es, junger Bären habhaft zu werden, ſo werden ſie einer Frau übergeben, welche gerade ihren Säugling verlor. Dieſe muß nun die Thiere ſo lange ſäugen, bis ſie größer geworden, ſich von Hirſchfleiſch und Hülſenfrüchten nähren können. Sind die Bären endlich ſo ſtark, daß ſie gefährlich werden könnten, ſo werden ſie unter großen Feſtlichkeiten geſchlachtet oder erwürgt. Alles jubelt und trinkt Saki und nur die Mutter weint um das — getödtete Kind.

Der Haupterwerbszweig der Japaner iſt der Fiſchfang und die Gewinnung von Seegras. Beſonders iſt es die Weſtküſte, welche überreich an Fiſchen iſt. Die Zahl der jährlich gefangenen Häringe (inschin), Sardinen (iwaschi) und Lachſe erreicht viele Millionen. (Im Nordweſten werden auch Wallfiſche gejagt.)

Die Fiſcherei beginnt im Mai und beſchäftigt Alt und Jung. Jedermann darf frei fiſchen, iſt aber verpflichtet, 30 Percente des Erträgniſſes an das Coloniſations-Miniſterium abzugeben.

Der Seetang wird von Juli bis October gewonnen, indem er mit langen Stangen gefiſcht, mittelſt Boote an das Ufer gebracht und dort ſogleich getrocknet wird, wozu es dreier heiterer Tage bedarf. Im friſchen Stadium beſitzt er eine Länge von 10 Meter. Geſchnitten zu 1 Meter Länge wird er ſchließlich in Bünde gebunden und ſo auf den Markt gebracht. Der Export nach Japan und China beträgt jährlich 6000 Tonnen.

In der Spätherbſtzeit befaſſen ſich die anſäſſigen japaniſchen Fiſcher mit der Gewinnung des Fiſchthranes. Die großen, irdenen Keſſel, worin das Oel ausgekocht wird, befinden ſich im Freien und werden auch als Badewannen benützt.

Wenn das luſtig brennende Feuer an den gebräunten Seiten des großen Keſſels emporzüngelt, worin der reinlichkeitsliebende Japaner voller Behaglichkeit kauert, empfängt man den Eindruck, einen Mann zu erblicken, welcher ſich ſelbſt kocht.

---

der Farmen, und ihre Fläche wird nicht mehr als 2 Quadratmeilen betragen. Die anderen Waldungen haben die Japaner nur der Natur zu verdanken, denn ſie ſind im Urzuſtande. Es entfallen daher nach meiner Schätzung von dem 71.000 Quadrat-Kilometer großen Flächeninhalte des Inſelfeſtlandes 66.800 Quadrat-Kilometer auf das vulcaniſche Geſtein und die Urwälder.

IX.

Rückreiſe nach Schanghai.

Die Militär-Revolution in Tokio und ihre Urſachen. — Der Satſuma-Aufſtand. — Saigo's tragiſches Ende. — Ueberfahrt nach Schanghai. — Das Schiff in der Gewalt eines Taifuns. — Dem Sinken nahe. — Eine Schreckensnacht. — Errettung und Ankunft in Schanghai.

Ich traf zu guter Stunde in Hakodate ein; dasſelbe Schiff „Tokachio Maru", welches mich hieher gebracht hatte, lag eben dampfklar zur Abfahrt im Hafen bereit. Am nächſten Morgen verließ ich die Stadt. Es regnete in Strömen und ein dichter Nebel ſenkte ſich über die See, ſo daß das Schiff einige Male anhalten mußte. Außer uns Dreien befand ſich noch ein amerikaniſcher „Gelehrter", welcher durch dumpfes Hinbrüten und conſtantes Schweigen ſeinem Titel gerecht wurde, ſammt Frau und Kind an Bord. Die Frau ſchlief während der erſten Nacht trotz Regen und Kälte auf dem Verdecke.

Der Capitän des Schiffes entſchuldigte das ſtarke Rollen des alten Schiffes bei ruhiger See durch die allzu große Ladung, während bei der erſten Fahrt der Mangel an Ladung daran die Schuld trug. Frug ein neugieriger Paſſagier den Commandanten, wann wir in Yokohama eintreffen dürften, zuckte er lächend die Achſeln und antwortete delphiſch: „Wir befinden uns am Wege dahin." Als der Hafen von Yokohama vor uns lag, erklärte er das verhältnißmäßig frühe Eintreffen mit den Worten: „Das Schiff dampfte in einem günſtigen Strome."

Am nächſten Morgen fuhr ich nach Tokio, um mich bei dem engliſchen Geſandten Sir Harry Parkes zu verabſchieden. In Tokio hatte mittlerweile eine Militär-Revolution ſtattgefunden, deren Urſachen in den Nachwehen der Satſuma-Rebellion zu ſuchen ſind.

Um einerſeits dieſen Vorfall vom richtigen Standpunkte beleuchten zu können, und andererſeits dem Leſer einen klaren Ueberblick der gegenwärtigen politiſchen und ſocialen Verhältniſſe Japans, insbeſondere mit Berückſichtigung der europäiſchen Handelsbeziehungen zu bieten, wird es nöthig ſein, in der Geſchichte des Landes um 27 Jahre zurückzugreifen.

Am 8. Juli 1853 landete ein amerikaniſches Geſchwader von vier ſtattlichen Kriegsſchiffen unter dem Befehle des Commodore Perry zu Uraga in der Provinz Sagamie und überreichte einen Brief, um im Namen Nordamerika's einen Freundſchaftsbund und Handelsvertrag anzuſtreben *).

Nach acht Tagen ſegelte Perry wieder ab, mit der Bemerkung, er werde ſich im nächſten Jahre die Antwort holen. Ganz Japan gerieth ob dieſes unerhörten Ereigniſſes in große Aufregung. Die Daimios (Fürſten) ſetzten über Auftrag des Taikuns die Zugänge von Muſaſchi in Vertheidigungszuſtand, der Mikado ordnete öffentliche Andachten und Gebete an, damit der Himmel das bevorſtehende Unheil abwehre, nur die einſichtsvollere Claſſe der Bevölkerung zog die augenſcheinlichen Vortheile des Verkehres mit Fremden in Erwägung. Im Februar 1854 erſchien Commodore Perry mit einer aus acht Schiffen beſtehenden Flotte in der Bucht vor Tokio. Die Japaner beſchworen ihn vergeblich, wieder umzukehren. Perry gab ſich erſt zufrieden, nachdem die Verhandlungen zu Kanagawa mit der Eröffnung der Häfen von Schimoda und Hakodate zu Ende geführt waren.

Der glückliche Erfolg der amerikaniſchen Expedition bewog die europäiſchen Mächte, und zwar zunächſt die Ruſſen, gleiche Ziele anzuſtreben. Die ruſſiſche Fregatte „Diana", welche nach Schimoda geſchickt wurde, ging aber am 23. December 1854 während eines Erdbebens, welches Schimoda zerſtörte, zu Grunde. Trotzdem gelang es dem ſchiffbrüchigen Admirale Putiatin, die Eröffnung der Häfen von Nagaſaki und Yokohama für die Ruſſen zu erlangen. Erſt im Jahre 1860 erzwangen die Holländer und Preußen ähnliche Begünſtigungen.

Die Unzufriedenheit im Lande ſtieg von Stunde zu Stunde. Die Daimios rüſteten auf eigene Koſten Kriegsſchiffe aus, und die alten, ehrwürdigen

---

*) Siehe Dr. Rein's „Japan".

Tempelglocken wurden zu Kanonen umgegoſſen, mit welchen man die größten Städte armirte. Beſonders aber als es dem amerikaniſchen Delegirten Harris gelang, mit dem Taikun ſprechen zu dürfen, zogen ſich die einflußreichſten Fürſten von der Regierung zurück, und da der Mikado die erwähnten Verträge nicht anerkannt hatte, ſo ſchrien die mißvergnügten Samurai: „Ehret den Mikado und vertreibt die fremden Barbaren!“

Die natürliche Folge ſolcher bald offen ausgeſprochenen, bald im Geheimen genährten Zerwürfniſſe waren politiſche Intriguen, welche ſich über alle Kaſten erſtreckten, und deren Spitze in erſter Linie gegen die eingedrungenen Fremdlinge gerichtet war. Das erſte Opfer der mächtigen Bewegung unter den Samurai war der liberale Fürſt Ii Kamon. Auf dem Wege zu ſeinem Schloſſe wurde er maſſakrirt und ſein Kopf als abſchreckendes Zeichen der Strafe, welche allen europäerfreundlichen Agitatoren bevorſtünde, der Menge gezeigt. Die Mörder ſtellten ſich ſelbſt der Regierung mit der Bitte, ſo bald als möglich die Todesſtrafe über ſie verhängen zu wollen, deren Erfüllung nicht lange auf ſich warten ließ.

Am 5. Juli 1861 wurde die engliſche Geſandtſchaft zu Tokio überfallen. Um Mitternacht, während die japaniſche Wache ſchlief, drangen die Mörder in das Gebäude und hieben einige Engländer nieder, doch wurden ſie durch die Revolverſchüſſe der übrigen in die Flucht geſchlagen.

Zahlreiche Blutſpuren erſchlagener Europäer bezeichneten die Geſinnung der Samurai bis zu dem letzten Morde, welchem im Jahre 1874 der deutſche Conſul Haber in Hakodate zum Opfer fiel. Ein junger Krieger erſchlug ihn am hellen Tage hinterliſtig mit ſeinem Schwerte.

Es iſt eine ſonderbare Charakteriſtik aller dieſer Attentate, daß ſie mit der unglaublichſten Feigheit ausgeführt wurden, wenngleich die Uebelthäter ſpäterhin bei der Todesſtrafe einen an's Ritterliche grenzenden Stoicismus zur Schau trugen.

Trotz der äußerſt geſchickten, diplomatiſchen Bemühungen Amerika's, Englands und Preußens war die Lage der maſſenhaft zuſtrömenden Coloniſten eine gefährliche und zweifelhafte. Sie fühlten augenſcheinlich die Achillesferſe der mit dem Taikun abgeſchloſſenen Verträge, die ohne Ratificirung des

Mikado ziemlich werthlos waren. Dieſer aber, deſſen Macht und Einfluß zuſehends wuchs, bereitete durch ſeine Beamten, die ſich in alle Geſchäfte und Handelsverbindungen hemmend und hindernd einmiſchten, Schwierigkeiten ohne Ende.

Nach Abſendung der erſten japaniſchen Geſandtſchaft nach Europa im Jahre 1862 berief der Mikado eine Verſammlung der Daimios nach Tokio ein, um ſich mit ihnen über wichtige Landesfragen zu berathen. Unter den Theilnehmern an der Conferenz befand ſich auch der alte Fürſt von Satſuma. Von einem zahlreichen Samurai-Gefolge begleitet, begegnete der Zug auf dem Wege von Tokio nach Yokohama einer aus drei Herren und einer Dame beſtehenden Geſellſchaft von Europäern, auf einem Spazierritte. Die japaniſche Sitte verlangte von allen Jenen, welche dem fürſtlichen Aufzuge entgegen kamen, das Einbiegen auf Seitenwege. Die Europäer unterließen dies. Ohnehin von eingewurzelter Gehäſſigkeit erregt, zogen etliche der Krieger ihre Schwerter und drangen auf die Europäer ein. Der Kaufmann Richardſon wurde getödtet, den Uebrigen gelang es, auf den ſchnellen Pferden Yokohama zu erreichen.

Die Engländer verlangten hierauf die Auslieferung des Fürſten. Da ſelbe aber nicht erfolgte, ſchoſſen ſie im Frühjahre 1863 die Stadt Kagoſchima in Trümmer. Die Japaner rächten ſich dafür, indem ſie die engliſchen und amerikaniſchen Geſandtſchaftsgebäude einäſcherten. Nicht genug daran, verſuchten einige Fürſten, durch offene Wünſche des Mikado aufgeſtachelt, ihre Kriegskunſt zur See, ſie beſchoſſen einzelne amerikaniſche, franzöſiſche und holländiſche Schiffe, welche Angriffe wieder das Bombardement von Simonoſaki und die Auferlegung einer nicht unbeträchtlichen Contribution zur Folge hatten. Solche Züchtigungen verfehlten nicht ihre Wirkung, die Japaner lernten die überlegene Kampfweiſe der Europäer fürchten, und fühlten ihre Inferiorität. Die Samurai waren beſtrebt, aus dem Schaden die Vortheile zu gewinnen und verſuchten die neu gewonnene, militäriſche Ausbildung zum erſten Male merkwürdigerweiſe nicht gegen die fremden Barbaren, ſondern in dem blutigen Bürgerkrieg des Jahres 1868 gegen die zwieträchtige Mißwirthſchaft des eigenen Landes. Um dieſe Zeit war eigentlich der Fremdenhaß bei allen einſichtsvollen Perſönlichkeiten geſchwunden, und die Parole der einen Partei hieß, dem Mikado die alleinige Macht zuzuſprechen, die der andern, ſelbe dem Taikun zu erhalten. Beide bewarben ſich um die Gunſt der Fremden, welche ihnen mit Kriegsmaterial und Inſtructoren unter die Arme greifen ſollten. Die japaniſche Jugend lernte fremde Sprachen und wurde ſogar zur höheren Ausbildung nach Europa geſchickt.

Der regierende Taikun (Schogun) Hiſtotſubaſchi ließ ſich am 19. November 1867 überreden, dem Mikado Mutſuhito (3. November 1850 geboren, ſeit 3. Februar 1867 der 121. Kaiſer Japans) ſeine Abdication anzuzeigen. Es war geſchehen; doch das unſchuldige Schreiben koſtete noch viel Blut.

Der zu Oſaka in ſeiner Reſidenz ruhig lebende Taikun erhielt vom Mikado die Einladung, zum Hofe nach Kioto zu reiſen, woſelbſt er gleiche Ehren genießen ſollte wie die kaiſerlichen Prinzen. Der wankelmüthige Mann ließ ſich von einigen Rathgebern bewegen, an der Spitze ſeines Heeres nach Kioto aufzubrechen. Als dies die Samurai von Satſuma und Koſhiu vernahmen, wollten ſie dem Taikun den Weg verſperren, und es kam bei Fuſhimi zu einem Scharmützel, mit welchem der große Bürgerkrieg des Jahres 1868 begann. Es folgten in raſcher Reihenfolge mehrere Kämpfe, bei welchen die Rebellen trotz ihrer Tapferkeit unterlagen.

Am 7. Februar wurde den europäiſchen Vertretern ein kaiſerliches Handſchreiben in feierlicher Weiſe überreicht, worin ſich der Mikado zum erſten Male durch die Veröffentlichung ſeiner Unterſchrift als alleiniger Herrſcher von Japan manifeſtirte und ſowohl den Anführer Tokugawa Kaiki, als alle Rebellen ihrer Rechte und Ehren verluſtig erklärte. Zu gleicher Zeit wurde eine Armee zur Unterdrückung des Aufſtandes ausgerüſtet. Während der vielen Kämpfe, die mit wechſelndem Glücke zwiſchen den Regierungstruppen und den Anhängern des Taikuns ausgefochten wurden und mit Unterwerfung der letzteren und der Verlegung der Hauptſtadt von Kioto nach Yedo (von nun an Tokio genannt) am Ende des Jahres 1868 endete, regte ſich doch noch einige Male, beſonders als der Mikado alle Verträge mit den Europäern anerkannte, der Fremdenhaß. Zu derſelben Stunde, als der jetzige engliſche Geſandte Sir Harry Parkes dem Mikado zu Kioto eine feierliche Aufwartung machen wollte, entging er mit knapper Mühe einem Mordanfalle. Einige Zeit zuvor waren zehn Matroſen und ein Officier eines franzöſiſchen Kriegsſchiffes bei Oſaka ermordet worden. Die japaniſche Regierung zeigte das tiefſte Bedauern über dieſe traurigen Vorfälle und vollzog bereitwillig die von den Franzoſen dictirten Strafen. Sämmtliche Samurai, welche an dem Attentate theilgenommen hatten, wurden zum Harakiri verurtheilt. Nachdem eilf den Selbſtmord ausgeführt hatten, wurde den anderen auf die Verwendung der Franzoſen das Leben geſchenkt.

Der Aufhebung des Taikunates folgten noch weitere bedeutende und durchſchlagende Reformen; das Feudalſyſtem der vielen Fürſten des Landes konnte ſich nicht länger halten und fiel unter den Axtſchlägen der fortſchrittlichen Bewegung.

Das Land erhielt eine neue Provinz-Eintheilung, deren Gouverneurſtellen zumeiſt von den früheren Daimios beſetzt wurden, doch wurde den anderen Fürſten ein Zehntel ihrer früheren Revenuen belaſſen. Dieſe Einnahmen waren hinreichend für das Wohlbefinden der Edelleute, welche keine Samurai mehr zu erhalten hatten, doch für die letzteren genügte ein gleicher Percentſatz ihrer früheren Einnahmen in keiner Hinſicht. Die Regierung aber, welcher die Aufgabe zufiel, die Penſionen prompt auszuzahlen, machte bald die nicht erfreuliche Entdeckung, daß die Hälfte der Reichseinnahmen den entthronten Fürſten und Halb-Edelleuten (Samurai) zufließe, und der Bauer unter dem Drucke der hohen Steuern jammerte. So konnte es nicht länger fortgehen. Man ſann auf Rath, und ein Finanzgenie verfiel auf die Idee der „Abfindung“. Die Penſioniſten erhielten unerwartet anſtatt der Lebensverſorgung eine Obligation, welche die Regierung von der weiteren Auszahlung der Jahresrenten enthob.

Die meiſten Aufſtände und Rebellionen finden ihren Anfang in den geſchädigten materiellen Intereſſen der Betheiligten. So ließen auch die Samurai nicht lange auf ſich warten. Bis zum Jahre 1877 gährte es bald hier, bald dort, überall gab es kleine Scharmützel, um den Mikado von ſeinen ſchlechten Rathgebern zu befreien. Im Jahre 1877 aber war es kein Geringerer, als der hochverehrte General Saigo, welchem der Mikado hauptſächlich die alleinige Kaiſerkrone zu verdanken hatte, ein Mann, welchen das Volk heute noch als Helden vergöttert, der als ehemaliges, maßgebendes Mitglied des Staatsrathes, mit einem Vorſchlage zum Kriege mit Korea durchgefallen war, und dadurch verletzt, eine Rebellion heraufbeſchwor, die dem Lande viel Blut und Geld koſtete. Er hatte ſich in ſeine Heimat Kagoſchima zurückgezogen und dort eine Kriegsſchule für Samurai geſchaffen, in welcher im Jahre 1875 bereits 30.000 Krieger mit der Verpfändung ihres Lebens inſcribirt waren.

Was beabſichtigte Saigo? War es ihm, dem bewährten General, wirklich nur darum zu thun, den Mikado, ſeinen Herrn, von den ſchlechten Rathgebern zu befreien? War er wirklich der uneigennützige Held mit der Krone des Märtyrers? Oder ſchlummerten tief verborgen in ſeiner Seele geheime Gedanken eines verlockenden, höheren Zieles? — Er iſt todt.

Im Jänner 1877 brach er mit einem Heere von 14.000 treu ergebenen Samurai auf gegen Norden. Die Regierung entbot in der Eile eine Gegenarmee, um den Löwen zu bändigen. Unter dem Abſingen des Liedes der Satſuma-Rebellen kam es bei Jawaraſaka zu einer Schlacht, in welcher die Rebellen mit ungeheuren Verluſten geſchlagen wurden. Bis zum 14. December wiederholten ſich die Treffen mit unglücklichen Ausgängen. An dieſem Tage wurde der tapfere Saigo, von nur 500 Mann umgeben, bei Kagoſchima von 14.000 Mann Regierungstruppen angegriffen. Der Kampf währte nur kurze Zeit. Saigo wurde verwundet. Sein Freund Reppu hieb ihm den Kopf ab und verſcharrte ihn.

Als man die Getödteten agnoscirte, fand man das Haupt des Führers, der in prunkender Marſchallsuniform an der Spitze eines Heeres ausgezogen und in dem unſcheinbaren Kittel eines Arbeiters gefallen war. Der Commandant der Kaiſerlichen wuſch als Zeichen der höchſten Verehrung Saigo's Kopf und ließ hierauf die Gefallenen in einem Tempel in Kagoſchima beſtatten. So endete die Satſuma-Rebellion, die 6400 Todte, 10.500 Verwundete und der Regierung 42 Millionen Gulden gekoſtet hatte.

Wenngleich die Regierung mit den Theilnehmern an der Rebellion glimpflich und milde verfuhr, ſo blieben doch nicht die Nachwehen aus, welche ſich zunächſt im Militär-Aufſtande zu Tokio äußerten.

Die Unzufriedenheit im Soldatenſtande wurde durch den Umſtand herbeigeführt, daß nach der Satſuma-Rebellion nur die Officiere mit Kriegsdenkmedaillen betheiligt wurden und die Mannſchaft leer ausging. Seit nun noch der von allen Seiten bedrängte Finanzminiſter den Sold der Mannſchaft ſchmälerte, gährte es unter dem Militär. Wer je die im japaniſchen Volke tief eingewurzelte Höflichkeit kennen gelernt hat, wird ſich leicht einen Begriff von der Militär-Subordination machen können. Der Vorgeſetzte wagt es nicht, einen kategoriſchen Befehl ergehen zu laſſen, der Soldat ſeufzt unterthänigſt bei der Entgegennahme eines ausgeſprochenen Wunſches und thut dann, was er will, und nicht, was er ſoll. Der Verkehr zwiſchen den Soldaten iſt über alle Maßen ceremoniell und ohne eine Spur von Strammheit. Es kommt vor, daß angetrunkene Soldaten mit gezogenem Yatagan auf einander eindringen, die Europäer inſultiren oder ſelbſt die Polizeileute, die allein braven Organe der Sicherheit, jämmerlich durchprügeln; ſolche Ausſchreitungen geſchehen ſogar vor den Augen der Officiere. Bei einer ſolchen Demoraliſation war es zu wundern, daß die Regierung nicht energiſche Abhilfe traf.

Am 27. Auguſt belauſchte ein Beamter das haſtige Geſpräch zweier Soldaten. Sie beſprachen ein Signal von zwei Kanonenſchüſſen, welche auf dem Caſtelle abgefeuert werden ſollten, und die bevorſtehende Meuterei. Dem Beamten blieb gerade noch ſo viel Zeit übrig, um zu irgend einem Miniſter zu laufen und das Gehörte zu melden. Bis das Signal ertönte, hatte die Regierung nur geringe Schutzmaßregeln treffen können.

Die Urheber der Meuterei waren die Leibgarde-Artilleriſten des Mikado, deren Caſerne in der Nähe der engliſchen Geſandtſchaft ſtand. Hier fand auch das Treffen zwiſchen den Rebellen und den entſendeten Regierungstruppen ſtatt. Es wurde viel hin und her geſchoſſen, doch die dunkle Nacht verhinderte ein zu großes Blutvergießen. Die Kugeln pfiffen über das engliſche Miniſterium und die Mehrzahl ſchlug in einen rückwärts befindlichen Erddamm ein. Die Meuterer wurden ſchließlich, nachdem in Summa circa 30 Mann gefallen waren, überwältigt, 300 wurden gefangen genommen und eingeſperrt, die übrigen entflohen.

Während des Aufruhres fehlte es nicht an aufregenden, zumeiſt aber tragikomiſchen Scenen. Ein Haufe war zur Wohnung des Miniſters des Innern, Ito, dem bedauernswerthen Nachfolger des vor Kurzem ermordeten Ikubo, gedrungen und wollte das von zahlreichen Schüſſen durchlöcherte Haus in Brand ſetzen. Doch die mittlerweile anmarſchirten Regierungstruppen zwangen die Aufrührer zum Rückzuge. Der Miniſter war noch rechtzeitig zum Kaiſer geflohen, was jene Herren in allen bedenklichen Lagen thun. Der Mikado galt bisher immer, ſelbſt den Rebellen, als geheiligte Perſon. Es heißt, er trage keine Schuld an dem Unglücke des Landes, er ſei nur ſchlecht geleitet und von unredlichen Rathgebern umgeben. Dieſe aber ſollen unſchädlich gemacht werden.

Ein anderer Trupp von 300 Mann zog zum kaiſerlichen Palaſt und verlangte den Mikado zu ſehen. Als ihnen bedeutet wurde, unter ſolchen Umſtänden etwas Unmögliches zu begehren, ſchoß ſich einer der fanatiſchen Soldaten an Ort und Stelle eine Kugel durch den Kopf. Zur Zeit meiner Anweſenheit in Tokio war die allgemeine Stimmung gedrückt, und eine unheimliche Stille gab ſich allerorts kund. Beſtraft man die Rebellen, hieß es, ſo wird ihr Andenken als Märtyrer fortleben, gehen ſie ſtraflos aus, d. h. erhalten ſie anſtatt des verdienten „Haslingers“ die angeſtrebten Medaillen, ſo wird der Putſch als Erfolg gedeutet, und die Demoraliſation faßt nur feſtere Wurzel.

Der Umſtand, daß der Mikado die Stadt bald darauf verließ, um eine Rundreiſe durch das Land anzutreten, erhöhte nur die Verlegenheit der Miniſter. Dieſelben fuhren, weil ſie ihres Lebens nicht ſicher waren, immer mit einer fünf Mann ſtarken Cavallerie-Bedeckung durch die Straßen von Tokio.

Vor einigen Tagen fuhr eine Excellenz in dieſer Weiſe in ihre Wohnung. Ein alter Mann mit einer Bittſchrift in der Hand drängte ſich zu dem Wagen und warf ſich auf die Erde. Dieſes unerwartete Ereigniß hatte zur Folge, daß die Cavallerie-Bedeckung nach allen Seiten hin „ausriß“, und dem Miniſter wurde ſo Gelegenheit geboten, die Bittſchrift in Empfang zu nehmen und ſeinen Schrecken durch ein gutes Werk zu verbergen.

Im Hauſe der deutſchen Geſandtſchaft hatte ich die Ehre, Sr. Excellenz dem Miniſter des Inneren, Ito, vorgeſtellt zu werden. In ſeiner Zerſtreutheit fragte ein Herr der Geſandtſchaft den keinen Augenblick ſeines Lebens ſicheren Miniſter um ſein Befinden. Wehmüthig blickte er mit einem echt japaniſchen Seufzer zu der Salondecke und melancholiſch antwortete er: „Ich danke — gut.“

Meine Tage in Japan waren gezählt. In Yokohama begegnete ich noch einmal meinem Freunde, Bergwerksdirector Ullrich, welcher über Amerika heimwärts fahren wollte. Wir feierten unſeren Abſchied in herzlicher Weiſe. Unſere Wege trennten ſich, der ſeine führte zur Cultur — nach Oſten, der meine nach der Wüſte Kopi (Gobi) im Weſten.

Der Poſtverkehr zwiſchen Yokohama und Schanghai, dieſen zwei bedeutendſten Handelsſtädten des fernen Oſtens, findet wöchentlich ein Mal ſtatt. Die Schiffe der japaniſchen Mitzu-Biſchi-Poſt-Compagnie ſind amerikaniſche Holz-Raddampfer mit einem Gehalte von 2—4000 Tonnen und für den Perſonenverkehr auf das eleganteſte und bequemſte ausgeſtattet. Der vordere Theil des Schiffes bis zu den Schaufelrädern — genannt Steerage — iſt den Deckpaſſagieren zugewieſen. Am rückwärtigen Theile ziehen ſich die Cabinen der Paſſagiere in zwei Stockwerken um den Rumpf des Dampfers und ſchließen in der unteren Ellipſe den großen Speiſeſalon ein, über welchem ſich der kleinere Muſik- und Leſeſalon befindet.

Ich ſchiffte mich am 11. September 1878 auf der „Tokio Maru“ ein, um nach Schanghai zu dampfen. Um 4 Uhr Nachmittags wurden die Anker gelichtet. Die See war ziemlich ruhig, das Leben auf der Steerage luſtig und laut. Die japaniſchen Mädchen und Frauen, welche nach Kobe oder Nagaſaki reiſten, kicherten und lachten in ihrer friſchen, fröhlichen Weiſe und beſchäftigten ſich bald ungenirt mit ihrer Lebensaufgabe: der Toilette. Die Japaner ſtanden in Gruppen auf dem Deck; ein Theil winkte noch die letzten Abſchiedsgrüße zum Ufer, ein anderer converſirte lebhaft über das Wetter und ein dritter ließ die Bierflaſche in der Runde kreiſen.

Es war 5 Uhr, und der Hafen lag bereits in weiter Ferne hinter uns, ſelbſt der 13.000 Fuß hohe, alte Vulcan Fuſiyama erſchien nur mehr wie ein Nebelphantom. Plötzlich entſtand ein dumpfes Gemurmel unter den Paſſagieren. Die Japaner liefen rathlos nach allen Richtungen. „Wo iſt der Capitän? Ein Mann über Bord!“

Ein Japaner, der ſich in ſüßen Rückerinnerungen am Schiffsgeländer geſchaukelt, hatte bei dem zunehmenden „Rollen“ des Schiffes das Gleichgewicht verloren und war in das Meer geplumpſt. Es dauerte lange, bevor der Capitän das Unglück erfuhr und ſeine Anordnungen zum Halten des Schiffes und zum Ausſetzen des Rettungsbootes ertheilen konnte. Dann aber geſchahen alle Maßregeln ſtaunenswerth ſchnell. Wir Paſſagiere ſahen mit athemloſer Spannung dem Verlaufe des Manövers zu.

„Da — da iſt er! — Nein, es iſt Täuſchung! Jetzt ſinkt er unter! Ach, der Arme!“

In weiter, weiter Ferne erblickte ich den Kopf des Schwimmers, ſo groß wie einen Stecknadelkopf, von den ziemlich hohen Wellen bald emporgehoben, bald wieder in die Waſſerfurchen hinabgeriſſen. Ein in das Waſſer geworfener Sicherheits-Schwimmgürtel trieb in entgegengeſetzter Richtung in das Meer hinaus. Das Rettungsboot mußte vom Schiffe aus mit Signal dirigirt werden, weil die Bemannung den Unglücklichen nicht erblicken konnte. Doch dieſer erhielt ſich über den Wogen, und von Secunde zu Secunde wurde der Zwiſchenraum zwiſchen dem Schwimmer und dem Boote kleiner.

Gott ſei Dank, endlich!

Der Steuermann zog den Burſchen, der in demſelben Momente bewußtlos wurde, in das Boot und brachte ihn zu uns.

Steif und ſtarr wie eine Gliederpuppe lag er auf dem Deck, und der Schiffsdoctor bemühte ſich, ſeine Lebensgeiſter wieder zu wecken. Das Klopfen mit der flachen Hand auf dem Rücken und das Einträufeln von Brandy zwiſchen die blauen Lippen hatten Erfolg; er gab dem Meere wieder, was es ihm zu viel gegeben; des Abends lag der Gerettete, in dicke Wolldecken eingewickelt, auf dem Bette einer Cabine erſter Claſſe und verlangte mehr — Brandy.

Den nächſten Tag ſtellte ſich ein abſcheuliches Wetter ein; es regnete und ſtürmte bei einem ſo undurchdringlichen Nebel, daß das Schiff einige

Male anhalten mußte; ja wir fürchteten wirklich die Nähe ein Taifuns, der in Yokohama allerorten prophezeit wurde. Doch in der Nacht änderte ſich das Wetter, und um 2 Uhr ſah ich den Himmel ſternenhell. Die weitere Seereiſe über Kobe durch den herrlichen Canal nach Nagaſaki blieb ungetrübt. Doch böſe Tage ſollten folgen.

Ich will zunächſt einige allgemeine Daten über jene furchtbaren Wirbelſtürme vorausſenden, die jahraus jahrein ihre Opfer an Gut und Leben verlangen und erhalten. Taifune (nach dem Chineſiſchen Ta-fun, d. h. großer Wind), auch Cyclone genannt, ſind Wirbelwinde, deren Gebiet der atlantiſche, der ſtille Ocean, das bengaliſche und hauptſächlich das chineſiſche Meer iſt. Der Halbmeſſer ſolcher Stürme erreicht oft die Länge von einigen hundert (engliſchen) Meilen. Die Rotation des Sturmes iſt immer gegen die Sonne, deshalb nördlich des Aequators der Zeigerbewegung einer liegenden Uhr entgegengeſetzt, ſüdlich des Aequators mit der Zeigerbewegung zuſammenfallend. Jeder Taifun hat außerdem eine vom Aequator ſich entfernende, fortlaufende Bewegung ſeines Mittelpunktes, und ſoweit als bekannt, hat bis jetzt noch kein derartiger Sturm den Aequator paſſirt. Schwankungen im Luftdrucke, ein außergewöhnliches Fallen des Barometers, dann eine rothfeurige Färbung des Himmels, dichter Nebel rund um den Horizont bis zur Höhe von 20 Graden, welcher, rapid ſteigend, das ganze Geſichtsfeld röthlichgrau, ſelbſt violett färbt, ſchließlich der näherrückende Donner und das ächzende Getöſe der entfeſſelten Elemente kennzeichnen die Nähe des Sturmes. Die in hohem Maße zur Geltung gelangende Centrifugalkraft iſt Urſache, daß die Atmoſphäre im Innern des Taifuns dünner wird, daß ſomit im Centrum ein überraſchendes Sinken der Barometerſäule ſtattfindet*), die Höhe des Meeresniveau's gegen das Sturmcentrum zu ſteigt und die ſogenannten „Sturmwellen“ entſtehen, die, oft zu immenſen Waſſerſäulen emporwachſend, Waſſer und Wolken verbinden und, ſobald ſie die Küſte berühren, ganze Ortſchaften ſo plötzlich überſchwemmen, daß ſämmtliche Bewohner zu Grunde gehen. Nehmen wir daher ein Schiff an, welches den Taifun durchkreuzt, ſo ſinkt deſſen Barometer continuirlich bis zum Centrum, um dann wieder entſprechend zu ſteigen; die Stärke des Windes aber nimmt gegen den Mittelpunkt zu ab, ſo daß hier oft complete Windſtille herrſcht.

---

*) Im Centrum des Taifuns zeigte mein Aneroidbarometer 732·5 Millimeter gegen 760·7 in Yokohama.

Wir verließen alſo Nagaſaki am 17. September um 4 Uhr Nachmittags bei nebeligem, regneriſchem Wetter. Nach einer Stunde Fahrt ließ der Capitän das Schiff wenden, und wir fuhren wieder nach Nagaſaki zurück; das Barometer fing an zu tanzen. Im Hafen hatte ſich die Queckſilberſäule bereits beruhigt, und der Capitän beſchloß, bei Beginn der Nacht die Reiſe nach Schanghai fortzuſetzen. Dieſe Nacht verging im ſüßen Schlummer. Der nächſte Tag brachte nichts Erwähnenswerthes, und ſo verging auch die zweite Nacht in gewohnter Ordnung. Um 4 Uhr Früh wurde ich munter. Das Schiff rollte in einer Weiſe, wie ich es bisher nicht erlebt hatte. Bei jeder Seitwärtsbewegung mußte ich mich an die in das Bett eingehängte Cabinenthür anklammern, um nicht aus demſelben geſchleudert zu werden. Um 7 Uhr ſtand ich auf und nahm Thee, mein Magen duldete aber nichts Warmes. Ich begab mich ſodann auf das Deck, wurde jedoch von dort in den Salon commandirt, da beſtändig Sturzwellen über Bord ſchlugen. Der Wind ging merkwürdigerweiſe nicht ſo ſcharf, dafür aber gährte und tobte es im Meere, als wühlte da unten ein Sturm, der keinen Ausweg fand.

Wir lagen unſer ſieben Paſſagiere — zum Glücke waren keine Frauen darunter — im Converſations-Salon herum, nachdem wir die umhergeſchleuderten Fauteuils und Seſſel zu einer Barricade zuſammengekoppelt hatten; der eine war auf einen angeſchraubten Tiſchfuß geſtützt, der andere mit dem Rücken auf ein Fleckchen Polſterung gelehnt.

Ich ſtand bei der rechtsſeitigen Glasthür, hielt einen Pfeiler krampfhaft umarmt und ſtarrte in das brauſende, tobende Meer. Die Wellen bildeten ganze Landſchaften von Bergen, Thälern und Abgründen. Das Schauſpiel des ſcheinbar bis zum Grunde aufgewühlten Waſſers war grauenhaft ſchön und imponirend, der Gegenſatz von der Allgewalt der Natur und der Nichtigkeit des Menſchen überwältigend.

Während die erſten verunglückten Matroſen — ſie wurden in Folge der ungeheuren Schiffsbewegung gegen feſte Gegenſtände geſchleudert — zum

Doctor gebracht wurden, der ſie nothdürftig verband, hielt plötzlich die Maſchine an, und aus dem Quarterdeck übertönte das Geſchrei: „Feuer!“ das Brauſen der Wogen. Wir eilten, ſo gut es ging, hinab. Die Matroſen liefen mit Schläuchen und Spritzen nach allen Richtungen. Die Lucken waren ſchon geöffnet, und trotzdem konnte der dichte Qualm keinen rechten Ausgang finden. So manches Geſicht erbleichte und manche Hand fuhr zitternd über die Stirne. Sechshundert Kiſten mit Zündhölzchen waren in Brand gerathen; daher kam der ſchreckliche Qualm. Glücklicherweiſe wurde der Brand rechtzeitig entdeckt, nach einer halben Stunde waren die Flammen erſtickt, und der Befehl des Capitäns, die Kiſten über Bord zu werfen, wurde ziemlich ſchnell ausgeführt.

Wir lagen wieder im oberen Salon, ſtill und wortkarg, im bunten Durcheinander. Es war gegen Mittag. Ich hätte nie gedacht, daß die Wogen noch höher wachſen könnten, als ich vorher ſah. Und doch ſollte es noch ärger kommen. Es war nicht mehr möglich, auf dem Schiffe zu gehen. Sollte irgend ein Ziel erreicht werden, ſo mußte dies in Sprüngen von einem befeſtigten Gegenſtande zum andern geſchehen.

Eine unheimliche Pauſe trat ein. Das Schiff ſchien einen Moment am Meeresgrunde angenagelt zu ſein; es bewegte ſich nicht. Aber — als hätte es nur Athem geholt, um mit deſto größerem Widerſtande ſeine Breitſeite den anſtürmenden Waſſermaſſen entgegenſetzen zu können, ſo neigte es ſich jetzt nach rechts, wie um ſich ganz zur Seite zu legen, dann wieder ſchnellte es empor — und dann ein Krach, ſo entſetzlich, ſo durch Mark und Bein dringend, wie der Donner eines zündenden Blitzſtrahles. Entſetzt ſprangen wir auf. Tödtlicher Schrecken lag Allen auf den Geſichtern.

Ich riß die Salonthüre auf und ſah hinaus. Neben mir ſtand der amerikaniſche Geologe Hague. Das Bild werde ich im Leben nie vergeſſen. Ich ſah durch den dünnen Nebel des Sturmes den Schiffscommandanten, nach allen Seiten mit Tauen am Schiffsgeländer angebunden, ebenſo beſtürzt wie ich in den gähnenden Abgrund blicken, welcher zwiſchen uns das Schiff in zwei Hälften theilte.

„Entweder iſt der Keſſel zerſprungen oder das Schiff iſt geborſten. Wir ſind verloren!“

Und dennoch mußte ich in das wehmüthige Lächeln des Geologen einſtimmen, der mit dem Kopfe nickte und ſagte: „Schade, ſchade!“

Bei Gott! Ich wartete gefaßt auf das Sinken des Schiffes und überlegte mir nur die Zeit, wie lange es etwa noch dauern dürfte: „In ſieben Minuten iſt Alles vorbei! — Vorbei! — Schade!“ —

Aber das Schiff ſank nicht. Das Oberdeck hatte zwar der Waſſergewalt nicht widerſtehen können und war bis zum Maſchinenraume eingeſtürzt, doch der Schiffskörper, feſt gebaut, blieb intact. Wohl hatte der Bruch ſein Opfer gefordert; einige Verwundete vergrößerten unſer Hoſpital, aber Niemand ſtürzte in das Waſſer, trotzdem die Küche und einige Cabinen weggeſchwemmt waren. Einen Moment lang ruhte Alles, ſelbſt die Macht des Sturmes ſchwieg. Dann aber ging's von neuem los. Unheimlich pfiff und heulte der Sturm durch die Maſten und die Takelage. Die Keſſelfeuer ſchienen erloſchen zu ſein, denn das Waſſer ſtand bereits 2 Fuß hoch im Maſchinenraume. Einige Japaner der Steerage hatten ſich zu uns in den Salon geflüchtet. Einer umklammerte die Füße des Claviers und weinte bitterlich, ein Zweiter lag mit verbundenem Kopfe neben ihm und ſtarrte ſtumpfſinnig zu Boden, ein Dritter, ein noch junger Burſche, hatte ſich in ſeiner Todesangſt zum Schwimmen entkleidet und zähneklappernd faltete er betend die Hände, auf daß ihm ſein Gott helfe.

Und der Tag verging gar langſam. Ich glaube kaum, daß irgend Einer den kommenden Morgen erhoffte. Gegen Abend zogen wir uns ſprungweiſe in den Speiſeſalon zurück. Eine Schiffslampe erleuchtete nothdürftig den Raum. Ich hatte den Fuß eines Tiſches umklammert und lag wie die Anderen auf dem blanken Fußboden. Bald war es, als ſtänden wir in der Mitte eines Kleingewehrfeuers, ſo knarrten und knatterten alle Fugen des Schiffes wie aus Schmerz darüber, daß es ſich der andrängenden Waſſerwogen nicht zu erwehren vermochte.

Da krachte es abermals, fürchterlicher als zuvor, und gleich darauf drang ein Waſſerſtrom in den Salon und ſchlug mit ſolcher Gewalt gegen die vergoldeten Wände, daß der weiße Schaum an die Decke und hinüber zur andern Seite ſpritzte. Niemand wußte, was geſchehen. Später erfuhren

wir, daß der linke Radkaſten zertrümmert und ein Theil der anſchließenden Verſchalung eingedrückt worden war. Während der ganzen, langen Nacht wiederholte ſich im Salon das Schreckensbild der hereinſtürzenden Waſſerwogen.

Unſer wackerer Capitän ſtand während der Zeit der Gefahr beſtändig auf ſeinem Poſten, fort und fort von Waſſerfluthen überſpült. Ruhig und beſonnen, kaltblütig und entſchloſſen ertheilte er ſeine Befehle, und nur ſeiner Energie hatten wir es zu danken, daß die Keſſelfeuer nicht verlöſchten und die Manövrirfähigkeit des Schiffes nicht verloren ging, denn die verzagten Feuermänner wollten fliehen, weil das Waſſer im Maſchinenraume immer höher und höher ſtieg. Gleichwohl hielt auch er das Schiff für verloren.

Doch zurück in den Salon. Es iſt Mitternacht.

Bei der Lampe liegt ein älterer Herr, ein amerikaniſcher Miſſionär; er betet. Neben ihm liegt ein graubärtiger Alter, der auf einem Blatte Papier zu ſchreiben verſucht, ein Abſchiedswort vielleicht, denn der Capitän will ein Fäßchen, das unſer Schickſal und Ende — in kurzen Worten niedergeſchrieben — enthält, dem Meere anvertrauen und ſo verſuchen, auf dieſe Weiſe eine letzte Nachricht von uns der Mitwelt zu geben. Da erhebt ſich von ſeinem Lager ein junger Amerikaner, bleicher wie der Tod, denn er leidet an Dysenterie. „Boy — boy — brandy!“ ruft er. „Bring brandy!“ Der Ruf findet Anklang. Es dauerte lange, bevor der „Boy“ zwei unbeſchädigte Flaſchen mit Brandy auffinden konnte. Endlich gelang es, und eine freundliche Einladung, mitzutrinken, half für den Augenblick das Schreckliche unſerer Lage vergeſſen. Der Sturm aber wüthete fort, und wir tranken.

Es wurde Morgen. Ich ging in die Cabine und warf mich nach der ſchlafloſen Nacht auf mein naſſes Lager in der Hoffnung auf etwas Ruhe. Und richtig, ich ſchlief bis Mittag, zwar nicht feſt, weil ich ſonſt aus dem Bette geſchleudert worden wäre, aber ich erholte mich doch ein wenig. Als ich erwachte, ſchien ſich die Situation etwas gebeſſert zu haben, denn die Maſchine war im Gange, obgleich das Schiff bei jeder Umdrehung des Rades zitterte, als müßte es in der nächſten Secunde in tauſend Splitter zerſtäuben. Mir gefiel es im Bette. Ich rief den „Boy“ und ließ mir eine Flaſche

Champagner bringen, die ich in zwei Zügen leerte, ſo daß ich in feſteren Schlaf verfiel. Gegen 4 Uhr Nachmittags erweckte mich das Freudengeſchrei: „All right, wir haben den Taifun paſſirt!“

Das Waſſer brodelte noch thurmhoch, aber die Vehemenz des Sturmes hatte nachgelaſſen. Wer es nie erfahren hat, was der Ruf: „Land! Land!“ nach ſolchen Tagen der Gefahr und Aufregung für eine Wirkung erzeugt, wie ein fernes, unruhiges, rothes Licht, der Schimmer eines Leuchtthurmfeuers die erloſchenen Lebenshoffnungen zur hellen Flamme anfacht, der denke ſich mit mir um 7 Uhr Abends in den Muſikſalon der „Tokio Maru“ verſetzt. Jedes Auge der Geretteten ſpricht mehr, als der Mund ſagen kann, ein einziger Händedruck erzählt eine ganze Geſchichte; jeder Rang verſchwindet, Matroſe und Commandant verkehren brüderlich-freundlich.

Am 21. September, Samſtag, in den Morgenſtunden ankerten wir an der Yang-tze-Mündung, 84 (engliſche) Meilen von Schanghai. Die Morgenſonne beleuchtete das Schiff — ein Bild des Jammers. Der Sturm hat alle Rettungsboote weggeriſſen und die armdicken Eiſenſtangen, ihre Träger, wie Strohhalme geknickt; der rechte Radkaſten iſt zertrümmert, das Oberdeck beiderſeits eingeſtürzt, das Schiffsgeländer, einige Cabinen und eine große Anzahl Cajütenthüren weggetragen, von verunglückten Seſſeln, Tiſchen, Bänken, Paſſagier- und Frachtgütern gar nicht zu reden.

Capitän Sween kam dieſen Morgen das erſte Mal in Sicht. Das war ein Händeſchütteln, ſo herzlich, ſo aufrichtig, ſo ehrlich gemeint, daß ein kleiner Mißton gar nicht weiter beachtet wurde. Der amerikaniſche Miſſionär beſchwerte ſich nämlich darüber, daß die Mitpaſſagiere, anſtatt ſich in würdiger Weiſe für das nahe Ende vorzubereiten, mehr dem Brandy zugeſprochen hätten. Als Antwort zeigte ihm der Capitän eine von ihm ſelbſt ausgeleerte Brandyflaſche mit dem Bemerken, es ſei keine leichte Aufgabe, ohne Stärkung den Muth vollauf zu behalten. Denſelben Abend baten wir den Capitän und die Schiffsofficiere in den oberen Salon, wo wir ihnen bei einem Glaſe Champagner unſeren Dank in einer ſchriftlichen Adreſſe ausdrückten und in amerikaniſcher Weiſe nach einem dreimaligen: Hipp-hipp-hipp ein donnerndes Hurrah entgegenbrachten. — Bei unſerer Weiterfahrt am 22. auf dem Wuſung-

mit den chineſiſchen Miniſtern über die Landreiſe. Auch Herr von Loczy war bereits mit reichen Sammlungen von ſeinem Ausfluge auf dem Poyang-See nach Schanghai zurückgekehrt und wußte viel zu erzählen von der Unfreundlichkeit und feindſeligen Geſinnung der Chineſen des inneren Reiches. An einem bösartigen Fieber erkrankt, war er ausſchließlich auf die Hilfe und Unterſtützung der katholiſchen Miſſionäre angewieſen geweſen. Gänzlich erſchöpft, erreichte er nach einer mehrwöchentlichen Tour theils zu Schiffe, theils zu Land wieder Schanghai. Ich benützte die Zeit bis zum Eintreffen des Grafen zu einer vollſtändigen Triangulirung der hervorragendſten Objecte und der Umgebung von Schanghai und berechnete in Folge eines Anſuchens des Tautai den Flächeninhalt des Settlements-Territoriums. Die Tage verflogen bei der Arbeit, die Abende in der angenehmen Geſellſchaft meiner Freunde in den Clublocalitäten oder auf dem Privat-Obſervatorium Dr. Little's.

Endlich traf die Nachricht von der bevorſtehenden Ankunft des Grafen Széchenyi ein. Erwartungsvoll ob des Ausganges ſeines Beſtrebens, die chineſiſche Regierung für ein ſolches großartiges Reiſe-Unternehmen zu gewinnen, geſpannt auf die Eindrücke, welche der Graf aus der kaiſerlichen Reſidenz und den Conferenzen mit ſo hochgeſtellten Männern empfangen und mitbringen mußte, ſtand ich am Landungsquai. Eine leichte Rauchwolke lagerte in weiter Ferne über dem Wuſung-River. Bald erblickte ich den qualmenden Schlot des aus dem Flußbuge hervorſteuernden Dampfers. Eine Viertelſtunde ſpäter raſſelte der Anker des Schiffes in die Tiefe. Graf Széchenyi war mit dem Reſultate ſeiner Reiſe nach Peking zufrieden und hoffte das Beſte für die Zukunft.

X.

Von Schanghai nach Hankou.

Der in Tien-tſin reſidirende Vicekönig Li-hung-tſchang. — Melonenkerne. — Nach Peking. — Die Reſidenz und der Kaiſer. — Die Verhandlungen im Tjungli-yamen. — Die große Mauer bei Nan-kou. — Der Geleitsſchein. — Chineſiſche Zeitungen. — Ausrüſtung für die Landreiſe. — Abreiſe von Schanghai. — Der Yang-tze-kiang. — Nanking und Kiukiang. — Ankunſt in Hankou. — Handel und Wandel in Hankou. — Beſuch bei dem Statthalter von Hupeh. — Gegenbeſuch. — Abſchied von der Civiliſation.

Graf Béla Széchenyi hatte Schanghai am 22. November verlaſſen. Nach einer ſtürmiſchen Seefahrt (das durch den Taifun aufgeregte Meer bedurfte einige Tage zu ſeiner Beruhigung) erreichte das Schiff am 26. Tien-tſin am rechten Ufer des Pei-ho, einige Fahrtſtunden von der Weſtküſte des Petſchili-Golfes entfernt, bereits im Innern der Provinz Petſchili. Während der ſtrengen Wintermonate, wenn der Fluß zugefroren iſt, wird die Schifffahrt eingeſtellt und die Poſt von Peking nach Schanghai über Land mittelſt Couriere beſorgt.

Tien-tſin iſt anmuthig gelegen. An dem mit Bäumen geſchmückten Quai, woſelbſt die chineſiſchen Verkäufer ihre Früchte, Fiſche und Zuckerbäckereien mit überzeugender Beredtſamkeit anpreiſen, ſchließt ſich das europäiſche Settlement. Die chineſiſche Stadt aber birgt in ihrem Inneren die Reſidenz des großen Reformators Li-hung-tſchang, des Mannes, deſſen Verfügungen und äußeres Auftreten ein gewiſſes Sympathiſiren mit europäiſchem Weſen charakteriſirt.

Li-hung-tſchang, der Vicekönig von Petſchili, übt auf alle Verhandlungen in Peking einen großen, faſt entſcheidenden Einfluß; im Miniſterrathe dominirt ſeine geiſtige Ueberlegenheit über alle Collegen, und die nächſte Folge davon mußte es ſein, daß er von den Uebrigen nicht nur gefürchtet, ſondern auch — gehaßt wird. Er iſt ſich deſſen vollkommen bewußt und verzichtet, den kurzen Proceß wohl kennend, durch welchen man ſich in China unangenehme Concurrenten vom Halſe ſchafft, auf die Annehmlichkeiten der Landeshauptſtadt, nimmt niemals an den Conferenzen im Tſungli-yamen zu Peking perſönlich theil, ſchlägt jede Einladung hoher und höchſter Perſönlichkeiten, die Reſidenz zu beſuchen, höflichſt aus und verſchanzt zu Tien-tſin den Palaſt mit einer kleinen Armee erprobter Höflinge, Diener und Soldaten. Im ganzen Oſten China's genießt er die Bewunderung und das Vertrauen des Volkes, während ſein Rivale Zo-zung-tang die Bewohner des Weſtens zu zitternder Vergötterung hinreißt. Beide Herren aber ſind ſich ſpinnefeind und ergreifen jede Gelegenheit, ſich in der höflichſten Weiſe anzufeinden und die Machtſtellung gegenſeitig zu erſchüttern.

Li-hung-tſchang war es, welcher vor zwei Jahren den Expräſidenten Grant mit einer gelungenen, fortſchrittduftenden Rede begrüßte. Er iſt der einzige Beamte China's, welcher es bisher wagte, europäiſche Erfindungen in ſeinem Hauſe praktiſch zu verwerthen. Er hat ſich losgeſagt von dem übelriechenden Qualme mattleuchtender, chineſiſcher Unſchlittkerzen und erhellt bereits ſeinen beſcheidenen Palaſt beim Eintritte der Dunkelheit mit Gas, welches er ſelbſt erzeugen läßt; ja er beſchäftigt ſich in jüngſter Zeit ſogar mit dem Gedanken eines elektriſchen Haustelegraphen. Solche Neuerungen erhöhen nur noch das Mißtrauen ſeiner Rivalen in Peking, und Li-hung-tſchang dürfte gut thun, ſeine Mahlzeiten vor dem Genuſſe prüfen zu laſſen. Seine Mutter, eine ſehr alte Frau, lebt noch. Nach den in China üblichen Gebräuchen iſt jeder Staatsbeamte genöthigt, nach dem Tode der Mutter drei Jahre hindurch ſeine Stellung zu verlaſſen und in gänzlicher Abgeſchiedenheit von der Welt und deren Geſchäften ihren Tod zu betrauern. Viele Neider können daher das Hinſcheiden der alten Mutter des Vicekönigs kaum erwarten.

Dem mächtigen Einfluß des großen Mannes nicht unterſchätzend, beſuchte Graf Széchenyi den Vicekönig, um ihn für ſein Unternehmen zu gewinnen.

Li-hung-tſchang wohnt einfach und beſcheiden. Sein Empfangsſalon enthält nur die beſcheidenſten Möbel und iſt inſofern beſonders bemerkenswerth, als ſich in der Mitte ein großer runder, europäiſcher Tiſch, an der Wand ein Spiegel in Goldrahmen und das gut getroffene Oelbild des Vicekönigs befinden.

Graf Széchenyi und der öſterreichiſche Generalconſul Ritter von Boleslawski wurden in zuvorkommendſter, freundlicher Weiſe empfangen, und Li-hung-tſchang zeigte ein großes Intereſſe für die projectirte Landreiſe. Er verſprach ſeine mächtige Befürwortung des Unternehmens im Tſungli-yamen, und hielt auch Wort, denn das Miniſter-Collegium war bereits bei der Ankunft des Grafen von Allem unterrichtet. Während der Conferenz verſpeiſte er eine unglaubliche Anzahl gedörrter Melonenkerne, welchem Zeitvertreib er mit beſonderer Vorliebe zu huldigen ſcheint.

Die Kerne der Waſſermelonen ſpielen in China eine wichtige Rolle. Die Frucht wird hauptſächlich in den Provinzen Kanſu und Honan (die berühmteſten kommen von Pien-liang) cultivirt; die Felder werden im Frühjahre mit kleinen Steinen belegt, damit der Boden mehr Wärme abſorbire. Nach der Reife verkauft der Beſitzer die Früchte direct vom Feld an vorüberziehende Laſtträger, Händler oder Reiſende und fahndet nach den während des Verſpeiſens allfällig zu Boden gleitenden Kernen.

In den Ortſchaften beſchäftigen ſich die Kinder mit dem Sammeln der weggeworfenen Samen, die ſodann in Salz geröſtet, verpackt und nach allen Provinzen verſendet werden. Appetit kitzelnd iſt es allerdings nicht, daß die Kerne, ohne den geringſten Reinigungsproceß durchgemacht zu haben, gleichſam von Mund zu Mund wandern. Vor jeder Mahlzeit ſchärft der Chineſe den Magen durch den Genuß ſolcher Kerne, nach derſelben genießt er ſie zur beſſeren Verdauung und in der Zwiſchenzeit dienen ſie ihm zur Verkürzung der Stunden. Zu jedem Trunke Thee oder Reiswein, während geſelliger Zuſammenkünfte, bei Spaziergängen, bei jedem Geſchäfte, in der Wüſte wie im fruchtbaren Thale, auf dem Hochlande wie in der Niederung, in der Lehmhütte der Lößlandſchaft wie im Palaſte des Fürſten ſind die Melonenkerne unentbehrlich. Alles delectirt ſich an deren Genuſſe: Arm und Reich, Mann und Weib, Jung und Alt.

Peking iſt von Tien-tſin in dreierlei Reiſeweiſe zu erreichen: auf zweiräderigen, mit Mauleſeln beſpannten Karren; reitend, oder den Pei-ho aufwärts auf kleinen, langen Dſchunken. Die Diſtanz beträgt 130 Kilometer und wird leicht in 2—3 Tagen zurückgelegt. Die Landſtraße führt auf dem natürlichen Boden und iſt nicht gepflaſtert. Die flache Umgebung iſt durchwegs cultivirt und mit Mais, Hirſe, Baumwolle und ſüßen Erdäpfeln bebaut. Die Erdäpfel wurden im vorigen Jahrhundert von Jeſuiten nach China importirt. Nur in den höher gelegenen Theilen des Reiches und auf den ſteinigen Feldern des mittleren Hoang-ho behielten dieſe Früchte den urſprünglichen Geſchmack, ſonſt aber degenerirten ſie ſowohl in Geſtalt als nach Geſchmack zu den kipfelförmigen, rothhäutigen Früchten der ſüßen Kartoffel, welche ſich bei den Chineſen einer größeren Beliebtheit erfreuen, als die echt amerikaniſchen; denn letztere dienen faſt nur als Viehfutter. Näher gegen Peking erhält die Umgebung mehr Reiz durch die größere Baumcultur. Weiden an den Ufern der Bewäſſerungscanäle, Obſtbäume in den Gärten der dicht an einander grenzenden Ortſchaften verleihen der Monotonie unüberſehbarer Aecker einige Abwechslung.

Von Tung-tſchou führt eine breite Handelsſtraße zur Reſidenz. Mit Tung-tſchou befindet ſich der Reiſende eigentlich ſchon in einer Vorſtadt von Peking, denn von nun an bleibt die Straße von einer unbegrenzten Reihe unſcheinlicher, ärmlicher Lehm- und Holzhütten begleitet, deren Bewohner dem auf der Straße drängenden und lärmenden Schwarm chineſiſcher Reiſenden Thee und Oelkuchen, Reis und Tabak ꝛc. zur Stärkung und Erholung anbieten.

Peking, „die nördliche Kaiſer-Reſidenz“, könnte man nach dem erſten Eindrucke viel bezeichnender das größte Dorf China's nennen. In einem Umfange von 38 Kilometer wird der eingeſchloſſene Raum von den unanſehnlichen, zumeiſt elenden Wohnſtätten einer Million Chineſen ausgefüllt und die wenigen bedeutenden Tempel, Paläſte, Schulen ꝛc. verſchwinden in dem allgemeinen Bilde der Armuth und Verkommenheit. Die Stadt zerfällt in die eigentliche Haupt- oder Altſtadt, das Centrum chineſiſchen Handels und Verkehres (mit dem berühmten im Jahre 1420 erbauten Tien-tan oder

Tempel des Himmels), und die Tatarenſtadt; beide ſind ummauert. Die kaiſerliche Reſidenz, von einer hohen Ziegelmauer gänzlich umſchloſſen (910 Meter lang, 720 Meter breit), bildet mit ihren regellos erbauten Paläſten und Häuſern für ſich eine dem Europäer unzugängliche Stadt inmitten des tatariſchen Viertels. Ich könnte faſt ſagen, hinter Schloß und Riegel regiert der zwölfjährige Kaiſer von hier aus ſein rieſiges Reich, denn ihm iſt es verſagt, die Freiheit der Bewegung ſo zu genießen, wie es z. B. dem japaniſchen Kaiſer Vergnügen bereitet. Niemals zeigt er ſich ſeinem Volke und wenn er einmal im Jahre im Tien-tan ſeine Andacht verrichtet, ſo wird die Majeſtät in einer ſolchen Sänfte dorthin transportirt, daß nicht einmal ein Strahl der Sonne, um wie viel weniger das Auge eines unwürdigen Unterthanen ſeinen Glanz entheiligen könnte.

Der chineſiſche Kaiſer hat das Glück, zwei Mütter zu beſitzen. Beide ſtammen aus der Mongolei, was ſeine guten Gründe hat. Um nämlich die freien, ungebundenen und ungezogenen Nomadenvölker einigermaßen dem chineſiſchen Volke näher zu bringen, und mit feſterem Kitte das Land freien und ungezügelten Denkens und Handelns an die große chineſiſche Mauer zu befeſtigen, werden ähnliche Heiraten auch zwiſchen anderen Mitgliedern des kaiſerlich chineſiſchen Kaiſerhauſes und den hübſchen Töchtern mongoliſcher Fürſten geſchloſſen. Als der jetzige chineſiſche Kaiſer das Gehen erlernte, führte ſein Onkel Prinz Kung die interimiſtiſche Regierung. Seit einigen Jahren nahmen die Mütter des Kaiſers die Zügel ſelbſt in die Hand und regieren in der Gegenwart das Land in der menſchenfreundlichſten, aber ruſſenfeindlichſten Art.

Am 12. October 1860 wurde Peking von den Engländern und Franzoſen erſtürmt. An jenem heißen Tage verſuchten die Chineſen wohl zum letzten Male ihre alten Kriegskniffe. Aehnlich den alten Trojanern, brachten ſie hölzerne Ungethüme, Drachen und Göttergeſtalten in das Kampfgewühl. Solche Schreckensbilder ſtellten ſie auf die Wälle und gaben ſich der Hoffnung hin, daß die Eindringlinge, darob erſchreckt, ihr Heil in der Flucht ſuchen würden. Die Enttäuſchung war groß. Freilich belobt man das Vorgehen der Sieger auch nicht ausnahmslos in Europa, die ſo manchen Kunſtſchatz des ehemaligen Peking in der Hitze des Gefechtes zerſtörten und zertrümmerten. Seit jenem Jahre iſt Peking der Sitz vieler europäiſchen Geſandtſchaften. Die Vertreter der europäiſchen Großmächte wurden ein einziges Mal von dem chineſiſchen Kaiſer empfangen, und auch dieſer Beſuch ſtieß auf viele Schwierigkeiten wegen des Ceremoniels. Schließlich ſetzten es die Herren doch durch, daß ſie vor Sr. Majeſtät ſtehen durften. — Zu den Hofanſtalten gehört auch eine Sternwarte, deren wiſſenſchaftlicher Leiter, Herr Profeſſor Fritſche, ein Deutſcher iſt. Seine Aufgabe beſteht darin, den Kalender zu controliren und die Sonnen- und Mondesfinſterniſſe rechtzeitig der Regierung bekannt zu geben, damit die mit dieſen verknüpften religiöſen Andachten rechtzeitig im Lande angeordnet werden können. Im Verlaufe der Landreiſe hatte ich Gelegenheit, den Verlauf einer ſolchen komiſchen Ceremonie während einer Mondesfinſterniß zu beobachten, und ich werde nicht verſäumen, ſie an der entſprechenden Stelle zu ſchildern.

Herr von Brandt, der kaiſerlich deutſche Geſandte, befand ſich bei der Ankunft des Grafen Széchenyi auf einer Urlaubsreiſe und hatte die ſämmtlichen Geſchäfte Herrn Baron von Schenk übergeben. Zu jener Zeit war der k. k. öſterreichiſch-ungariſche Geſandtſchaftspoſten, deſſen Träger nun Herr Hofer von Hoferfels iſt, noch unbeſetzt und mit der deutſchen Geſandtſchaft vereinigt. Graf Széchenyi bezog ein Appartement in der deutſchen Legation und ſchon wenige Tage nach der Ankunft erhielt er die Einladung zu einer Beſprechung im Tſungli-yamen.

Das Tſungli-yamen, ein Amt, welches erſt nach dem Frieden von Peking creirt wurde, kommt vergleichsweiſe einem europäiſchen Miniſterium des Aeußern nahe, doch erledigt es auch ſämmtliche innere Angelegenheiten des Reiches. Von Zeit zu Zeit verſammeln ſich daſelbſt die eilf Miniſter unter dem Vorſitze des Prinzen Kung, um einen gemeinſamen Beſchluß über wichtige Angelegenheiten zu faſſen.

An dem feſtgeſetzten Tage erwarteten die Herren bereits den Grafen Széchenyi, Herrn von Boleslawski und Herrn Arendt, den ob ſeiner Kenntniß der chineſiſchen Sprache berühmten Dolmetſch der deutſchen Geſandtſchaft. Sämmtliche Miniſter erſchienen in der Galakleidung und dem Feſthute, die europäiſchen Herren in ſchwarzer Salontracht. Es iſt üblich, den hohen und höchſten Würdenträgern des chineſiſchen Reiches nicht jene Aufmerkſamkeit in der Kleidung entgegenzubringen, welche in Europa der gute Ton beanſprucht. Ich will dieſen Umſtand keiner weiteren Erörterung unterziehen, doch kann ich aus eigener Erfahrung ſagen, daß der Chineſe im tiefen, abgeſchloſſenen Reiche es recht gut fühlt, wenn der Europäer die höflichen Sitten und Gebräuche, welche ihm entgegengebracht werden, in einer verletzenden Weiſe ignorirt; um wie viel mehr alſo muß es den Mandarin in den von europäiſcher Cultur umgebenen Küſtenſtädten verletzen, wenn er wahrnimmt, daß der Europäer, welcher kein Mittageſſen einnimmt, ohne mit dem Fracke bekleidet zu ſein, ihn nicht eines ſolchen Feſtkleides für würdig erachtet. Das Feſthalten an Aeußerlichkeiten hat ſchon ſo oft große Reſultate gefördert.

Nachdem die Herren an einem langen, runden, europäiſch conſtruirten Tiſche Platz genommen hatten, wurden Thee, Bäckereien und Früchte ſervirt, und das Geſpräch drehte ſich um das Reiſe-Unternehmen des Grafen. Herr Arendt war der feurige Interpret der Ideen des Grafen Széchenyi, doch die Herren Miniſter ſprachen viel dagegen in Anbetracht der Verantwortlichkeit, welche das Tſungli-yamen durch Ausſtellung eines Paſſes in jene unwirthſamen Diſtricte treffen würde. Doch Graf Széchenyi entkräftete ſogleich dieſe Bedenken durch die Erklärung, er nehme alle Verantwortlichkeit auf ſich, und übergab dem Präſidenten des Miniſterrathes folgendes Schriftſtück (in chineſiſcher Sprache):

„An ſeine kaiſerliche Hoheit den Prinzen Kung, Präſidenten des Tſungli-yamen.

Kaiſerliche Hoheit!

Indem ich bereits Schritte eingeleitet habe, um durch das Tſungli-yamen, deſſen erlauchtes Haupt Sie ſind, für mich und meine zwei Landsleute, die Herren Guſtav Kreitner und Ludwig von Loczy, zur Durchreiſung China's gegen die ſüdliche Mongolei und das nördliche Gebiet von Tibet, Päſſe zu erhalten, kann ich nicht umhin, auch ſchriftlich Eure kaiſerliche Hoheit zur Unterſtützung meines Vorhabens zu bitten, was mir jedoch zugleich die Verpflichtung auferlegt, auch die Zwecke meiner Reiſe kund zu thun.

Was meine Nationalität betrifft, bin ich ein Ungar. Meine Nation iſt ein Stamm der großen turaniſchen Völkerfamilie, deſſen mächtiges Glied das mongoliſche Volk bildet. Ich verfolge weder Miſſions-, politiſche, noch Handelszwecke, ſondern rein wiſſenſchaftliche, hiſtoriſche und pietätiſche. Was ich ſehnlichſt wünſche, iſt, die Strecken zu bereiſen, von wo wir Ungarn unſern Urſprung zu haben wähnen, die Länder zu ſehen, wo einſt unſere Ahnen wohnten, meinen Tribut der Verehrung und Achtung auf ihren Gräbern zu zollen und auf denſelben für das Wohl und den Beſtand unſeres neuen Vaterlandes zu flehen, welches wir im Herzen Europa's im neunten Jahrhunderte gründeten. Meine Stammesgenoſſen hegten ſtets ein großes Intereſſe für die Geſchichte China's, insbeſondere aber für jenen Abſchnitt, als es mongoliſche Herrſcher beſaß.

Auch wir fühlten mit ganzer Wucht die Macht der Waffen eines Dſchingis-khan, und Staunen und Bewunderung erfüllte unſer Inneres, als wir auf die Größe, die Cultur und die Entwicklung China's unter der Herrſchaft Kublai-khan's blickten, welche dann unter der Dynaſtie des Ming und des Ta-tſing die höchſte Blüthe erreichte.

Geſtatten demnach Euere kaiſerliche Hoheit mir und meinen Gefährten einen freien, durch Ihre Behörden ungehinderten Durchzug durch die Provinzen China's. Es iſt keine materielle Unterſtützung, welche ich anſtrebe, noch wird Ihre Regierung die geringſte Verantwortlichkeit ob des Gelingens oder Mißglückens meiner Tour treffen. Mir ſind alle Eventualitäten klar vor Augen, die meine Expedition treffen mögen, welche weit von der Centralgewalt in entfernten Ländern die Urſprungswiege ihres Stammes ſucht.

Euerer kaiſerlichen Hoheit empfiehlt ſich und ſein Anſuchen beſtens

gezeichnet: Graf Béla Széchenyi.

Peking, am 8. October 1878."

Als die Herren der Krone dieſe Zeilen durchlaſen, ſchmolz das Eis um ihre Herzen. Sie wurden von jeder Verantwortlichkeit freigeſprochen und verſprachen die Ausſtellung des Paſſes und des Geleitſcheines für die Mongolei und Tibet. Graf Széchenyi war mit dem erzielten Reſultate vollkommen zufrieden.

Die wenigen Tage, welche bis zur Ausfolgung der Päſſe verſtrichen, benützte er zu einem Ausfluge gegen Kalgan, um die chineſiſche Mauer zu beſichtigen, welche an dieſem Theile allein die Würdigung verdient, die ihr allenthalben in Europa gezollt wird.

Die beiden Herren legten den Weg nach Nan-kou zu Fuß zurück. Die Landſchaft wird, je weiter weſtlich, deſto reizender. Mit dem anſteigenden Terrain wird der Baumwuchs dichter. Die niedlichen Dörfer ſind unter Weiden, Pappeln, Akazien, Kaſtanien und Nußbäumen halb verborgen, das ſteiler werdende Bergland bringt eine reiche Abwechslung, ſowohl in ſeiner Bebauung, als in den Naturproducten, die pittoresken Thäler werden von ſpitzigen Kuppen dominirt, auf denen die Prieſter ſtolze Tempel erbauten. Der große Wall, welcher hier in mehreren parallelen Mauern die Hauptſtraße nach Kalgan und Urga abſperrt, erreicht eine Höhe bis 12 Meter und iſt mit Backſteinen verkleidet. Seine Breite iſt ſo groß, daß er in horizontalen Partien leicht ein doppelſpuriges Eiſenbahngeleiſe aufnehmen könnte. In geraden Linien führt die Trace über Stock und Stein, bald längs des Thales, bald himmelſtürmend, eine ſteile Bergwand empor, dann wieder hinabſtürzend zu dem ſchäumenden Gebirgswaſſer der felſigen Schluchten. Dieſer berühmte Wall wurde 200 Jahre v. Chr. zur Abwehr der Mandſchu-Tataren in der Weiſe errichtet, daß die aufgedämmte Erde mit Ziegelwerk verkleidet und ausgepflaſtert wurde. Von circa 300 zu 300 Schritt erheben ſich über das Mauerwerk die viereckigen, 18—20 Meter hohen Vertheidigungsthürme. Weiter weſtlich geht das Impoſante der Structur gänzlich verloren, und wenn wir die Mauer nach mehrmonatlicher Reiſe im Inneren wieder begegnen werden, iſt ſie kaum als ſolche noch erkennbar.

Nach Peking zurückgekehrt, erhielt Graf Széchenyi den gewünſchten Paß der chineſiſchen Regierung eingehändigt. Derſelbe, auf chineſiſchem Papier — von nahezu einem Quadratmeter Größe — geſchrieben, hatte folgenden Inhalt:

„Schutzſchein, ausgeſtellt vom kaiſerlich chineſiſchen Miniſterium für auswärtige Angelegenheiten (Tſungli-yamen).

In einem an uns gerichteten Schreiben hat der dem ungariſchen erblichen Grafenſtande angehörige Herr Széchenyi uns die Mittheilung gemacht,

der Waffen — er war früher Officier der chineſiſchen Armee — auch im Umgange mit europäiſch gedrillten Köchen den Kochlöffel zu ſchwingen erlernt hatte. Ebenſo war ein zweiter Diener, Namens Kung-ſche, bald gefunden, welcher das ſogenannte Pidſchen-Engliſch radebrechte, und der Dolmetſch Sin, ein zwanzigjähriger, chineſiſcher Literat, mit dem ſocialen Range eines Mandarins vom Goldknopfe, der das reinſte Peking-Chineſiſch, ſowie recht gut engliſch ſprach und ſchrieb.

Die chineſiſche Preſſe (es exiſtiren nur zwei chineſiſche Zeitungen im ganzen Lande, und zwar eine officiöſe, in Peking, welche ſich nur mit Ernennungen und Degradationen der Beamten beſchäftigt, und eine handelspolitiſche, die in Schanghai redigirt wird) brachte den einheimiſchen Leſern alsbald die Senſationsnachricht einer beabſichtigten großen Reiſe in das Innere.

Der Artikel im Schanghai-„Sin-pao“ vom 13. November 1878 lautete: „Wir beherbergen gegenwärtig einen Gaſt in Schanghai, der ſoeben aus Peking eintraf. Derſelbe ſoll von Ungarn entſandt ſein. Es iſt dies der dem erblichen Grafenſtande angehörige Herr Sche-tſchün (Szécheny̆i) in Begleitung ſeiner zwei Reiſegefährten Kai (Kreitner) und Lo (Loczy). Von China aus werden ſich die Herren über den Kia-yü-Paß hinaus nach der Mongolei und nach Tibet begeben. Am 10. Tage des 9. Monats (5. October) kam der Chef dieſer Expedition in Peking an und am darauffolgenden 14. Tage (9. October) ſtattete er den Herren Miniſtern im Tſungli-yamen einen Beſuch ab, wobei er ſein Reiſeproject perſönlich vorbrachte. Es heißt weiter, daß dieſe Expedition zuerſt mittelſt Dampfſchiffes nach Hankou aufbricht und von da zu Land ſich in die Provinzen Schenſi und Kanſu begibt und daſelbſt das Thor paſſiren wird. Demgemäß lautete auch das Erſuchen in Peking wegen Ausſtellung eines Paſſes und der nöthigen Empfehlungsbriefe, damit die Expedition ſich unterwegs identificiren könne. Es wurde auch den betreffenden Vicekönigen, Gouverneuren und allen Localbehörden der Route anempfohlen, daß der Expedition die größte Aufmerkſamkeit zu Theil und ihr nichts in den Weg gelegt werde. Den Aufbruch der Expedition von Schanghai werden wir rechtzeitig bekannt geben.“

Eine große Landreiſe durch die verſchiedenſt geſtalteten Gebiete Aſiens lag vor uns. Die Temperaturunterſchiede, wie ſie im grellen Gegenſatze in den Sandgebilden der Wüſte Schamo, den unabſehbaren Steinfeldern der Wüſte Kopi, auf den Hutweiden und ſchließlich den felſigen Päſſen des tibetaniſchen Hochlandes zu Tage treten, bedingen einen gewiſſen Vorrath an Kleidungsſtücken, hauptſächlich aber an Beſchuhung.

Die engliſchen Shops boten an Wäſche, Kleidung, Pelzwerk und Schuhen eine große Auswahl. Die Artikel waren zwar im Verhältniſſe zu europäiſchen Preiſen doppelt ſo theuer, jedoch die Qualität vorzüglich, und ich langte beiſpielsweiſe mit zwei Paar engliſchen, mit Nägel beſchlagenen Schuhen, von denen das Paar zwei Pfund Sterling koſtete, während der ganzen Landreiſe aus. Ein Sonnenhelm gehört für die Sommerzeit zu den unbedingt nothwendigen Ausrüſtungsſtücken, ebenſo iſt das Mitführen von Schlafmatratzen von nahezu abſoluter Nothwendigkeit. Unſere mit Roßhaar gepolſterten Matratzen beſaßen die Geſtalt gewöhnlicher Betteinlagen. Eine Decke und zwei Polſterüberzüge aus Rehleder erſetzten den Mangel an Leintüchern und Bettwäſche. Zwei Wolldecken vervollſtändigten das Bettzeug, welches für je eine Perſon in einen Reiſeſack verpackt werden konnte. Ein Maulthier wurde gewöhnlich mit zwei, unter Umſtänden auch mit ſämmtlichen drei Betten belaſtet.

Unſer Proviant beſtand aus circa 100 Blechbüchſen conſervirter Suppe, einigen anderen Büchſen, die beef und mutton enthielten, ſchließlich aus circa 20 Büchſen engliſcher und amerikaniſcher Butter, Milch und Chokolade. Einige Flaſchen Wein, Brandy und Whisky, dann ſechs Flaſchen Champagner, zur Feier der wichtigſten Momente der Reiſe beſtimmt, bildeten den Reiſekeller. Doch vergaß Graf Széchenyi nicht, einige Pfunde vorzüglichen, ſchwarzen Thee's nebſt der entſprechenden Menge Zucker der Bagage einzuverleiben, denn der in China conſumirte, grüne Thee entſpricht nicht dem europäiſchen Geſchmacke. Fügen wir hiezu noch einige tauſend Stück Cigarren, etliche große Packete Rauchtabaks, endlich die ſieben Inſtrumentenkiſten, ſowie 12 Gewehre ſammt der entſprechenden Munition, ſo iſt es leicht erklärlich, daß 35—37 Maulthiere nöthig waren, das Gepäck zu befördern.

Mit dem Aufbruche von Schanghai und dem Eindringen in das Innere China's beginnt der chineſiſche Münzfuß. Der Silberdollar courſirt nur an der Küſte. Wie umſtändlich wäre es demnach, pure Silberklumpen im Werthe von 30.000 Gulden beſtändig mit ſich transportiren zu müſſen! Abgeſehen von der Unſicherheit des Landes und der Geldgier der Chineſen, müßten einige Tragthiere nur für den Geldtransport verwendet werden. Wie wir ſpäterhin erfuhren, wurde es ſchon nothwendig, für den Transport des Kleingeldes einen Mauleſel zu miethen, und ſo ereignete es ſich mitunter, daß die Miethe des Thieres mehr Geld erforderte, als es auf ſeinem Rücken zu tragen vermochte.

Graf Széchenyi bahnte Verhandlungen mit dem bereits genannten Geldariſtokraten von China, Banquier Hu an, damit ihm dieſer die Summe von beiläufig 30.000 Gulden bei ſeinem Freunde, dem Vicekönig Zo-zung-tang in Su-tſchou anweiſe. Die Verhandlungen ſchwankten lange hin und her und verzögerten die Abreiſe. Da aber geſchah das Wunder. Hu machte ſich erbötig, das Geld auf ſeine eigene Rechnung nach Su-tſchou transportiren zu laſſen und beanſpruchte nichts weiter, als die Ausſtellung eines Empfangſcheines nach Uebernahme der Summe an Ort und Stelle, ſowie an dieſem Tage an Zo-zung-tang die Uebergabe einer vom Grafen ausgeſtellten Anweiſung desſelben Betrages an ein in Schanghai als Filiale etablirtes großes, engliſches Bankgeſchäft. Hu nahm keine Percente als Geſchäftsgewinn, er trug ſogar die Miethpreiſe der Maulthiere, welche die Silberbarren in die Provinz Kanſu transportirten, aus Eigenem, kurz es war kein Geſchäft, welches er mit Graf Széchenyi einging, ſondern er erwies der Expedition einen Freundſchaftsdienſt, wie er in dieſer Art ſelten vorkommen mag.

Eine Sache von beſonderer Wichtigkeit war noch zu beſorgen, nämlich die Anfertigung chineſiſcher Viſitkarten. Der Reiſende in China wird die Erfahrung machen, daß er nach der Ankunft in dem beſcheidenſten Ort gezwungen iſt, ſeine Karte allen Perſonen zu überreichen, welche nur einigermaßen Anſpruch auf ſociale Stellung und Rang erheben können. Vom Vicekönig angefangen bis zum Nachtwächter, jeder verlangt die Einhändigung der Viſitkarte eines eintreffenden Reiſenden und iſt glücklich, wenn er in den Beſitz der „großen“ gelangen kann.

Beſichtigten wir einen ſehenswerthen Tempel, ſo verlangten die Prieſter und Thorhüter die Karten, quartierten wir uns in ein Wirthshaus ein, bat der Beſitzer um die Karten, wurde ein Pferdekauf abgeſchloſſen, ſo war der Händler erſt zufrieden, wenn er die große Karte mit in den Kauf bekam, und ſelbſt die als Escorte beigeſtellten Soldaten wurden erſt gefügig, wenn ſie die ſchriftliche Aufklärung erhalten hatten, wen ſie begleiteten.

Die chineſiſchen Viſitkarten ſind von zweierlei Gattung. Die ſogenannte „kleine“ Karte enthält nur den Namen, die „große“ den Namen und ſämmtliche Titel. Sie werden aus roſa- oder ziegelrothem Papier verfertigt und wachſen mit der Größe des Ranges auch in Länge und Breite, ſo daß die Karten hoher Perſönlichkeiten einen halben Meter lang und einen viertel Meter breit werden. Die gewöhnlichſte Größe beträgt 15 Centimeter Länge und 7—8 Centimeter Breite. In dieſer Größe wurden auch die unſeren verfertigt. Des Grafen geſellſchaftliche und ſtaatliche Stellung als Mitglied der Magnatentafel wurde den chineſiſchen Würden analog in einer langen Reihe chineſiſcher Schriftzeichen erſichtlich gemacht und ſein Name in Sche-tſchün umgewandelt. Loczy's Name bedurfte nur geringer Abänderung, der meine aber, weil zwei r darin enthalten ſind, welche die Chineſen nicht auszuſprechen im Stande ſind, mußte total umgeändert werden. Die Ueberſetzung meiner großen Viſitkarte lautete ungefähr folgendermaßen: „Groß-Oeſterreich. — Beamter mit dem blauen Knopfe und der Pfauenfeder. — Himmelsaufſeher zweiter Claſſe. — Sternkundiger Prophet. — Kai-lai-lä (Kreitner).“

Die Abfahrt des Dampfers „Kiang-kwang“ nach Hankou war für den Morgen des 7. December angeſagt, und unſerer Abreiſe von Schanghai ſtand kein Hinderniß mehr im Wege. Am 6. Mittags wurde unſer Gepäck verladen, und den letzten Abend verbrachte ich in Geſellſchaft meiner in Schanghai gewonnenen Freunde, welche ein Abſchiedsbanket arrangirt hatten. Um Mitternacht begleiteten ſie mich auf das Schiff. Als ich am nächſten Morgen das Deck betrat, ſchwammen wir bereits auf den ſchmutzig-gelben Fluthen des Yang-tze-kiang.

Der Yang-tze-kiang entſpringt auf dem öden, unwirthlichen, lehmigen und ſandigen Hochplateau Nord-Tibets aus zwei Hauptquellſyſtemen, deren ſüdliches im oberen Theile Burai-tſchu genannt, ſpäter den tibetaniſchen Namen Murui-uſſu (Flußwaſſer) annimmt und von den Tanguten Britſchu (Vieh-Fluß) genannt wird. An der Stelle, wo Przewalski im Jahre 1873 den Fluß erreichte (94° öſtlicher Länge von Greenwich, 34° 30′ nördlicher Breite), beſaß das Thal 2 Kilometer, das Waſſer 212 Meter Breite. Im Sommer zur Zeit der Hochwaſſer iſt die geſammte, mit Steingerölle bedeckte Thalſohle überſchwemmt, im Herbſte aber ermöglichen einige Furthen die gefahrloſe Paſſirung des Stromes. Zwei Längengrade weiter oſtwärts trennt der in der Anlage nur 70 Kilometer breite Gebirgsrücken Bajatou-ſan oder Bajan-chara das Flußreich des Yang-tze von dem zweiten Flußkönige des chineſiſchen Reiches, von dem Sternen-See (Odontala mongoliſch und Sing-ſuj-hai chineſiſch), dem waſſerreichen Quellgebiete des Hoang-ho.

In ſeinem weiteren Laufe wird der Yang-tze von den Chineſen Kinſcha-kiang, d. i. Goldſandſtrom getauft und behält den Namen bis Su-tſchou-fu in der Provinz Sze-tſchuen, doch erleidet die Bezeichnung inſoferne eine Begriffsverwechslung, als unter 99° 30′ öſtlicher Länge der Name Kinſcha-kiang dem hier einmündenden Ya-long-kiang beigelegt wurde, und der eigentliche Goldſandſtrom mit Pei-ſuj-kiang (Nordwaſſerſtrom) oder ſchlechtweg mit Ta-kiang oder Ta-ho (großer Strom oder Fluß) bezeichnet wird.

Die Tibetaner nennen ſüdlich von Batang den Strom mit einem Namen, der ſich ſchwer in Buchſtaben niederſchreiben läßt. Der deutſchen Schreibart annähernd, ließe ſich der Name nur folgendermaßen wiedergeben: Dſhrdh-tſu, wobei zu bemerken iſt, daß s nur in der mildeſten Weiſe ausgeſprochen wird, ähnlich dem engliſchen th. Erſt von Su-tſchou-fu ab erhält der waſſerreiche Strom den Namen Yang-tze-kiang (Fluß der Provinz Yang) und behält ihn bis zu ſeiner Mündung in das oſtchineſiſche Meer bei Wuſung. Auf ſeinem 4000 Kilometer langen Laufe nimmt er zehn große Nebenflüſſe auf, deren bedeutendſter der ſchon erwähnte Ya-long-kiang iſt.

Herr von Loczy hatte die Strecke bis zum Poyang-See bereits während ſeiner kleinen Sommertour bereiſt und war darum in der Lage, mir während des

Regenwetters, welches die Ufer des Yang-tze-kiang derart verſchleierte, daß deren Ränder kaum wahrzunehmen waren, ſo Manches von ſeinen geſammelten Erfahrungen mitzutheilen. Er hatte Nanking (die ſüdliche Kaiſer-Reſidenz) beſucht, welche Stadt wir zur Nachtzeit paſſirten, und kennt die alten Befeſtigungen, von denen wir ein Bild bringen, aus eigener Anſchauung. Die weltberühmte Sehenswürdigkeit von Nanking, der große Porcellanthurm, exiſtirt nicht mehr. Er wurde während einer der letzten Revolutionen vom Grunde aus zerſtört. Die Chineſen betrauern die Demolirung auf das tiefſte, und die glücklichen Beſitzer alter Ziegel des Thurmes machen gute Geſchäfte. Bei Nanking engen die beiderſeitigen Gebirge das Thal auf die Breite von nur 3 Kilometer ein; die Breite des Fahrwaſſers für die Dampfſchiffe wird in der Nähe Nankings durch Klippen und Felsriffe ſehr geſchmälert. Wie im chineſiſchen Meere, ſo ragen auch hier einzelne Felsblöcke über die trügeriſche Waſſerfläche; ſie ſind von unſchätzbarem Werthe für den kundigen, erfahrenen Schiffscapitän, dem es — obwohl vorzügliche Flußkarten für die Schiffahrt von engliſchen See-Officieren aufgenommen wurden — ſo leicht ermöglicht wird, ſein Schiff zwiſchen den warnenden Wegweiſern ungefährdet zu dirigiren, in Mitten ſo mancher, von den leicht gekräuſelten Waſſerwellen verdeckter und verborgener Feinde. Namentlich iſt es die „kleine Waiſe“ (little orphan), eine dreiſeitige ſchroffe, ſpitzige Felspyramide, welche durch ihre pittoreske Erſcheinung die Aufmerkſamkeit des Reiſenden in hohem Maße feſſelt. Die Inſel erhebt ſich majeſtätiſch in der Mitte des breiten, dunklen Fluthenbandes, das zu beiden Seiten von ſeltſam geformten Felsabſtürzen in ſeinem Abfluſſe gehemmt zu ſein ſcheint. So ruhig fließt hier der Strom, ſo geſchützt vor den zeitweiligen Herbſtſtürmen erglänzt die Waſſerfläche, daß die ſchroffen und abenteuerlichen Kanten der Felsgebilde faſt immer von dem trügeriſchen Spiegel zitternd in die Tiefe hinabgezogen werden.

Am folgenden Tage ſchien es, als durchſchneide der Strom eine unüberſehbare Ebene, denn die Gebirge des linken Ufers lagen in weiter Entfernung und jene des rechten Ufers treten erſt bei Taipin-fu näher an den Fluß. Es regnete beſtändig, der Nebel hatte ſich bis zum Waſſer-

Digitized by Google

Flüſſe, und datirt daher, daß ſich in den Poyang-See angeblich 9 Flüſſe ergießen, deren größter Kang-kiang genannt wird. Der Poyang-See beſitzt, beſonders im nördlichen Theile, wo ſich das ſchroff abfallende, obzwar kahle, ſo doch zerklüftete Luſan-Gebirge zwiſchen dem See und der Stadt Kiu-kiang ſcharf zu der Ufërecke des Stromes vorſchiebt, und am jenſeitigen See-Ufer gleichſam von einer felſigen Quermauer in ſeinem Vorwärtsdringen abgehalten wird, Strecken, denen eine gewiſſe Romantik nicht abzuſprechen iſt. In einer mittleren Breite von 8—9 Kilometer erſtreckt ſich das breite Waſſerband des See's von ſeiner Einmündung in den Yang-tze-kiang einige 90 Kilometer nach Süden und verengt ſich bei Chau-dſa zu der beträchtlichen Breite des langweiligen, anſpruchsloſen Fluſſes Kang-kiang.

An dem bedeutenden Nebenfluſſe des Kang-kiang, Tung-ho, liegt die durch ihre ſchöne Lage bemerkenswerthe Stadt Fu-tſchou. Hier erkrankte Herr Loczy während ſeines Sommerausfluges an einem hitzigen Fieber. Er reiſte von hier zu Waſſer bis Kiu-kiang und dann auf dem Dampfſchiffe nach Schanghai. Die reizendſte Stelle ſeiner Tour fand er in der Umgebung des Kloſters Nyang-nyang-mjao, eines buddhiſtiſchen Tempels nördlich von Fu-tſchou, wo ſich der Fluß, nachdem er ſich durch eine düſtere Felsſchlucht gewunden hat, zu einem freundlichen See ausbreitet, deſſen Ränder durch das anmuthig gelegene Kirchengebäude geheiligt zu ſein ſcheinen.

Die Ufer des fiſchreichen Poyang-See's ſind dicht bevölkert von einem den Europäern feindlich geſinnten Fiſchervolke, welches ſeine Wohnſitze und ſeine Tempel inſoferne vor der Entheiligung zu ſchützen verſteht, als es die dem Jagdvergnügen huldigenden, europäiſchen Anſiedler von Kiu-kiang bei den Landungsverſuchen mit Steinwürfen abwehrt.

Die Stadt Kiu-kiang liegt am Fuße des Luſan-Gebirges am rechten Ufer des Yang-tze-kiang. 80 Europäer, von denen ein Theil Theehandel betreibt, der geringere als Zollbeamte in chineſiſchen Dienſten ſteht, gründeten die kleine, doch zierliche, ruhige, europäiſche Stadt, welche, unmittelbar an den Ufern gelegen, ſowohl in der europäiſchen Bauart der Häuſer, als in der Anlage einer baumreichen, 700 Schritte langen Quaipromenade uns in Erinnerung rief, daß wir noch auf einer Weltſtraße reiſten.

Eine weitere 40ſtündige Waſſerreiſe brachte das Schiff nach Hankou, nachdem es ſich 3½ Tage von Schanghai ſtromaufwärts abgemüht hatte. Hankou und noch weiter oben Itſchang ſind die entfernteſten Flußhäfen, welche durch die Tſchifu-Convention den Europäern eröffnet wurden. Freiwillig hätten die Chineſen dies ſicherlich nicht zugeſtanden, ſie wurden durch die drohenden Mündungen der Geſchütze engliſcher Kriegsſchiffe zu dieſer Conceſſion gezwungen, um einigermaßen die Blutſchuld zu ſühnen, welche ſie durch die Ermordung Mr. Margary's, von welcher ich ſpäter ſprechen werde, auf ſich geladen hatten. Der Flußhafen von Hankou iſt von Hunderten chineſiſcher Segelfahrzeuge belebt, welche das Ufer vollkommen verbarrikadiren und nur den Ankerplatz der Dampfſchiffe frei laſſen. Schon aus beträchtlicher Entfernung ſchallt das Rufen, Schreien und Streiten der geſchäftigen Fiſcher-, Schiffer- und Handelswelt an unſer Ohr. Neugierige ſammeln ſich auf dem Quai, um das Schiff zu erwarten, ungeduldig harren ſie des Momentes, bis der Dampfer mittelſt Tauwerkes hart an das Ufer gezogen und die Schiffbrücke hergeſtellt wird, dann erfolgt ein Drängen, Raufen, Stoßen und Schlagen, Jeder will der Erſte den Fuß auf das Verdeck ſetzen.

Die Ladung des Schiffes beſtand hauptſächlich in Seegras. Die Schreckniſſe der Hungersnoth im nordöſtlichen China waren ſelbſt noch hier in Hankou fühlbar geworden. Die Enttäuſchung der auf Lebensmittel harrenden, hungerigen Menge war keine geringe. Um ihrem Unmuthe Luft zu machen, ſtahlen ſie nach Herzensluſt Seegras, ja die Laſtenträger gingen in ihrer Unverſchämtheit ſo weit, die am Ufer harrenden Angehörigen und Freunde mit einigen Händen voll Seegras zu betheiligen, das ſie offenkundig und ohne Scheu von der ihnen anvertrauten Laſt abriſſen, verſchenkten und verkauften.

Drei große Städte lehnen ſich hier an die Ufer des Yang-tze-kiang und ſind gegenſeitig durch die Waſſerverkehrsadern begrenzt. So iſt Hankou von Han-yang am linken Ufer des Stromes durch den Han-ho getrennt, während die impoſante, vergoldete Pagode von Wu-tſchang an deſſen rechtem Ufer die crenelirte Mauer der Reſidenzſtadt weit überragt.

Hankou ſoll 300.000, Han-yang 400.000 und Wu-tſchang ebenfalls 4—500.000 Einwohner zählen, demnach ſind die beiden Ufer des Yang-tze-kiang an dieſer Stelle von 1,200.000 Einwohnern belebt, die ſich theils durch Fiſcherei, theils durch Theehandel, theils als Bootsleute und Laſtenträger ihr Brod erwerben.

Die Ufer des Yang-tze-kiang ſind 12 Meter tief eingeſchnitten und bei dem Landungsplatze mit Mauerwerk verkleidet. Von dem breiten „Bund“, d. i. der 1½ Kilometer langen Quaipromenade, führen abwechſelnd Steintreppen zu den Fluthen des Königs der Ströme. Zur Zeit unſerer Ankunft führte er nur wenig Waſſer; doch zur Zeit der Hochwaſſer (in den Sommermonaten) ſchwillt der Strom rapid an und überſchwemmt nicht ſelten die Ufer. Auf einem der Flaggenſtöcke der Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft bezeichnet eine Marke, daß im Jahre 1870 das Waſſer die Ufer zwei Fuß hoch überſchwemmte und die Stadt unter Waſſer ſetzte.

Das Asphaltpflaſter der Promenade wird von einer dichten Kaſtanienallee beſchattet, und auf einer Granitpyramide gibt eine vorzügliche Straßenuhr ſowohl den Schiffsleuten, als den Spaziergängern die täglich regulirte, richtige Ortszeit kund. An den Bund ſchließt ſich die europäiſche Stadt, deren einſtöckige Häuſer, den Witterungsverhältniſſen entſprechend, maſſiv und dennoch luftig konſtruirt wurden, denn der Sommer bringt große Hitze, der Winter empfindliche Kälte. Als der Flußhafen von Hankou für den europäiſchen Handel eröffnet wurde, errichtete die chineſiſche Regierung am Landungsplatze ein großes Zollgebäude und ein Theil der 145 hier anſäſſigen Europäer fungirt in denſelben als chineſiſche Zollbeamte. Die Zolleinnahmen bilden die Haupteinkünfte des Landes, denn die Grundſteuer iſt gering und wird läſſig eingehoben. Die erfolgreiche Organiſation der Handelsſteuern verdanken die Chineſen zumeiſt Engländern, und noch heutzutage ſind die maßgebenden Beamtenſtellen von Europäern bekleidet, welche enorme Bezüge empfangen. Die größten Zolleinnahmen werfen der Opium- und Theehandel ab.

Mit Beginn des Sommers, alſo in den Monaten Juni und Juli, wird Hankou eine belebte Stadt. Hunderte von Fremden treffen ein, um Thee einzukaufen und die Colli zu verladen. Beſonders während der erſten Wochen des Theemarktes grenzt die Thätigkeit an eine fieberhafte Raſtloſigkeit — gilt es doch einen Preis zu erringen, denn das erſte mit Thee beladene und in England landende Schiff wird mit einer hohen Prämie belohnt und der Name des Schiffes ſowie der des Capitäns in allen Zeitungen ehrenvoll erwähnt.

Im Uebrigen klagt die anſäſſige Geſellſchaft von Hankou über die ausnahmsloſe Langweile, welche ſie während acht Monaten des Jahres zu bekämpfen hat, und wenn auch von Zeit zu Zeit eine Dilettanten-Theatervorſtellung, eine Sportproduction, geſellſchaftliche Rittpartien ꝛc. den einſamen Aufenthalt etwas erträglicher geſtalten mögen, ſo bleibt für die Mehrzahl doch nur das wöchentlich zweimalige Einlaufen der Poſtdampfer die angenehmſte Abwechslung, denn dieſe bringen Nachrichten aus der fernen Heimat, Nachrichten von Frau und Kindern, die ferne in England dem Vater der Familie Grüße entſenden. Die Jagd in der Umgebung von Hankou iſt bereits meiſt erfolglos; verſuchen die Gentlemen einen Jagdausflug in entferntere Gebiete, ſo ergeht es ihnen dort ſo, wie den Jägern am Poyang-See, ſie werden mit Steinwürfen vertrieben.

Die entfernteſte Dampfſchiffahrtsſtation am mittleren Yang-tze-kiang heißt Itſchang. Auch dort wohnen noch circa zehn Europäer, welche in den Sommermonaten alle vierzehn Tage Nachrichten aus Hankou erhalten. Den Bewohnern von Itſchang gilt Hankou ſo viel, wie Schanghai den Hankouern und Europa den Schanghaiern. Im Winter aber iſt die Poſtſchiffverbindung am Yang-tze-kiang während einiger Wochen gänzlich eingeſtellt.

Die chineſiſche Stadt Hankou gleicht der chineſiſchen Stadt Schanghai, nur übertrifft ſie dieſe an Unreinlichkeit. Die Bevölkerung, deren Haupteinnahmsquelle der Handel mit Thee, Opium, Tabak und Fellen bildet, ſcheint den anſäſſigen Europäern nicht gewogen zu ſein und gibt ihren Antipathien unverhohlen Ausdruck. So ſtieß mich beiſpielsweiſe ein Kuli, als ich einſam die wenigen Merkwürdigkeiten der Verkaufsgewölbe gaſſenauf- und abwärts betrachtete, mit nicht zu verkennender Abſichtlichkeit unverſehens in eine Straßenpfütze. Das war eine gefundene Gelegenheit zu den Ausbrüchen des ausgelaſſenſten Spottes. Bald hatte ſich ein Kreis verlumpten Geſindels um mich gebildet, und wenn ich auch mit einigen kernigen Worten, welche aber das Publicum ſicher nicht verſtand, das Oeffnen der Gaſſe verlangte, ſo mußte ich ſchließlich doch den Stock — allerdings nur drohend — erheben, um mir Bahn zu brechen. Die anſäſſigen Europäer beſuchen, wie ich nach der Erzählung meines kleinen Abenteuers erfuhr, aus ähnlichen Urſachen niemals ohne Bedeckung die chineſiſche Stadt.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß an jenen Orten, wo die Chineſen bereits in engere Verbindung mit den Europäern traten, ihr Haß und ihre Abneigung gegen die Fremdlinge klar ausgeſprochen, oft zu Thätlichkeiten ausartet, während ich in ſolchen Gegenden, wo die Bewohner noch gar nichts mit den „überſeeiſchen Teufeln“ zu thun hatten, die Erfahrung machte, daß ſie wohl das eben erwähnte Epitheton zungengeläufig über die Lippen brachten, ſich aber ſonſt im Allgemeinen anſtändiger, mitunter ſogar höflich benahmen.

Der Haß gegen die Europäer beruht einestheils in dem weltbekannten conſervativen Sinn der Chineſen, andererſeits in bemerkenswerthen anderen Urſachen. Der Verkehr der Chineſen untereinander zeichnet ſich durch eine gewiſſe exquiſite Höflichkeit aus. Nicht allein in der Familie, in der Geſellſchaft und beim Vergnügen, ſondern auch im Geſchäfte durchweht ein geregeltes und von jedem Gebildeten ſtreng gewahrtes Ceremoniel zuerſt den Gruß, ſodann das Geſpräch und ſchließlich die Trennung. Die Engländer haben es von jeher nicht verſtanden, die Sitten und Gewohnheiten fremder Leute und Länder entſprechend zu würdigen und zu achten. Der Eingeborne wird mißachtet, bei jeder Gelegenheit geſcholten, nicht ſelten ſogar geſchlagen. Dieſe in ſolcher Art ausgenützte Superiorität empört nicht nur den Indier, welcher es weiß, daß der Engländer ſein geſetzmäßiger Herr iſt, ſondern um ſo mehr auch den Chineſen, welcher es recht gut weiß, daß er es iſt, welcher den Fremdling duldet.

Die Chineſen erfuhren und erfahren noch fortwährend, daß der Europäer, ſobald er einmal irgendwo feſten Fuß gefaßt hat, ſich ſo einniſtet, als wäre der Ort ſeine Heimat, daß des Europäers Gewinnſucht die der Chineſen noch überragt, daß die Haupthandelsgeſchäfte ſich in ſeinem Hauſe concentriren, daß er die Arbeitskräfte des Landes ausnützt und ruinirt, daß endlich ein Wunder geſchehen müßte, um den einmal angeſiedelten Fremden davonzujagen. Darin liegen hauptſächlich die Urſachen, warum der gefürchtete Europäer aus dem tiefſten Grunde des Herzens gehaßt wird; deshalb iſt China noch verſchloſſen, darum gehört entweder die Protection der Regierung oder nöthigenfalls etwas Pulvergeruch dazu, bevor es Jemand gelingt, einen giltigen Reiſepaß für das Innere China's zu erhalten. Der Chineſe vertheidigt nicht nur ſeine Traditionen, ſeine Geſchichte, ſondern auch ſein eigenes Wohl und Wehe — er beſchirmt ſein Land. Jahrtauſende vergingen und er war glücklich, ohne viel von der weißen Race vernommen und erfahren zu haben — er will glücklich bleiben.

Doch ich greife den Ereigniſſen vor, der Leſer wird aus der Schilderung der von uns erduldeten Feindſeligkeiten von Seite des Volkes und der empfangenen officiellen Ehrenbezeigungen von Seite der Beamten ſich leicht ein eigenes richtiges Urtheil über die Stimmungen im großen Reiche zu bilden im Stande ſein.

Der Commissioner of Customs (Chef der Zölle) Mr. Whigt bot in freundlichſter Art dem Grafen Széchenyi während des kurzen Aufenthaltes in Hankou ſein Gaſtzimmer an, während Loczy und ich uns in dem einzigen Hotel einlogirten, welches in jeder Richtung viel zu wünſchen übrig ließ, denn es glich einer amerikaniſchen Gin-Bude. Wenn Mr. Whigt ſeine Liebenswürdigkeit nicht ſo weit ausgedehnt hätte, uns zu verköſtigen, wäre die Hotelküche eine gute Schule geweſen, uns auf die vielfachen Entbehrungen gehörig vorzubereiten, welche uns im Inneren China's erwarteten. Im Hauſe des Commiſſionärs wehte noch die europäiſche Luft, und die liebenswürdige, junge Hausfrau erinnerte uns in ihrem ganzen Weſen noch lebhaft an die Zauberkraft der ſchönen Frauenwelt in der Heimat.

Graf Széchenyi wurde vor ſeiner Abreiſe von Tien-tſin mit einem Empfehlungsſchreiben des Vicekönigs Li-hung-tſchang an ſeinen Bruder Li-hang-tſchang, den Statthalter der Provinz Hupeh, der in Wu-tſchang reſidirt, verſehen. Empfehlungsbriefe ſpielen in China eine vielleicht noch größere Rolle als in England. Ein Reiſepaß mit den ſtricteſten Verhaltungsvorſchriften für die Beamten gewinnt erſt an Werth, oder wird ſelbſt vollkommen in das Dunkle einer gewiſſen Bedeutungsloſigkeit geſchoben, ſobald der Reiſende

ſo glücklich iſt, private Begleitungsſchreiben von maßgebenden Würdenträgern und Freunden vorweiſen zu können.

Um zu vermeiden, bei der Miethe von Fahrzeugen für die weitere Reiſe nur der Willkür und Unverſchämtheit chineſiſcher Bootsleute ausgeſetzt zu ſein, wurde dem Statthalter Li-hang-tſchang unſer Beſuch für den 13. December angeſagt. Er ſollte uns für den Aufbruch und die Reiſe in ſeiner Provinz mit Rath und That beiſtehen und behilflich ſein.

Mr. Whigt ſtellte uns für die Ueberfahrt nach Wu-tſchang zwei Segelboote und die nöthigen vier Tragſeſſel zur Verfügung. In neue, pelzverbrämte Winterkleider gehüllt, beſtiegen wir bei einem fürchterlichen Wetter die Boote. Ein förmlicher Orcan trieb den feinen Regen nadelſpitz in das Geſicht und erzeugte auf der breiten Stromfläche ſo beträchtliche Wellen, daß wir insgeſammt Symptome der Seekrankheit verſpürten. Der ſcharfe Wind blähte die Segel, die Schiffchen neigten ſich in bedenklicher Weiſe zur Seite und durchſchnitten mit Pfeilgeſchwindigkeit die ſchäumenden Wogen. Und doch verſtrichen volle 20 Minuten, bevor wir den jenſeitigen Landungsplatz erreichten. Aus dieſer Zeitangabe allein vermag der Leſer ſchon ſich eine richtige Vorſtellung von der enormen Breite des Yang-tze-kiang bei Hankou zu bilden.

Während wir vor den Mauern der Stadt Wu-tſchang die bereitſtehenden Tragſeſſel occupirten, verſammelten ſich die Chineſen der naheliegenden Hütten, und unſere Wanderung durch die ſchmutzigen Gaſſen und Straßen der Vorſtadt geſtaltete ſich zu einem Schauſpiele für die Straßenjugend und ihre Angehörigen. Endlich erreichten wir die gut erhaltene Umfaſſungsmauer der eigentlichen Stadt. Dieſelbe beſitzt eine Höhe von 8 Meter und eine Dicke von 20 Schritten, wenigſtens hatte der ſteingewölbte Durchbruch des weſtlichen Thores eine ſolche Länge. Eine Thorwache, in der Stärke von zwölf rothbekleideten, mit langen Spießen bewaffneten Soldaten, bewachte den Schlund. Sie ſtanden in zwei Gliedern vor der Wachſtube und wurden von einem Officier befehligt.

Die wenigen Gaſſen, welche uns von dem Palaſte des Gouverneurs trennten, waren nur durch unanſehnliche Holz- und Lehmgebäude gebildet;

die Verkaufsläden mit ihrer geringen Auswahl von Bekleidungsſtücken, Lebensmitteln und Luxusartikeln gaben der Stadt ein Armuthszeugniß im Vergleiche mit Hankou, woſelbſt ſich der Haupthandel ſeit Eröffnung des Hafens concentrirt hat. Vor dem Eingange zu der Reſidenz erhebt ſich eine rechteckige Schutzmauer gegen alle direct auf das Thor anſtürmenden böſen Geiſter, welche Unfrieden und Unglück in das Haus bringen wollten. Solche Mauern, in der Form einer Feuermauer, kennzeichnen ſich in ihrer Beſtimmung ſofort durch das in bunten Farben auf die Wände gemalte Drachenbild mit großen, böſen Augen und blauen Schuppen. Sie werden auf 10—70 Schritte vom Hauptthore entfernt mit beſonderer Sorgfalt erbaut und mangeln vor keinem Amtslocale, vor keinem Regierungsgebäude, und ſelbſt wohlhabende Kaufleute und Wirthshausbeſitzer wahren ihr Heim vor den tückiſchen Angriffen der böſen Dämonen in ſolcher Weiſe. Nur der Arme findet ſelten die Mittel, einen Schutzwall vor ſeiner beſcheidenen Hütte aufzurichten.

Der Palaſt des Gouverneurs iſt ein ebenerdiges, weitläufiges Gebäude. Die mit ſchwarzer Farbe übertünchten Steinmauern tragen ein complicirtes Dach von runden Ziegeln, über welches ein weithin ſichtbarer, pagodenartiger Thurmaufſatz aus mühſamer Holzſchnitzerei ſchwungvoll emporragt. Die Flügel der maſſiven Holzthore führen dem Beſucher die mächtigen, in voller Geſundheit ſtrotzenden Bildniſſe berühmter Größen der ruhmreichen Vergangenheit des Hauſes in grellen Farben vor die Augen. Ueber einige breite Steinſtufen gelangt man zu dem geräumigen, theilweiſe gepflaſterten Vorhofe, und hier bewachen zwei ſteinerne Löwen mit rollenden Augen und weit geöffnetem Rachen, deſſen Zähne nadelſpitz hervorſchießen, den Palaſt. Vor dieſen Ungethümen entſtiegen wir den Sänften, und ich war herzlich froh, wieder den kalten Hauch der winterlichen Luft an den Schläfen zu fühlen, denn das fortwährende Schwingen, Wiegen und Schaukeln in dem engen Holzbehälter erzeugte bereits ein unheimliches Gefühl von Schwindel und Unbehaglichkeit, welches derart zunahm, daß ich während des letzten Wegabſchnittes die Augen ſchloß und die Minuten zählte. Ebenſo, wie das erſte Reiten auf dem Kameele, ſo iſt das Reiſen im Tſcher, deſſen elaſtiſche, federartige Bambuſtangen den harten Auftritt der Träger bei jedem Schritte in ſchwingenden Wellen dem Inſaſſen fühlen laſſen, ein Prüfſtein für die Seetüchtigkeit des Reiſenden. Die Chineſen, von Jugend auf an dieſes Verkehrsmittel gewöhnt, erachten es als das bequemſte, angenehmſte und nobelſte ſeiner Art.

Das Haupteingangsthor war bei unſerer Ankunft noch abgeſperrt. Eine ungeheure Menſchenmenge hatte ſich im Vorhofe angeſammelt und ein glasknöpfiger Mandarin mühte ſich mit etlichen Schergen fruchtlos ab, die Andrängenden zurückzuhalten. Wurden in dieſer Weiſe einige Chineſen aus dem Hofe hinausgedrängt, ſo erſchienen wieder andere, indem ſie den in China nicht ungewöhnlichen, aber unbequemen Weg über die niedere Hofmauer einſchlugen. In ſolcher Weiſe erreichten ſie vollkommen ihre Abſicht. Sie ſtanden bald in der erſten Reihe des halbkreisförmigen Menſchenknäuels und konnten uns von hier aus leichter betrachten, kritiſiren und verſpotten. Endlich knarrten die Thorangeln; ganz unerwartet durchzitterten drei Pöllerſchüſſe die Luft, und wie aus einem Couliſſengange ſchritt eine reich in Pelzwerk gekleidete Geſtalt, umgeben von einer Schaar dienſtthuender Würdenträger, aus dem Hintergrunde des Palaſtes uns entgegen.

„Iſt das der Vicekönig?“ frug Graf Széchenyi den Dolmetſch Sin und grüßte den ſtattlichen Mandarin.

„Gehen Sie nur vorwärts!“ antwortete Sin, und machte vor dem Gouverneur einen Kniefall. Li-hang-tſchang erwiderte unſeren europäiſchen Gruß durch eine ceremonielle Verbeugung, während welcher er die Hände auf der Bruſt kreuzte, und lud uns hierauf mit einer Handbewegung ein, ſein Haus zu betreten. Wir paſſirten drei Höfe, deren Thore angelweit geöffnet waren. Einige Diener bemächtigten ſich hierauf unſerer Ueberzieher und Stöcke, und wir erreichten endlich nach der Paſſirung eines dunklen Steinganges durch ein Spalier von Würdenträgern den Empfangsſalon, wohin uns der Vicekönig folgte. Hier erſt fand die feierliche Begrüßung ſtatt, wenigſtens von Seite des Dolmetſches, der durch einen abermaligen Kniefall den Gouverneur nöthigte, ſein rechtes Knie ebenfalls mit dem Boden in leichte Berührung zu bringen, während wir uns in europäiſcher Weiſe verneigten.

Der Empfangsſalon war zwar einfach, doch elegant möblirt. In der Mitte ſtand ein mit Wachsleinwand bedeckter runder Tiſch, worauf chineſiſche Erfriſchungen und Leckerbiſſen aller Art unſer harrten. Auf zierlichen europäiſchen Glastellerchen häuften ſich Gebäcke, Torten, Zuckerwerk, Orangen, Kürbiskerne, Mandeln, getrocknete Zwetſchken ꝛc. Fünf Plätze rings um die Tafel waren für uns reſervirt, und fünf Beſtecke, beſtehend aus einem ſilbernen Löffel und Gabel nebſt einem Paare mit Silber beſchlagener, elfenbeinerner Eßſtäbchen, lagen auf dem Tiſche.

Dem Eingange gegenüber befanden ſich die thronartigen, rothſeidenen Ehrenſitze des Salons, und eine reichgeſchnitzte Bank trennte den Raum, wo wir uns befanden, von der anderen Seite des Saales ab, eine Einrichtung, die recht nothwendig erſchien, denn jener Theil erwies ſich als viel zu klein, um alle eindringenden Neugierigen zu faſſen. Nebſt den vielen Mandarinen, welche in reichgeſtickten Seidengewändern erſchienen waren, bemerkte ich im Hintergrunde der Volksmenge auch einige Frauen, die neugierig ihre Köpfe über die in Pfauenfederupracht glänzenden Kopfbedeckungen der Würdenträger emporreckten und auch hin und wieder ein in goldgeſtickter Haube prangendes Kinderköpfchen in die Höhe hoben, damit auch dieſes frühzeitig den Eindruck gewänne, wie der Europäer ohne Zopf in ſeiner einfachen Kleidung ausſehe. Die vorherrſchende Farbe des Saales, deſſen Holzwände mit chineſiſchen Sinnſprüchen und den Ahnentafeln der Familie geſchmückt waren, iſt dunkelbraun. Außer einer europäiſchen Stockuhr und einem großen Spiegel in Goldrahmen gewahrte ich keinerlei fremdländiſche Eleganz.

Der Statthalter iſt ein Mann von beiläufig 60 Jahren. Sein gutmüthiges, breites Geſicht gewinnt durch die Altersfurchen einen edlen Ausdruck. Sein ſchelmiſch-kluges Augenpaar glänzt und blitzt mitunter lebhaft unter den dichten Augenbrauen. Ein ſchwacher, grauer Schnurrbart wirft über die Mundwinkel einen melancholiſchen Schatten, und auch die nicht zu ſchmale Unterlippe beſitzt einen ſpärlichen Bartanſatz. Ein aus edlem Pelzwerke verfertigter Mandarinshut krönt majeſtätiſch das Haupt des Greiſes. Er iſt mit der Pfauenfeder und dem mattrothen Roſenknopfe, der höchſten Staatsauszeichnung, geziert. Ein koſtbarer, feiner, weiter und warmer Pelz (es war empfindlich kalt in dem luftigen Gemache) bedeckt den Oberkörper bis zu den Knieen; die feinen Hände kommen nur ſelten zum Vorſchein, weil die langen Aermel ſie verſtecken. Eine vierfache Kette aus nußgroßen Edelſteinen von blauer, grüner, grauer und gelber Farbe ſticht vortheilhaft von dem Dunkel des Pelzwerkes ab; ein blauſeidenes Unterkleid, welches die Mandarinsſtiefel aus ſchwarzer Seide nur halb bedeckt, vollendet den Anzug.

Li-hang-tſchang lud uns in freundlichſter Weiſe zum Sitzen ein und die Diener rückten die nöthigen Stühle zurecht. Im Beginne war die Unterhaltung etwas wortkarg, doch nach Uebernahme des Empfehlungsſchreibens ſeines Bruders Li-hung-tſchang, des Vicekönigs von Tien-tſin, und Durchleſung desſelben, wurde der Statthalter lebhaft und geſprächig. Er frug, den Grafen anblickend, wie lange wir bereits in Hankou wären, und ob uns Wu-tſchang gefalle. Der Interpret Sin überſetzte die Antwort. Nachdem Graf Széchenyi den Reiſeplan zergliedert hatte, eröffnete uns der Gouverneur, daß das Tſungli-yamen ſowohl ihn, als alle Behörden bereits aviſirt und unterrichtet hätte, und frug, ob er uns in irgend einer Weiſe behilflich ſein könne. Das Erſuchen wegen Beiſtellung eines Bootes genehmigte er mit dem Beifügen, er wolle uns auch ein Kanonenboot bis Syang-yang als Escorte zur Verfügung ſtellen, doch müſſe es auf halbem Wege von einem kleineren abgelöſt werden, weil der Han-ho um dieſe Jahreszeit ſehr wenig Waſſer führe. Er wolle die Weiſungen ſo erlaſſen, daß wir keinen unnöthigen Aufenthalt erleiden werden. Er ſchilderte uns die Reiſeroute am Han-ho-Fluſſe von ſeinem Standpunkte aus als reizend und bequem, es ſeien da keinerlei Berge, welche uns Schwierigkeiten bereiten würden, bis Siang-yang ſogar nur ebene, fruchtbare Felder. Aber kaltes, recht kaltes Wetter ſtünde uns bevor und er riethe uns an, recht viele Holzkohlen und gute Pelze — dabei deutete er vielſagend auf ſeinen Marderpelz — mit auf das Schiff zu nehmen.

Nach einer kleinen Pauſe ſprang er auf die Politik über: ob die Ruſſen noch vor Conſtantinopel ſtünden, ob es wahr ſei, daß Oeſterreich den Türken freundlich geſinnt wäre, denn er hätte vernommen, daß wir eine türkiſche Provinz beſetzt hätten.

Der Graf beſchwichtigte ſeine aufſteigenden Zweifel, und der Gouverneur verſäumte darauf nicht — zwar in geſchminkter Rede, dennoch unverhohlen ſeine Stimmung und die des Landes gegen Rußland in bezeichnenden Worten kundzugeben. Endlich kam er auf meine Miſſion zu ſprechen.

„Sie ſind in aſtronomiſchen Sachen bewandert. Wie ſteht es am Himmel, was ſagen die Sterne?“

Ich kam in einige Verlegenheit, denn ich war für Prophezeiungen nicht vorbereitet, darum antwortete ich ausweichend: „Ich hoffe, daß die Zukunft ſowohl für Ihre Familie als für Ihr Vaterland recht günſtige und glückverheißende Tage bringen wird.“

„Beobachten Sie bei Tage oder in der Nacht? In China geſchieht es nur des Abends.“

„Des Nachts die Sterne, am Tage die Sonne!“

„So! — Und können Sie wirklich an den Sternen ſehen, wie weit Sie von der Heimat entfernt ſind?“

Verwundert begegneten meine Augen den ſeinen, welche verſchmitzt leuchteten. Ich bejahte.

„Und iſt es nicht komiſch,“ lachte er, indem er ſeine Gedanken mit den kleinen, feinen Händchen verſinnbildlichte, „daß China hier oben, und Europa unterhalb am Erdballe liegt, daß wir hier zu Mittag ſpeiſen, während dort erſt die Morgenſonne die Bergſpitzen vergoldet! Wie viel Stunden beträgt der Zeitunterſchied zwiſchen China und Europa?“

„Das iſt verſchieden. Zwiſchen England und Wu-tſchang im Durchſchnitte 7½, zwiſchen Oeſterreich und hier 6½ Stunden.“

„Das iſt doch ſonderbar.“

„Eine ſolche Zeitdifferenz hat oft die überraſchendſten Folgen. Wird z. B. von Schanghai aus ein Telegramm nach London um die Mittagsſtunde expedirt, ſo benöthigt es in den meiſten Fällen nur zwei Stunden bis zum Eintreffen an Ort und Stelle, es kommt in London um 7 Uhr Morgens, alſo 5 Stunden früher an, als es in Schanghai aufgegeben wurde.“

Seine Hoheit ſchien das nicht zu begreifen, denn er ging über dieſes Beiſpiel flüchtig hinweg und lachte intereſſirt auf, als ihm Graf Széchenyi die Propoſition machte, ungariſche Pferde hieher zu ſenden, um die ſchwache chineſiſche Race zu veredeln. „Und wie wollen Sie die Thiere hieher bringen?“ „Mittelſt eines Dampfſchiffes! Sie kämen von Ungarn ſchneller nach Wu-tſchang, als wir von hier nach Si-ngan-fu.“

Der Statthalter erkundigte ſich hierauf um unſer Alter und bemerkte bei der Gegenfrage wehmüthig, daß er ſchon alt geworden ſei, denn als er ſeinen Bruder vor zehn Jahren das letzte Mal ſah, zählte er ſchon über 50 Jahre.

Das angeführte Geſpräch machte auf mich den Eindruck, als hielten die Chineſen uns Europäer gerade ſo, als wie wir ſie anſehen. Der Contraſt in den Fragen, bald naiv, wie ein Erwachſener zu einem Kinde ſpricht, bald geiſtig funkelnd und ſprühend, bald eingehend auf Märchen, bald wieder die Gegenwart mit ſchlagenden Beweiſen feſthaltend, trat zu lebhaft vor meine Augen, als daß ich nicht in meinen Vorurtheilen gegen die Chineſen hätte erſchüttert werden müſſen. Vielleicht iſt Li-hang-tſchang nur einer der wenigen aufgeklärten Chineſen. Wir werden noch Gelegenheit finden, ihn mit anderen Koryphäen des großen Reiches zu vergleichen.

Wir verkoſteten die vorgelegten Speiſen, welche recht gut zubereitet waren, und tranken dazu einen aus England importirten Weichſelgeiſt.

Nach einer einſtündigen Audienz erhoben wir uns, indem wir unſeren Dank für den freundlichen Empfang und die Unterſtützung der Reiſeprojecte in warme Worte kleideten. Li-hang-tſchang begleitete uns mit ſeinen Würdenträgern bis zu dem Hauptthore ſeines Palaſtes, wo wir uns verabſchiedeten. Wir zogen es vor, uns nicht mehr der Sänften zu bedienen und legten die kurze Strecke bis zum Landungsplatze — begleitet von dem unvermeidlichen Mob — zu Fuß zurück.

Wir beſtiegen die bereitſtehenden Boote, um nach Hankou zurückzufahren. Es wetterte fürchterlich. Wie ein Orcan blies die Windsbraut uns entgegen und machte die Ueberfuhr nicht allein zeitraubend, ſondern auch gefährlich. Mit halbgerefften Segeln mußte das Schiffchen laviren, es neigte ſich ſo zur Seite, daß wir gezwungen waren, die höhere Seite mit der Körperlaſt zu beſchweren. Todtenbleich ſaß Sin, der Dolmetſch, an der Schiffskante und hielt die Rippen krampfhaft umklammert. Endlich verlangte der Yang-tze-kiang ſeinen Tribut. Sin that, was er nicht laſſen konnte. Auch der Koch Tötai, welcher es ſich nicht nehmen ließ, uns nach Wu-tſchang zu begleiten, litt an krampfhaften Zuckungen, bald lehnte auch er ſich wie ein geknicktes Rohr über die Bootsbrüſtung und folgte dem Beiſpiele ſeines Genoſſen.

Zweimal ſchon hatten wir den breiten, wellengepeitſchten Strom durchſchnitten, unſere Kleidung war von den Sturzbädern, denen wir ausgeſetzt waren, gänzlich durchnäßt und die ſchöne Pelzverzierung der neuen Winterröcke für immer ruinirt. Da ertheilte der Graf den Bootsleuten den Befehl, am jenſeitigen Ufer dort zu landen, wohin der Wind das Schiffchen treibe. Die Segel wurden unter dem möglich kleinſten Winkel gegen den Wind gebracht und nach einer langen Viertelſtunde landeten wir unter den Mauern der Stadt Han-yang. Wir erklommen die ſchlüpfrigen Uferränder und befanden uns vor einem Seitenthore der erwähnten Stadt, dann wateten wir durch das Kothmeer der engen Gaſſen heimwärts. Geſchäftig eilten die Laſtenträger nach allen Richtungen, doch der feine Sprühregen hielt die Leute ab, uns die entſprechende Würdigung zu ſchenken.

Bevor wir den Han-ho erreichten, den Fluß, welcher die beiden Städte Hankou und Han-yang trennt, bot ſich uns ein unſäglich trüber Anblick dar. In der Mitte der Gaſſe lag eine wachsgelbe Geſtalt. Ich prallte zurück vor den offenen, gläſernen Augen des noch jungen Mannes, der, die Hände krampfhaft geballt und vor die Bruſt gepreßt, im Centrum des bewegten Lebens der ſchmutzigen Stadt ausgerungen hatte. Er war todt. Hunderte Chineſen paſſirten den Weg und ſtiegen über den Leichnam hinweg, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Und lange Tage wird er noch da liegen geblieben ſein, bis ſchließlich der Verweſungsgeruch die Nachbarn gezwungen haben dürfte, den Cadaver in den Strom zu werfen.

Der Han-Fluß wird bei ſeiner Einmündung in den Yang-tze-kiang von den 15—20 Meter hohen Ufern etwas eingeengt, ſeine Mündung ſchien von einem Maſtenwalde unzähliger Dſchunken abgeſperrt zu ſein. Wie am Yang-tze-kiang, ſo führen auch hier mächtige Steintreppen zu den Landungsplätzen. An der Ueberfuhr, denn es verbindet keinerlei Brücke die zwei großen Städte, beſitzt der Fluß die Breite von 250 Schritten, während die Breite des Yang-tze-kiang 1·8 Kilometer beträgt. Es dunkelte bereits, als wir den Han-Fluß auf einem kleinen Boote überſetzten. Am jenſeitigen Ufer erwartete uns die mit Laternen ausgerüſtete Dienerſchaar des Zollhauſes, welche uns zu den Quartieren begleitete.

Li-hang-tſchang betraute den Vicegouverneur der Provinz Hupeh mit der Aufgabe, in ſeinem Namen den Beſuch zu erwidern. Bevor wir noch eine Ahnung von der Ankunft des Gaſtes hatten, wurde ſchon das Hotel von einer Chineſenſchaar belagert. Endlich ließ ſich ein chineſiſcher Officier anmelden und überbrachte uns die officielle Nachricht. Bald fand ſich auch ein behäbiger Blauknopf in der Perſon des Tautai von Hankou ein, da aber der Interpret nicht gegenwärtig war, beſchränkte ſich unſere Unterhaltung darauf, den Champagnerkeller des Hotels einer Reviſion zu unterziehen. Plötzlich ſprangen die beiden Herren auf und ſtürzten die Treppe hinab, denn ihre feinen Ohren hatten die Schallwellen des Gongs gut vernommen, die zitternd an den Fenſterſcheiben vibrirten. Glücklicherweiſe trat in demſelben Momente ein Amerikaner, welcher etwas chineſiſch ſprach und ſpäterhin die Güte hatte, als Dolmetſch zu fungiren, in das Billardzimmer.

Der Vertreter des Gouverneurs trat ein. Er war ein hagerer, langer Mann, der keineswegs jene Sanftmuth ſein eigen nennen konnte, welche den Gouverneur charakteriſirte. Seine Kleidung war höchſt elegant und beſtand zum großen Theile aus feinen Pelzen. Er nahm Platz, und ſogleich erſchienen zwei Mandarine mit Elfenbeinknöpfen auf ihren Hüten, deren Dienſt darin beſtand, dem Mandarin das Champagnerglas zu reichen, es wieder wegzuſtellen, die Tabakpfeife zu ſtopfen und anzuzünden. Die wegen Mangel an Verſtändniß mit großer Schwierigkeit durchgeführte Unterhaltung endete damit, daß der hohe Beſuch einen jungen Mandarin mit ſympathiſchen Geberden in das Zimmer beſchied und denſelben als Commandanten des Kanonenbootes, welches uns bis Siang-yang escortiren ſollte, vorſtellte.

Die Stunden unſeres Aufenthaltes in Hankou waren gezählt, um ſo mehr als das für die Flußfahrt gemiethete Boot an den Ufern des Yang-tze-kiang reiſebereit ankerte.

Der Vormittag des 16. December verging ſehr ſchnell mit dem Verladen des Reiſegepäckes. Gegen Mittag beſichtigte ich das Fahrzeug, eine ſchwunghaft gebaute, chineſiſche Dſchunke. Sie enthielt einen anſpruchslos möblirten Salon mit den unvermeidlichen Ehrenſitzen, vier Schlafzimmer, von welchen Graf Széchenyi eines, Loczy und ich das zweite, Sin das dritte und die Dienerſchaft das vierte beſetzten, und eine Küche. Die Fenſter waren noch aus Glas, und an den Wänden hingen einige chineſiſche Gemälde. So erſchien mir das Schiffchen als eine recht anheimelnde Wohnung für die nächſten Reiſewochen.

Auch das Kanonenboot lag bereits „klar“ nebenan vor Anker. Ich erkannte ſogleich den jungen, ſympathiſchen Officier, welcher mir ſeinen üblichen Gruß entbot. Beide Boote beſaßen zwei Maſten, doch war das Kanonenboot ſchlanker und eleganter conſtruirt. Wie eine leichte Holzſchale ſchaukelte es auf den ſanft bewegten Wellen, und nur die alte, verroſtete Kanone auf dem Bugſpriet, welche die Seeſoldaten ſoeben luden, unterſchied das Fahrzeug von den friedlichen Handelsfahrzeugen.

Um 1 Uhr Mittags lud uns Mr. Whigt zu dem Abſchiedstiffin. Um 3 Uhr klirrten die Gläſer auf das Gelingen der Reiſe und um 4 Uhr ſignaliſirte der Donner des Geſchützes nach Wu-tſchang die Botſchaft, daß die Schutzbefohlenen des Statthalters die letzte Stätte europäiſcher Cultur verlaſſen hatten. Von dieſem Momente an befanden wir uns in den Händen der Chineſen.

XI.

Von Hankou bis Tin-tze-kwan.

Tagesbeſchäftigungen. — Begrüßungen von Seite des Volkes und der Hunde. — Die Segelboote auf dem Han-Fluſſe. — Feldcultur und Mühlen. — Die Fiſcherei. — Trachten. — Abenteuerliche Ereigniſſe. — Das Nachziehen der Boote. — Wetterbeſchwörungen. — Weihnachten. — Kloſterleben. — Fan-tſcheng und Siang-yang. — Die Zahl der Einwohner. — Bootwechſel. — Prinz Kung. — Räuber aus Hunger. — La-ho-ku. — Stadtcommandant und Miſſionär. — Scenen der Hungersnoth. — Die chineſiſchen Längenmaße. — Das Siĕ-ho-Thal. — Steinige Landſchaften. — Ankunft in Tin-tze-kwan.

Der Tag neigte ſich frühzeitig zu Ende, wir befanden uns noch im Weichbilde der Stadt, als die eintretende Dunkelheit den Capitän zwang, das Boot am Uferrande zu verankern. Eine der vielen, eiſenbeſchlagenen Bambuſtangen wurde zu dieſem Zwecke durch ein viereckiges Loch, welches am Vordertheile durch den Schiffskörper griff, in den Flußgrund eingerammt und das Schiff in dieſer Art im vollſten Sinne des Wortes am Flußgrunde angenagelt. Je mehr die Temperatur über dem Waſſerſpiegel ſank, deſto weniger vermochte die Gluthpfanne der glimmenden Holzkohlen unſeren chineſiſchen Salon zu erwärmen. In ungeſtümer Haſt maßen wir das ſchmale Deck, ein über das andere Mal den warmen Hauch in die erſtarrten Finger blaſend, bis endlich der Koch die angenehme Meldung erſtattete, das Eſſen wäre aufgetragen. Eine Stunde ſpäter hüllte ich mich in meinem dunklen Kämmerlein in die warmen Wolldecken und hörte den chineſiſchen Gong-Zapfenſtreich auf dem Kriegsſchiffe nebenan nur mehr im Traume. Um 5 Uhr Morgens weckten mich drei Kanonenſchüſſe. Wir ſegelten weiter.

Es ſchien mir ein gutes Omen, daß die goldenen Strahlen der Sonne den Morgennebel beſiegten und wir nach zwei langen Wochen endlich wieder einen hellen Tag hatten. Wir richteten uns das Schiff ſo wohnlich als möglich ein. Der Salon wurde zur meteorologiſchen Anſtalt adaptirt. An der einen Wand hing das Queckſilber-Reiſebarometer, daneben vier Aneroide, welche ich Früh, Mittags und Abends gegenſeitig verglich, auf der anderen die vielen Thermometer neben den Jagdgewehren des Grafen.

Wie die erſten Tage, ſo verliefen die meiſten der mehrwöchentlichen Flußfahrt. Um 9 Uhr verſammelten wir uns im Salon zu dem gemeinſamen Frühſtücke, beſtehend aus drei weichgekochten Eiern und einer Taſſe Thee. Während des Vormittags beſchäftigten wir uns mit dem Leſen verſchiedener Reiſewerke, mit dem Aufzeichnen der Barometer- und Thermometerſtände, mit dem Vergleichen der Chronometer, mit der Beſtimmung der Luftfeuchtigkeit ꝛc., und ich ſpeciell noch mit der Einzeichnung der Flußroute. Um 12 Uhr beſprachen wir während des „Tiffins“ die Ereigniſſe des Vormittags und um 1 oder 2 Uhr verließen wir das Boot, um längs der Ufer kleine Excurſionen zu unternehmen. An Zeit waren wir ſelten gebunden, denn die Boote kamen langſam vorwärts, beſonders bei dem vorherrſchenden Gegenwinde, welcher das Aufſpannen der Segel nicht geſtattete. Die Boote wurden dann von der Bemannung mittelſt Stricke, welche am Hauptmaſte befeſtigt waren, flußaufwärts gezogen.

Nur am rechten Ufer erheben ſich niedere Hügelreihen, doch auch dieſe entfernen ſich immer mehr und mehr vom Fluſſe, ſo daß ſchließlich nur eine reichcultivirte, nahezu baumloſe Ebene den weiten Horizont begrenzt. Am Ufer ſelbſt reiht ſich Dorf an Dorf, Haus an Haus. Unſere Spaziergänge erregten die Neugierde und Aufmerkſamkeit der Chineſen, ſchon aus der Ferne erblickten uns die Kinder; mit einem Geſchrei, das jeder Beſchreibung ſpottet, ſtürmten ſie uns entgegen, und hundert friſche Kehlen begrüßten uns mit dem erſten Worte, welches der Europäer in China zu lernen Gelegenheit erhält, mit „Yang-kwej-tze“.

„Fremder Teufel!“ ſo dringt der Kinderchor in allen Tonarten zu unſeren Ohren. Wir lächeln dazu, bis ſchließlich eine nachgeſchleuderte Erdſcholle anzeigt, daß der Muthwillen auszuarten beginnt. Doch der kleine Uebelthäter ahnt die bevorſtehende Züchtigung und verſchwindet bei dem Drängen und Stoßen blitzſchnell in dem Schwarme. Es wäre gefehlt, einen Unſchuldigen büßen zu laſſen, denn die Chineſen beſitzen ein ſo ausgeſprochenes, natürliches Rechtsgefühl, daß der Schuldige ſelten die Unterſtützung ſeiner Genoſſen finden wird, um der verdienten Strafe zu entgehen, der Unſchuldige aber bei ſolchen Gelegenheiten darauf rechnen kann, daß die geſammte Umgebung ſich ſeiner Sache ſelbſt thatkräftigſt annehmen werde.

Wir erreichen das Dorf. Aus allen Häuſern ſtürzen die Männer, Weiber und Kinder, ſelbſt die Haushunde ſchließen ſich der Familie an. Doch dieſe armen Thiere ziehen die Schweife ein, hoch erheben ſie die ſpitzigen Schnauzen und ſchnuppern in höchſter Verlegenheit nach dem fremden Geruche, ſie wiſſen ſich nicht zu faſſen, wiſſen nicht, ſollen ſie bellen, heulen oder die Flucht ergreifen. Da endlich hilft ihnen die Aufmunterung eines heimtückiſchen Chineſen aus der Klemme. Ein leiſer Ziſchlaut und das Hinweiſen mit der Hand auf die Fremdlinge entſcheidet. Zähnefletſchend und mit lautem Gebelle ſtürzen ſie auf uns los. Der enge Kreis der Zuſeher erweitert ſich, um den Hunden genügend Raum für die erfolgreiche Attaque zu gewähren; doch ein Wurf mit einer Erdſcholle (Steine ſieht man weit und breit keine) genügt zur Abwehr. Die Köter, einen unerwarteten Leckerbiſſen erwartend, ſtürzen auf das Stück Lehm zu, Neid und Zwietracht würzt die Einbildungskraft — und wenn Zwei ſich ſtreiten, freut ſich der Dritte.

Während dieſer Scene wachſen die Menſchen aus der Erde. Hunderte und wieder Hunderte drängen nach vorwärts, ſo daß wir bald von allen Seiten eingeſchloſſen, ganz und gar in der Bewegung gehindert ſind. Da richtet ein Mann eine Frage an uns, und gibt hiemit das Zeichen für alle Uebrigen, Interpellationen zu ſtellen. Da ich kein Wort ihrer Sprache verſtehe, höre ich dem Wortſchwalle achſelzuckend zu und antworte nur inſoferne, als ich die unverſchämteſten Männer entſchieden zurückdränge. Endlich leuchtet es mir aus den verſchiedenen Handbewegungen und Geſten der Frageſteller ein, ſie wünſchen unſer Reiſeziel zu erfahren. Ich nenne den Namen der Stadt Siang-yang. Allgemeines Kopfnicken und zuſtimmendes Lachen überzeugen mich bald, daß ich richtig gerathen habe.

Blutes mit der dringend gebotenen Beſonnenheit, da ſich aber ähnliche Schauſpiele während der ein und einhalbjährigen Dauer unſerer Landreiſe Tag für Tag wiederholten, ſo mußten wir uns an dieſe Ausflüſſe eingewurzelten Haſſes gewöhnen. Jeder Reiſende wird die Erfahrung machen, daß kalter Sinn und äußere Gleichgiltigkeit allein im Stande ſind, die Maſſe des Volkes von ernſtlichen Thätlichkeiten abzuhalten.

Es wird dunkel. Das Schiff iſt des contrairen Windes wegen weit zurückgeblieben. Ferne im Weſten bezeichnet noch ein blutrother Schein die Begrenzungslinie des Horizontes, aber auch dieſer zerrinnt raſch in ein grau verſchwommenes Dunkel, denn die Dämmerung in dieſen Breiten währt nur kurze Zeit. Der Sternenhimmel glänzt bereits in funkelnder Pracht, da endlich erblicken wir ſtromabwärts das Licht der Maſtlaterne. Es kommt näher und näher, endlich vernehmen wir den abgeriſſenen, monotonen Geſang der acht Bootsleute, welche mittelſt eines aus Bambubaſt geflochtenen Strickes mühſam das Boot nachſchleppen. Das Schiff wird verankert und wir ſteigen ein. Der Officier des Kanonenbootes begrüßt uns mit einem Kniefalle, und Sin verdolmetſcht deſſen Bedenken gegen unſere einſamen Spaziergänge. „Wir ſollen entweder auf dem Schiffe bleiben, oder zwei Mann Bedeckung mit uns nehmen, wenn wir an das Land gehen. Die Leute ſeien hier böſe und heimtückiſch, und geſchähe uns etwas, ginge es ihm an den Hals.“ Der rege Appetit läßt eine lange Auseinanderſetzung nicht zu, wir eilen in den Salon, wo das Mittageſſen aufgetragen wird. So lange wir den Han-Fluß aufwärts fuhren, war ich noch in der Lage, jeden Abend eine Flaſche echten Pilſner Bieres zu entkorken. Herr Beyfuß aus Schanghai hatte mich unmittelbar vor der Abreiſe mit einer Kiſte dieſes erfriſchenden Getränkes als Reiſegeſchenk überraſcht.

Die Gegend wurde von Tag zu Tag eintöniger. Die wenigen Bäume, welche früher den friſch geackerten Feldern der großen Ebene einigen Reiz verliehen hatten, blieben bald aus, und ſelbſt die wenigen Weiden und Maulbeerbäume, welche die Dörfer umſäumten, waren zu zählen. Auch das Thierleben ſchien die Nähe der Hungerdiſtricte zu meiden, denn außer einigen Raben, Elſtern und Staaren bemerkten wir nur hoch oben in der

Luft manchmal einen Zug wilder Gänſe. Dafür wurde der Verkehr auf dem Han-Fluſſe reger. Wir begegneten eine beträchtliche Anzahl großer und kleiner Boote, die entweder mit Lebensmitteln beladen aufwärts fuhren, oder frachtenlos und blitzesſchnell mit aufgeblähten Segeln nach Hankou ſteuerten. Die Segel der auf dem Han-Fluſſe verkehrenden Schiffe gleichen mit ihren horizontalen Bambuſtöcken und den dazwiſchen ausgebreiteten Baumwollſtreifen unſeren Fenſterjalouſien, die ebenfalls mittelſt einer Schnur in die Höhe gezogen werden können. Nur bei ſehr ſtarkem Winde wird das Segel bis zur halben Höhe des Maſtes herabgelaſſen, und darum ereignet es ſich nicht ſelten, daß ſich das Boot bei kräftiger Briſe unverſehens zur Seite legt. Die wenigſten Chineſen ſind des Schwimmens kundig, und ſo ertrinken bei derartigen Unglücksfällen die meiſten der Paſſagiere und Bedienſteten.

Die Bewohner der Ufer beſchäftigen ſich entweder mit Fiſcherei oder Ackerbau. Die Aecker ſind zumeiſt mit Weizen (Aehren mit 5 bis 6 Reihen Körnern), Baumwolle, Gerſte, Salat, Rüben und Erbſen bebaut und ſind in einem muſterhaften Zuſtande. Beſonders im December, wenn die Saat der Erde entſprießt, ſieht man die mühſame und kunſtvolle Bearbeitung der Erde mit der Schaufel und Egge in zierlichen Linien durch das matte Grün hervorſchimmern. Die Erde iſt durchwegs fein zerſtoßen und das Auge begegnet keiner einzigen Scholle von auffallender Größe. Kerzengerade Furchen, in welchen von Strecke zu Strecke kleine Gebüſche angepflanzt ſind, erſetzen Rain und Grenzſteine.

Die muſterhafte Feldcultur wird durch eine reichliche Ernte entlohnt. Selbſt während der Hungersnoth in den benachbarten Diſtricten litten die Bewohner der Han-Ebene keine große Noth. Wir konnten uns häufig genug ſelbſt von den reichen Vorräthen der Bauern überzeugen. Nahezu in jedem Hauſe war eine Hausmühle unausgeſetzt im Betriebe.

Geſchützt gegen alle Witterungsverhältniſſe ſtand in dem kleinen Hofe ein maſſiver Cylinder aus Ziegeln oder Lehm, in welchen ein Mühlſtein aus Granit eingelegt wurde. Das eine Ende des mit der verlängerten Achſe feſt verbundenen Querbalkens trägt einen Trichter zur Aufnahme der Körner, welche wie der Sand einer Sanduhr auf den Mühlſtein fallen und bei der

Rotation zerrieben werden; das andere längere Ende iſt gewiſſermaßen die Deichſelſtange des vorgeſpannten Eſels oder Büffels. Werden letztere zum Betriebe der Mühle verwendet, ſo werden ihnen die Augen verbunden.

Die Fiſcherei wird ſyſtematiſch von den Zunftgenoſſen einer Ortſchaft gemeinſam betrieben. Ich zählte bei einem ſolchen Manöver 47 Fiſcherboote, die unter dem Commando eines graubärtigen Alten den Fiſchzug unternahmen. Sie fuhren bis in die Mitte des Fluſſes und formirten hier die Schlachtordnung. Der Commandant ordnete von ſeinem Boote aus die Formirung eines Halbkreiſes für die übrigen Schiffe an und ſteuerte ſodann vom Mittelpunkte des Kreiſes auf eine beträchtliche Diſtanz flußaufwärts. Er wendete ſodann das Fahrzeug und gab mit einer Handbewegung ein Zeichen, worauf auf jedem Boote ein fürchterlicher Lärm begann. Die Fiſcherleute erhoben ein markdurchdringendes Geſchrei und ſchlugen auf den Gongs und Holz-Tamtams mit ſolcher Heftigkeit, daß der Lärm nicht blos die Fiſche betäuben mußte. Während dieſes Concertes ruderten die Boote in ihrer Stellung gegen den Commandanten, welcher ſein Klangbecken ebenfalls meiſterhaft handhabte. Bevor noch das Boot des Fiſchermeiſters das Centrum des Kreiſes erreicht hatte, warfen die übrigen Boote auf ein Tempo ihre Netze aus. Nach einer kurzen Weile wurden ſie wieder gehoben, doch ohne die erwünſchte Beute.

Die Bekleidung der Bewohner der Ufer des unteren Han-ho unterſcheidet ſich von jener der Schanghaier ſchon beträchtlich. Die Frauen tragen weiße, ſtark wattirte Baumwollhoſen und einen blauen Oberrock. Ihre Haarfriſur iſt am Vorderhaupte ſchlicht und einfach, endet aber nach rückwärts in einen langen, ſchnabelartigen Anſatz, welcher durch das dicke Auftragen eines kleiſterartigen Oeles und mittelſt einiger Nephritſpangen in der Form erhalten wird. Die Füße der Frauen ſind durchwegs verkrüppelt. Die Kleidung der Männer beſteht aus einem lichtblauen Talare, deſſen Länge von der Rangsſtellung des Betreffenden abhängt. Während der Saum dieſes Kleidungsſtückes die Schuhſohle höherer Beamten berührt, ſo reicht er bei den arbeitenden Claſſen nur bis zu den Knien. Unſere kurzen, europäiſchen Kleider gaben daher den Chineſen Stoff genug zum Nachdenken. Ueber ihre feinen Talare ziehen die Männer einen weiten, dunkelblauen Oberrock an, deſſen lange Aermel bis nahe zum Boden reichen. Ein ſchwarzſeidenes Käppchen ohne Schirm mit einem aus hellblauer Seide geflochtenen, runden Knoten in der Mitte wird zum Schutze gegen das Wetter mit dem Zopfe an den Kopf feſtgebunden.

Die Kinderanzüge ſind drollig. Die jüngſte Generation wird über und über in Wattaſtoffe eingehüllt, aus denen der Kopf wie ein Sandkorn hervorlugt; man meint, einer lebenden Kugel zu begegnen. Das Köpfchen iſt mit einer glatten, eng anliegenden Haube bedeckt, welche auf dem Hinterhaupte an der vorderhand glatt raſirten Stelle des Hauptes durch eine rund ausgeſchnittene Oeffnung genau den Ort bezeichnet, wo einmal der Zopf gedeihen ſoll.

Am 21. December verließen wir, wie gewöhnlich, in den Nachmittagsſtunden das Schiff, um einen Spaziergang zu unternehmen. Graf Széchenyi ging im ſchnellen Tempo voraus, um möglicherweiſe etwas zu ſchießen. Lóczy und ich folgten auf circa 4—500 Schritt Entfernung. Um 4 Uhr erreichten wir die am linken Ufer gelegene, kleine Stadt Panzch-ho. Die Stadt, an dem 8—10 Meter hohen, ſcharf abgeriſſenen Flußufer gelegen, macht den Eindruck der Dürftigkeit und Armuth. Die knapp am Ufer erbauten Häuſer ruhen auf Pfählen, welche in die ſteilen, abſchüſſigen Lehmwände des Ufers feſt eingerammt wurden. Die meiſten Wohnhäuſer ſind aus Holz erbaut, die wenigſten durch eine einfache Ziegelverſchalung gegen Wind und Wetter geſchützt. Wenn man ſich die Art und Weiſe des Baues ſolcher Häuſer vor Augen führt, gewinnt man ſofort die richtige Vorſtellung ihrer Einfachheit. Zuerſt conſtruirt der Baumeiſter das Hausgerüſt aus einem Gefüge von Bambuſtämmen. In den Zwiſchenräumen wird nun eine Ziegelmauer ohne Mörtel derartig aufgeſchichtet, daß ſich die flachen Seiten der Ziegel an die Holzſtangen des Gerüſtes ſchmiegen. Die Dicke der Mauer entſpricht alſo nur der Länge der Ziegel und iſt natürlich ſehr dünn. Der Dachbau des Hauſes erfordert ſchon eine gewiſſe Kunſt des Architekten, denn die Chineſen ſind in dieſem Punkte verwöhnt. Bevor die verſchiedenſten Drachengeſtalten am Giebel ihre richtige Stellung eingenommen haben, bevor die ſchwungvollen Eckvorſprünge den gewünſchten Bogen einſchließen, vergehen Wochen ängſtlicher Berathung und kummervollen Nachſinnens. Die Frage aber, ob der Regen durch die Fugen der runden Ziegel in das Zimmer durchſickert oder nicht, hat noch keinen chineſiſchen Hausherrn beunruhigt; dafür deſto mehr die Sorge, ob der Eingang an der Nord-, Süd-, Weſt- oder Oſtſeite angebracht werden ſolle. Gewöhnlich entſcheidet in dieſem Punkte der Lama oder der Wahrſager des Ortes. Hängt doch von der glücklichen Wahl Glück und Friede, Wohlfahrt und Gedeihen Aller ab, welche das Haus bewohnen. Wegen Mangels an Steinen ſind die engen Gaſſen der Stadt nicht gepflaſtert; der Boden iſt uneben und wird beſtändig von den frei herumſtreifenden Schweinen durchwühlt.

Unterhalb der Stadt breitet ſich bis zu dem Fluſſe ein großer, ſandiger Platz aus, auf welchem von Zeit zu Zeit große Märkte abgehalten werden. Der Weg durchkreuzt den Sand im Niveau des Fluſſes.

Wir erblickten den Grafen nahezu am entfernten Ende der Stadt, umringt von einer Schaar heulender Straßenjungen. Er überſchritt ruhig und gelaſſen eine gewölbte Steinbrücke und mit ihr die Grenze des Stadtrayons; ſobald die Menge uns erblickt hatte, ſtürmte ſie auch uns entgegen. Wir beſchleunigten die Schritte, um ſo bald als möglich die Steinbrücke zu gewinnen. Orangenſchalen trafen unſere Rücken. Wir kümmerten uns nicht darum, denn die Leute ſuchten offenbar Streit. Ein unbeſchreiblicher Jubel pflanzte ſich von Mann zu Mann, als uns die erſten Erdſchollen nachgeworfen wurden. An den Fenſteröffnungen der nächſten Häuſer zeigten ſich lachende Mädchen- und runzelige Frauenköpfe, welche es für ihre Pflicht erachteten, ihre Ehemänner, Eltern, Brüder und Freunde durch aufmunternde Handbewegungen zu größeren Thaten anzuſpornen. Es war unmöglich, einen der Angreifenden zu ertappen. Kaum drehte ich mich drohend um, da flohen die Schuldbewußten und verſtanden es, ſich rechtzeitig zu verſchanzen. Nun wurden die Hunde auf uns gehetzt, dieſe aber waren feige und ſchlichen ſich davon. Um der Gaſtfreundſchaft die Krone aufzuſetzen, ergriffen die Chineſen Ziegelſteine, wo ſie ihrer nur habhaft werden konnten, und warfen ſie uns nach. Ein ſolcher Ziegel traf mich mit ſolcher Wucht an der

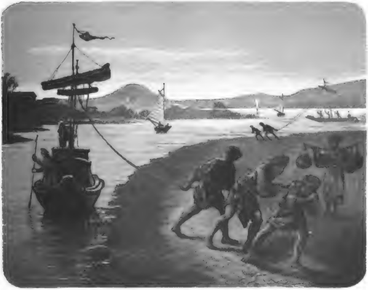
Fußferſe, daß das Leder der neuen Gebirgsſchuhe aufgeriſſen wurde. Ein anderer Stein traf Loczy's Hut. Er drehte ſich um und überraſchte einen ungefähr zwanzigjährigen, ſcrophulöſen Burſchen, während er einen Stein auflas. Loczy ſtellte ihn mit einem kräftigen Donnerworte zur Rede, dieſer aber ließ den Stein zu Boden fallen und begann wie ein Tobſüchtiger zu ſchreien, indem er aggreſſiv mit emporgehobenen Armen gegen Loczy eindrang. Die Situation war kritiſch, denn ein einziger Hieb und wir wären maſſakrirt worden. Wir waren von Leuten umringt, die einen Anlaß zum offenen Conflicte ſuchten, die es wünſchten, zuerſt geſchlagen zu werden. Ich verſuchte Loczy zu beruhigen und hielt es für gerathen, dem glücklicherweiſe nahe gekommenen Kanonenboote einen Wink zu geben, was jedoch ſchon nicht mehr nöthig war, denn zwei Soldaten liefen bereits zur Hilfeleiſtung herbei.

Kaum hatte die Menge dieſelben wahrgenommen, löſte ſich der Menſchenknäuel wie auf Commando auf. Es fiel den Bewohnern von Panzch-ho ebenſo leicht, nach allen Weltrichtungen zu zerſtäuben, wie zwei Europäer mit Steinwürfen zu inſultiren.

In einer der zunächſt liegenden Ortſchaften wurden wir etwas freundlicher empfangen, eine Veränderung, die wir den beiden uns begleitenden Soldaten zu danken hatten. Selbſt wenn wir die Escorte zurückweiſen wollten, beauftragte der Commandant des Kanonenbootes ſeine Leute, uns zu folgen.

Wohl umringte uns noch immer die muthwillige Jugend, doch beſchränkte ſie ſich darauf, uns aus angemeſſener Entfernung zu verhöhnen, ja mitunter zeigte ſie ſich ſogar erfreut über die Cigarettenſpenden, welche von Mund zu Mund wanderten. Beſondere Freude bereitete ich einem jungen Burſchen, als ich ihm ein Bleiſtiftreſtchen zum Geſchenke anbot. Ein anderer Junge ging ſo weit, mir für ein gleiches Stückchen ſein ganzes Vermögen, beſtehend aus 6 Caſh (1½ Kreuzer), anzubieten. Selbſtverſtändlich offerirte ich ihm das Blei, ohne ihn ſeiner Schätze zu berauben. In Njoj-tji-kou, einer bedeutenderen Stadt, entging Graf Széchényi mit Noth einer thatſächlichen Inſulte. Er hatte im Laufe des Nachmittags in Begleitung eines Soldaten einen nahe gelegenen, größeren Teich beſucht, um möglicherweiſe

des Han-Fluſſes, ſondern auch der Nebenflüſſe zu ſichern. Dieſe Dämme laufen auf eine Entfernung von beiläufig 100 Schritten mit den natürlichen Ufern — doch in geraden Linien — parallel und erheben ſich mit einer Kronenbreite bis zu 5 Meter zu der Höhe von 5—7 Meter über das Uferniveau. Viele der beſtehenden Communicationen führen auf den Dämmen, und würde man die einzelnen ſcharfen Büge durch neue Anſchüttungen mildern und ausgleichen, ſo gewänne die chineſiſche Regierung einen vorzüglichen, und was die Hauptſache iſt, ſchon fertigen Erdbau für zukünftige Eiſenbahnen.



Schiffzieher am Han-ho.

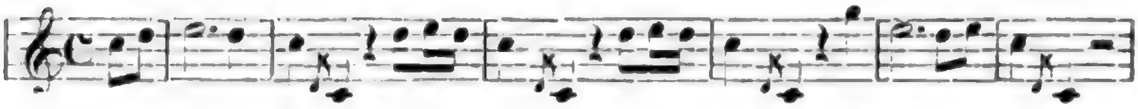
In der Höhe der großen Stadt Ngan-lo-fu begegnen wir wieder einigen niedrigen Hügelreihen. Ohne gegenſeitige Verbindung ſcheinen ſie dem Alluvialboden entwachſen. Die Erde iſt lehmartig und wird in dieſer Umgebung hauptſächlich zur Ziegelfabrikation verwendet. Man ſtößt bei jeden hundert Schritten auf eine gewölbte Lehmkuppel, worin die Backſteine bei

Digitized by Google

Steinkohlengluth gebrannt werden. Nicht allein die nächſte Umgebung, ſondern ſelbſt Hankou bezieht den Ziegelbedarf von Ngan-lo-fu.

Am 23. December fiel der erſte Schnee. Obgleich die Temperatur im Freien nicht unter den Gefrierpunkt fiel, ſo trug der einſetzende, ſcharfe Nordwind das Seine dazu bei, die Kälte recht empfindlich zu geſtalten. Die Takelage drohte unter wehklagendem Wimmern zu zerreißen, und durch die Ritzen und Spalten der Holzwände des Salons tanzte die geiſterhafte Windsbraut ihren wenig anheimelnden Reigen. Die zwei Eiſenſchüſſeln mit den glühenden Kohlen ſtrahlten zwar etwas Wärme aus, doch war von derſelben wenig zu verſpüren. In unſere Pelze gehüllt, belagerten wir die Gluthpfannen und verſteckten die erfrorenen Finger in die warmen Falten der Kleidung. Und draußen am Uferrande lief den Leuten der Schweiß über die braunen Stirnen bei dem Bemühen, das Boot vorwärts zu bringen. Es ſchien faſt eine Arbeit der Verzweiflung zu ſein, die ſie da verrichteten. Mit ſo ſtark vorgebogenem Oberkörper, daß die Bruſt nahezu den Boden berührte, kämpften ſie gegen die Gewalt des Sturmes, welcher das Schiff flußabwärts drängte. Die Füße der Schiffer gruben ſich in den weichen Boden ein, und die ſtarke Bruſt keuchte krampfhaft unter dem Drucke des umgewundenen Seiles, welches ſich tief in das Fleiſch einſchnitt. Würden die Kräfte erlahmen, das Schiff müßte mit Blitzesſchnelle abwärts treiben, und die Arbeiter wären rettungslos verloren! Jetzt erreichten ſie einen am Ufer eingetriebenen Baumſtamm, woran ſie das Seil befeſtigten. Nach einigen Minuten ſauer verdienter Raſt beginnt die Arbeit von Neuem. Sie ſingen ein Lied, einen Schiffergeſang. In dumpfer, matt und matter werdender Vibration dringen die abgeriſſenen Töne zu uns in den Salon. Meine Arbeit, die Melodie niederzuſchreiben, war ſicher eine angenehmere, als die Situation der Sänger.

Lied der Bootsleute:



Im Laufe der nächſten drei Tage kamen wir kaum um 15 Kilometer vorwärts. Mißmuthig ſtarrte der Capitän in den grauen Himmel, ob er denn nirgends ein helleres Fleckchen erſpähen könnte. — Umſonſt. — Als ſich mit Einbruch der Dunkelheit die Bemannung der Boote vollzählig verſammelt hatte, hielt ſie bei der doppelten Reisportion eine Berathung, was nun zu geſchehen habe. Weiß ſich der Menſch nicht ſelbſt zu helfen, ſo wendet er ſich an die Götter. Das thaten auch die Schiffsleute. Sowohl der Handels- als der Kriegscapitän ordneten auf ihren Fahrzeugen eine religiöſe Andacht an, um die böſen Geiſter der Luft zu beſänftigen. Auf dem Vorderdecke ſtand eine Gluthpfanne mit mehreren Räucherſtöckchen aus wohlriechenden Harzen. Jeder wurde verhalten, ſeinen Koto zu verrichten, d. h. ſich vor der Pfanne auf den Boden zu werfen und mit dem Kopfe dreimal die Erde zu berühren.

Das Abbrennen zahlreicher, knatternder „Fröſche“, das weihevolle Anzünden heiliger Räucherpapiere nicht allein auf unſerem Boote, ſondern auch auf dem Kanonenboote, wo während des Abbrennens der Feuerwerkskörper das Klangbecken in feierlicher Weiſe geſchlagen wurde, und die Mannſchaft mit gauklerhaften Verrenkungen der Gliedmaßen ſich verneigte und zur Erde warf, hatte wirklich einigen Erfolg.

Das Barometer ſtieg zuſehends, und wenn auch der conträre Wind mit ungeſchwächter Kraft vom kalten Norden entgegenblies, ſo klärte ſich doch das trübe Wetter, und die Sonne erglänzte am nächſten Morgen in majeſtätiſcher Weihnachtspracht.

Der zweite Weihnachtsabend während unſerer Reiſe! Der freundliche Leſer wird ſich erinnern, daß wir das Feſt im vergangenen Jahre vor Dſchiddah feierten. Damals bemühten ſich die Officiere des „Polluce“, durch Zitherſpiel und Saitenklang, Luſt und Leben, Heiterkeit und Frohſinn uns die Entfernung von der Heimat vergeſſen zu machen. Heute befinden wir uns unter einer Bevölkerung, die keine Ahnung von dem traulichen Familienleben Europa's beſitzt. Doch auch diesmal feierten wir den hohen Tag nicht ohne Sang und Klang. Unter meinen Gepäcksſtücken befand ſich eine Ziehharmonika. Mit Beginn der Dunkelheit verſuchte ich nun durch einige heimatliche Weiſen die Reminiscenzen an das ſchöne Wien hervorzurufen. Die Salonthüre wurde geräuſchlos geöffnet, und etliche Zöpfe baumelten nach dem Walzertempo neugierig vor der dunklen Oeffnung. Die grinſenden Augen der Schiffleute verfolgten mit lautloſer Spannung das Heben und Senken des Blaſebalges und die Griffe der Finger. Auch Sin, der Dolmetſch, ſchüttelte ſein intelligentes Haupt. Als ich geendet hatte, richtete ich durch den Dolmetſch an die Chineſen die Frage, ob ihnen die europäiſche Muſik gefalle. „Nein!“ lautete die ungeſchminkte Wahrheit. Auch ſpäterhin erfuhr ich bei meinen muſikaliſchen Productionen niemals Anerkennung, ſondern nur immer Undank. Die Chineſen intereſſirten ſich nur für das Inſtrument, ſie ſchienen überglücklich zu ſein, wenn ich ihnen geſtattete, die Harmonika zu verſuchen, und wenn es ihnen gelang, die hohen Zungen einzeln tönen zu laſſen, doch ein harmoniſches Spiel langweilte ſie derartig, daß ſie nach Befriedigung ihrer Neugierde einzeln abzogen und verſchwanden. Unter ſolchen Umſtänden dürfte eine gut geſchulte Muſikcapelle mit klingendem Spiele ungefährdet und unbeanſtändet das Reich durchziehen, die Chineſen würden dem Vorwärtskommen kaum ein Hinderniß in den Weg legen.

Während meiner Militär-Mappirung in den Urwäldern der ſiebenbürgiſchen Grenzgebirge zwang mich die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit in einem Kochbuche nachzuſchlagen. Die dort geſammelten Erfahrungen berechtigten mich, am heiligen Abende das Amt eines Oberküchenmeiſters anzutreten, welche Würde ich auch während der Dauer der Expedition behielt. Während der Graf mit Loczy eine Schachpartie durchführte, war ich in der Küche beſchäftigt. Um 6 Uhr ließ ich ſerviren. Das reichhaltige Menu lautete: Rindſuppe, Fiſche aus dem Han-ho, Schweinsgollaſch mit Nockerl, Wiener Kaiſerſchmarrn. Als die Mehlſpeiſe aufgetragen wurde, überraſchte uns der Graf mit einer Flaſche Champagner. Glänzende Perlen ſtiegen in dem klaren Weine empor, als er ſein Glas erhob: „Trinken wir auf das Wohl aller Jener, welche uns lieben, und die ſich gewiß heute unſer erinnern. Trinken wir ferner auf unſere Freundſchaft und auf das Gelingen der Expedition!“

Wir vergnügten uns bis zur Schlafenszeit mit Dominoſpiel und verſcheuchten die zudringliche Kälte durch die Zubereitung eines heißen Punſches. Um 11 Uhr Nachts ſuchten auch wir das Lager auf. Der Koch Tötai aber durchwachte die Nacht. Sein verletzter Ehrgeiz ließ ihm keine Ruhe. Am nächſten Morgen ſervirte er uns zum Frühſtücke eine Rieſentorte und verſchiedene andere Bäckereien, welche er während der Nacht zubereitet hatte. Er erntete auch wohlverdienten Dank.

Bei Schoj-jao, einem reizend gelegenen, kleinen Städtchen am rechten Han-Ufer, erheben ſich die niedrigen Hügel bereits zu einem maſſiven Gebirgsſtocke von 2000 Fuß Höhe. Die Stadt ſchließt die Oeffnung einer Gebirgsſchlucht ab, welche von mächtigen, ſteilen, ſcharfkantigen Bergen umſchloſſen iſt. Obgleich dieſelben mit Ausnahme einer einzigen mit etwas Gebüſch bedeckten Kuppe baumlos ſind, ſo bringen ſie doch eine angenehme Abwechslung in die Umgebung, um ſo mehr, als wir bis jetzt nur unbedeutenden Bodenerhebungen begegneten, deren Kuppen mit halbzerfallenen Klöſtern und Tempeln gekrönt waren. In ſolchen Klöſtern hauſen zwei bis drei buddhiſtiſche Prieſter, die von den in guten Tagen erhaltenen Almoſen zehren und in dem Sarge, worin ſie einſt beſtattet werden, auf weichen Unterlagen dem ſorgenloſeſten Nichtsthun obliegen, in ſchlechten Zeiten aber betteln gehen. Die Särge der Verſtorbenen ſtehen gewöhnlich in langen Reihen oder einzeln in einem eigens hiefür erwählten Tempel.

Der Chineſe hält die Lamas für ein nothwendiges Uebel. Sie genießen nur dann eine gewiſſe Verehrung, ſobald ihre Gebete zur Vertreibung der böſen Geiſter des Hauſes, der Felder oder der Berge beanſprucht werden. Bei ſolchen Gelegenheiten fehlt es auch nicht an reichlichen Spenden und Opfergaben, im gewöhnlichen Leben aber genießen ſie nur geringes Anſehen, man weicht ihnen gerne aus. Sie tragen im ganzen, von der chineſiſchen Mauer begrenzten, großen Reiche eine einheitliche Kleidung. Im Sommer umhüllt die gebückte Geſtalt ein dünnes, im Winter ein mit Watta gefüttertes, graues Kleid aus Baumwolle, welches um den Leib mit einer dunklen Binde zuſammengehalten wird. Das Geſicht und der Kopf ſind glatt raſirt, die Füße ohne Beſchuhung. Dieſe charakteriſtiſche Kleidung läßt den Prieſter ſchon aus weiter Entfernung erkennen. Von einer ſtrammen, einheitlichen Organiſation der Prieſterkaſte in China kann wohl kaum die Rede ſein.

Viele Klöſter wurden von reichen Mandarinen oder Kaufleuten erbaut, welche ſchon für die kummerloſe Exiſtenz der Lama vorſorgten. In ſolchen

Fällen iſt der Nachkomme des Stifters auch das kirchliche Oberhaupt des Kloſters. Bei Bettelmönchen regiert der Aelteſte ſeine Collegen, und ſo iſt jedes Kloſter ein kleines Reich für ſich, jeder Aelteſte ein Papſt für ſeine Untergebenen, denn die chineſiſchen Lama erkennen den Prieſterkönig der Buddhiſten in Laſſa nicht als ihr geſetzliches Oberhaupt an, obgleich er von vielen Orthodoxen als Heiliger und größter Genius abgöttiſch verehrt wird.

Am Abende des 2. Jänner 1879 erreichten wir die beiden Schweſterſtädte Fan-tſcheng und Siang-yang-fu. Sie liegen ſich gegenüber, und zwar erſtere am linken, letztere am rechten Ufer des Han-ho. Beide Städte ſind von mächtigen, hohen und grauverwitterten Steinmauern umſchloſſen, deren crenelirte Ränder die Wohnhäuſer weit überragen und deren Wände mit Schießſcharten verſehen ſind. Impoſante, viereckige Steinthürme markiren jene Stellen der Mauer, wo ſich die Thore befinden, und oberhalb der eiſenbeſchlagenen Thorflügel gibt eine große, ſchwarze Inſchrift auf rothem, breitem Felde dem Fremden die Benennung des Thores kund. Gewöhnlich richtet ſich dieſe nach der Lage des Eingangs in Bezug auf die Weltgegend, und ſo beſitzt jede Stadt ihr Nord-, Süd-, Weſt- und Oſtthor.

Unzählige Dſchunken ankerten vor den Steinſtufen, welche von der Umfaſſungsmauer der Stadt Fan-tſcheng zu dem Waſſerſpiegel führen, während vor Siang-yang nur wenige Boote lagen. Dieſer Umſtand allein bewies ſchon, daß ſich der überwiegende Handel in erſterer Stadt concentrirt. Vom grauenden Morgen an bis ſpät in die Nacht hinein vereinigten ſich die kreiſchenden Stimmen der Händler und der Schiffer zu einem tauſendſtimmigen Concerte, denn die gemeinen Chineſen vermögen nicht das Geringſte auszutragen oder zu verhandeln, ohne bei dem Geſchäfte zu ſchreien und zu toben.

Unſer kurzer Aufenthalt geſtattete nicht, die Stadt Siang-yang-fu zu beſuchen. Dem Aeußeren nach glich ſie mehr einem ummauerten, leeren Raume, als einer bedeutenden Kreisſtadt. Die Geſammtbevölkerung beider Städte ſoll nach Angabe eines Mandarins nahezu eine Million erreichen, was jedoch nicht viel heißen will, denn wie mit dem Gelde, ſo rechnen die Chineſen auch mit den Menſchen nicht auf's genaueſte.

Dreihundert Millionen Menſchen iſt eine kaum faßliche Zahl für die Bewohner eines Reiches, deſſen Grenzlinien ſich auf Hunderte von Kilometern genau abmeſſen laſſen. Würden die erwähnten zwei Städte wirklich eine Million Einwohner zählen, ſo wäre es vielleicht möglich, 300 Millionen Individuen in Summe auf dem Papiere auszuweiſen, da aber eine Schätzung für Fan-tſcheng und Siang-yang höchſtens 4—500.000 Einwohner ergibt, ſo halte ich die Geſammt-Bevölkerungsziffer China's mit 150 Millionen noch immer für eine die Wirklichkeit übertreffende.

Wir übernachteten am Südoſt-Ende der Stadt. Am nächſten Morgen ſegelten wir zum Südweſt-Ende, welches ungefähr 3½ Kilometer flußaufwärts liegt, und ankerten vor der großen, mit einem maſſiven Erdwalle umgebenen Kaſerne der Stadt Fan-tſcheng, die mit rothen, weißumſäumten, dreieckigen Fahnen feſtlich geſchmückt war. Auch die Polizeiboote des Ankerplatzes waren in ähnlicher Weiſe aufgeputzt. Außerdem bewies das verſchwenderiſche Abfeuern von Salutſchüſſen, daß ſich irgend etwas Außergewöhnliches im Flußhafen abſpielte. Und ſo war es auch.

Prinz Kung, ein Verwandter des Miniſterpräſidenten, war Gaſt des Tautai's von Fan-tſcheng und ſollte in zwei Tagen nach Hankou abreiſen. Unter anderen Verhältniſſen wäre uns der hohe Gaſt ziemlich gleichgiltig geblieben, ſo aber wurden wir auf dem neuen Ankerplatze durch die betrübende Nachricht überraſcht, daß es unmöglich wäre, des ſeichten Fahrwaſſers halber mit dem großen Schiffe weiter zu fahren. Der Koch Tötai wurde mit der Aufgabe betraut, für die Fortſetzung der Reiſe Boote mit geringerem Tiefgange zu miethen. Er blieb nicht lange aus, um die Meldung zu erſtatten, daß Prinz Kung die meiſten Fahrzeuge für ſeine Reiſe in Anſpruch genommen habe; die wenigen übrigbleibenden ſeien ſchon mit Reis für die Leibſoldaten des Vicekönigs Zo-zung-tang belaſtet, welcher Transport in wenigen Tagen gegen Si-ngan-fu aufbrechen werde.

Die Miethe von Pferden und Wagen ließ ſich auch nicht durchführen, weil die Eigenthümer ſich weigerten, ohne ſtarke Militär-Escorte die Reiſe durch die Hungerdiſtricte anzutreten. Unſere Marinebedeckung wollte nichts davon wiſſen, Landſoldaten zu werden, trotzdem Graf Széchenyi die Verantwortung hiefür auf ſich nehmen wollte; der Gouverneur von Siang-yang befand ſich beim Prinzen Kung und hatte Wichtigeres zu beſorgen, als den Europäern behilflich zu ſein; unſer Schiffscapitän war durch keinerlei Verſprechungen zu bewegen, wenigſtens bis La-ho-ku zu fahren, ſondern rechnete uns auf ſeiner Rechenmaſchine den enormen Schaden vor, welchen er durch ſolch' ein Wagniß erleiden müßte, kurz es war eine Situation, welche ſich im Augenblicke nicht klären ließ. Wir entſchieden uns zu einem Spaziergange nach Fan-tſcheng, um einen guten Gedanken zu finden, und paſſirten auf dieſem das Lehmthor der Citadelle, um dem chineſiſchen Militär den erſten Beſuch abzuſtatten. Kurz, aber entſchieden, wieſen uns die Krieger die Thüre. Ihre Geberden verdolmetſchten deutlich ihre unverſtändlichen Worte: „Wir hätten hier nichts zu ſuchen“. Wir lenkten unſere Schritte zum Weſtthore der Stadt. Die Thorflügel ſtanden offen und die Thorwache ſchien hier höflicher zu ſein.

Wir waren kaum einige Schritte in das Innere der Stadt eingedrungen, da zeigte ſich das wohlbekannte Geſicht eines ſtrammen, kräftigen Bedeckungsſoldaten, welcher dem Befehle ſeines Officiers nachkommend, uns nicht mehr aus den Augen ließ.

Die Straßen der Stadt ſind ziemlich breit und mit großen, flachen Marmorſteinen von einer ſolchen Glätte ausgepflaſtert, daß das Gehen auf Lederſohlen große Schwierigkeiten bereitet. Der Magiſtrat ſcheint die Bewohner zur Pflege der Reinlichkeit anzuhalten, denn die Gaſſen ſind blank geſcheuert und nicht wie in Hankou und Wu-tſchang mit Unrathhaufen verbarrikadirt. Die niederen, zumeiſt ebenerdigen Wohnhäuſer ſind aus ſoliden Bruchſteinen, viele aus Marmorblöcken erbaut und bilden in rechtwinkeligen Linien einen wohlgefälligen, ſymmetriſchen Grundriß der Stadt. Obgleich Fan-tſcheng für die bedeutendſte Marktſtation am Han-Fluſſe gilt, ſo machen die Verkaufsläden keinesfalls den Eindruck von Wohlhabenheit und Reichthum.

Die Händler hielten uns für fremde Geſchäftsleute und luden uns ein, ihre Güter zu beſichtigen und zu kaufen. Wir beſahen in einem Laden die eleganteſten Mandarintrachten aus Fuchs-, Marder-, Katzen- und Wolfsfellen, deren Anſchaffung nur den reichbegüterten Beamten möglich wird, in einem

anderen Spinnereien aus echt chineſiſcher Seide; dort pries ein erfahrener Kaufmann ſeine Poſamentierwaaren an, hier wies ein zweiter mit ſtummer Mimik auf ſein reiches Lager von Filzhüten und Filzdecken. Und doch machte es dann wieder den Eindruck eines Spieles, das ſie mit uns trieben, denn kaum hatten wir die Leute im Rücken, als auch ſie mit einſtimmten in das ſchallende Gelächter der nachfolgenden Proceſſion.

Den Haupterwerb der Bewohner bildet die Fabrikation von Kerzen und Leim. Im Centrum der Stadt reihen ſich dieſe Fabriken eine an die andere. Denkt man ſich noch zeitweilig eine Gerberei und ein minderes Wirthshaus in dieſen duftenden Rahmen, ſo wird man es begreiflich finden, daß wir uns beeilten, das gegenüberliegende Stadtthor zu erreichen.

Am Abende entſchloß ſich Graf Széchenyi, den Vicegouverneur, einen Militärgeneral mit der Decoration des rothen Knopfes, zu beſuchen, um von ihm Rathſchläge und Hilfsmittel zu erbitten. Von zwei Soldaten begleitet, welche die unvermeidliche, große Papierlaterne trugen, worauf der Name des Beſitzers in glänzend rothen Lettern prangte, trat er in nächtlicher Stunde die Fußwanderung an. Einestheils, weil es in China üblich iſt, wichtige Geſchäfte während der Nacht zu verhandeln, andererſeits weil die Chineſen frühzeitig ihre Wohnung aufſuchen, und daher der Fremde unbeläſtigt und unangefochten die menſchenleeren Straßen paſſiren kann, iſt es allen europäiſchen Reiſenden anzurathen, die Beſuchsſtunden mit der beginnenden Nacht zu wählen. Graf Széchenyi wurde in überaus höflicher und freundlicher Weiſe von dem General empfangen, mit Thee und Bäckereien bewirthet und erhielt die Zuſicherung, daß ſich der General die möglichſt größte Mühe nehmen werde, bis morgen die Boote beizuſtellen.

Als er am nächſten Tage den Beſuch erwiderte, ſtanden bereits fünf kleine Boote zur Verfügung. Er ſorgte ſogar angeſichts der Möglichkeit, daß das Kanonenboot aus Hankou auf dem Flußgrunde anlaufen könnte, für ein anderes mit geringerem Tiefgange, welches uns nebſt dem erſteren auf der Weiterreiſe zu begleiten hatte. Dieſer Fall bewies uns deutlich, daß man mit der Berührung der ſchwachen Seite der Chineſen, die auf Eitelkeit und feinfühlender Nobleſſe beruht, viel zu erreichen vermag.

Bevor wir überſiedelten, galt es noch, den alten Capitän der Dſchunke zu beruhigen. Er behauptete beſtändig, einen enormen Schaden zu erleiden, wenn wir ſein Schiff nicht zur Fahrt nach La-ho-ku benützen würden. Als jedoch der Graf vollkommen einverſtanden war, ſich weiter ſeiner Obhut anzuvertrauen, ſagte er einfach: „Das geht nicht, der Waſſerſtand iſt zu ſeicht“. Er empfing einige Silberlinge und gab ſich damit zufrieden.

Das Boot, worin Graf Széchenyi mit dem Leibdiener Kung-ſche ſein Quartier nahm, wurde zum Speiſeſalon gewählt, Loczy und ich richteten uns in dem zweiten ſo bequem als möglich ein, das dritte endlich occupirte Sin, der Dolmetſch, mit dem Koche. Die zwei übrig gebliebenen Boote wurden mit Dank dem Bevollmächtigten des Mandarins übergeben. Unter den Salutſchüſſen der beiden Kanonenboote verließen wir um 3 Uhr Nachmittags Fan-tſcheng.

Schon ſeit früher Morgenſtunde donnerten auf dem rechten Han-Ufer die Geſchütze in regelmäßigen Zwiſchenpauſen. Ungefähr 2000 Soldaten waren ausgerückt, um dem Prinzen Kung die gebührenden Ehrenbezeigungen zu erweiſen. Mit unſerer Abreiſe ſchien auch die Hoheit Miene zum Aufbruche zu machen, denn die Soldaten rangirten ſich in zwei Glieder und pflanzten ihre großen Seidenfahnen vor ſich in die Erde. Sie ergriffen die in Pyramiden angeſetzten Gewehre und die Trommeln wirbelten. Die Art, wie ſich das militäriſche Schauſpiel weiter abwickelte, entzog ſich meinen Blicken, denn die Boote folgten einem ſcharfen Flußbuge. Nur der Wiederhall der verſchwenderiſch abgefeuerten Ehrenſalven drang noch von den nahen Bergen des rechten Ufers zu unſerem kleinen Geſchwader.

Beinahe 20 mit Reis beladene Boote lagen am linken Flußufer verankert. Fünf Kanonenboote bewachten den Lebensmittel-Transport, welcher für die Armee in der Provinz Kanſu abzugehen hatte. Schon wochenlang conſultirten die Transportführer, was beſſer wäre, zu Land oder zu Waſſer weiterzureiſen. Der für ſolche Laſten zu niedere Waſſerſtand ſprach für die Landtour, die Nähe der Hungerdiſtricte für die Flußfahrt.

Der Hunger iſt ein gefährlicher Gegner. Täglich erzählte man ſich neue Raubattentate, welche die böſen Honanleute an reiſenden Handelsleuten verübt hatten. Selbſt ärariſche Transporte, die doch unter ſtarker Militär-Escorte expedirt wurden, fielen bereits entweder theilweiſe oder gänzlich in die Hände der verzweifelnden Bevölkerung. Es kam bei ſolchen Gelegenheiten zu erbitterten Kämpfen, wobei die Räuber, welche ohnehin nichts mehr zu verlieren hatten, regelmäßig Sieger blieben. Die Regierung ertheilte hierauf den Befehlshabern von Lebensmittel-Transporten den Auftrag, immerhin einen Theil der Güter rauben zu laſſen, damit ähnliche Gemetzel künftig hintangehalten würden.

Bei Z-chou treten die Gebirge knapp an das rechte Flußufer und fallen als ſteile, nackte Gypsfelſen zum Waſſerſpiegel ab. Die nahen Kuppen erreichen nur die Höhe von 800—1000 Fuß, doch fortwährend nach Weſten anſteigend, vereinigen ſich dann die einzelnen kahlen Rücken zu einem ſtattlichen Gebirgskamme, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen dem Han-ho und dem Baj-ſuj-kiang bildet, welch' letzterer unter dem Namen Kia-ling bei Tſchung-tſching in der Provinz Sze-tſchuen in den Yang-tze-kiang mündet. Dieſer Gebirgsrücken zweigt vom weſtlichen Sin-ling-Gebirge nach Süden ab, wendet ſich dann unter dem Namen Kiun-long-ſan nach Oſten und endet ſternförmig im Weſten von Siang-yang-fu. Die einzelnen Formen ſind ungemein gegliedert. Die Hauptkuppen erheben ſich ſchroff von den tief eingeſchnittenen Sätteln, und die Rückfallskuppen thürmen ſich zu impoſanten Gebilden in die Höhe. Obgleich die Höhe des Rückens, ſoweit ſich das Geſichtsfeld erſtreckte, ſelten 3000 Fuß erreicht, ſo beſitzt der ſcharf markirte Hauptrücken in ſeinen kantigen, zackigen Formen dennoch den Charakter des Hochgebirges. Aus einiger Entfernung meint man unzugängliche Felswände vor ſich zu haben; dem iſt aber nicht ſo. Zu dieſer Täuſchung mag viel der Umſtand beitragen, daß das Gebirge völlig entholzt iſt, nirgends ein Baumwuchs von Bedeutung zu entdecken iſt, und daß die zerriſſenen, ſteilen Formen in dem weiten Rahmen ſo in einander greifen, als gehörten ſie zu einer einzigen Felſenmaſſe.

Nur ſpärlicher Graswuchs, kaum für einige Ziegen genügend, gedeiht an dieſen ſteilen Hängen, denn der Regen hat bereits den Humus in den Fluß geführt, welcher ihn in den fruchtbaren Ebenen am unteren Laufe zum Segen der dortigen Bewohner anſchwemmte. Die Ufer des Han-ho ſind noch immer dicht bevölkert, doch ich glaube nicht, daß ſich die Bewohner auf den kantigen Gebirgsrücken reizende Spaziergänge angelegt haben, denn ſie ſitzen tiefſinnig und vor ſich hinbrütend unter einem Bambuſtrauche vor den Lehm- oder Rohrhütten; ſie finden keine Beſchäftigung und die blaſſen Kinder jammern nach Reis.

Ginge es ihnen auch beſſer, zum Vergnügen würde ein Chineſe niemals einen Berg beſteigen. Das Gehen an und für ſich verträgt ſich nicht mit dem Anſehen und der Würde hochgeſtellter oder begüterter Perſonen. Wenn es für ſolche auch als entwürdigend gilt, den Nachbar zu Fuß zu beſuchen, um wie viel mehr verloren wir an unſerem äußeren Glanze, wenn wir mit beſonderer Vorliebe die nächſten Hügel erkletterten und die Geſteine prüften. Beſonders war es der Geologe, Herr Lóczy, welcher, nebſt dem Revolver mit einem rieſengroßen Hammer bewaffnet, das Mitleid der hungerigen Leute im höchſten Grade erregte. Kopfſchüttelnd folgten ſie ſeinen Spuren, mißtrauiſch überwachten ſie ſeine geologiſchen Unterſuchungen, denn ſie witterten Schätze in ihren felſigen Bergen. Kaum wechſelte Lóczy ſeinen Unterſuchungsrayon, ſo ſtürmten die Leute zu der verlaſſenen Stelle und unterſuchten die übrig gebliebenen Reſte der zerſchlagenen Steine auf das genaueſte. Ihrer Anſicht nach ſuchten die Europäer nach Silber und Gold. Welcher Art ihre Gedanken waren, wenn ſie ſchließlich das Steinfragment, welches nicht die geringſte Spur einer edlen Ader enthielt, mit ausgeſprochener Enttäuſchung in das Waſſer warfen, mag ſich Jeder leicht vorſtellen.

Das linke Han-Ufer bleibt flach wie bisher, trotzdem aber hatte ſich der früher ſo fruchtbare Charakter der Felder bedeutend geändert. Die gypshaltige Erde, hin und wieder mit Steinen überſäet, producirt ſelbſt in geſegneten Jahren kaum ſo viel an Feldfrüchten, daß die Ernte für die anſäſſigen Bewohner ausreichen könnte. Vor La-ho-ku öffnet ſich auch das rechte Thal zu einer ähnlichen Ebene, und erſt weiter nordwärts erhebt ſich die eigentliche Gebirgslandſchaft in dunklen Umriſſen über den Horizont.

Die grauen Mauern der Stadt La-ho-ku waren bereits in Sicht. Unſere Kanonenboote wurden für das feſtliche Einlaufen, am Maſte und dem Tauwerke mit dreieckigen, rothen Seidenfahnen auf das ſtattlichſte geſchmückt, die Kanonen wurden geladen. Ein günſtiger Wind trieb die Boote raſch nach vorwärts und bald hätten wir das uns zum Empfange entgegengeſchickte Kanonenboot überſehen, wenn nicht der Commandant desſelben durch lautes Zurufen unſeren Cours gehemmt hätte. Der Mandarin überreichte hierauf kniefällig dem Grafen ein Schreiben ſeines Vorgeſetzten, des Militärgenerals, welcher, von unſerer bevorſtehenden Ankunft bereits durch den Gouverneur von Wu-tſchang unterrichtet, ſich freuen würde, uns perſönlich kennen zu lernen. Unter dem dreimaligen Abfeuern jedes Geſchützes landeten wir eine halbe Stunde ſpäter vor La-ho-ku. Ich glaubte, wieder nach Fan-tſcheng zu kommen. Das waren dieſelben Häuſer, dieſelbe Mauer, dieſelbe Lage, das gleiche Geſchrei und Getöſe der Händler und Schiffer im Hafen.

Der freundliche Empfang des Stadtcommandanten hatte die Verpflichtung zur Folge, ihn ſogleich zu beſuchen. Während wir unſere Feſtkleider anlegten, überbrachte einer unſerer Diener dem General die Viſitkarten. Sein Yamen (Amtslocal) befindet ſich noch außerhalb der Stadtmauer, ziemlich nahe dem Ankerplatze, und kennzeichnet ſich durch eine lange, ſchmutzigweiße, gezähnte Seidenfahne, welche von einem hohen Flaggenſtocke wie ein Rieſen-Tauſendfüßler bis zur Erde wallt.

Der Mandarin, Generalcommandant einer Flotte von 80 Kanonenbooten und 800 Marineſoldaten, erwartete uns bereits vor dem Eingange ſeines Hauſes. Mit freundlicher Handbewegung lud er uns ein, die Schwelle zu überſchreiten. Wir paſſirten einen kurzen, tunnelartigen Gang und gelangten in einen kleinen, winterlich todten Garten, in welchem bei unſerem Beſuche nur ein Paar in Nanking verfertigter Meſſingkanonen ſtanden. Der Salon des Yamen war nicht allein nach chineſiſchen Begriffen äußerſt elegant möblirt, ſondern enthielt auch eine europäiſche Pendeluhr, welche allerdings nicht ging, Gläſer und Flaſchen aus England und zwei große Spiegel franzöſiſchen Urſprungs. Dolmetſch Sin war noch nicht gegenwärtig, daher beſchränkte ſich die Unterhaltung lediglich auf die unzähligen Fragen des Mandarins, welche wir durchwegs mit dem bereits geläufigen Worte beantworteten: „Putung-a“ (Ich verſtehe nichts!).

Digitized by Google

die beſchwerliche und gefährliche Stufenleiter emporſteigen zu müſſen, direct zum General avancirte und mit dem rothen Knopfe nebſt der Pfauenfeder ausgezeichnet wurde. Dieſer Fall ſteht nach meiner geſammelten Erfahrung vereinzelt da, denn die Beamtenſtellen des chineſiſchen Reiches werden, wie wir ſpäter erfahren werden, nur mit ſolchen Perſonen beſetzt, welche die Mandarinsprüfungen zur vollen Zufriedenheit abgelegt haben.

Die neue Stellung des Generals brachte ihm in Wu-tſchang wenig Freunde, aber viele Feinde, welche beſtrebt waren, ihm die glücklichen Stunden der Freude zu verbittern. Sein Gönner betraute ihn ſofort mit dem Commando über die im beſten Rufe ſtehende Stadt La-ho-ku, wo er, weit entfernt von dem Neide ſeiner Ranggenoſſen, mit den Einwohnern in Ruhe und Frieden ſeine Tage verlebt.

In ſeiner beſcheidenen und liebenswürdigen Zuvorkommenheit ertheilte er ſogleich die nöthigen Befehle zur Beſeitigung aller Hinderniſſe, welche ſich der Fortſetzung der Reiſe entgegenſtellen könnten. Wir waren genöthigt, abermals andere, und zwar noch kleinere Boote zu miethen, um der Gefahr auszuweichen, des niederen Waſſerſtandes wegen die Schiffe unerwartet verlaſſen zu müſſen. Außerdem ſtellte uns der General einen jungen Mandarin vor, den Commandanten des niedlichen Kanonenbootes, welches die Beſtimmung erhalten hatte, uns nach Tin-tze-kwan, der Endſtation unſerer Waſſerreiſe, zu escortiren.

Wir befanden uns kaum zehn Minuten im Yamen, da klopfte es an der Thüre, und es kam ein neuer Gaſt, deſſen Beſuch uns nicht allein im höchſten Grade überraſchte, ſondern wahrhaftig erfreute. Die lebendige Sprache und Mimik desſelben verriethen ſogleich den Italiener, die chineſiſche Bekleidung den katholiſchen Miſſionär.

Herr Fantoſati, ein geborner Römer, hielt ſich bereits drei Jahre als Miſſionär der italieniſchen Franziskaner-Genoſſenſchaft in La-ho-ku auf und genießt, wie wir mit großem Staunen bald darauf erfuhren, nicht allein die volle, aufrichtige Freundſchaft des Generals, ſondern auch die Achtung der Bevölkerung. Dieſe Umſtände laſſen La-ho-ku als ein geſellſchaftliches Unicum China's erſcheinen. Die Statuten der italieniſchen Miſſionsgeſellſchaft ſchreiben für die ausübenden Mitglieder eine zwölfjährige Thätigkeit in China vor.

Nach Ablauf dieſes Zeitraumes iſt es jedem Miſſionär geſtattet, entweder einen längeren Urlaub anzutreten, oder für immer in die Heimat zurückzukehren, wo er zum Danke für alle erlittenen Entbehrungen und Entſagungen mit einer ergiebigen Pfarrerſtelle belohnt wird.

Die franzöſiſchen Miſſionäre verpflichten ſich im Gegenſatze zu einer lebenslänglichen Thätigkeit, und nur in Fällen gefährlicher Krankheit wird es ihnen geſtattet, unter der Bedingung nach Europa zurückzukehren, daß ſie nach erlangter Geneſung die unterbrochene Berufsthätigkeit wieder aufnehmen.

Herr Fantoſati, bereits ſeit 12 Jahren in China, theilte uns den Entſchluß mit, ſein Miſſionswerk in 2—3 Jahren zu beenden. Während wir unter der Anführung des Generals die bereit ſtehenden Boote beſichtigten, eilte der Miſſionär in ſeine Station, um für unſeren bevorſtehenden Beſuch einen europäiſchen Imbiß zu beſorgen.

Als wir darauf die im chineſiſchen Urſchmutze prunkenden, engen Gäßchen der Stadt paſſirten, fiel mir die eigenartige Kleidung der Frauen auf, welche von jener der Bewohner des unteren Han-ho merklich abwich. Die breiten, grünen, bei den Knöcheln feſt anliegenden Seidenhoſen zeigten viele Aehnlichkeit mit denen der türkiſchen Schönheiten. Die kleinen, verkrüppelten Füße ſtaken in weißen Baumwollſocken, welche zwiſchen dem Ende der Pantalons und dem rothen Seidenrande der winzigen Schuhe coquett hervorblitzten. Eine braune oder dunkelblaue Jacke mit zart in gefälligen Farben geſticktem Seidenſaume reichte bis zu den Knieen. Die Friſur der Haare, wenn auch von beſcheidener Dimenſion, endete nicht ohne den ſchildartigen Anſatz, welcher von dem Hinterhaupte wie ein nach aufwärts gerichteter Haken verwegen abſtand.

Schon von ferne erblickten wir das auf einem thurmartigen Dachgiebel aufgerichtete Zeichen der Erlöſung. Pater Fantoſati erwartete uns vor dem Hauſe und führte uns zuerſt in ſeine chineſiſch eingerichtete Apotheke. Ein Diener verabreichte den zahlreichen Kunden theils einheimiſche, theils europäiſche Heilmittel. Den größten Abſatz erzielen immer die Pulver aus Foſſilien oder den Geweihen junger Hirſche und Rehe, welchen Präparaten die Chineſen eine verjüngende Kraft zumuthen. Darum ſind auch ſolche

Geweihe von außerordentlichem Werthe und reiche Leute zahlen unglaubliche Summen für deren Erbeutung. Zwei Gärten, wovon der eine mit Gemüſe, der andere mit Getreide bebaut war, trennten die Apotheke von der Capelle und der Wohnung des Miſſionärs.

Wir betraten einen halb europäiſch, halb chineſiſch möblirten Salon, und während wir den ſeit Wochen entbehrten ſchwarzen Caffee ſchlürften, erzählte uns der Miſſionär ſo manches Intereſſante aus ſeiner Wirkſamkeit. Die Summe der Bekehrten in La-ho-ku erreichte bereits die Zahl Tauſend, im Gebirge war dieſelbe noch beträchtlicher. Das Bekehrungswerk wird durch die ausgiebig vorhandenen Geldmittel ſtark unterſtützt, beſonders in jenen Gegenden, wo die Hungersnoth wüthet und ihre Opfer fordert. Schaudernd vernahmen wir die Schilderungen der Scenen des entſetzlichen Elendes und der Verzweiflung, welche die Unglücklichen zuerſt in Raſerei und Tobſucht und endlich bei der Abnahme der phyſiſchen Kräfte in den Zuſtand gänzlicher Erſchlaffung und Willenloſigkeit verſetzten. Der Gipfelpunkt der höchſten Noth war allerdings ſchon überwunden. Die Regierung that, was menſchenmöglich war, tagtäglich langten Transporte von Hülſenfrüchten aller Art zur Vertheilung für die Hungernden an, die Beamten und mancher Mandarin erwarben ſich dabei ein Vermögen, während tauſend Arme daran ſtarben. Abermals wurde die Regierung an den Umſtand gemahnt, daß die Communicationen und das Verkehrsweſen nicht ausreichen können, um bei ähnlichen Vorkommniſſen raſche Hilfe zu leiſten; wie aber die Noth einige Linderung erfuhr, wie das üppige Sprießen der jungen Saat zu der Hoffnung berechtigte, es werde beſſer werden, da vergaß ſie die traurige Vergangenheit, und es blieb bei dem alten Syſteme.

Junge, kräftige Leute verſuchten dem böſen Gaſte auszuweichen, indem ſie gegen Süden auswanderten, um dort Arbeit und Reis zu finden. Einigen gelang die Flucht, viele verhungerten jedoch während der Reiſe. Andere Familien ernährten ſich wochenlang von rother, fettiger Erde; dann aber weigerte ſich der geſchwächte Magen gegen eine derartige Koſt, und ſchließlich blieb doch der erlöſende Tod in dieſem entſetzlichen Kampfe Sieger. Pater Fantoſati ſah es mit eigenen Augen, wie die Gebirgsbewohner die Hände, Füße und

Köpfe ihrer eigenen verſtorbenen Kinder kochten und gierig verzehrten, ja in La-ho-ku ſelbſt ereignete es ſich, daß man in den Straßen der Stadt Leichen fand, welche einen abgenagten Menſchenknochen in der erſtarrten Hand hielten. Die Anzahl der in den offenen Straßen der Stadt Verhungerten betrug an manchem Morgen vierhundert. Der Magiſtrat wußte keinen Rath, muth- und thatlos ſtand er den ergreifendſten Scenen gegenüber, die Cadaver lagen wochenlang auf den Straßen und Wegen, und die Ausdünſtungen erzeugten andere gefährliche Krankheiten.

Dort, wo die Noth am erſchreckendſten hauſte, war auch Pater Fantoſati zu finden. Troſtworte allein genügten hier nicht, darum erhöhte er den Werth der erhabenen Sprüche des Glaubens durch reiche Spenden, welche aus Schanghai im vollſten Maße zufloſſen. Im Jahre 1878 allein erreichten Fantoſati's Geldſpenden die Summe von 60.000 Francs.

Die Capelle der Miſſionsſtation in La-ho-ku iſt zwar klein, in ihrer Einfachheit aber dennoch weihevoll. Seit langer Zeit beſuchte ich wieder einmal eine katholiſche Kirche, und ich muß geſtehen, daß ich durch die heilige Ruhe und die Symbole des chriſtlichen Glaubens tief ergriffen wurde. In früher Morgenſtunde ruft der helle Ton einer kleinen Glocke die Andächtigen zur Meſſe, die täglich celebrirt wird. Ein chineſiſcher Prieſter, ein jugendlich ausſehender Herr, löſt abwechſelnd den Miſſionär in der Ausübung der kirchlichen Functionen ab. — Während die beiden anderen Herren die Bibliothek der Anſtalt beſichtigten, benützte ich die günſtige Gelegenheit, in dem großen Garten die Inſtrumente aufzuſtellen, um unbeläſtigt und ungehindert von den neugierigen Chineſen einige Poſitionsbeſtimmungen durchzuführen.

Kaum waren wir von den Freuden eines luculliſchen Frühſtückes auf das Schiff zurückgekehrt, ſo erhielten wir die Einladung des Generals zum Speiſen. Die Küche des Generals ſtand unter dem Oberbefehle des im europäiſchen Geſchmacke verſirten Koches der Miſſionsanſtalt. Während des Diners erkundigten wir uns nach der Einwohnerzahl der Stadt. Nach langem Debattiren mit Fantoſati gab der General nach und ſtimmte mit der Ausſage des Miſſionärs überein, derzufolge die Stadt höchſtens 200.000 Bewohner (worunter auch Mohamedaner) zählte.

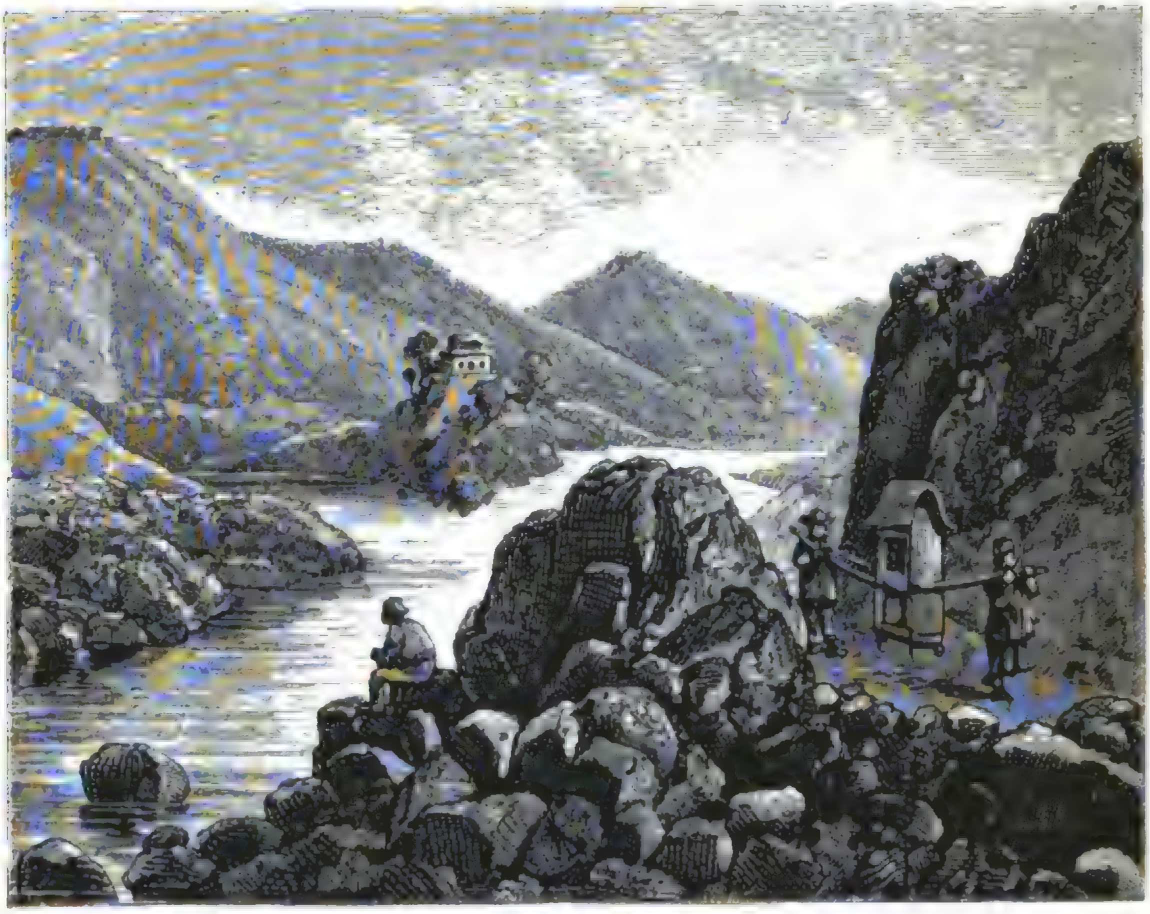
Am nächſten Morgen begann wieder das unangenehme Geſchäft des Umladens. Der General, welchen wir zu einem Abſchiedsfrühſtücke gebeten hatten, fand ſich mit dem Miſſionär frühzeitig ein und ſetzte ſeiner Liebenswürdigkeit die Krone auf, indem er dem Grafen ſein eigenes Reiſeboot zur Benützung bis Tin-tze-kwan überließ. Im Vergleiche mit den anderen Schiffen war es ein äußerſt elegantes Fahrzeug mit einem Glasſalon und bequemen Schlafzimmer. Die übrigen Schiffe mit geringem Tiefgang waren der Länge nach in drei Abtheilungen getheilt. Einige Bambuſtangen bedeckten nothdürftig den Boden des Fahrzeuges, auf dem das Waſſer ſich zollhoch angeſammelt hatte. Darauf lagen unſere Betten, welche in kurzer Zeit die Feuchtigkeit aufſogen. Die Boote waren mit einer Matte aus Bambuflechtwerk ſo nieder eingedeckt, daß das Stehen zur Unmöglichkeit wurde. Jedes Boot nahm nur einen Paſſagier auf, demzufolge mußte bei der Weiterreiſe jeden Tag dreimal der Mahlzeiten halber angehalten werden. Nach dem Frühſtücke, bei welchem der General zum erſten Male in ſeinem Leben Pilſner Bier (es war die letzte Flaſche) verkoſtete, verabſchiedeten wir uns in der herzlichſten Weiſe. Drei Kanonenboote eröffneten das Salutfeuer, als wir um 3 Uhr Nachmittags den Hafen von La-ho-ku verließen. Ein einfallender Nebel entzog bald darauf die ehrwürdigen Stadtmauern unſeren Blicken.

Nach einer 70 Li*) langen Flußfahrt verließen wir bei dem kleinen Städtchen Siou-tſchang-ho den Han-Fluß. Die Schiffchen führten eine kühne Wendung nach Nordoſt aus und wir ſteuerten den Sië-ho, einen Nebenfluß des Han-ho, aufwärts.

---

*) Li iſt das im himmliſchen Reiche allgemein angewendete Maß zur Beſtimmung der Entfernungen. Baron Richthofen erläutert es folgendermaßen: „Die chineſiſche Li hat 360 Pu oder Schritte und 5 × 360 = 1800 Tſhi oder chineſiſche Fuß. Die Länge des Tſhi ſchwankt in ähnlicher Weiſe nach Oertlichkeiten, wie dies in Deutſchland noch vor kurzer Zeit mit der Elle der Fall war. Die Länge der Li iſt daher analogen Schwankungen unterworfen. Die Centralregierung hat ſich zu jeder Zeit eines beſtimmten Maßes für den Tſhi und daher auch für die Li bedient, doch iſt daſſelbe unter den verſchiedenen Dynaſtien geändert worden. Im Allgemeinen bewegt ſich das Maß für die Li von 180—200 auf einen Grad des Aequators, doch war es im Alterthume ſo klein, daß 315 auf einen Grad gingen. Die Jeſuiten, im Beſtreben, ein beſtimmtes und dem franzöſiſchen leicht anzupaſſendes Maß zu gewinnen, meinten durch exacte Berechnungen gefunden zu haben, daß 200 Li genau einem Grade des Aequators

Die Stadt Siou-tſchang-ho gewinnt durch ihre maleriſche Lage zwiſchen den beiden Flüſſen einigen Reiz. Beſonders iſt es ein auf der vorſpringenden Bergzunge erbautes Kloſter, welches die Aufmerkſamkeit des Reiſenden in hohem Maße feſſelt. Der Han-Fluß beſitzt an dieſer Stelle trotz des geringen Waſſerſtandes noch immer die anſehnliche Breite von 350 Schritten, die ſtark eingeriſſenen Ränder des linken Ufers erheben ſich bis zu 10 Meter über den normalen Waſſerſtand. Hier reiht ſich eine Ortſchaft an die andere, doch die beſcheidene Bauart der Häuſer ſpricht dafür, daß



Mündung des Siĕ-ho in den Han-ho.

---

gleich ſeien. Kang-hſi adoptirte dies als das officielle Maß und es erweiſt ſich heute als das geeignetſte für die Umrechnung. Dieſe Li hat die Länge von 556·5 Meter; der daraus reſultirende Tſhi entſpricht ziemlich genau dem engliſchen Fuße, indem er ſich zu demſelben wie 1:1·015 verhält.* Dieſer Berechnung zufolge beträgt die Länge des Pu etwas mehr als 1·5 Meter, die Länge des Tſhi 31 Centimeter. Die chineſiſchen Maßſtäbe ſind entweder 1 Tſhi oder 10 Tſhi lang, und werden in letzterer Form J-tſchang genannt. Jeder Tſhi enthält 10 Zoll zu 10 kleinen Theilſtrichen, gewiſſermaßen Linien.

die Leute ſehr arm ſein müſſen. Am rechten Ufer, wo die niedrigen Uferränder häufig Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind, wurden die wenigen und kleinen Ortſchaften in die ſchluchtenähnlichen Waſſerriſſe und die Thalöffnungen der kleineren Gebirgsbäche zurückgedrängt.

Der Sië-ho iſt an ſeiner Mündung nur 120 Schritte breit. Während der Han-ho bei einer durchſchnittlichen Tiefe von 1—1½ Meter noch genügendes Fahrwaſſer beſitzt, iſt die Schiffahrt auf dem erſteren Fluſſe ſelbſt bei geringem Tiefgang der Boote ſehr beſchränkt. Die Kähne raſſelten beſtändig auf dem ſteinigen Flußgrunde, und die eingeſpannten Zugkräfte hatten große Mühe, die Fahrzeuge Schritt für Schritt nachzuziehen. Aus dieſem Grunde marſchirten wir größtentheils zu Fuß und halfen auch hin und wieder den erſchöpften Arbeitern, die Boote zu ziehen. Das Thal verengte ſich an manchen Stellen zur wilden Schlucht. Wären die Berge nur theilweiſe bewaldet, die Partie den Sië-ho aufwärts wäre von unleugbarem landſchaftlichen Reize, ſo aber ſind die Höhen, deren Fuß ſteil zum Fluſſe abſtürzt, monoton und erhalten durch die ſchichtenartig aus der Erde hervorgewachſenen Steine einen eigenthümlichen, faſt abſtoßenden Charakter. Die Häuſer treten ſpärlicher auf und gruppiren ſich nicht mehr zu zuſammenhängenden Ortſchaften. Sie beſtehen entweder aus trockenen Ziegel- oder Lehmwänden, welche erſt das einfache Dach aus Schilflagen zu einer nothdürftigen Unterkunft geſtaltet.

Als wir in der Nähe des kleinen Städtchens Tſchao-tſcha-ho die Grenze zwiſchen Hu-peh und Schen-ſi paſſirten, bot ſich mir ein überraſchender Anblick, eine Formation des Terrains, wie man ſie wohl kaum ein zweites Mal wieder begegnen dürfte. Die Stadt ſelbſt liegt am rechten Ufer des Fluſſes. Mit beſcheidenem Auge betrachtet, beſitzt ihre Lage ſogar etwas Romantik. Unmittelbar am Ufer erhebt ſich ein ſtattliches Mandaringebäude. Ein kleines Cypreſſenwäldchen trennt dasſelbe von den zierlichen chineſiſchen Häuſern, welche, geſchmackvoll gruppirt, ſich in einigen Reihen an die ſteilen Wände des Gebirges anſchmiegen, das wie eine zerklüftete Mauer das Städtchen im Hintergrunde abſchließt. Während die rechtsſeitigen Gebirge der allgemeinen Charakteriſtik des Thales keine Einbuße thun und nach wie vor als treue Begleiter des Fluſſes ſeine Ufer begrenzen, bricht plötzlich die linksſeitige, bergige Thalbegleitung, als wäre ſie abgeſchnitten worden, ab und ein über die Ebene ſtreichender Wind führt dem verblüfften Reiſenden einen feinen Sandregen in die Augen. Da ſich dieſe Ebene 50 Li weiter aufwärts wieder in derſelben Weiſe ſchließt, wie ſie begonnen, und ebenſo von 2000 Fuß (relativ) hohen Gebirgsmaſſen begrenzt wird, ſo ſcheint es, als hätten hier auch einmal Berge geſtanden, die plötzlich verſchwunden ſein mußten. Die Ebene iſt zumeiſt mit Sand bedeckt und erſtreckt ſich auf einige Meilen nach Oſten, ohne daß es möglich iſt, irgend ein Anſteigen des Bodens zu leichten Terrainwellen zu unterſcheiden.

Wir übernachteten am linken Siö-ho-Ufer in der Nähe der Stadt Li-kuan-tſchou, von welcher wir nichts als die Umfaſſungsmauer aus gebrannten Ziegeln erblickten. Das Flußbett beſitzt hier die immenſe Breite von 2300 Schritten und gleicht in den Wintermonaten des geringen Waſſerſtandes wegen einem Sandmeere. Die wenigen Cypreſſenbäume und Pappeln, welche von Kilometer zu Kilometer als vereinzelte Ueberbleibſel einer größeren Waldcultur den Fuß der Berge beleben, werden für heilig gehalten und genießen religiöſe Verehrung. In der Regel beſchatten die ſaftigen Zweige ſolcher Bäume das Grab irgend eines großen Mannes, Literaten oder Mandarins. In der Nähe der Gräber begegnet man vielen kleinen Lehmcapellen, deren Götzenbilder aus gebrannter Thonerde dem Modelleur keine Ehre machen.

Als ſich am nächſten Morgen das breite Thal wieder zur Schlucht verengte, begann ich die Intenſität und Hartnäckigkeit der herrſchenden Hungersnoth in Honan zu faſſen, hier fehlte thatſächlich ein deus ex machina, welcher das Chaos von Steinen zu Brod verwandelt hätte. Die Berglandſchaft trug ganz den Charakter einer ſolchen auf erkaltenden, dem Untergange geweihten Planeten, die Bewohner ſchließlich dem Hungertode überliefernd.

Die Bezeichnung Felslandſchaft erfordert ſchon eine impoſante, ſchroffe, in die Augen ſpringende Formation. Dieſe aber fehlt. Die Berge ſind von ſymmetriſcher, gefälliger, runder Geſtalt, ja aus der Ferne gibt man ſich leicht der Täuſchung hin, ſie ſeien mit niederem Gebüſche bewaldet, doch in der Nähe wird das Geſtrüpp zu harten Steinen, zu dem glatteſten Marmor, welcher von der Sonne beſchienen in allen Farbennuancen glänzt. Da die verkehrenden Schiffe (weil in dem engen Steinthale der Wind nie die genügende Stärke gewinnt) immer von Menſchen aufwärts gezogen werden müſſen, und zwar häufig in der Weiſe, daß der Nachfolgende gezwungen iſt, ſeinen Fuß in die Fußſtapfen des Voranſchreitenden zu ſetzen, um nicht in das Waſſer zu ſtürzen, ſo findet man abwechſelnd bald am rechten, bald am linken Ufer Partien, wo die wuchtigen Schritte der Schiffsarbeiter im Marmor glatt polirte Aushöhlungen in der Form einer breitgedrückten Fußſpur hinterließen. Unwillkürlich mußte ich den Vergleich anſtellen: Wenn der Chineſe ſeit hundert und hundert Jahren ſeinen Fuß in die Spur ſeines Vorgängers ſtellte, ſo daß ſchon der kalte Stein weich wurde, wie viele hundert Jahre gehören dazu, den ſtarren, conſervativen Sinn des Chineſen geſchmeidiger zu machen, wie viele andere Tauſende von Jahren, ihn zu brechen?

Die Mehrzahl der nahen, kegelförmigen Kuppen iſt mit einer hohen Mauer kranzförmig umſäumt. Dieſe augenſcheinlich alten Befeſtigungen gleichen mitunter zerfallenen Ritterburgen, andere wieder den Krateröffnungen ausgebrannter Vulcane.

Die ſpärlichen Bewohner dieſes öden Thales leben in Steinhütten, welche ſie aus loſen Marmorſtücken aufſchichteten, auch wohl in Felsſpalten oder in künſtlich ausgehauenen Höhlen der Hänge. Ein Marmorblock vertritt in dieſen ärmlichen Zimmern die Stelle des Tiſches, ein anderer erſetzt die Bank oder den Stuhl und drei oder vier weitere bilden den Herd, welcher mit ſelbſt gewonnenen Steinkohlen geheizt wird. Eine Kohlenoxydgas-Vergiftung iſt im vorhinein ausgeſchloſſen, da die Luft von allen Seiten freien Zutritt hat.

Wovon lebt das Volk? Die Frage bleibt unentſchieden. Soll ich antworten: Von Raub? Von Diebſtahl? Dann thue ich ihm möglicherweiſe unrecht, trotzdem ſich der Dolmetſch Sin bei ſeinem eigenen, weiten Gewiſſen dieſer Anſicht zuneigte. — Verdient es ſich durch redliche Arbeit das tägliche Brod? — Weit und breit grünt kein Wald, um dort Holz zu fällen oder Kohlen zu brennen. Wie ſoll es Ziegel verfertigen, wenn das Material hiezu abgeht. Um als Schiffsleute eine Stellung zu finden, müßte es nach Fan-tſcheng oder Hankou auswandern.

Es bliebe alſo noch die Feldwirthſchaft übrig. An den ſandigen Uferrändern ſah ich es manchmal grün keimen, doch in ſo ſpärlicher Menge, daß ich dieſe Stellen jedesmal mit der größten Vorſicht paſſirte, um ja nicht ein einziges der leicht abzuzählenden Hälmchen zu zertreten. Die wenigen Quadratmeter ſchlechten Bodens aber, welche mühſam dem Felſen dadurch abgerungen wurden, daß ſie auf den Steinterraſſen der Waſſerriſſe angelegt wurden, produciren, trotz der jährlich zweimaligen Ernte, nur ſo wenig, daß der Ertrag die Bevölkerung unmöglich zu ernähren vermag.

Von Wild iſt nicht einmal eine Spur zu entdecken; die Luft iſt todt. Wenn auch zu Zeiten ein Geier hoch oben, nahe den Wolken, durch das ſchrille Geſchrei unſere Aufmerkſamkeit erregte, ſo entſchwand er bald nach Süden unſeren Blicken, denn auch ihm winkte keine Beute, um ſich für ſein weites Reiſeziel zu ſtärken. Der Fluß iſt längſt in ſeinen geheimſten Schlupfwinkeln durchſucht worden. Schon vor zwei Jahren begannen die Raubzüge nach den Fiſchen, und die Leute haben es nun aufgegeben, ihre Netze oder Angeln auszuwerfen; es wäre vergebliche Mühe.

Wozu noch weitere Worte! Der Leſer bildet ſich ſicherlich nach der kleinen Schilderung ſchon das richtige Urtheil über die Troſtloſigkeit dieſes Landes, das unausſprechliche Elend unter den Bewohnern und das grinſende Geſpenſt des Hungers.

Der Fluß wurde immer ſeichter, das Gefälle ſtärker, und die Schwierigkeiten, die Fahrzeuge vorwärts zu ziehen, wuchſen von Stunde zu Stunde. Das Zugperſonal erachtete es für vortheilhafter, die Treppelwege zu verlaſſen und im Waſſer zu waten. In dieſer Weiſe konnte nichts von der angewandten Kraft verloren gehen, weil die Zugleinen nicht mehr unter einem ſcharfen Winkel von der Längenachſe des Schiffes abwichen. Bei Yimbana, einer kleinen Militärſtation, deſſen mit bunten Fähnchen geſchmücktes Fort grell von der grauen Umgebung abſtach, unterſtützte die Beſatzung, aufgefordert durch den Commandanten unſeres Kanonenbootes, bereitwillig die ermüdeten Schiffsleute. Die Soldaten erfaßten mit nerviger Hand die Taue und halfen den Schiffen raſch über die ſeichten Stellen des ſteinigen Flußgrundes. Die Schiffchen erzitterten in allen Fugen bei den gewaltigen Rucken der allerdings im Reisüberfluſſe ſchwelgenden Soldaten.

Wir wanderten zu Fuß. Auf jedem Ufer führt ein Fußweg nach Tin-tze-kwan. Je mehr wir uns der Station näherten, deſto breiter wurden die Communicationen, doch erſt bei Tin-tze-kwan ſelbſt erhalten ſie die für Tragthiere erforderlichen Dimenſionen.

Am 15. Jänner Morgens erblickten wir bereits von ferne eine anheimelnde Häuſergruppe. Das Thal erweiterte ſich bedeutend und die flache Thalſohle zeigte durch die grünenden Felder an, daß wir die böſe Steinregion überwunden hatten.

Die Schiffsbemannung ſchien durch den Anblick der Stadt doppelte Kräfte gewonnen zu haben. Mit fröhlichem Geſange beugte ſie ihre Nacken unter das ſchneidige Joch des Bambuſtrickes.

Schon bemerkten wir an den Ufern einige Frauengruppen, welche den mehrmonatlichen Schmutz der ſeidenen Mandarinhemden mit kaltem Waſſer auszumerzen beſtrebt waren. Da erblickten ſie die fremden Männer. Die Wäſche entfiel ihren Händen. Zuerſt ſtarrten ſie ſprachlos uns entgegen, dann aber folgte die unvermeidliche Gloſſirung des Ereigniſſes, mit der bekannten Apoſtrophirung ſeines Urſprunges. Wohl die Hälfte der Wäſcherinen, zumeiſt die jüngeren, warteten unſere Landung nicht ab, ſie ließen Wäſche und Waſſer im Stiche und liefen ſpornſtreichs in die Stadt. Ob aus Furcht, oder um die Erſten zu ſein, die Neuigkeit weiter verbreiten zu können, mag dahingeſtellt bleiben.

Um die Mittagsſtunde ankerten wir vor Tin-tze-kwan, der Endſtation unſerer Waſſerreiſe.

XII.

Von Tin-tze-kwan nach Si-ngan-fu.

Landung in Tin-tze-kwan. — Citronen und Moſchus. — Die Maulthiere. — Aufbruch. — Die erſte Landraſt und das erſte Nachtlager. — Thee und Tabak. — Im Gebirge. — Die Felſenwohnungen. — Chineſiſches Neujahr. — Das Eincaſſiren der Schulden. — Gratulationen. — Feſtkleidung. — Die Ueberſchreitung des Sin-ling. — Der Abſtieg. — Der letzte Reiſetag nach Si-ngan-fu und ſeine Abenteuer. — Der Einzug zur Nachtzeit. — Unglück über Unglück. — Das Nachtquartier. — Si-ngan-fu und ſeine Geſchichte. — Straßenſcenen. — Der Gouverneur. — Die chriſtliche Miſſions-Station. — Eine Geiſtermauer. — Taſchenuhren. — Der Markt. — Die Neſtorianiſche Tafel und ihr Zuſammenhang mit der früheſten Geſchichte des Chriſtenthums.

Tin-tze-kwan, ein kleines freundliches Städtchen, am linken Flußufer in einem fruchtbaren Thalkeſſel gelegen, dürfte 2—3000 Einwohner zählen. Der Ort iſt offen, keinerlei Mauerwerk hemmt die freie Bewegung oder verſchließt die Ueberſicht über die felſigen Kämme der kahlen Gebirge. Die Häuſer ſind nett und zierlich, dennoch leidet die ſympathiſche Holzconſtruction derſelben durch das Erbübel in China, den jahrelang gepflegten Schmutz und die zur Gewohnheit gewordene Unreinlichkeit. Die ſchulpflichtige Jugend fand auch in Tin-tze-kwan die ſeltene Gelegenheit, die Unterhaltung mit ihren gewöhnlichen Spielgenoſſen der Straße, den in China gar ſo munteren und frei umherſtreifenden Individuen des Borſtenviehes, zu unterbrechen, und ihre läſtige Aufmerkſamkeit den neuen Ankömmlingen zuzuwenden. Obgleich die Waſſerfahrt beendet war, ſo zogen wir es doch vor, in den Booten zu wohnen, als in einem Hotel über die Miethe von Tragthieren zu verhandeln. Die Schiffchen lagen knapp am Ufer verankert, und das war der Grund, warum beſtändig vier Soldaten vollauf beſchäftigt waren, die maſſenhaft herbeiſtrömenden Beſucher abzuwehren. Daß es hiebei auch zu Zänkereien und

Raufereien kam, war nicht zu wundern. Erhielt der Zudringlichſte als Begrüßung einen Hieb mit der langen Bambuſtange, ſo prallte er zurück und ſtieß vielleicht ſeinen Nachfolger in das Waſſer. Durch das ſpottende Gelächter der Anderen beſchämt oder ermuthigt, ſchlich er entweder davon oder er rächte ſich. Im Nu bildeten ſich Parteien und es gab Schläge in Menge. Endlich beſänftigten ſich die Kämpfenden in Folge der beſchwichtigenden Worte irgend einer graubärtigen Autorität, oder es tauchte unverhofft der Geiſt der blinden Gerechtigkeit aus der Menge auf und führte zumeiſt den Unſchuldigen am Zopfe von dannen. Wenn der Polizeimann einen Chineſen bei dem Zopfe erfaßt hat, ſo ſcheint es, als ſei mit einem Schlage des Gefangenen moraliſche und phyſiſche Kraft gebrochen. Willenlos, wie ein Kind, welches zur Beſtrafung vor dem Vater ſteht, läßt er den Kopf ſinken, die Arme ſchlottern ſchlaff gegen Boden, ſeine Sprache ſcheint ihm genommen worden zu ſein, ſo ſehr er auch früher ſchreien und zetern konnte. Der Polizeimann aber beachtet die reuevolle Zerknirſchung ſeiner Beute nicht. Faſt könnte man glauben, es ſei die gerechte Entrüſtung über die Störung der geſellſchaftlichen Ruhe darin ausgeſprochen, wenn er das um die Fauſt gewundene Zopfende ergrimmt nach rechts und links reißt, mit ſolch' donnernden Worten, die ſelbſt die Zuſeher einſchüchtern könnten — doch nichts davon; es gilt nur, das Anſehen zu wahren, die Stellung zu verklären, Furcht zu verbreiten und, was die Hauptſache iſt, indirect anzudeuten, daß Jedem, der nicht vorher den Obolus auf die Wagſchale der Nemeſis geopfert hat, bei ähnlichen Gelegenheiten das gleiche Schickſal bevorſtehe.

Im Süden der Stadt wohnte der Commandant, ein höherer Officier, Leiter und Richter in allen Angelegenheiten, welche die getreue Stadt Tin-tſe-kwan betrafen, in einem Caſtelle, welches mit einer rieſigen Mauer von 350 Schritt Seitenlänge umſchloſſen, für ſich ſelbſt eine kleine Ortſchaft ausmachte. Dorthin, wohin man alle Verbrecher escortirte, mußten auch wir unſere Schritte lenken, um die nöthigen Maulthiere anzuwerben. Der Mandarin, von Seite des Vicekönigs von Wu-tſchang bereits aviſirt, empfing uns freundlich und verſprach die Beiſtellung der Trag- und Reitthiere für den 17. Jänner. Zwei Tage blieben uns demnach zur Dispoſition. Wir unternahmen kleine Ausflüge in die Umgebung der Stadt, durchſtöberten den nichtsſagenden Bazar und kauften Wallnüſſe und Orangen, welche Früchte ganz vorzüglich waren. Auch Citronen von einer außergewöhnlichen Größe boten die abſchreckenden Geſtalten der „Oebſtlerinen“ zu mäßigen Preiſen feil. Doch auch die Chineſen, ſo wie wir, fanden die herbe, ätzende Säure der Frucht nicht nach Geſchmack.

Die Chineſen kaufen die Citronen nur des Geruches wegen. So mancher noble Mandarin iſt im Stande, ſich wochenlang mit einer Citrone zu unterhalten. Die Stunden verfliegen ihm wie im Traume, wenn es ihm gegönnt iſt, eine harte Citrone ſo lange mit den zarten Fingern zu quetſchen und zu drücken, bis ſie ſo weich wird wie ein Kautſchukball; dann erſt erhalten ſeine Diener oder im beſten Falle ſeine Kinder die ausgenützte Frucht zur weiteren Zerſtreuung. Der Geruch friſcher Citronen genießt zum mindeſten dieſelbe allgemeine Anerkennung wie der des Moſchus. Doch ſcheint es, daß die Frauen den letzteren vorziehen. Der Moſchus wird in kleinen Seidenpölſterchen verwahrt, welche wieder in einer mit Seidenſchnüren und Quaſten reich verzierten Kapſel aus Silberdrähten verſchloſſen von den Männern am Leibgürtel neben der Tabakspfeife getragen werden. Die Frauen aber verwahren ihre Seidenkleider in mit Moſchus geſchwängerten Holzkaſten. Dadurch gewinnen die Kleidungsſtücke einen ſo durchdringenden Geruch, daß man im Stande iſt, die Nähe der Frauen ſofort zu riechen.

Zeitlich am Morgen des 17. Jänner wurden wir durch die Botſchaft geweckt, daß die Maulthiere eingetroffen ſeien.

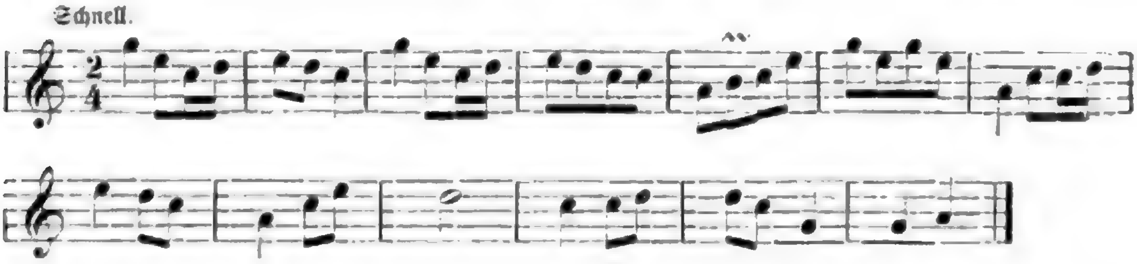
Aehnlich wie bei uns in einem Provinzialſtädtchen eine Kunde von Mund zu Mund dringt, die das Kinderherz höher ſchlägen läßt, die den Handwerker beſtimmt, die Werkzeuge bei Seite zu legen, um ſie mit einem für die beſchauliche Ruhe geſtopften Pfeifchen zu vertauſchen, welche die Jungfrau bewegt, dem neugierigen Köpfchen Thür und Fenſter zu öffnen, wenn es heißt: „Die Comödianten kommen mit Mohren, Affen, Kameelen, Papageien und Schlangen“; wie in der Reſidenz die Menge zur Kirche eilt, um den Hochzeitsſtaat der gefeierten Künſtlerin zu kritiſiren, oder zum Kriminal, wo das Zügenglöcklein den letzten Hauch eines Verbrechers verkündet, ſo regte es ſich in Tin-tze-kwan. Es war ein Feiertag, ein unbezahlbares Vergnügen, ein Volksfeſt für Alle, nur für uns nicht, die wir für die allgemeine Heiterkeit vollauf zu ſorgen hatten. Jeder Koffer, jede Kiſte, jedes Kleidungsſtück erregte zuerſt die Neugierde und ſchließlich den allgemeinen Spott.

Acht Landſoldaten, welche uns als Escorte beigeſtellt worden waren, umſtanden das an das Ufer gebrachte Gepäck und hielten die vorwärts geſchobenen Zudringlichen mit dem Aufgebote ihrer kreiſchenden Beredtſamkeit und ihrer körperlichen Stärke, ſo gut es anging, zurück. Doch was nützte das! Bald war der mit dreizackigen Neptunſpießen bewaffnete Wall durchbrochen. Wie eine aufgewühlte See wogten die Menſchenköpfe hin und her, da ſtürzte Einer zu Boden, einige Andere auf ihn, dort hörte man auf ein Schimpfwort das Echo eines Angſtſchreies. Kurz, es war vorderhand gar nicht daran zu denken, die Tragthiere zu beladen. Nach einer Stunde aber legte ſich die Aufregung von ſelbſt. Die Koffer waren kopfſchüttelnd betaſtet, die Kochgeſchirre prüfend gemuſtert, die Lederſchuhe coquett angelächelt worden. Endlich lichtete ſich der Haufen. Die Soldaten und die Maulthiertreiber gewannen wieder die Oberhand — noch einige energiſche Worte des Grafen Széchenyi, welche die Soldaten mit den Schäften ihrer Lanzen erfolgreich unterſtützten, und es war der nöthige Raum für die freie Bewegung gewonnen. Dennoch währte es bis 10 Uhr Vormittags, bis die unter den Beſitzern der Maulthiere wegen der Belaſtung der Thiere entſtandenen Differenzen zur allgemeinen Zufriedenheit geſchlichtet waren. Nun wurde geſattelt. Die Sättel der Tragthiere ſind maſſive, halbcylindriſche Holzgefüge, auf denen die Gepäcksſtücke mit gewiſſenhafter Berückſichtigung der gleichmäßigen Laſtvertheilung zu beiden Seiten bis zum Gewichte von zwei Centnern mittelſt ſtarker Hanfſtricke feſtgebunden werden. Auf den Rücken des Thieres wird die Schutzdecke aus Strohgeflecht oder Filz gegürtet, von welcher eine mit unzähligen kleinen Holzrollen (als Schutz gegen die Reibung) verſehene Schnur ausläuft, um die Hüften des Thieres zu umſpannen. Iſt der Sattel bepackt, ſo wird er ohne weitere Befeſtigung auf die Decke gehoben. Dieſe Art der Sattelung iſt ebenſo einfach, wie praktiſch, denn ſie ermöglicht das Auf- und Abladen innerhalb der kürzeſten Zeit.

Endlich ſetzte ſich die aus einigen zwanzig Tragthieren beſtehende Caravane unter dem Schutze der Soldaten in Bewegung. Frohen Muthes folgten wir ihr in geringer Diſtanz.

Der längs des linken Flußufers aufgedämmte und mit großen Bruchſteinen gepflaſterte Weg mahnte die Reiter zu der größten Vorſicht, um ſo mehr, als die Steine nicht regelrecht aneinander gefügt und mit Glatteis überzogen waren. Doch die Maulthiere, an dergleichen Communications-Schwierigkeiten von frühеſter Jugend an gewöhnt, ſchritten muthig vorwärts, mit einer zur Verwunderung hinreißenden Sicherheit fanden ſie das geeignete Plätzchen für jeden Schritt nach vorwärts, kein einziges glitſchte aus oder ſtürzte zu Boden.

Sobald wir die Stadt im Rücken hatten, wich die Verſtimmung unter den Soldaten, welche ſich in Tin-tze-kwan muthmaßlich über die unverhoffte Commandirung zu einem längeren Marſche bemerkbar gemacht hatte; freundlich grinſend nickten ſie uns zu, der eine ſuchte aus dem Patronenſacke ſein kurzes Pfeifchen, der andere machte mit ſeinem Spieße gymnaſtiſche Uebungen, ein dritter ſtimmte mit pfeifender Stimme einen Kriegsgeſang an, in welchen die anderen einſtimmten. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als das kleine Liedchen zu notiren, und biete es den freundlichen Leſern als den erſten muſikaliſchen Ausfluß chineſiſcher, kriegeriſcher Begeiſterung:



Um 1 Uhr Mittags erreichten wir das Dorf Szu-ſzi-lo, wo wir eine kurze Raſt hielten. Vor den erſten Häuſern erwartete uns der Officier der daſelbſt garniſonirenden zehn Soldaten an der Spitze ſeines Heeres und geleitete uns durch die vollzählig ausgerückte Bevölkerung zu dem Wirthshauſe des Ortes. Es war keine leichte Aufgabe, uns den Weg durch den Pferdeſtall in das Gaſtzimmer zu bahnen, denn Jung und Alt, Mann und

Weib wollten die überſeeiſchen Teufel ſehen und verhöhnen. Endlich ſaßen wir um einen großen Holztiſch, der Wirth ſervirte uns den gekochten Reis, während die Escorte beſchäftigt war, das Volk durch reichlich ausgetheilte Schläge zu befriedigen.

Wir verließen nun das Hauptthal des Sië-ho und überſtiegen einen mit Laubhölzern dicht bewaldeten, das Thal um 300 Meter überragenden Gebirgspaß, an deſſen höchſtem Punkte ein reizendes Lamakloſter gelegen iſt. Obwohl der Weg in gleichmäßigen Steigungen zu dem Tempel aufwärts und von da unter gleichen Verhältniſſen zu einem Nebenflüßchen abwärts führt, ſo erhält er durch die unebenen Marmorſteine, mit welchen er vor einigen Jahrhunderten gepflaſtert wurde, eine ſolche Beſchaffenheit, daß es gerathen war, die Maulthiere am Halfter nachzuziehen. Bei der ſeinerzeitigen Anlage rechnete man allerdings nicht darauf, daß er einmal auch von Packthieren betreten werden würde, ſondern beachtete nur die bereits überwundenen Factoren, denen zufolge alle Laſten durch Träger befördert wurden. Die Breite der Straße entſpricht übrigens ihrer ſonſtigen Qualität und erreicht ſelten 1½ Meter. Nach zweiſtündigem weiteren Marſche in dem romantiſchen Nebenthale aufwärts, erreichten wir die erſte Nachtſtation, einen aus drei Häuſern und einem Tempel beſtehenden Weiler Namens San-kwan-mjao.

Das größte Gebäude des Ortes iſt das Wirthshaus. Die Maulthiere mußten ſchon oft den Weg zurückgelegt haben, denn ſobald ſie der verfallenen Ziegeldächer anſichtig wurden, beſchleunigten ſie, ohne weiter durch Bambuſtreiche aufgemuntert werden zu müſſen, ihre Schritte und wieherten ohne Unterlaß.

Vor dem Wirthshauſe breitete ſich ein großer, freier Platz aus. In der Erde ſtaken prismatiſche Steinblöcke, in deren hervorragenden Köpfen die Löcher eingemeißelt waren, woran die Halfterſtricke feſtgebunden wurden.

Die Gepäcksſättel wurden ſofort nach dem Eintreffen der Caravane abgeladen. Es war ein erſchreckender Anblick, welchen die Rücken der Mauleſel boten. Hin und wieder waren ſie von den Lenden bis zu den Hüften derart aufgeſchunden, daß eine einzige ſchwarzrothe Fläche die Wunde bezeichnete.

Kaum waren die armen Thiere frei, ſo berochen ſie den Boden, bis ſie eine günſtige Stelle fanden, um ſich mit erſichtlichem Behagen im Straßenſtaub zu wälzen. Kein einziges Maulthier verſagte ſich dieſes Vergnügen, und ſo kam es, daß der kleine Ort bald in eine Staubwolke gehüllt dalag. Eine Zeitlang überließ man die Thiere ihrem inſtinktiven Triebe, ſich zu reinigen, dann wurden ſie an die Steine gebunden und erhielten endlich ihr aus Bohnen und Reisſtroh beſtehendes Futter.

Das Wirthshaus enthielt in erſter Linie einen großen Stall für die Reitthiere der „großen Herren". Auch in China wird den Thieren, welche Rangsperſonen angehören, geſchmeichelt. Sie genießen ein weit beſſeres Nachtlager und ein reichlicheres Futter, als die Tragthiere, deren Exiſtenz bedauernswerth genannt werden muß.

An Paſſagierzimmern war kein Mangel. Um die geräumige Küche — die Schlafſtätte der Dienerſchaft und der Maulthiertreiber — gruppirt, boten ſie an Comfort nur ſo viel, als die Genügſamkeit chineſiſcher Reiſenden beanſprucht. Wir entdeckten im rückwärtigen Theile des Hauſes ein kleines Zimmerchen, welches uns als das beſte dünkte, und occupirten es ſofort. Zwei Fenſteröffnungen, von welchen nur die eine zur Hälfte mit Papier verklebt war, hielten der großen Kälte dadurch das Gleichgewicht, daß die friſche Luft den aus der Küche dringenden, unappetitlichen Geruch in ſich aufſog. An die geſtampften Lehmwände hatte ſich der Ruß vieler Jahrzehnte in einer ſo dicken Schichte angehäuft, daß ſelbſt die ſonnige Tageshelle das Düſtere des Colorits nicht zu verſcheuchen im Stande war. Das morſche Gerüſt des Ziegeldaches erhob ſich majeſtätiſch zu dem ſchwungvollen Giebel, und wenn es auch nicht die Eigenſchaften beſaß, den arglos Schlummernden vor einem plötzlichen Regenguß zu ſchützen, ſo war doch nur von der Mitte des Zimmers aus die Möglichkeit geboten, die ſilberne Scheibe des Mondes in ihrem keuſchen Vollbilde träumeriſch anzublicken, wenn ſie culminirte.

Ein gebrechlicher Stuhl war das einzige bewegliche Möbelſtück unſeres Schlafgemaches. Damit ſei aber nicht geſagt, daß wir auf dem feuchten Erdboden der Stube ſchlafen mußten. Die chineſiſchen Betten armer Leute ſind aus Lehm, und nur die geſellſchaftlich höher ſtehende Bevölkerung beſitzt ſolche aus Holz. Die erſteren, ſogenannte Kang, ſind gewöhnlich in den Ecken der Zimmer erbaut und gleichen der Form nach einer großen, flachen, viereckigen Kiſte. Sie werden im Winter in holzreichen Gegenden mit Holz, in der Nähe von Kohlenlagern mit Steinkohle, in der Wüſte mit Kameelmiſt geheizt, und die halb glühende Oberfläche iſt der Lieblingsaufenthalt ermüdeter Reiſender. Die Feueröffnungen befinden ſich gewöhnlich außerhalb des Zimmers, doch ſah ich auch oft das Gegentheil, doch nie habe ich etwas von einer tödtlichen Kohlengasvergiftung vernommen, muthmaßlich aus dem Umſtande, weil ich auch niemals ein Schlafgemach bemerkte, in welches nicht die Luft von allen Seiten freien Zugang genoß. Im Allgemeinen aber erfüllte mich das Geſammtbild des Schlafzimmers mit einem ſolchen Ekel, daß wirklich nur die große Müdigkeit einen ungeſtörten Schlaf ermöglichte, denn ſchon während wir das ſpärliche Abendbrod einnahmen, überraſchte mich ein Ereigniß, welches dringend gebot, aus der Reiſe-Apotheke ein Fläſchchen „echtes Perſiſches“ hervorzuſuchen.

Gleich den Maulthieren verſpüren auch ihre Wärter nicht das Bedürfniß der Ruhe. Bis nach Mitternacht umhockten ſie ein offenes Feuer in der Küche. Sie hatten ſich ſo viel zu erzählen, der Geſprächsſtoff bot an intereſſanten Neuigkeiten ſo reichliches Material, daß das wirre Gemurmel ohne Unterlaß an dem halben Papierfenſter vibrirte. Doch wie man ſich ſchnell an das eintönige Klappern einer Mühle, an den wehmüthigen Glockenſchlag einer Schwarzwälder Uhr und ſelbſt an einen muſikaliſchen Zimmernachbar gewöhnen kann, ſo gaben uns die den Chineſen angeborenen lauten Abendunterhaltungen nur in den ſeltenſten Gelegenheiten Anlaß, dagegen zu proteſtiren.

Die Nacht iſt kalt, das Lager hart, die Verſammlung der Freunde vollzählig, der Theekeſſel ſingt ein einladendes Lied, für die Waſſerpfeife mangelt nicht der Tabak, wer ſollte da an Schlaf denken! Theetrinken und Rauchen ſind unerläßliche Bedingungen für alle Chineſen beiderlei Geſchlechtes. Ohne Thee und Tabak wird der Mandarin launenhaft und grauſam, der Geſchäftsmann läſſig und verwirrt, der Gelehrte denkfaul und

Der Tabak gedeiht am vortrefflichſten in den Niederungen der Provinzen Sze-tſchuen und Yü-nan. Die 2 bis 2½ Fuß langen Blätter der Pflanze verdienen die vollſte Würdigung als ein bis jetzt mehr oder minder unbeachteter Exportartikel. Beſonders als Deckblätter feiner Cigarren würden ſie leicht die Anerkennung aller verwöhnten Raucher auf ſich lenken. Warum man es bis jetzt verſäumte, das Augenmerk auf den chineſiſchen Tabak zu richten, mag ſeinen Grund darin haben, daß ſowohl in Schanghai als auch in den anderen Küſtenſtädten der unentweihte Tabak dieſer Provinzen noch nicht in die geeigneten Hände gelangte. Freilich wird der Europäer, welcher den Tabak ſo verſuchte, wie ihn die Chineſen rauchen, keineswegs in das Lob einſtimmen, das ich den Blättern zolle. Wenn man aber bedenkt, daß letztere, bevor ſie zum Schnitte gelangen, nach einigen Waſchproceduren mit Ricinusöl präparirt werden, um ihnen die narkotiſche Stärke zu benehmen und ſie vor dem Austrocknen zu ſchützen, dann wird mancher Einwurf verſtummen. Der Preis an Ort und Stelle iſt ein außerordentlich geringer, ein Kilo der ſchönſten Blätter koſtet nach unſerem Gelde höchſtens 15 bis 18 Kreuzer.

Tauſende Chineſen verdienen ſich ihr Brod durch das Schneiden des Tabaks. Die Arbeit geſchieht mit der Hand und die Fäden werden dadurch ſo dünn wie die zarteſten Linien. Das Rauchen geſchieht in dreierlei Weiſe. Nach der Ernte, wenn die Blätter noch die natürliche Feuchtigkeit beſitzen, werden ſie von den Rauchern in kurze Cigarren gerollt und ſofort geſchmaucht. Für den geſchnittenen Tabak dienen zweierlei Pfeifen. Die ſogenannte Reiſepfeife beſteht aus einem niedlichen, fingerhutgroßen Kopfe aus Eiſen, einem der ganzen Länge nach mit eingeſchnitzten Sinnſprüchen verſehenen Bamburohre und endlich aus einem cylindriſchen Mundſtücke aus Nephrit oder Quarz.

Die Waſſerpfeife iſt ein complicirtes Inſtrument und deren richtige Ausnützung erfordert ſchon einen großen Aufwand von auf Erfahrung begründeter Geſchicklichkeit. Sie beſteht in ihrer Geſammtheit aus einer Meſſinglegirung. Von dem zwiebelartigen Waſſerbehälter reicht das 1 Fuß lange Saugrohr in einem ſanften Bogen nach aufwärts. Eine zweite kurze

Röhre dient zur Aufnahme des trichterförmigen Pfeifenkopfes, deſſen unteres Ende in das Waſſer greift. Außer einer aus dem gleichen Metalle verfertigten Tabaksvorrathskammer weiſt eine vollkommen adjuſtirte Waſſerpfeife noch zwei Behälter zur Aufnahme der Papierzünder auf, deren Nothwendigkeit alſogleich einleuchtet, wenn man den Raucher bei ſeinem Vergnügen beobachtet. Zuerſt muß die Pfeife mit Waſſer gefüllt werden. Dies geſchieht dadurch, daß man das Mundſtück in das Waſſer taucht und bei der Pfeifenöffnung die Luft ausſaugt. Nun verfertigt der Raucher ein kleines Kügelchen aus Tabak und ſteckt es zart in den Pfeifenkopf. Der Papierzünder, einfach zuſammengerolltes, chineſiſches Papier, glimmt bereits, ein mit der Zunge hervorgeſtoßener, kräftiger Hauch genügt, um jenen zur Flamme zu entzünden. Die Pfeife wird gegen die Bruſt zu geneigt, die Flamme zum Tabak gebracht, ein, höchſtens zwei Züge, und der Tabak iſt verraucht. Wenn nun der Pfeifenkopf durch ein abermaliges Puſten der Aſche entledigt, der im Waſſerbehälter befindliche Rauch auf den Papierzünder geblaſen wurde, um die Flamme zu erſticken, wird ein neues Tabakkügelchen in den Pfeifenkopf gebracht und die Pfeife dem Nachbar gereicht. So ſind die Chineſen im Stande, von Morgens bis Abends die Pfeife zu rauchen, ohne ihrer im mindeſten überdrüſſig zu werden. Außerdem gewährt dieſe Rauchmethode dem beſchäftigungsloſen Mandarin ein Mittel, ſich die Zeit ſo angenehm als möglich zu vertreiben. Es wäre noch ein Glück für das Land, wenn es dabei bliebe. Die Mehrzahl der Mandarine und ein großer Theil der männlichen Bevölkerung aber greift endlich zu dem Rauchen des Opiums, einem Uebel, das, einmal durch längere Zeit genoſſen, zur unausrottbaren Gewohnheit wird und nicht allein Geiſt und Körper dem Siechthume preisgibt, ſondern auch den Raucher dem materiellen Elende überliefert. Ich komme im Verlaufe der Erzählung auf die Schilderung ſolcher unglücklicher Perſonen, darum ſei es mir nun geſtattet, wieder nach San-kwan-mjao zurückzukehren, wo bereits die Begleitung ungeduldig den Aufbruch erwartet.

Der Weg führte uns während der nächſten vier Tage tiefer in das Gebirge und machte uns mit den detaillirten, oft ermüdenden Formen und dem Aufbau desſelben näher bekannt. Es verging kein Reiſetag, ohne daß mehrere Sättel überwunden werden mußten, deren ſteiler Anſtieg die relativ geringe Höhe mehr als verdoppelte. Faſt alle Kuppen und Päſſe waren entweder mit unſcheinbaren Altären oder mit ſtolzen Lamaklöſtern geziert, ein Beweis, daß auch in China die religiöſen Grundſätze in den Bergen tiefere Wurzeln ſchlagen, als in der Ebene. Je mehr wir uns der Hauptkette des Sin-ling-Gebirges näherten, deſto trauriger blickten uns ſeine Ausläufer entgegen. Immer näher rückten die dunkelbraunen, felſig zerklüfteten Abſtürze der Berge, welche ſich bis 4000 Fuß über unſere Reiſeroute erhoben. Die ſteinigen Thäler führten in ihren Oberläufen eine reichliche Menge Waſſers, doch der überraſchende Umſtand fand ſeine Erklärung in dem Schmelzen des ſeit einigen Tagen in großer Menge gefallenen Schnee's. Die Einwohner, welche nie zuvor einen Europäer geſehen hatten, benahmen ſich etwas maßvoller und betrachteten uns mehr mit dem ſchüchternen Auge der Neugierde, obwohl auch ſie es verſtanden, das Handlexikon chineſiſcher Spottnamen auszubeuten.

Außer wenigen Sperlingen, die ſich ihr Gefieder in dem klaren Gebirgswaſſer putzten, bemerkte ich nur einzelne ſchwarze Störche, ſowie eine Nußhäherart, auffallend durch den rothen Schnabel, den ſchwarzen Kopf, das glänzend ſtahlblaue Gefieder und den langen ſchwarzgeränderten Schwanz, welcher beim Auffliegen ſich leierförmig ausbreitet. Wenn ich noch der Pfeifhaſen (Lagomys sp.) erwähne, kleiner, niedlicher, graubepelzter Thiere, welche den Boden unterwühlen, tagsüber ſich der Sonnenſtrahlen erfreuen und bei annähernder Gefahr pfeilſchnell von Loch zu Loch laufen, ſo iſt die Fauna jenes Gebirgsſtriches des Sin-ling-Syſtems nahezu erſchöpft.

Ueber den Markt Lan-tji-dſchaj gelangten wir wieder in das Sië-ho-Thal. Wenn auch die Krümmung des Sië-ho bis Tin-tze-kwan keine ſo bedeutende iſt, um durch die Umgehung des Fluſſes an Weg zu gewinnen, ſo machen die felſigen Schluchten des Thales die Anlage eines ſolchen unausführbar. Die Thalſohle erweitert ſich bei Lan-tji-dſchaj bis auf 1000 Schritte und ſcheint fruchtbaren Ackerboden zu beſitzen, dennoch iſt der Ertrag der Ernte zu gering, um ſo viele hungerige Mägen zu ſpeiſen.

Der Mandarin des Ortes beſtürmte uns ſogleich bei unſerem Eintreffen mit der Frage, ob in dieſem Winter noch viel Schnee zu erwarten wäre. Fiele kein Schnee, dann wäre die Fortſetzung der Hungersnoth unausweichlich. Um ſeinen Untergebenen eine freudige Nachricht zukommen zu laſſen, denn ein Mandarin verſteht nicht zu darben, ſchien es als das Beſte, ſeine Frage zu bejahen, und vergnügt lächelnd zog er von dannen. Auch hier ſind die ſteilen Abfälle der Gebirgshänge zu Wohnungen ausgehöhlt; in mehreren Etagen nehmen ſie oft zu 40 und 50 die ganze Breite der Thalwände ein.

Wenn ich auch die Möglichkeit begreifen konnte, in ſolchen Höhlen eine ruhige Exiſtenz fortzuführen, ſo konnte ich dennoch nicht faſſen, auf welche Weiſe der Eigenthümer in ſeine Wohnung zu gelangen vermöchte. Zu dieſen Oeffnungen, für deren Anlage in den meiſten Fällen ſchroffe, ungangbare Wände ausgewählt waren, führten weder Stufen noch Sproſſen. Die Höhlen ſollen einer Verſion zufolge auch zur Zeit der größten Noth den vermögenderen Chineſen als Zufluchtsſtätte gedient haben, denn dort oben fühlten ſie ſich durch die gütige Natur ſelbſt gegen alle Angriffe der Räuber geſichert.

Das chineſiſche Neujahr ſtand vor der Thüre, das größte Feſt im ganzen Reiche. Die letzten zwei Tage vor dem Neumonde, mit welchem das neue Jahr beginnt, ſind die geſchäftigſten des alten.

Es gilt die Schulden einzucaſſiren und die Rechnungen auszugleichen. In ungeſtümer Eile betritt der Gläubiger das Haus ſeines Geſchäftsfreundes, um ihn mit dem Aufgebote der ſchönſten Worte an ſeine Verpflichtungen zu mahnen. Kaum erreicht er ſein eigenes Heim, ſo warten bereits einige Freunde auf den Zurückkehrenden, um ihm die Silberklumpen abzunehmen. Dort wieder beweiſt ein verzweifeltes Geſicht einem Andern an der Rechenmaſchine die erdrückende Wahrheit, daß er keinen Heller beſitze; dem feurigen Wortwechſel folgt eine kleine Schlacht, die meiſtens mit einer Concursanſage endet. Die Zeit drängt, je näher die Stunde des Neumondes, deſto fieberhafter wird die Aufregung, denn derjenige, welchem es nicht gelang, vor Beginn des neuen Jahres ſeine Außenſtände einzucaſſiren, verliert mit dem Eintritt der Mitternacht ſeine Anſprüche.

Das Neujahrsfeſt fällt auf den, dem zweiten Neumond nach unſerem Winteranfange folgenden Tag. Wir feierten es im Jahre 1879 am 23. Jänner in Schan-tſchou, einer größeren, ummauerten Stadt von beiläufig 4—5000 Einwohnern, deren zwei ſieben Etagen hohe Pagoden ſchon von ferne ſichtbar waren.

Schon am Abend vorher wurde eine große Reinigung aller Ortſchaften vorgenommen. Es iſt dies das einzige Mal im Jahre, wo die Straßen gefegt und die zunächſtliegenden Canäle geſäubert werden. An den Zimmerwänden und den Holzſäulen der Thürflügel werden die auf rothem Papier gedruckten Sinnſprüche, Hausſegen und Schutzgeiſter entfernt und durch neue Placate erſetzt. Berühmte Männer vergangener Jahrtauſende, ſtrotzende Geſtalten gelehrter Philoſophen, grimmig blickende, gemäſtete Geſichter erprobter Kriegshelden zu 5 Caſh (1½ Kreuzer) per Stück verleihen dem Bildniſſe des wohlwollenden Hausgottes ein deſto väterlicheres Gepräge, je mehr Kerzen die Opfergaben des Altares beleuchten. Auch die ſchmalen, leicht transportablen Holzbänke (in der Form einer Krippe) erhalten eine lange Reihe Unſchlittkerzen mit beſonderer Berückſichtigung ihrer Farbe aufgepflanzt, denn ſie ſind weiß und roth gebeizt. Die Jugend kann den Moment nicht erwarten, bis es ihr geſtattet wird, die Feuerwerke abzubrennen; dann aber knattert es die ganze Nacht, als wäre eine Feldſchlacht der Entſcheidung nahe.

Auch die Aelteſten der Geſellſchaft, von Jugend auf daran gewöhnt, verſuchten es, die Zuſeher durch das Abbrennen einer Rakete oder das Entzünden eines Feuerrades zu überraſchen, doch das Staunen erreichte den höchſten Grad, als Graf Széchenyi eine Büchſe herbeibrachte und ſie in die Luft abſchoß, worauf eine in allen Farben ſprühende Rakete in einer hier noch nie erreichten Höhe mit einem Krache zu blauen Kugeln zerfloß. Wie bei einem Stuwer'ſchen Feuerwerk, ſo löſte ſich endlich die allgemeine Sprachloſigkeit zu einem freudigen „Ah!" Die Chineſen ſind nämlich die wärmſten Verehrer aller geheimen Geiſter des Schießpulvers.

Mittlerweile waren die Köche bei den Kochkeſſeln beſchäftigt, um Dinge zu bereiten, welche den Chineſen die höchſte Freude bereiten: die Spanferkel ſummten das letzte Lied am Bratſpieße, die Haifiſchfloſſen ſchwammen in öliger Sauce, die beliebten Kibitzeier ſchielten wehmüthig hinüber zu den dampfenden Vogelneſtern, da wurde noch ein Huhn abgeſtochen, dort ein Bambusproſſe ſeines Markes beraubt, kurz es duftete um unſere Naſen ſo intenſiv, daß ich mich nach friſcher, reiner Luft ſehnte.

Unter dem Schutze der für das beginnende Jahr maßgebenden Hausſegen und Schutzpatrone durchwachten die Familienglieder die Neujahrsnacht. Ihre Aufgabe war es, ſich in Freundlichkeit und höflicher Zuvorkommenheit zu überbieten, in vergangenen glücklichen Stunden des Jahres noch einmal zu ſchwelgen, ſich gegenſeitig in überſchwenglicher Phraſe das Unmöglichſte und Begehrenswertheſte für die Zukunft zu wünſchen, dann aber mit vollen Backen dem Tſchau-tſchau (der Mahlzeit) zuzuſprechen und weihevoll den Samſchu zu trinken.

Am nächſtfolgenden Morgen wurden die Feſtkleider angelegt, um nicht allein den Bekannten, Freunden und Verwandten, ſondern Jedermann die Gratulationen zu entbieten. Der Freund ſinkt vor dem Freunde, der Fremde vor dem Fremden in die Kniee und berührt mit den gekreuzten Fäuſten den Erdboden. Noch einige blumenreiche Floskeln dazu und ſchon eilen ſie auseinander, denn dort ſteht ein reicher Kaufmann, deſſen Neujahrswunſch ſie zuvorkommen müſſen. Selbſt die Kinder legen am Neujahrstage ihr ungezogenes Weſen ab, mit einem großen Glückscaſh um den Hals begrüßen ſie ſich in gleicher Weiſe wie die Alten.

Einige der Buben trugen am Neujahrstage einen eiſernen Ring um den Hals, deſſen Geſtalt vollkommen einer Feſſel glich. Ich erkundigte mich nach der Urſache dieſes ſonderbaren Halsſchmuckes und erfuhr, daß dieſe Kinder in Folge eines Gelübdes des Vaters oder der Mutter (entweder nach überſtandener Krankheit oder nach der glücklichen Abwickelung eines Geſchäftes) Buddha geweiht wurden, mit anderen Worten, daß ſie dereinſt Lama werden müſſen.

Wir erhielten am frühen Morgen den vollzähligen Beſuch unſerer Militär-Escorte. In ihren beſten Uniformsſtücken betraten ſie das dunkle Zimmer und warfen ſich zu Boden. Nach einer kleinen Weile verließen ſie uns wieder. Es dauerte nicht lange, ſo entſtand im Hofraume ein ſchreckliches Durcheinander, wir eilten hinaus und bemerkten, daß ſich die Soldaten rauften. Ich mußte herzlich lachen, als ich vom Dolmetſch erfuhr, die Keilerei entſtand deshalb, weil die Gratulanten nicht ſofort ein Trinkgeld erhalten hatten. Noch heute bleibt es mir ein Räthſel, warum ſie die Sache ſo unter ſich ausglichen.

Die Feſtkleidung der Männer iſt im ganzen Reiche dieſelbe und variirt von der gewöhnlichen Tracht nur inſoferne, als die Stoffe von beſſerer Qualität, zumeiſt aus Seide beſtehen. Nur der in dieſen Gegenden mit Vorliebe getragene weiche Filzhut, deſſen aufgebogene Krämpe mit einem zollbreiten, ſchwarzen oder weißen Seidenbande eingeſäumt iſt, wird durch einen ſteifen Mandarinshut mit großer Krämpe aus Seidenſammt vertauſcht. Wie bei unſerem Frack niemals das Knopfloch fehlt, ſo geht auch dieſen Hüten niemals die ſpitzige Nadel auf der Kuppe ab, worauf die dazu befugten Mandarine den Decorationsknopf befeſtigen.

Alle jene Männer, welche im abgelaufenen Jahre einen nahen Anverwandten durch den Tod verloren, ſind am Neujahrstage geſetzlich verpflichtet, in Trauerkleidern zu erſcheinen.

Der lange, faltenreiche Talar der Trauer ſticht in dem bunten Farbenſpiele der auffallenden Frauentrachten um ſo greller hervor, als die Kopfbedeckung aus einem weißen Turban beſteht, deſſen nach aufwärts gedrehte Enden wie zwei Hörner weit in die Höhe ragen. Alle Frauen trugen an dem Feſttage rothſeidene Pluderhoſen, welche von den Knöcheln bis zu den Knien durch geſtickte, breite Bandagenbänder an das Bein angeſchmiegt wurden. Eine lichtblaue Seidenjacke, welche bis zu den Knien reichte, zeigte wieder in den prachtvollen Stickereien die Fertigkeit geſchickter Hände. Das pechſchwarze Haar, zur impoſanten, geſchmackloſen Friſur aufgethürmt, blendete förmlich die Augen mit dem Glanze des aufgetragenen Ricinusöles und der koſtbaren Silberſtangen, welche die das Geſicht umzitternden, grellrothen Reisblumen feſthielten. Die winzigen, dunkelblauen Schuhe verliehen den eingezwängten Füßchen die Form eines Pferdehufes. Jüngere Mädchen hatten das glatt geſcheitelte Haar mit einer knapp anliegenden, rothen Mütze bedeckt, deren runde Form durch das Anheften von Flittergold und Goldpapier einigermaßen gemildert wurde. So wanderten ſie zu zweien Hand in Hand durch die Straßen, indem ſie ſich gegenſeitig bei dem mühſamen Gange unterſtützten. Sehr häufig war es die Mutter, die das Handgelenk ihrer Tochter krampfhaft umklammerte. Begegnete einer von uns Europäern einem ſolchen Paare, ſo manövrirte die Mutter ſo geſchickt, daß es unmöglich war, auch nur einen Schimmer von dem reizend bemalten Geſichte ihrer jugendlichen Begleiterin zu erhaſchen. Mädchen, welche entweder nur mit einem großen Bambuſtocke als Begleiter, oder auch paarweiſe einen Gratulationsſpaziergang unternahmen, waren beiweitem nicht ſo beſorgt, durch den Blick eines Europäers entweiht zu werden, obgleich ich eingeſtehen muß, daß es kein anderes Gefühl war, als Neugierde, unterſtützt durch den Ausdruck grenzenloſen Abſcheues, welche ſie bewog, den Blick nicht unerwidert zu laſſen. Viele der Mädchen verzerrten bei dieſen Gelegenheiten ihr Geſicht zu einer ſolchen entſtellenden Grimaſſe, als läge ihnen gar nichts daran, für ſchön gehalten zu werden.

Und es ließen ſich doch aus der großen Menge häßlicher Geſichter einige Köpfchen herausfinden, deren ſchiefgeſchlitzte Augen dem niedlichen Stumpfnäschen den Stempel der Nettheit verliehen. Doch der Geſchmack der Männerwelt in China iſt von dem unſeren weit verſchieden. Ein großer Kopf, dicke Backen, kleine Augen, maſſive, gedrungene Statur, und hauptſächlich kleine Füße, das ſind die Zeichen der Schönheit, welche den jungen Chineſen bewegen können, den Mädchen gegenüber den ſonſt gewöhnlichen Ausdruck der Verachtung aus den Mienen zu bannen.

Im Verlaufe der Reiſe fragten wir einmal einen jungen Mandarin, der uns begleitete und den Schönheiten der Straße ein ungewöhnliches Intereſſe ſchenkte, warum ſein erſter Blick immer den Füßen der Mädchen gelte. „Das thut jeder Chineſe!“ antwortete er. „Je kleiner, deſto ſchöner.“ Seinen kleinen Finger ausſtreckend, nickte er wohlgefällig mit dem Kopfe: „So! — So! — Nicht größer!“ Wir lachten. Er ſah uns verwundert an, und während er ſich ein Kügelchen Tabak für ſeine Waſſerpfeife zurecht rollte, frug er: „Nun — und bei Euch daheim ſchnüren ſich die Mädchen nicht die

Füße?“ „Nein! Dort wachſen ſie ungehindert bis zu ihrer normalen Größe!“ — „Brr!“ war die Antwort des Mandarins, der eine Bewegung machte, als wolle er einen Fieberfroſt von ſeinem Rücken ſchütteln.

Während des Feſttages blieben alle Häuſer geſchloſſen, die Geſchäfte ruhten, ſelbſt unter den Kochkeſſeln war das Feuer ausgegangen. Nur durch reichliche Geſchenke war unſer Gefolge zu bewegen, den Marſch fortzuſetzen. Es wurde nahezu Mittag, bevor wir aufbrechen konnten. Die ſtrenge Kälte der letzten Tage war beſonders in den Morgenſtunden recht empfindlich. Die Maulthiertreiber hatten ſich in der Stadt mit wärmeren Pelzmützen verſorgt, die in ihrer Form den ehemaligen, ſogenannten „Holzmützen“ der öſterreichiſchen Armee vollkommen ähnlich waren. Andere wieder, deren Caſſaſtand ſo koſtſpielige Extravaganzen nicht geſtattete, ſicherten ihre Ohren gegen das Erfrieren durch das Aufſetzen von kleinen, pelzgefütterten Täſchchen, die zwar den Gehörgang abſchließen, aber immerhin bei einer gefälligen Form überraſchend gute Dienſte leiſten. Auch wir griffen bald zu ſolchen Futteralen, was den Chineſen viele Freude bereitete.

Der Weg führte von nun an bald am rechten, bald am linken Ufer des Sië-ho. Der Fluß war ſehr ſeicht und an allen Stellen zu durchwaten. In der Nähe jeder Furth befindet ſich auch ein Weg für die Fußgeher. Drei bis vier Fuß hohe Holzſtände dienen als Unterlage für die loſen Bretter, welche die Brücke bilden. Das im Ganzen und Großen gebrechliche und bei jedem Schritte ſchwankende Gerüſte wurde von unſeren Leuten gerne umgangen; ſie zogen es vor, durch das eistreibende Waſſer entweder bloßfüßig oder in den Filzſchuhen zu waten. Daß ihre Füße bei dem Umſtande, daß nach einigen ſolchen Flußüberſchreitungen den Fuß ein Eisklumpen umhüllte, nicht erfroren, wunderte mich.

Der Fluß gewann, je mehr ſich ſein Thal verengte, ein deſto größeres Gefälle, ſchäumend zerſpritzten die klaren, blaugrauen Waſſerwellen an den ſcharfen Felsvorſprüngen, über welche der ſchmale Weg führt; das eilende Gewäſſer fand nicht genügende Raſt, um ſich in glitzerndes Eis zu verwandeln und riß die ſchieferigen, glasgleichen Verſuche von den Uferrändern mit ſich fort, um ſie in der nächſten Minute an einem harten Steine in tauſend

Stücke zu zerſplittern. Der Weg wurde derartig ſchlecht und theilweiſe von Glatteis bedeckt, daß wir es ſchließlich vorzogen, die Leute nachzuahmen, die mit Stiefel und Sporen das Waſſer durchſchritten; dann froren wohl ſpäter die Sohlen mit den Steigbügeln zuſammen, die Füße wurden ſteif und ſtarr, das Abſterben der Gefühlsthätigkeit ließ ein längeres Verweilen im Sattel nicht zu, mit klappernden Zähnen ſprang ich vom Pferde und ſuchte im eiligen Schritte den erſtarrten Füßen die Beweglichkeit wiederzugeben. Trotzdem betrug die vorherrſchende Kälte nur 5—6° unter Null. Doch der mehr als einjährige Aufenthalt in den Tropenländern, die Gewohnheit an eine ſo hohe Temperatur nicht allein während des Tages, ſondern auch während der Nacht äußerte ſich bei dem plötzlichen Uebergange in einer faſt verweichlichten Empfindlichkeit gegen die rauhen Verhältniſſe des Winters in den Gebirgsſchluchten des Sin-ling-Gebirges.

Vor Helon-ko wurden wir von einem heftigen Schneefalle überraſcht; die Temperatur ſtieg plötzlich über den Gefrierpunkt, und als wir uns am nächſten Morgen für die Beſteigung des Paſſes Hao-won-tzu-kon-mjao anſchickten, ſchien die Sonne ziemlich warm. Die Steigung des Weges entſprach nicht meinen Erwartungen. Seine Anlage führt in geſchickt angebrachten Windungen über die zerklüfteten Schluchten, aus welchen das Waſſer in Folge der Schneeſchmelze brauſend thalwärts eilte. Die gleichmäßige, aber continuirliche Steigung führte uns endlich zu der trichterartigen, in die Schlucht abſtürzenden Mulde, nach deren Erklimmung wir den Sattel erreichten.

Dieſe letzte halbe Wegſtunde bereitete uns doch einige Schwierigkeiten, der Weg war ſchlüpfrig, glatt und ſteil, hin und wieder mit einer Schichte Glatteis bedeckt, die Maulthiere und Pferde glitten aus, das Gepäck rollte von ihrem Rücken den Hang hinab und mußte von den fluchenden Treibern unter unſäglicher Mühe wieder heraufgeſchleppt werden. War es zu wundern, daß bei ſolchen Verhältniſſen endlich auch die chineſiſchen Männer ihr Phlegma verloren und den armen Thieren das entgelten ließen, wofür Niemand zur Rechenſchaft gezogen werden konnte? Endlich ſtürzte ein Maulthier und brach ſich das Kreuz. Es blieb auf der Stelle todt. Der Eigenthümer, welcher vor wenigen Minuten noch den Bambuſtock auf dem ſpindeldürren Rücken des Thieres verſucht hatte, blickte einen Moment träumend und ſinnend auf den verendenden Eſel, er wußte nicht, ſollte er ihn noch im Tode verwünſchen, oder ſich ſelbſt ob des Verluſtes beklagen, dann ſattelte er den größeren Theil des Gepäcks auf den Rücken eines anderen Tragthieres, nahm den Holzſattel auf ſeine eigenen Schultern und überließ den Cadaver den in der Luft kreiſenden Geiern.

Die Hauptkette des Sin-ling-Gebirges erreicht am Paſſe die Höhe von 1220 Meter, in einem zweiten, 15 Kilometer weſtlich gelegenen Sattel, über welchen ein ſchlechter Fußſteig führt, die Höhe von 1260 Meter und in der beide verbindenden Bergſpitze die Höhe von 1530 Meter.

Der Hauptrücken, eine Reihe bald felſiger, bald runder Kuppen, die ſich bis 700 Meter über die Sättel erheben, iſt nicht bewaldet und war bei unſerer Ueberſchreitung mit fußhohem Schnee bedeckt. Im Oſten des Paſſes bricht die Richtung des Hauptrückens aus der Weſt-Oſtlinie plötzlich nach Süden um und theilt ſich etwas ſpäter ſtrahlenförmig nach Nordoſten, Oſten und Süden. Wir waren die erſten Europäer, welche den Sin-ling an dieſer Stelle überſchritten, denn ſowohl der ruſſiſche Oberſt Szosnowsky als der Lazariſten-Miſſionär Abbé David berührten das Gebirge in großer weſtlicher Entfernung nahe der Stadt Han-tſchong-fu. Auf dem Sattel befindet ſich ein großer, buddhiſtiſcher Tempel, deſſen freundlicher Prieſter mir ein ruhiges Plätzchen anwies, woſelbſt ich ungeſtört die Höhenbeſtimmung und den Vergleich der Aneroide mit dem Queckſilber-Reiſebarometer durchführen konnte. Sein Intereſſe an der Obſervation und den Inſtrumenten ging ſo weit, daß er mich mit einem unerſchöpflichen Wortſchwalle beſtürmte, und endlich, als er einſah, er mühe ſich vergebens ab, Neuigkeiten aus fremden Welttheilen zu erfahren, davon eilte, um Samſchu und Reis zu bringen, eine Gabe, die ich, weil ich wußte, ſie komme vom Herzen, mit dem größten Appetit verzehrte.

Als ich mit einer Verſpätung von einer halben Stunde der Caravane nacheilte, begegnete ich in der ſanft abfallenden, jenſeitigen Thalöffnung dem erſten Wild, einem Wolfe. Aber ſchon an den Umſtand gewöhnt, das

Werndlgewehr nur als Laſt mit mir zu tragen, gewann ich weder Zeit, die Beſtie zu beobachten, noch die Waffe aus dem Lederfutteral zu löſen. Mißmuthig zog ich das Pferd am Halfter nach und ſpähte vergebens nach einem Jagdabenteuer.

In Moha-quan vereinigte ich mich wieder mit dem Gros der Reiſegeſellſchaft und delectirte mich an den Leckerbiſſen, den Ueberbleibſeln des Neujahrsſchmauſes, welche uns der geſchwätzige, in voller Parade prunkende Ortsvorſtand übermitteln ließ.

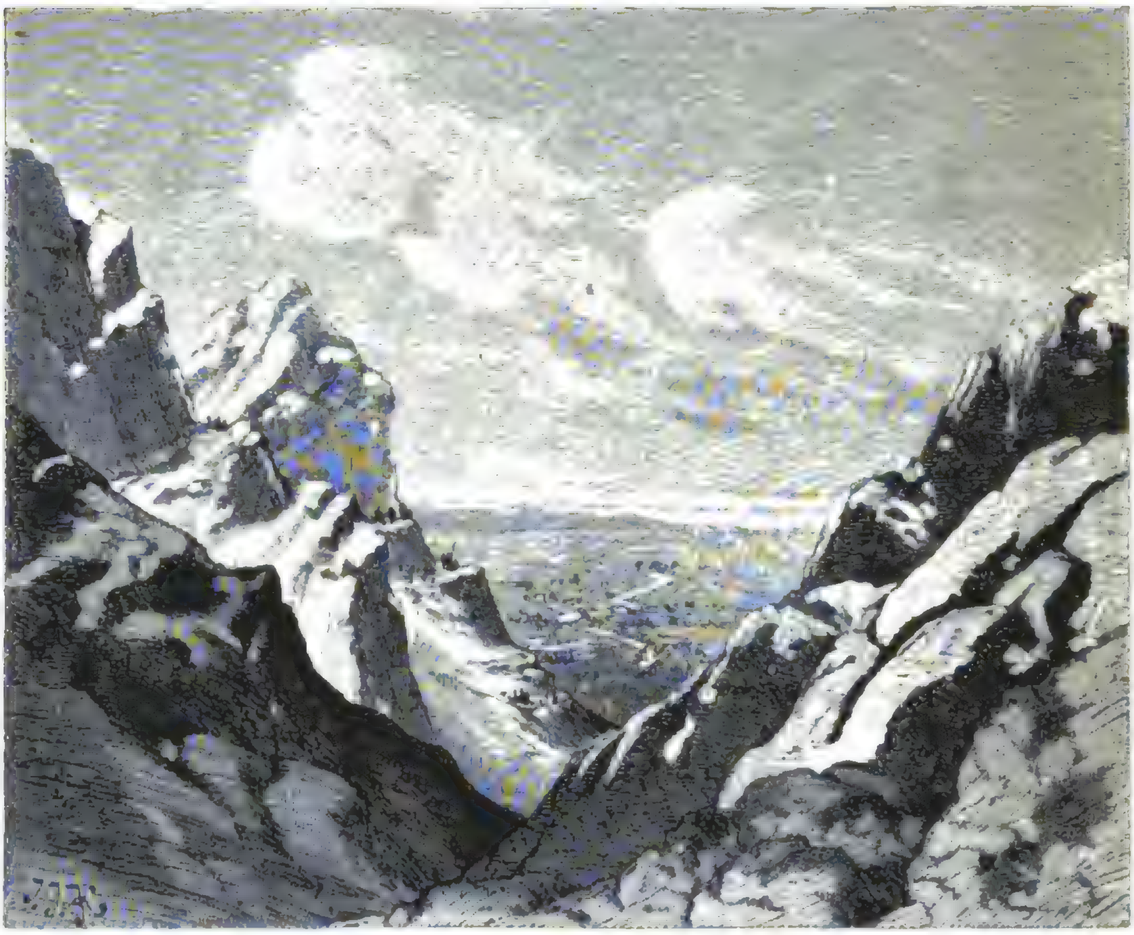
In ſpäter Abendſtunde erreichten wir ein kleines Dorf Namens Lan-tſchao, woſelbſt wir erfuhren, daß wir am nächſten Morgen eine zweite Höhe zu überwinden hätten. Obgleich ich dieſer Mittheilung keinen rechten Glauben zu ſchenken vermochte, denn die Chineſen wiſſen oft von Bergen zu erzählen, die gar nicht exiſtiren, ſo fand ich doch am nächſten Morgen ihre Ausſagen beſtätigt. Wir verließen das Thal, welches nach Oſten abbog und dort wahrſcheinlich in mehreren Waſſerfällen durch ungangbare Felswände ſich durchzwängend, der Ebene von Si-ngan-fu zueilt, und erſtiegen leicht und ohne beſondere Mühe den 1120 Meter hohen Sattel eines nördlichen Ausläufers des Sin-ling-Gebirges, Namens Tſi-li-po. Der Weg führt ſodann auf einer 1½ſtündigen Strecke ziemlich eben längs des Rückens. Weg und Umgebung deckte eine mächtige Schneelage; trotz des gänzlichen Mangels an Bäumen entbehrte jedoch die Landſchaft nicht jedes Reizes. Ja ich bin ſo vermeſſen, das Bild mit jenem zu vergleichen, welches ich an der Spitze des Tigerhügels bei Dardſchiling an der Grenze Sikkims genoß. Freilich waren es nicht die himmelanſtürmenden Höhen der ſüdlichen Himalayakette, die da als zerzackte, trotzige, graue Felsgebilde dem Schnee entwuchſen, es waren nicht jene reichen, grünen, fruchtbaren Thäler, die den Contraſt des todten Eiſes und der lebendigen Natur zwiſchen Tibet und Indien ſo grell hervortreten laſſen, doch es war immerhin ein Miniaturgemälde, eine im kleinen Maßſtabe angelegte, plaſtiſche Darſtellung jener Rieſen im Südweſten, die ſich da zu meiner Linken in heiliger Ruhe ausbreitete, und unwillkürlich überflog mein prüfender Blick den Horizont, als müßte ich irgendwo den unentweihten Gipfel des Gauriſankar entdecken.

Da ſchien es, als ſei der ſcharfkantige Rücken, auf welchem der Weg nordwärts führte, plötzlich durch eine Kuppe, deren Felswände ſich direct dem Wege vorlagerten, abgeſperrt, er bog aber rechts ab und vor uns breitete ſich in jäher Tiefe eine ganz verſchiedene Landſchaft aus. Umſäumt von allmälig abſteigenden Plateaux, öffnete ſich das Thal zu einer fruchtbaren, belebten Ebene, deren Abgrenzungslinie in weiter Ferne mit der unreinen Atmoſphäre zu einem Nebelbilde verſchwamm. Da vereinigten ſich die Wohnſtätten der Ackerbau treibenden Bevölkerung zum lieblich gelegenen Orte, dort blitzte hinter den braunen Schollen der wohlcultivirten Felder der Waſſerarm eines Canales hervor, da bemerkte das Auge mit Wohlgefallen eine vereinzelte Baumgruppe, ein Beweis, daß die Bäume doch noch nicht gänzlich ausgeſtorben ſind, und dort erhob ſich eine ſtolze Pagode in der Richtung, wo die ehemalige Hauptſtadt des Reiches, Si-ngan-fu liegen mußte. Wir befinden uns noch auf der Höhe, während wir, überraſcht durch das unerwartete Bild, vom Pferde ſteigen und zuerſt mit freiem Auge, dann mittelſt des Feldſtechers die Umgebung muſtern, und ahnen kaum die Mühſeligkeiten des Abſtieges, welche im nächſten Augenblicke beginnen.

Die Anlagen ſind kurz, die Felſen ſteil, mehr als 2000 Fuß tiefer windet ſich das ſchlangengleiche Thal durch den Lößboden, wie ſollen wir da hinab kommen? Und wirklich, in halsbrecheriſchen, kühnen Serpentinen mußte der Weg in die Felsblöcke gehauen werden, damit es dem Reiſenden ermöglicht wurde, Schritt für Schritt auf der glatten, ſchlüpfrigen, ſteilen, ſchiefen Ebene abwärts zu klettern. Das Wegband umzüngelt in wunderbaren Spiralen die Zuckerhutformen der felſigen Granitſpitze, führt dann über Stock und Stein zu der Kante eines kurzen Sattels, um dann ſchließlich als holperiger, ſteiniger Saumweg eine finſtere Schlucht zu paſſiren, worin aber bereits die Räderſpuren der primitiven Holzkarren der Ebene ausgeprägt ſind.

Unſere chineſiſche Begleitung, die gewohnt war, nie vom Sattel zu ſteigen, die es vorzog, bei gefährlichen Paſſagen ſich willenlos dem Inſtinkte der Maulthiere zu überlaſſen, verließ zum erſten Male während des Abſtieges vom Sin-ling-Gebirge den Sattel und marſchirte vorſichtig zu Fuß.

In Lan-tjen-ſhien, dem Nachtquartiere, empfanden wir bereits wieder das milde Klima der Niederung, zugleich aber auch die Unannehmlichkeiten einer zudringlichen Inſektenſchaar, deren Wohlbefinden in den Lehm- oder Holzbetten des Wirthshauſes durch die aufreibenden Froſtverhältniſſe des ſtrengen Winters im Gebirge noch keine Störung erlitten hatte.



Abſtieg vom Sin-ling-Gebirge.

Der letzte Reiſetag über die flach ausgebreiteten, fruchtbaren Plateaux nach Si-ngan-fu war von mancherlei ungünſtigen Umſtänden begleitet. Schon der Aufbruch erlitt dadurch eine Verzögerung, daß nicht die genügende Anzahl von Maulthieren aufgebracht werden konnte und für die Fortbringung des Gepäckes Träger engagirt werden mußten. Als wir uns auf dem Marſche befanden, ging die Zucht und Ordnung, welche für die ſchnelle Bewegung einer Caravane unbedingt nöthig iſt, binnen Kurzem außer

Google

[illegible]

[illegible]

erhalten, noch nicht vollſtändig inne hatte. — „Wo iſt die Proviantkiſte?“ — Graf Széchenyi hatte nämlich in Indien eine für ſolche Reiſen äußerſt zweckmäßige Holzkiſte erworben, die nebſt dem nöthigen Service aus Chinaſilber, noch genügend Raum zur Aufnahme der Lebensmittel für mehrere Tage enthielt. Kung-ſche, mit dem Engliſchen beſſer vertraut als der Koch, erzählte uns nun, daß die Kiſte bei dem Aufbruche einem Packträger übergeben wurde, und er hatte gehofft, dieſen bereits hier zu finden. Nach und nach rückte auch die Militär-Escorte ein, doch keiner der Soldaten war dem Packträger begegnet. Sie wurden wieder fortgeſchickt, um den Mann zu ſuchen, und auch wir ließen es uns nicht verdrießen, von höher gelegenen Punkten aus nach ihm zu ſpähen. Vergebens! Da machte uns Kung-ſche eine entſetzliche Mittheilung: „Oh Maſter, die Leute ſind hier ſehr ſchlecht, lauter Diebe und Räuber! Der Träger, welcher zugegen war, als die Kiſte verſperrt wurde, hielt gewiß das glänzende Metall für Silber — oh gewiß!“ — „Sie glauben alſo, daß er die Kiſte geſtohlen hat?“ Kung-ſche lächelte nur dazu und blinzelte mit den Augen, als wollte er ſagen: „Wie können Sie nur fragen?“ Wir fühlten die volle Schwere dieſes unerſetzbaren Verluſtes, und der Hunger ſchwand in dem Maße, als die Unmöglichkeit anwuchs, ihn zu befriedigen. Der Abend rückte unabweislich näher und wir waren nach 2½ſtündigem Abwarten gezwungen, aufzubrechen, wenn wir noch Si-ngan-fu erreichen wollten.

Wir zäumten die Pferde, und juſt als wir die Schnallen der Gurte anzogen, ſtürzte ein Soldat in athemloſer Eile in den Hof. „Wir haben ihn. Er raucht in einem Wirthshauſe zu Iu-hu ſeine Opiumpfeife und wird in einer Stunde da ſein!“ Von einem weiteren Abwarten konnte keine Rede ſein, denn die Stadtthore von Si-ngan-fu werden um 7 Uhr Abends geſperrt.

Erſt als wir etliche Kilometer im Trab weitergeritten waren, bemerkte ich zu meinem Entſetzen, daß ich meinen Tabakvorrath im Dorfe vergeſſen hatte. Das war ein herber Verluſt, ich hatte mir ſchon an den Fingern ausgerechnet, wie lange ich mit der vollen Büchſe auslangen ſollte, und nun war er hin, uneinbringlich verloren, der edle türkiſche Tabak. Bei dem

Gedanken wie von einer Tarantel geſtochen, war es meine erſte Regung, das Pferd zu wenden und in den Ort zurückzujagen. Ich zog die Zügel mit einem Rucke nach links. Das Pferd machte einen Satz, glitt auf einer Eisfläche aus und ſtürzte. Ich fiel vom Pferde und meine Knieſcheibe krachte bei dem Anprall an eine Steinkante. Vom Schmerze überwältigt, knirſchte ich mit den Zähnen, mühſam ſchleppte ich mich zum Pferde und erklomm den Sattel; ich verzichtete freiwillig auf den Tabak und rieb das verletzte Knie mit Arnica.

Die Sonne neigte ſich bedenklich gegen den Horizont und ihre in der Staubatmoſphäre gedämpften Strahlen erzeugten in der Ebene nur eine düſtere Dämmerung. Wir gewannen in den Abendſtunden nicht mehr die genügende Zeit, die wilden Enten und Gänſe in den ſumpfigen Niederungen aufzuſuchen und zu verfolgen, nur ein oder das andere Mal zügelten wir die ungeſtüme Haſt des Reitpferdes, um einen einſamen Wanderer mit der Frage aufzuſchrecken: „Si-ngan-fu, toscho li lou? — Wie weit iſt es nach Si-ngan-fu?“ Mißtrauiſch blickte uns der Angeſprochene in das Geſicht und antwortete: „Putung-a! — Ich verſtehe nicht!“

Es wurde dunkel. Das Directionsobject, welches uns als Wegweiſer gedient hatte, eine hohe Holzpagode, nahm, je näher wir kamen, deſto verſchwommenere Umriſſe an, endlich lag ſie uns zur Seite auf dem Gipfel eines niederen Erdhügels, und am Fuße des Berges ſaß einer unſerer Miethlinge, ein junger Chineſe, welcher den Chronometer und das Queckſilber-Barometer trug. Er verſuchte es, uns die gewünſchte Auskunft zu geben, und ſo erfuhren wir denn, nachdem er in einer am Wege liegenden Hütte Erkundigungen eingeholt hatte, daß Si-ngan-fu höchſtens noch 8 Li entfernt ſei.

Wir bogen um den vorſpringenden Fuß des Berges, und richtig, das zur höchſten Schärfe angeſtrengte Auge vermochte noch die dunklen Umriſſe eines hohen Walles zu unterſcheiden, an deſſen Ecken die plumpen Maſſen der Vertheidigungsthürme in die Höhe ragten.

Die ſiebente Stunde hatte bereits geſchlagen und ſomit ſchien jede Eile überflüſſig. Unter der Führung unſeres Mannes ſetzten wir den Marſch fort. In der Nähe der Stadt wurde der Weg zwar breiter, aber auch ſchlechter. Obwohl zum Theile gepflaſtert, geſtalteten ihn die großen Löcher zwiſchen den einzelnen Steinen, beſonders zur Nachtzeit, recht gefährlich für die Beine der Thiere.

Da begegnete unſer Auge dem matten Lichte einer Papierlaterne, welches die gähnende Oeffnung in einem Lehmwalle, der den Weg abzuſperren ſchien, beleuchtete. Wenige Schritte noch, und wir befanden uns in der Vorſtadt von Si-ngan-fu. Das erſte Bild war durchaus nicht großſtädtiſch. Eine ſchmutzige, enge Straße führte zwiſchen zwei Reihen niederer, zerfallener Lehmbaracken längs eines ſchmalen Waſſercanales in einem Bogen zu der Hauptumfaſſungsmauer der Stadt. Trotz der frühen Stunde hatten ſich die Bewohner der Vorſtadt bereits in ihre Häuslichkeit zurückgezogen und nur einige Nachtſchwärmer huſchten geſpenſtig, die Laterne ſchwingend, von Haus zu Haus. Zwei bis drei der neugierigſten Chineſen hatten ſich unſerem Zuge angeſchloſſen und führten uns unter geſchwätzigen Geſprächen zu dem Haupteingange der Stadt.

Ueber einen breiten, überbrückten Waſſercanal gelangten wir zu dem Thore. Die maſſiven, mit ſchwerem Eiſen beſchlagenen Holzflügel waren feſt verſchloſſen. Wir klopften an, und der Chronometerträger unterſtützte unſer Begehren durch ein lautes Jammergeſchrei. Es rührte Niemanden und Niemand rührte ſich.

Während ſich allmälig die aus ihrer häuslichen Ruhe aufgeſcheuchte Nachbarſchaft um uns verſammelte und durch ein lebhaftes Geberdenſpiel die Fruchtloſigkeit unſerer Abſicht, in die innere Stadt zu gelangen, kundgab, erſchien der Dolmetſch Sin. Mit kreiſchender Stimme, die möglicherweiſe den Anflug majeſtätiſcher Würde in ſich verbarg, überſchrie er das wirre Geſumme der Verſammlung und unterſtützte das Ereigniß ſeiner Anweſenheit durch das effectvolle Geräuſch eines an die Eiſenverſpreizung des Thores geſchleuderten, großen Steines. Der Erfolg blieb nicht aus. Bei der plötzlich eingetretenen, heiligen Ruhe vernahmen wir den aus der Wölbung hervordringenden, dumpfen Schall ſtreitender Stimmen, dann den durch Mark und Bein dringenden Ton, welchen das Aufſperren des verroſteten Schloſſes hervorbrachte, und endlich knarrten die Angeln der langſam ſich öffnenden Thürflügel. Um der

Eventualität, erſt recht ausgeſperrt zu werden, vorzubeugen, drangen wir ſofort in den dunklen Thorgang und ſchoben die verblüfften Soldaten, welche uns den Weg verſperren wollten, ſanft bei Seite. Bevor wir den gegenüberliegenden Ausgang der impoſanten Wölbung erreichten, wo abermals zwei mit Papierlaternen bewaffnete Soldaten die Thorflügel beſetzt hielten, war es nothwendig, den Fuß 10—12 Mal mit der größten Vorſicht vorzuſetzen, denn die Pflaſterung der kurzen Strecke wechſelte mit unergründlichen Pfützen und gähnenden Abgründen ab. Mit dem Paſſiren des Thores erreichten wir einen kleinen, freien Platz, an deſſen rechter Seite ſich das Gebäude der Thorwache befand. „Wohin jetzt in der ſtockfinſteren Nacht?“ Dolmetſch Sin deutete uns an, zu warten und begab ſich in die Wachſtube. Die Thüre blieb offen, doch ich erhaſchte einen kurzen Schimmer des unvergleichlichen, an den Holzwänden haftenden Schmutzes, an deſſen Schichtenbildung ſich gewiß die Jahrhunderte ergründen ließen, welche ſeit der Erbauung des Hauſes verſtrichen ſind. Endlich wurde es im Inneren lebendig, die Soldaten ergriffen ihre Hellebarden mit der einen, eine Papierlaterne mit der andern Hand und beleuchteten dem Wachcommandanten die Stufen, welche er herabſteigen mußte, um zu uns zu gelangen.

Der Commandant, eine kräftige, wohlgenährte Geſtalt, trat majeſtätiſch in den uns umzingelnden Kreis der Laternen, und ſtellte mit mürriſcher Strenge die Frage, wer wir ſeien? Graf Széchenyi antwortete mit einer andern Frage, ob er nicht ſchon erfahren hätte, daß drei Europäer in Si-ngan-fu eintreffen würden. Sein prüfendes Auge muſterte unſere Kleidung: „Zeigen Sie mir die Reiſepäſſe!“ In der Kunſt des Leſens und Schreibens nur ſo weit bewandert, als es einem chineſiſchen Kriegsmanne ziemlich, bedurfte es der Unterſtützung der geſammten Wachleute, bevor die kunſtvoll gezackten Linien der Schriftzeichen eine wohlgefällige Geſtaltung gewonnen hatten. Die gewitterdrohenden Furchen im geſtrengen Angeſichte des Officiers löſten ſich in wohlwollende Herablaſſung und theilnehmende Protection auf. „Warum kommt Ihr erſt nach der Thorſperre? Nach der feſtgeſetzten Stunde darf Niemand den Wall paſſiren!“ „Weil wir aber ſchon einmal hier ſind, wäre es das Wünſchenswertheſte, zu erfahren, ob für uns das Quartier vorbereitet iſt.“

Der Commandant berieth ſich mit ſeinen Leuten und theilte uns endlich mit, daß Alles in beſter Ordnung wäre. Er beauftragte einen Soldaten, als Wegweiſer zu dienen, und entließ uns mit einem höflichen Gruß in Gnaden, nachdem wir ihm noch das Verſprechen abgerungen hatten, auch dem nachfolgenden Gepäck, hauptſächlich aber unſeren Betten Einlaß zu gewähren.

So wanderten wir wohl eine Viertelſtunde bei dem Scheine einer rothen Papierlaterne durch eine Unzahl enger, ausgeſtorbener Gäßchen, dann aber erreichten wir eine breitere, beſſer gepflaſterte Straße, auf welcher ſich das ganze Nachtleben zu concentriren ſchien; die Wirthshäuſer verſammelten die vergnügten Geſellſchaften der Arbeiter und Laſtenträger, welche ſich nach des Tages ſchwerer Mühe noch einen Teller Reis und einige Schalen Thee gönnten, hie und da rechnete noch ein Händler auf ſeiner Rechenmaſchine den Verdienſt der erledigten Geſchäfte nach, dann paſſirten wir wieder einen von vier Chineſen getragenen Tſcher, in welchem ſich eine Schönheit zu einer Abendunterhaltung bringen ließ.

Si-ngan-fu war die erſte große Stadt China's, welche wir während der Landreiſe paſſirten, und ſo war mein Auge an die Straßenſcenen gefeſſelt, ohne auf den Führer zu achten. Auf einmal bemerkte ich, daß Loczy und ich allein waren. „Das iſt recht unangenehm,“ ſagte ich zu Loczy. „Wir verſtehen Beide kein Wort chineſiſch, wie werden wir das Quartier finden?“ Wir beſchleunigten unſere Schritte, fragten auch einen oder den anderen Paſſanten bei Straßenkreuzungen durch das Ausſtrecken des Armes nach drei unentſchiedenen Richtungen um Auskunft, aber ſie lachten, zuckten mit den Achſeln und gingen ihrer Wege. „Dort muß der Graf ſein!“ meinte Loczy und machte mich auf eine Seitenſtraße aufmerkſam, woſelbſt die Anſammlung einer größeren Volksmaſſe ein Ereigniß ſignaliſirte. Er hatte richtig gerathen, wir fanden uns wieder und glücklicherweiſe gerade in dem Momente, als der Führer in ein Labyrinth enger und dunkler Gaſſen einbog. Vorſichtig und ſchweigend folgten wir im Gänſemarſche dem Scheine des unruhigen Lichtes, kaum daß höchſtens Einer einmal ſeinem Unmuthe über das entlegene Nachtquartier Ausdruck verlieh.

Da, ein dumpfer Fall, ein kurzer Aufſchrei, dann ein chineſiſcher Fluch. Was war geſchehen? Wir hielten an, nur der Laternenſchwinger — ging in ſeinem langſamen und gleichmäßigen Schritt vorwärts, als kümmere ihn nichts Anderes, als das regelrechte Schwingen ſeines Irrlichtes.

„He, he!“ rief der Graf, doch der Soldat achtete nicht auf den Lockruf, er ging weiter; erſt des Dolmetſches drohendes Gebot rüttelte ihn aus ſeinen Träumen, er kehrte um und beleuchtete die grauenhafte Scene. Parallel mit der Gaſſe befand ſich ein kantig ausgepflaſterter Unrathscanal und darin befand ſich der Mann mit dem Schiffschronometer und dem Queckſilber-Barometer. Obgleich ich ſchon das Unheil ahnte, ſo gab es mir doch einen Stich, als ich den Armen bemerkte, der leider zu ſpät ſich abmühte, die Inſtrumente höher zu halten als ſeine Situation. Ich nahm ihm den Chronometer ab und horchte an dem Gehäuſe. Tick-tack, tick-tack! Gottlob er geht. Ich griff nach dem Barometer und wollte es vorſichtig umkehren, in der Hoffnung, abermals den wohlbekannten Metallklang zu hören, welchen das Queckſilber verurſacht, wenn es an die abſchließende Glaswölbung der Röhre anſchlägt. O weh, gluck, gluck, gluck . . . Das Queckſilber rieſelte in ſchweren Tropfen über meine Hände. „Der iſt hin!“ rapportirte ich dem Grafen. „Hin? — Schade!“ Schweigend verließen wir die Unglücksſtätte, Jeder fühlte die Größe des Schadens, Keiner aber verſuchte es, ihn einer näheren Erörterung zu unterziehen.

Nach $1^1/_2$ſtündigem Marſche erreichten wir das Nachtquartier, eines jener Wirthshäuſer von Si-ngan-fu, deren Beſchaffenheit beim erſten Betreten abſtoßend wirkt, ſpäter jedoch im Vergleiche mit anderen Hotels erſt an Bedeutung gewinnt. Die drei geräumigen Zimmer, welche uns zugewieſen wurden, waren vorher gereinigt und die Ziegelwände friſch getüncht worden, in jedem befand ſich ein coloſſales Ziegelbett, deſſen ausſtrahlende Wärme (die Betten waren geheizt) anfangs wohlthuend wirkte, während der Nacht aber unerträglich wurde. Der Wirth überbot ſich — wahrſcheinlich in Folge höherer Aufträge — in höflicher Aufmerkſamkeit, war aber nicht wenig überraſcht, als wir die dargebotenen Leckerbiſſen anfangs zurückwieſen und geduldig warteten, bis das Gepäck und die Küche anlangten.

Trotz des wühlenden Hungers zogen wir vor, lieber eine warme, kräftige Conſervenſuppe zu genießen, als dem würfelförmig geſchnittenen, kalten Schweinebraten und den geronnenen Oelpräparaten zuzuſprechen. Doch wir erwarteten vergebens; die Thorwache hielt nicht das gegebene Verſprechen und gewährte erſt am nächſten Morgen den Maulthiertreibern die Thorpaſſage.

Als wir im Laufe des nächſten Tages dem Gouverneur Sin unſere Aufwartung machten, konnten wir erſt einen kleinen Ueberblick über die Größe der inneren Stadt und deren Umfaſſungsmauer gewinnen. Letztere bildet ein Rechteck von 3·5 und 2·7 Kilometer Länge. Die Mauern ſind aus Lößziegeln zu einer Höhe von 12 Meter aufgerichtet. Von 150 zu 150 Schritten ſpringt ein viereckiger Vertheidigungsthurm nach außen zu hervor, die crenelirte Höhenlinie der Mauer weit überragend. Eine zweite Umfaſſungsmauer aus geſtampftem Löß umſchließt die Vorſtädte und ihre Tempel, doch iſt ihre Höhe weit geringer und ihr Zuſtand vollkommen ruinenhaft. Die Fläche, welche die innere Umfaſſungsmauer einſchließt, erreicht demnach nahezu 10 Quadrat-Kilometer, doch befinden ſich in ihren öſtlichen Theilen nur wenige Hütten, deren Bewohner mit der Bepflanzung und Ausnützung der mächtigen Gartenanlagen beſchäftigt ſind.

Vier Hauptthore führen von den vier Weltgegenden zu dem Centrum der Stadt, woſelbſt ſie ſich in der Nähe des mit einer hohen Mauer umſchloſſenen alten Kaiſerpalaſtes kreuzen. Neben dem Palaſte befindet ſich auch das Yamen des Gouverneurs der Provinz Schen-ſi.

Si-ngan-fu kann als Reſidenz des Kaiſers Tai-tſung, des zweiten Herrſchers der Tang-Dynaſtie (627—650), ſich einer großen Vergangenheit rühmen, denn von ihr aus begannen die Eroberungskriege des ſiegreichen Feldherrn über Centralaſien, welcher nicht früher ruhte, bevor alles Land bis zum Kwen-lun (Kuen-lün) und Tiën-ſan (Thian-ſchan) ſeine Oberhoheit anerkannte. Die Stadt wurde zu jener Zeit Tſchan-gan genannt und ihr Ruhm drang ſelbſt noch früher als die Araber mit den Chineſen über Land in Handelsbeziehungen traten, nach Europa; wenigſtens verſucht Oberſt Yule dies nachzuweiſen und erzählt, daß die arabiſchen und perſiſchen Schriftſteller, ſowie der Geſchichtsſchreiber Theophylactus (ſiehe unten), unter dem Namen Khubdan

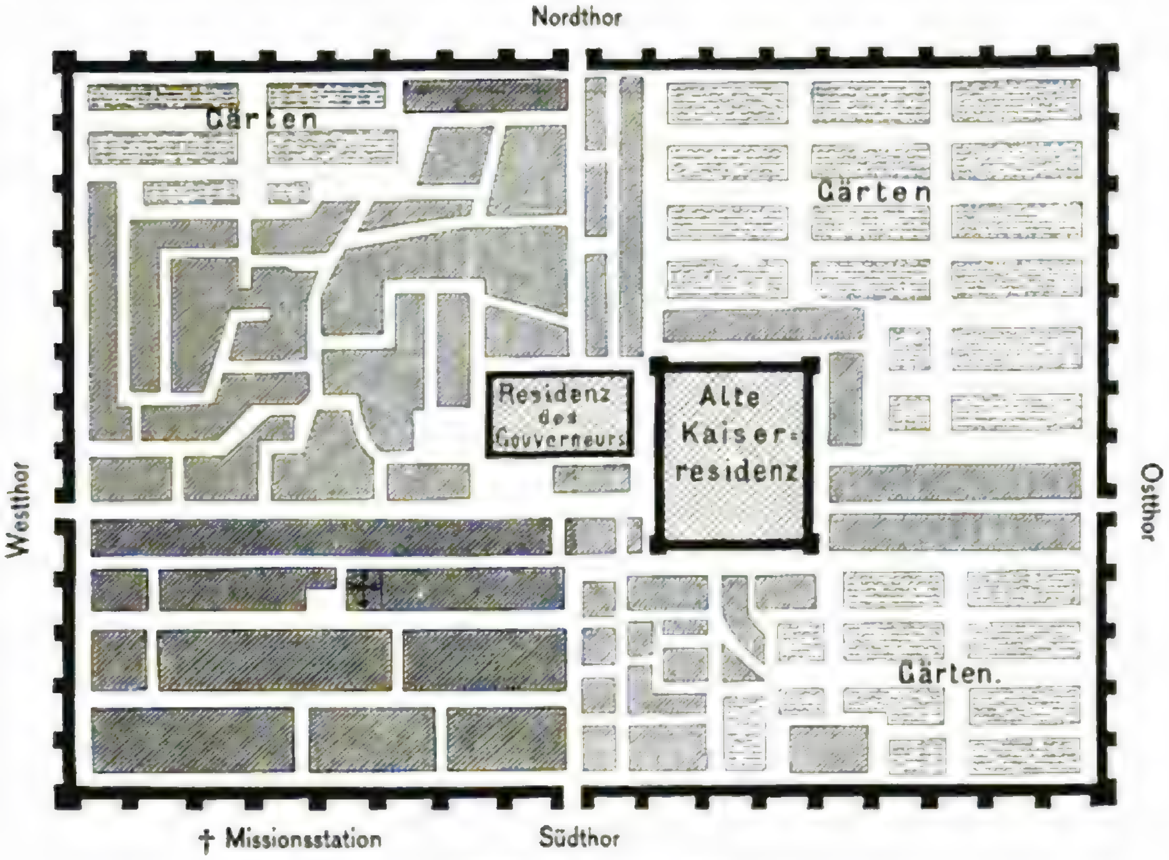
und Khumdan die jetzige Stadt Si-ngan-fu gemeint haben. Wie groß auch die Vergangenheit geweſen ſein mag, wie reich und blühend auch in jener Zeit die geſchäftlichen und Handelsverhältniſſe geweſen ſein mögen, nichts erinnerte uns mehr an die glänzenden Tage der Blüthe und des Wohlſtandes. Der ſtolze Kaiſerpalaſt brach im Laufe von mehr als 1000 Jahren zuſammen, und in den Straßen begegnet man nur dem grauſigen Geſpenſte der Verzweiflung und des Hungers. Es iſt wahr, das Bild der höchſten Noth erregt mehr das Gefühl des Entſetzens, als das des Mitleids, und unwillkürlich verſuchen die Augen den abſchreckenden Scenen zu entfliehen, welche ſich allenthalben abſpielen.

An jeder Straßenecke, an jeder Wegkreuzung, vor jedem Thore haben ſich alle Bettler verſammelt, welche nicht wiſſen, ob ſie noch den Abend erleben werden oder nicht. Die zu vollkommenen Skeleten abgemagerten Geſtalten waren glücklich, wenn ſie eine alte Strohdecke beſaßen, mit welcher ſie ihre Blößen verdecken konnten, und die übrigen, welche nicht das geringſte Kleidungsſtück ihr Eigen nennen konnten, drückten die lebenden Gebeine feſt aneinander, um den letzten Kampf gegen die empfindliche Kälte zu beſtehen. Ueber und über mit Geſchwüren bedeckt, ſtreckte ein Anderer wieder die Hand entgegen, um ein Almoſen zu empfangen, er zwingt ſeinen Todtenkopf mit den aufeinander gepreßten Zähnen zu einem grinſenden Lächeln, aus dem Haß, Erbitterung, Verzweiflung und — Hoffnung ſprach. Und was that unſere chineſiſche Begleitung? Verſuchte es einer dieſer Unglücklichen, mit aufgehobenen Händen eine Gabe zu erflehen, ſo ſchlug ſie erbarmungslos mit dem Bambuſtocke den Armen zu Boden, wo er ſich dann laut ſtöhnend vor Schmerz krümmte. Wenn Einer von uns dann in höchſter Erregung auch den Reitſtock ſchwang, um den rohen Menſchen von der weiteren Mißhandlung abzuhalten und dem Bettler einige Caſh zukommen ließ, dann lachte jener verächtlich, denn er konnte nicht begreifen, wie man einen ſolchen elenden Hund mit Geld und perſönlichem Schutze unterſtützen könne.

Der Gouverneur von Schen-ſi empfing uns mit der ausgezeichneten Eleganz eines chineſiſchen Höflings, jedes ſeiner Worte gehörte einer gezierten Phraſe an, jede ſeiner nonchalanten Handbewegungen verrieth die gute Erziehung. Im Verlaufe der Unterhaltung erkundigte er ſich um unſere Reiſeerlebniſſe und drückte ſein tiefſtes Bedauern über die unſererſeits erduldeten Inſulten durch die Landbevölkerung aus. „Ich habe,“ ſagte er, „ſtrenge Befehle erlaſſen, meine Gäſte mit allen Ehren und geziemender Auszeichnung zu empfangen, damit ſelbe ſo, wie es ſich gehört, behandelt werden, doch meine Leute ſind dumm und böswillig, ſie ſehen in jedem Fremden mit Unrecht einen Feind ihres Wohlbefindens und ihrer Religion und nennen ihn deshalb Teufel des Weſtens. China iſt noch weit zurück, die Wege ſind ſchlecht, die Unterkünfte ohne jeden Comfort, die Verköſtigung nicht genügend. Ich begreife daher vollkommen, daß Ihr eilet, die Stadt wieder zu verlaſſen, um unter dem Schutze des großen Zo nach Weſten zu reiſen. Dort aber, in der Provinz Kan-ſu, werdet Ihr noch ſchlechtere Verhältniſſe finden, trotzdem das Land von der ſchrecklichen Hungersnoth verſchont geblieben iſt!“ Und ſo ſprach er fort in ſeiner gewinnenden Weiſe, bald Europa in den Himmel erhebend, bald Land und Leute ſeines eigenen Heimatslandes mit Füßen tretend.

Dann erzählte er wieder von den Heldenthaten des mächtigen Vicekönigs Zo-zung-tang in Kaſchgar, von den Tugenden des Gouverneurs von Hu-peh, welcher ihn von unſerem Eintreffen rechtzeitig aviſirt hatte, von der Taiping-Rebellion und den Hwej-hwej (Mohamedanern), welche noch vor Kurzem die ſchöne Provinz Schen-ſi verwüſteten, kurz er entwickelte eine Beredtſamkeit, welcher trotz des guten Eindruckes, den ſie hervorrief, nur der Stempel der Wahrheit und Aufrichtigkeit abging. Mandarin Sin zeigte uns hierauf eine reichhaltige Sammlung werthvoller Nephrite und Jadeite, welche Steine nach ſeiner Ausſage nur aus Awa (Birma) kämen, denn in China werden ſie nirgends gefunden.

Dieſe Steine werden in China durchwegs als Edelſteine zu Schmuckgegenſtänden verbraucht und repräſentiren oft einen enormen Werth. Beſonders iſt es die milchgraue Farbe, welche den Chineſen gefällt, während die grüne oder bläuliche Farbe den Werth des Steines vermindert. So war beiſpielsweiſe ein grauer Stein in einem Bankhauſe zu Schanghai um den Betrag von 100.000 Dollars verpfändet, eine Summe, die der Schätzung beiweitem noch nicht entſprach. Ueber die Art ihrer Gewinnung, den Transport nach China und die Bearbeitung in den Schleifereien werde ich ſpäter ſprechen, ſobald wir uns dem Fundorte dieſer koſtbaren Edelſteine genähert haben werden, hier genüge nur die Andeutung, daß der chineſiſche Name des Steines „Yang-tſchi-yü“ keineswegs mehr im Zuſammenhange mit den Städtenamen Kia-yü-kwan und Yü-men-ſhien ſteht.


Nordthor
Gärten
Gärten
Residenz des Gouverneurs
Alte Kaiser-residenz
Westhor
Osthor
Gärten.
† Missionsstation
Südthor

Plan von Si-ngan-fu.

Nach einer angenehm verplauderten Stunde verließen wir den freundlichen Mandarin, der für die Beiſtellung der Pferde und Wagen zur Weiterreiſe Sorge zu tragen verſprach, und ſchlugen den Weg gegen das Weſtthor ein, um eine zweite Viſite abzuſtatten.

Dort befindet ſich nämlich die katholiſche Miſſionsſtation Kung-ſin-tang. Wir wurden von dem chineſiſchen Prieſter Martinus-tang freudigſt empfangen und bedauerten nur, auf die Begegnung mit dem franzöſiſchen Miſſionsbiſchof verzichten zu müſſen.

Unſer Aufenthalt in Si-ngan-fu (auch Si-ngan-fen) war von zu kurzer Zeit, als daß es uns ermöglicht worden wäre, die 60 Li entfernte Hauptſtation der Miſſionäre aufzuſuchen. Während uns Pater Martinus mit den Leckerbiſſen ſeiner Küche und ſeines Kellers bewirthete, erzählte er von den Drangſalen, welche die Chriſten der Stadt von Seite der Beamten und des Volkes zu erleiden hätten. Der Gouverneur dulde es nicht, daß der Biſchof ſeine Reſidenz innerhalb der Mauern der Stadt aufſchlage, ſondern zwinge die Herren, ſich für ihre Thätigkeit ein entfernteres Feld aufzuſuchen. Zeitweilig beſuche der Biſchof die kleine Chriſtengemeinde der Stadt, um den arg bedrängten Gläubigen ſeinen tröſtenden Segen zu ſpenden, aber das geſchehe nur ein bis zwei Mal im Laufe des Jahres.

Die wenigen Chriſten, welche ihre Häuſer rings um die beſcheidene Holzcapelle bewohnen, erſcheinen täglich nahezu vollzählig zu der Meſſe, welche Pater Martinus mit grauendem Morgen celebrirt. Sie ſind arm und erhalten von der Miſſion reichliche Unterſtützungen an Geld und Lebensmitteln. Wir erkundigten uns bei dem chineſiſchen Prieſter, ob es nicht möglich wäre, die ſogenannte „Neſtorianiſche Tafel“ in Augenſchein zu nehmen, ob es wahr ſei, daß ſelbe verſchüttet oder eingemauert ſei. „O nein!“ entgegnete er, „die Tafel befindet ſich frei, nahe dem Weſtthore der Stadt in einem von den Mohamedanern zerſtörten Tempelgarten. Ich ſelbſt kam zwar noch nicht in die Lage, den Gedenkſtein anzuſehen, doch will ich Ihnen morgen einen Mann ſenden, welcher Sie dorthin führen wird.“ (Die Neſtorianiſche Tafel erfreut ſich unter den Miſſionären der Gegenwart keines guten Andenkens.) Bevor wir den guten Pater verließen, gab er uns den Rath, ja recht vorſichtig zu ſein, damit der Gouverneur Sin keine Nachricht über unſere Viſite erhielte, er würde ſie uns übel anrechnen.

Umringt von der ausgelaſſenen Gaſſenjugend, traten wir den Heimweg an. Wir erreichten einen freien Platz, auf welchem eine Art Volksfeſt zu Ehren einer neu errichteten Geiſtermauer abgehalten wurde. Ein Ziegelwall von wenigſtens vierzig Schritt Länge, deſſen Außenmauer mit dem Bildniſſe eines langgeſtreckten, mit bunten Schuppen bedeckten Molches verſehen war, ſchloß den Eingang zu dem neu erbauten Gerichts-Yamen gegen die Straße ab und ſicherte ſo das Gebäude vor dem Eindringen der böſen Dämone. Die Induſtrieritter der Stadt benützten den freudigen Anlaß, um der in vollen Maſſen anſtrömenden Bevölkerung jene Beluſtigungen und Zerſtreuungen zu bieten, die bei geringem Koſtenaufwand einen erklecklichen Reingewinn abwerfen.

Wir ſehen hier wieder dieſelben Erzähler, Quackſalber und Wahrſager wie in Hongkong, neben ihnen das mechaniſche Spiel plump geſchnitzter Marionetten, endlich die für den Pöbel berechnete Ausſtellung obſcöner Bilder. Ein Chineſe mit langem Schnurrbart und eingefallenen Wangen ſtand neben einem leeren Holzrahmen und erklärte mit ſprudelnder Beredtſamkeit den lauſchenden Zuhörern die Bedeutung der Bilder. Auf einmal zog er an einer Schnur, ein großes, buntes Aquarellgemälde füllte einen Augenblick den Rahmen aus, und verſchwand ſodann wieder mit einer ſolchen Schnelle, als wäre die Ankunft eines Staatsanwaltes zu befürchten. Als wir in den Kreis der übermüthigen Bevölkerung eindrangen, war mit einem Schlage das ganze Intereſſe dem unerwarteten Ereigniſſe zugewendet. Die Leute ſchrien, heulten, johlten, Jeder wollte uns der Nächſte ſein, und ſo entſtand ein Gedränge, das glücklicherweiſe unſerem Vorwärtskommen nur förderlich war, denn wir wurden gleichſam in die nächſte Gaſſe geſchoben, während die nachfolgenden Leute übereinander ſtürzten und den Schaden davon trugen.

Ich benützte die ſternenhelle, klare Nacht für die Längen- und Breitenbeſtimmung der Stadt und trat in Folge deſſen ſchon mit dem folgenden Morgen in die neue Würde eines Propheten und Wahrſagers; außerdem erhielt ich von dem Gouverneur und zwei anderen Mandarinen drei Uhren (darunter eine werthvolle, emaillirte Damenuhr) mit der Bitte zugeſchickt, ſelbe zu repariren. Ich bin zwar kein gelernter Uhrmacher, doch wurde es mir nicht ſchwer, dem Erſuchen zu entſprechen, denn ich brauchte die Uhren nur aufzuziehen.

Die Mandarine größerer Städte beſitzen zumeiſt unter ihren Kleinodien eine Taſchenuhr, welche, aus Schanghai bezogen, mit Gold aufgewogen werden mußte. Wenn ſie nun nach einer mehrwöchentlichen Land- oder

Flußreiſe in die Hände des Beamten gelangt, iſt die Feder längſt abgelaufen. Ohne das geringſte Verſtändniß für die Zuſammenſtellung des Räderwerkes, die belebende Kraft der Feder und von der Beſtimmung des Schlüſſels zu haben, verwahrt der Beſitzer die Uhr in dem Schatzhauſe, einem feuerſicheren Gebäude neben ſeiner Wohnung, worin ſeine ſämmtlichen Werthſachen aufgeſpeichert liegen, verſtauben und vermodern.

Am nächſten Morgen ſtellte ſich der vom Pater Martinus-tang beigeſtellte Bote ein, ein getaufter Chineſe, um uns die Neſtorianiſche Tafel zu zeigen. Flugs waren die Pferde geſattelt und bald darauf trabten wir durch die von den Marktbeſuchern belebte Hauptſtraße dem weſtlichen Thore zu.

Wir begegneten den langen Caravanen der herbeiſtrömenden Landbevölkerung, welche Reis, Weizen, ſüße Erdäpfel, Bohnen, Gemüſe und ſonſtige Producte ihrer Ackerfelder nach Si-ngan-fu transportirten. Andererſeits hatten die Induſtriellen der Stadt ihre Waaren, als Eiſenſchüſſeln und Kochkeſſel, Kupferkannen, Kohlenbecken, Porcellanſchalen, Eßrequiſiten, warme Winterkleider, Pelze und Seidenſtoffe, Talgkerzen, Räucherpapiere und andere wohlriechende Präparate, auf den primitiv gezimmerten Verkaufstiſchen vor ihren Wohnungen ausgebreitet; die Silberwagen waren in voller Thätigkeit, und die Holzkugeln der Rechenmaſchinen klapperten wie die Telegraphen. Das rührige Leben, welches ſich auf der Hauptſtraße entfaltete, hauptſächlich aber der Umſtand, daß die Handelsleute ſich durchaus nicht in ihrem Eifer ſtören ließen, als wir vorbeiritten, gaben das deutlichſte Zeugniß für die hohe Bedeutung und den beneidenswerthen Gang der Geſchäfte.

Das dreiſtöckige Hauptthor der Stadt, deſſen kleine, viereckige Fenſteröffnungen mit Bretterverſchlägen, auf welchen gemalte Kanonenſchlünde paradiren, verſchloſſen ſind, ſieht aus der Ferne einer Dampfmühle nicht unähnlich. Drei Li von dem Thurme entfernt, liegt im Südweſten der Stadt eine ummauerte Tempelruine, zu welcher ein ſchlechter Fahrweg führt. Vor dem Tempeleingange befindet ſich eine ausgemauerte, faſt 2 Meter tiefe, halbkreisförmige Grube, deren Bogenlänge mehr als 100 Schritte beträgt. Faſt ſchien es, als ſtünden wir vor den Ruinen eines antiken Theaters. Unſer Führer vermochte uns über den merkwürdigen Bau keinerlei Auskunft zu ertheilen.

Digitized by Google

Wir begehrten an der verſchloſſenen Tempelpforte Einlaß; es erſchien ein buddhiſtiſcher Prieſter, der ſich gegen ein Trinkgeld anheiſchig machte, uns zu dem Denkmale zu geleiten. Nachdem wir einen verwahrloſten Buddha-Tempel, in deſſen Innerem ſich nebſt der Statue des Gottes noch drei Holzſärge befanden, durchſchritten hatten, betraten wir den ummauerten „Garten“. Der Raum war total verwüſtet. Tiefe Gruben trennten die Trümmerhaufen zerbrochener Bau- und Gedenkſteine von einander, da verſperrten die Mauerreſte eines einſtigen ſtolzen Tempels den Weg, dort ragte der Rumpf einer verſtümmelten Gottheit über die zu deren Füßen angehäuften Ziegeltrümmer. In ſeiner Blüthezeit war der ungeheuere Garten in vier Höfe abgetheilt, und die Ueberbleibſel ſeines Glanzes beweiſen nur zu lebhaft, welch' bedeutende Kunſtſchätze er einſt barg.

Im Vorhofe feſſelt eine herrliche, uralte Marmorvaſe zuerſt den Blick. Bei einer Höhe von mehr als 1 Meter und gleicher Breite, iſt ihre Außenſeite mit erhabenen Blumenornamenten verſehen, deren bis in das kleinſte Detail künſtleriſche Durchführung es bedauern läßt, daß das Kunſtwerk in ſo unwürdiger Weiſe ſein Ende finden wird. Eine impoſante, altersehrwürdige Erzglocke, deren Mantel an mehreren Seiten geborſten iſt, verſchwindet langſam im Schutte, welcher ſie bereits zur Hälfte eindeckt, und wird vielleicht in kommenden Jahrhunderten wieder zum Vorſcheine kommen, wenn chineſiſche oder europäiſche Archäologen an der Stelle Nachgrabungen einleiten werden.

Die drei anderen Höfe gleichen einem alten, jüdiſchen Friedhofe. Hunderte von Gedenkſteinen, in ihrer Geſtaltung den jüdiſchen Leichenſteinen vollkommen gleich, erhielten ſich entweder noch in der ſtrammen, aufrechten Haltung der Lebensberechtigung, oder ſie bedeckten als umgeſtürzte oder zertrümmerte Größen den ſteinbedeckten Boden. Die Höhe der Denkmale beträgt im Durchſchnitte 4—5 Meter; die Außenfläche iſt über und über mit chineſiſchen Inſchriften bedeckt, welche die Bedeutung des Steines erläutern. Gewöhnlich trägt eine große Steinſchildkröte, die trotz der tauſendjährigen Laſt den Kopf noch nicht ſinken ließ, das Denkmal auf dem Rücken.

Weder der buddhiſtiſche Prieſter, noch der katholiſche Begleiter waren im Stande, uns die Neſtorianiſche Tafel zu zeigen, und ſo waren wir gezwungen, ſelbſt nach ihr zu ſuchen, denn wir wußten, daß ſie an einem eingemeißelten Kreuze erkennbar ſein ſollte.

Nach Baron Richthofen ſollte ſelbe irgendwo derartig eingemauert ſein, daß nur die Hauptinſchrift ſichtbar ſei.

Während wir nun alle Mauernfragmente einer eingehenden Reviſion unterziehen, ſei es mir geſtattet, einen Rückblick auf die Einführung des Chriſtenthums in China zu werfen und zu erzählen, auf welche Weiſe die Neſtorianiſche Tafel zu ihrer Bedeutung gelangte.

Im 4. Jahrhunderte reichte das Chriſtenthum bereits über Meſopotamien und Perſien, im 6. Jahrhunderte finden wir ſchon in Indien und auf der Inſel Ceylon zahlreiche katholiſche Kirchen, aber auch Märtyrer. Dieſe Chriſtengemeinden waren nicht identiſch mit denen der römiſch-katholiſchen Kirche. Sie gehörten der ſogenannten chaldäiſchen Secte an, die zu jener Zeit auftauchte, als der Patriarch von Conſtantinopel, Neſtorius, wegen ſeiner Anſichten in Bezug auf die göttliche und menſchliche Natur in Chriſto bei der Kirchenverſammlung zu Epheſus im Jahre 431 als Gottesleugner in den Bann erklärt wurde. Seine Dogmen fanden Anklang, ſein Anhang wuchs während der folgenden neun Jahre der ihm noch beſchiedenen Lebensdauer derartig, daß die Prieſter der neuen Secte mit dem größten Erfolge das Evangelium in Perſien, Arabien und Indien predigten. Das Haupt der chaldäiſchen Chriſten war der Biſchof von Kteſiphon (die Hauptſtadt des parthiſchen Reiches, am Tigris gelegen, welche 637 von den Arabern zerſtört wurde und deren Ruinen nun El Madain heißen.) Ein Theil der Neſtorianer unterwarf ſich im Jahre 1551 wieder dem Papſte, und dieſe bilden nun die griechiſch-unirte Kirche.

Wenn auch die Legende, daß der heilige Thomas ſelbſt den Verſuch machte, den Glauben nach China zu bringen, nur von den eifrigſten Miſſionären der Gegenwart feſtgehalten wird, ſo erfahren wir doch ſchon in den Werken der Geſchichtsſchreiber Cosmas (533) und Theophilactus (620) Nachrichten über Cathay (China), welche beweiſen, daß damals ein Verkehr zwiſchen dem Abendlande und den Chineſen exiſtirt habe, daß aber auch die katholiſchen Miſſionäre es verſucht haben, auf der großen Land-Handelsſtraße mit den Caravanen den etapenmäßigen Schritt vorwärts zu thun.

Doch das ſind Vermuthungen, welche von der Glaubwürdigkeit der Schriftſteller abhängig ſind, und wenn im 5. Jahrhunderte zwei Neſtorianiſche Miſſionäre die erſten Seidenraupen von Khotan über das Pamirplateau nach Byzanz gebracht haben ſollen, ſo neigte man ſich doch während einer langen Zeit der Anſicht hin, daß Pater Ritſchi (Siehe Capitel Schanghai: Miſſionsinſtitut Sikawej, Seite 170) zuerſt das Chriſtenthum nach China brachte.

Im Jahre 1625 wurde in Si-ngan-fu ein merkwürdiger Fund gemacht. Man ſtieß nämlich bei einer Ausgrabung auf einen Denkſtein, deſſen Inſchrift eine überraſchende Aufklärung enthielt.

Auf dieſem Steine war die unumſtößliche Wahrheit eingemeißelt, daß im Jahre 635 die chriſtliche Lehre in China bereits ein großes Anſehen genoß. Drei Jahre ſpäter beſichtigte der Miſſionär Alvarez Semedo die Gedenktafel und ſchickte eine Copie der Inſchrift nach Europa. Die Inſchrift *) ſpricht von zahlreichen Kirchen, welche ihre Entſtehung (638) der Frömmigkeit des Kaiſers verdankten, und von den hervorragenden Titeln, mit welchen er einen ſyriſchen Miſſionär Namens Olopönn auszeichnete.

Nach einer von den Lamas im Jahre 713 inſcenirten Chriſtenverfolgung triumphirte die Kirche abermals. „Im Jahre 744 traf ein Prieſter aus dem römiſchen Reiche ein, um den chineſiſchen Kaiſer zu begrüßen. Dieſer beorderte ihn ſammt ſeiner aus ſechs Miſſionären beſtehenden Begleitung, in dem Palaſte zu Him-kim die Sacramente zu ſpenden und über dem Portale der Kirche einen mit eigener Hand geſchriebenen Weiheſpruch anzubringen. Dieſe Tafel erglänzte in einem blendenden Glanze und flößte einen großen Reſpect für die neue Religion ein. Alle Angelegenheiten wurden in dieſer ſegensreichen Periode in zufriedenſtellender Weiſe erledigt, Glück und Segen kennzeichnete die Spuren des Glaubens. Der Kaiſer Tai-tſung feierte jedes Jahr die Weihnachtsfeſttage durch Geſchenke an die Kirche und bewirthete die Menge der Chriſten in wahrhaft fürſtlicher Weiſe. Der Prieſter Y-ſu, ein großer Beſchützer der Religion, und zu dieſer Zeit eine einflußreiche Perſon am Hofe, Officier des Vicekönigs von So-fan und Inſpector des Palaſtes, welchen der Kaiſer mit einem Ueberzuge aus himmelblauer

---

*) Huc: The chinese Empire.

Farbe ausgeſtattet hat, iſt ein vorzüglicher Mann in ſeinem Weſen und allen ſeinen Handlungen. Sobald er in dem wahren Glauben unterrichtet war, begann er ſogleich deſſen Ausübung. Er kam aus fernen Landen nach China, unterrichtete das Volk mit ſeinen Wiſſenſchaften und Künſten und brachte einen ſolchen Wohlſtand über das Land, wie er unter den früheren drei Dynaſtien nicht bekannt war. Er leiſtete damit dem Staate unſchätzbare Dienſte und trug in hohem Grade dazu bei, daß der Ruhm und die Glorie des Kaiſers weit über die Grenzen des Reiches drang. Dieſer Stein," ſo ſchließt die Inſchrift, „wurde im Jahre 781 von Mar Idbuzid, einem Prieſter in Kumdan, errichtet, als der Biſchof Niu-tſchou (Adam) ſämmtlichen Chriſtengemeinden des Orients vorſtand. Liu-ſiu-yen, der Ortspräfect, und ehemaliges Mitglied des großen Kriegsrathes, verfaßte die Worte." —

Während wir uns vergeblich abmühten, die Neſtorianiſche Tafel aufzufinden, überraſchte uns plötzlich der buddhiſtiſche Prieſter mit der freudigen Nachricht, er habe ſie entdeckt. Kaum glaublich, und doch war es ſo; der Denkſtein nimmt unter allen anderen den Ehrenplatz ein und ſpringt ſofort dem Unbefangenen durch die gute Erhaltung und impoſante Form in die Augen. Wir ſuchten eine unſcheinbare, verwitterte Tafel und fanden ein renovirtes Monument.

Der Gedenkſtein iſt 3, das Schildkröten-Poſtament 1 Meter hoch. Die mit Druckerſchwärze überzogene, glatte Tafel (die Chineſen ſammeln mit Vorliebe die Abdrücke von antiken Inſchriften) iſt mit winzig kleinen, chineſiſchen Charakteren, die Seitenflächen — wie uns der Dolmetſch verſicherte — mit mongoliſchen Schriftzeichen bedeckt. Das erwähnte Kreuz befindet ſich in dem oberen als gleichſchenkeliges Dreieck abgeſchloſſenen Kopfe des Steines und iſt von einem Basrelief umgeben, welches ein Phantaſiegebilde — halb Kranich, halb Drache — vorſtellt. Es iſt von unſcheinbarer Größe, die Balkenlänge beträgt höchſtens 8 Centimeter.

Auf der rückwärtigen Tafelfläche erfahren wir die jüngſte Geſchichte des Denkmales: „Ein frommer Mandarin ließ den Stein vor mehr als zwanzig Jahren renoviren und ihn auf der Stelle aufſtellen, wo er ſich jetzt befindet." Der Sinn dieſer Worte erlangte erſt die volle Wahrheit durch die Bekräftigung des Tempelhüters, daß der Stein ſeit zwanzig Jahren nicht von der Stelle gerückt wurde.

Die mohamedaniſchen Rebellen ließen, als ſie vor zehn Jahren den Tempel zerſtörten, die Neſtorianiſche Tafel unbehelligt, denn die abergläubiſche Verehrung, welche ihr das Volk noch jetzt entgegen bringt, ſchien auch auf die Mohamedaner einen gewiſſen Einfluß auszuüben. Nachdem Graf Széchenyi drei Abdrücke der Inſchrift mit ſich genommen, beſichtigte er eine angeblich 2000 Jahre alte Pagode und es gelang ihm auch dort, eine koſtbare Reliquie in der Form eines Ziegels, in welchem das Symbol der Han-Dynaſtie noch erſichtlich war, von den Wächtern des Thurmes um ſchweres Geld zu erſtehen.

XIII.

Von Si-ngan-fu nach Lan-tſchou-fu.

Chineſiſche Fuhrwerke. — Mandarins-Hotels. — Landſchaftliches. — Die Lößerde. — Eintheilung der Ortſchaften. — Heimtückiſche Eigenſchaften des Lößplateau's. — Die Bewohner. — Die Militär-Escorte. — Pin-tſchou und die großen Birnen. — Die Sandſteingrotte Ta-ſy-zy. — Bettelmönche. — Im Staube. — Die Grenze der Provinz Kan-ſu. — Die Generale Pita-ſchen und Menny. — Ein Leichenzug. — Der Transport von Sträflingen. — Straßenleben. — Ping-lean-fu. — Straßenwächterhäuſer. — Der Gebirgspaß des Lo-pan-ſan. — Kohlenvergiftung. — Nebenſonnen. — Marſchirende Soldaten. — Tanz und Kuß nicht gekannt. — Abenteuer in An-ting-ſhien. — Art meiner Vermeſſungen. — Das Gebirge Ma-ha-ſan. — Land und Leben. — Jagd auf Trappen. — Der Hoang-ho. — Ankunft in Lan-tſchou-fu.

Mit dem Aufbruche von Si-ngan-fu änderte ſich unſere Reiſeweiſe inſoferne, als das Gepäck anſtatt auf Tragthieren mit zweiräderigen Wagen weiter befördert wurde. Während die Bewohner des ſüdlichen China es verſchmähen, ſolche Fuhrwerke zu gebrauchen, auch in der Anlage der dortigen Handelswege die Möglichkeit für deren Anwendung im vorhinein ausgeſchloſſen iſt, ſo finden wir die Benützung der Karren im nördlichen China überall, ja ſelbſt in der großen Wüſte, wenn nicht der abſolute Waſſermangel die Verwendung der Kameele erfordert. Es läßt ſich ſogar eine natürliche, geographiſche Grenze fixiren, wo der Transport auf Maulthieren im Allgemeinen aufhört und der Wagenverkehr beginnt, und merkwürdigerweiſe fällt dieſe Grenzlinie mit der ſüdlichen Abrenzung der Lößgebiete ziemlich zuſammen.

Im Weſten beginnend, bildet dieſe Grenze der Nordfuß des Nan-ſan-Gebirges; ſie wendet ſich bei Liang-tſchou ſüdlich über Lan-tſchou-fu zum Sin-ling-Gebirge und läuft an deſſen nördlichem Abhange längs des Wej-ho zum Hoang-ho und mit dieſem zum chineſiſchen Oſtmeere.

Die in Verwendung ſtehenden Karren ſind zweierlei Gattung, doch in derſelben Weiſe conſtruirt. Die mit zwei ſchweren, eiſenbeſchlagenen Rädern verſehene, maſſive Achſe trägt an den Enden die zwei Deichſelſtangen, worüber einige Bretter, die Lagerſtätte des Reiſenden, zu liegen kommen. Ein aus Strohgeflecht oder waſſerdichtem Stoffe erzeugtes Dach, welches mitunter baldachinartig bis über die Rücken der eingeſpannten Pferde hinausreicht, ſchützt den Inſaſſen gegen die Sonnenſtrahlen oder hereinbrechenden Regengüſſe. Die reichere Kaufmannsclaſſe und ſubalterne Mandarine benützen für ihre Reiſen jene Karren, die mit einem ſchwarz gefärbten, waſſerdichten Stoffe eingedeckt und gefälliger, leichter und ſchlanker conſtruirt ſind; die ärmere Claſſe miethet dagegen die ſchweren, plumpen, dafür billigen Fuhrwerke. Höher geſtellte Beamte fahren niemals, ſondern werden auch im Norden China's in Tragſeſſeln getragen. Der zu Wagen reiſende Chineſe breitet auf den harten Brettern des Karrens ſeine Schlafmatratze aus und verſchläft trotz der beſtändigen Erſchütterung (die Karren ruhen ſelbſtverſtändlich nicht auf Federn) nahezu die ganze Reiſe; ihn kümmert nicht die Außenwelt, nicht das bewegte Leben in den Städten und Dörfern, die er paſſirt, er ſchläft und träumt; er ſchweigt ſelbſt, wenn er unverſehens bei einer bedenklichen Neigung oder Wendung, oder ſogar bei dem Umwerfen des Wagens aus ſeiner Ruhe geſtört wird; in ſolchen kritiſchen Momenten ſtopft er ſeine Pfeife, macht einige Züge und ſchläft — nachdem die Gefahr vorüber — ruhig weiter.

Am 1. Februar verließen wir Si-ngan-fu. Bei der Verladung des Gepäcks auf die bereit ſtehenden ſechs Wagen entwickelten die Diener eine ſtaunenswerthe Geſchicklichkeit. Die Aufmerkſamkeit und präciſe Symmetrie in der Aufſchichtung der Koffer und Kiſten beruhte weniger in dem Gedanken der Schonung, als in der Abſicht, darüber eine möglichſt horizontale Schlafſtelle zu erzielen. Dolmetſch Sin verſchmähte es in ſeiner angebornen Eleganz ſich des beigeſtellten mit Strohdecken verſehenen Wagens zu bedienen, ſondern ließ es ſich einige Silberklumpen koſten, den nobelſten Mandarinswagen der Stadt zu miethen. Wir Europäer bewunderten nur in heiliger Scheu die mechaniſchen Elektriſirmaſchinen und ließen uns wie in früherer Zeit unſere

Maulthiere ſatteln, zur großen Verwunderung der kopfſchüttelnden, zahlreichen chineſiſchen Beſucher.

Bevor wir aufbrachen, überreichte uns noch ein Abgeſandter des Statthalters deſſen Viſitkarte mit dem Glückwunſche zur Weiterreiſe und mit der angenehmen Nachricht, daß der Vicekönig Sin uns die am Wege liegenden Mandarinhotels in ſeinem Regierungsbezirke zur Benützung überlaſſe. Das war eine unſchätzbare Wohlthat. Wie verlockend und anziehend erſchien uns die Ausſicht, nicht mehr in den ſchmutzigen, verwahrloſten, übelriechenden Gaſthäuſern übernachten zu müſſen, wie wohlthuend wirkte der Anblick eines reinlich gehaltenen Holzgeſtelles nach einem ermüdenden Tagesmarſche.

Solche Hotels, ſogenannte Kun-kwan, ließ die Regierung an allen wichtigeren Communicationen errichten, zum Zwecke, den reiſenden Beamten beſſere Unterkunft zu verſchaffen; ſie ſind im Amtsſtyle erbaut, d. h. ſie beſtehen aus zwei bis drei Höfen, welche von den Stallgebäuden, Dienerſchafts-Unterkünften und Küchen eingeſchloſſen ſind, und dem Hauptgebäude, welches den letzten Hofraum begrenzt. Das Hauptgebäude enthält einen Salon und zum mindeſten noch ein Nebenzimmer. Größere Kun-kwan ſind mit drei und mehr Seitengemächern ausgeſtattet. Die Einrichtung der Fremdenzimmer iſt einfach, aber immerhin reich im Vergleiche zu jener in den verwahrloſten Wirthshäuſern. Einige Holzſtühle, zwei oder drei Tiſche, das nie mangelnde Theegeſchirr und endlich zum mindeſten drei Bettgeſtelle genügten uns vollkommen.

Freilich waren die aus einfachen Bretterverſchalungen zuſammengefügten Gebäude während der Winterszeit empfindlich kalt, doch die mit dem Beziehen des Kun-kwan verknüpfte Abſonderung von dem zudringlichen Straßenpöbel hob dieſen Uebelſtand reichlich auf. Wir ließen nach dem Eintreffen die zerriſſenen Fenſterſcheiben durch neue überkleben, und gruppirten uns um das in reichem Maße Kohlenoxydgas ausdampfende Kohlenbecken.

Das zu toller Heiterkeit aufgelegte Volk von Si-ngan-fu begleitete uns in freudiger Erregung über unſere Abreiſe durch die Hauptſtraße. Wir bogen in die engen Nebengäßchen ein und verabſchiedeten uns von Martinus-tang, dem chineſiſchen Prieſter der chriſtlichen Miſſionsſtation.

Nach einer weiteren Stunde erblickten wir bereits den zerfallenen Tempel, in deſſen Garten die Neſtorianiſche Tafel ſteht, zu unſerer Rechten, und wohlgemuth trabten die kräftigen Maulthiere auf der breiten, ebenen Naturſtraße den mächtigen Staubwolken zu, welche die Wagencolonne vor uns aufwirbelte. Zahlreiche, ruinenhafte Ortſchaften lagen längs oder ſeitwärts der Straße, ſie trugen insgeſammt die Wunden zur Schau, welche ihnen der Fanatismus der mohamedaniſchen Rebellen geſchlagen.

Der Tagesmarſch war kurz. Schon nach 3½ſtündigem Ritte erblickten wir die Mauern der anmuthig an dem linken Ufer des Wej-ho gelegenen Stadt Yen-yang-ſhien. Zwei Brücken, und zwar die erſte über den Nebenfluß Tung-ho, die zweite über den Wej-ho ſelbſt, trennten uns noch von den Häuſern aus Lößziegeln. Beide Brücken ſind baufällige Holzconſtructionen, die letztere iſt in ihrem letzten Drittel Schiffsbrücke. Der im Stromſtriche ziemlich tiefe Wej-ho beſitzt hier eine Breite von 520 Schritten, ſein rechtes Ufer iſt verſandet, das linke im Löß tief eingeriſſen. Am linken Ufer wurde ein kleiner Markt abgehalten. Die Händler feilſchten um die Preiſe der Hülſenfrüchte und die Fiſcher erzielten gute Geſchäfte mit der verlockenden Waare aus dem gelben Waſſer des Wej-ho. Wir bezogen das durch eine große Geiſtermauer ſofort auffallende Kun-kwan, deſſen drei Wohnzimmer mit den Abdrücken alter Inſchriften und einer aus vier Blättern beſtehenden Erklärung zahlreicher Siegeln berühmter Männer geſchmückt waren.

Mit dem nächſten Morgen betraten wir ein Landſchaftsgebiet, das, ganz verſchieden von den Scenerien Europa's, mit dem Reize der Neuheit und des Großartigen aber auch — wenigſtens anſcheinend — den Charakter der Troſtloſigkeit, den Stempel des Todes zur Schau trägt. Es ſind dies die ausgedehnten Lößgebiete Oſtaſiens, von deren Exiſtenz wir erſt durch Raphael Pumpelly im Jahre 1864 ſichere Kunde erhielten.

Um eine richtige Vorſtellung von dem immenſen Gebiete zu gewinnen, welches von der Lößerde bedeckt iſt, iſt es nothwendig, die allgemeinen Grenzen desſelben in Betracht zu ziehen. Im Oſten dürfen wir den 115. Grad (öſtlich von Greenwich) bis zum Hoang-ho, im Süden den 34. Breitegrad (wahrſcheinlich die Quellen des Hoang-ho noch umſchließend) als Begrenzung annehmen.

Wenn auch die weſtliche Grenze noch nicht ſichergeſtellt werden konnte, ſo liegt es nahe, daß die Lößablagerung von den Quellen des Hoang-ho mit demſelben Längengrade nordweſtwärts zieht, denn wir fanden die gelbe Erde noch bei Tung-hoan-ſhien unter dem 94. Längengrade. Im Norden endlich wird das Gebiet beſtimmt durch die Abfälle des Nan-ſan-Gebirges und den großen Flußbug des Hoang-ho. Roh gerechnet umfaßt demnach das Lößgebiet eine Landſchaft von mindeſtens 900.000 Quadrat-Kilometer Flächeninhalt, alſo ein Gebiet ſo groß wie Oeſterreich-Ungarn.

Bevor wir die ſeltſamen Bildungen, die wunderbaren Formen der unüberſehbaren Plateaux näher in's Auge faſſen, will ich es verſuchen, an der Hand moderner Theorie dem Leſer zu erklären, wie der Löß entſtanden iſt und noch entſteht.

Die Gewalt des Waſſers kennt Jedermann ſchon aus dem Ausſpruche des römiſchen Claſſikers: Der fallende Tropfen höhlt mit der Zeit jeden Stein aus. In wechſelndem Grade wirkt das Regenwaſſer ſelbſt auf die impoſanteſten Felsgebilde der centralaſiatiſchen Gebirgsrieſen. Zuerſt entſtehen Riſſe, dann Spalten, endlich löſt ſich ein Block ab und ſtürzt toſend in die Tiefe, Alles mit ſich reißend, was nicht ſtark genug iſt, der Gewalt des Anpralles zu widerſtehen.

Die erdigen Beſtandtheile in den Fugen der Geſteine werden erſchüttert, diejenigen, welche auf dem Wege lagen, zu Staub zermalmt, die Ecken und Kanten der Steine abgeſtoßen und zertrümmert, und ſo neues Gerölle gebildet, welches niemals zur Ruhe gelangt, ſelbſt dann nicht, wenn es durch den Einfluß der Luft verwittert und, immer kleiner werdend, ſchließlich ebenfalls in Staub zerfällt. So entſteht die Materie des Löß. Wenn nun keine weiteren Motoren eingreifen würden, ſo müßten wir in den Thälern und Schluchten dieſer Gebirge den Löß in großer Menge aufgeſchichtet finden, es würden die Leute dahin ſtrömen, ſie würden ihr ſtabiles Heim mit Freuden da aufſchlagen, wo der fruchtbare Boden zu jeder Jahreszeit hinreichenden Regen genießt und ſo an Productivität gewinnen muß.

Doch wir finden hier weder anſäſſige Leute, noch die erhoffte Menge Löß, ſondern meiſtens einen ſterilen, ſteinigen Boden. Wie iſt dies zu erklären?

Die Hochplateaux Tibets ſteigen zu außergewöhnlichen Höhen (14.000 bis 17.000 Fuß) an, demnach iſt die Jahrestemperatur eine weit niedrigere, als jene auf den öſtlich davon, und zwar tiefer gelegenen Landſchaften. Da die Atmoſphäre immer einen Ausgleich der Temperatur-Differenzen ſucht und findet, ſo gehören ungemein heftige Weſtſtürme am Oſtrande des tibetaniſchen Hochplateau's zu den charakteriſtiſchen, atmoſphäriſchen Vorgängen in jenen Gegenden. Dieſe Stürme wühlen die Erde auf, wirbeln den Staub in die Höhe und tragen ihn mit ſich fort. Je weiter nach Oſten, deſto mehr vermindert ſich die Kraft ſolcher Orcane; die Staubwolken ſenken ſich zu Boden und bedecken die Halme und Gräſer mit einem gelblichen Ueberzuge. Noch heutzutage iſt der Reiſende Augenzeuge der Entwicklung ſolcher Lößſchichten. So bilden die Grashalme einen kleinen Wald, zwiſchen deſſen Stämmchen ſich der Staub Jahr für Jahr aufſchichtet, immer feſter werdend und immer eine neue Grundlage bildend für das Gedeihen friſcher Keime.

Die geſammten Lößaufſchichtungen ſind nichts Anderes, als eine Anſammlung verſchiedenartiger Verwitterungs- und Zerſetzungsproducte, die der Wind von den Gebirgen hieher geführt hat und die durch ein verticales Gerüſt abgeſtorbener Halme eine ſenkrechte Structur erhalten haben.

Daß die Lößablagerungen nicht über das Sin-ling-Gebirge weiter nach Süden hin ſtattfanden, findet ſeine Erklärung erſtens in der ſtrengen Weſtrichtung der erwähnten Orcane und endlich darin, daß der Rücken des Gebirgszuges genügend hoch iſt, um bei der localen mäßigen Gewalt des Sturmes als Grenzmauer zu fungiren.

Die Lößerde iſt fein und porös, ſie läßt ſich zwiſchen den Fingern zu feinem, mehlartigem Staub zerreiben. In den thonigen, ſchwachſandigen Theilen läßt ſich immer kohlenſaurer Kalk nachweiſen. Die vorherrſchende Farbe iſt roth- und dunkelgelb, manchmal mit einem Stich in das Grauliche. Dieſe Färbung nehmen auch alle Gewäſſer an, welche die Lößlandſchaften durchſchneiden, und wir erhalten auf dieſe Art die naheliegende Erklärung des Namens Hoang-ho, gelber Fluß.

Der Löß trägt durchaus keine Schichtung zur Schau, die jedenfalls erſichtlich ſein müßte, wenn ſeine Entſtehung anderen Urſachen zuzuſchreiben wäre, wenn z. B. die Anſicht des ſchon erwähnten Reiſenden Pumpelly die richtige wäre, welcher den Löß als eine Ablagerung der in früheren Zeiten beſtandenen Süßwaſſerſeen erklärt und annimmt, daß der Hoang-ho ehemals einen anderen, und zwar geraden Lauf inne hatte *).

Die Höhe der Lößanhäufung iſt ſehr verſchieden. Während ſie im öſtlichen China zwiſchen 20 Meter variirt, finden wir in der Provinz Schen-ſi bereits Lößwände von 600 Meter Mächtigkeit. Ebenſo erreichen die abſoluten Höhen, welche noch mit Löß bedeckt ſind, ſtaunenswerthe Quoten. In der größten Höhenlage betraten wir das Lößterrain in der Nähe von Sining-fu und am Gebirgspaſſe des Nan-ſan (zwiſchen Lan-tſchou-fu und Ku-liang-ſhien) in der Höhe von nahezu 3000 Meter. Selbſtverſtändlich ſind bedeutend höher gelegene Gebirgszüge des Löſſes bar, und je tiefer, deſto mächtiger fanden die Ablagerungen ſtatt.

Auf der Höhe eines Lößplateau's reiſend, werden wir uns ſelbſt bei Anſpannung der regſten Phantaſie kaum eine richtige Vorſtellung über den orographiſchen Charakter, die Gliederung einer Lößlandſchaft bilden können, die mannigfachen Zerklüftungen, Spalten und gewundenen, ſteilrandigen Hohlwege, alles dies verbirgt die wellige Oberfläche. Das unmerkliche Anſteigen des Terrains erweckt in uns die Vermuthung, daß die Böſchungsverhältniſſe kaum beachtenswerth ſeien; und wenn man nach einem mehrſtündigen Marſche das Barometer zu Rathe zieht, erfährt man erſt die niederſchmetternde Ueberzeugung, daß der Reiſende im Lößgebiete die Fähigkeit der Höhenſchätzung verloren hat. Wenn wir dieſe Wahrnehmung machen, befinden

---

*) Wie im europäiſchen Löß, ſo finden wir auch im aſiatiſchen folgende drei Objecte: die „Lößmännchen", feſte, zumeiſt runde Erdknollen von verſchiedener Größe, mergelartige Abſonderungen, deren Längenachſen immer ſenkrecht ſtehen; Knochen foſſiler Landſäugethiere und endlich eine Unzahl von Landſchnecken-Gehäuſen. Speciell der letzte Fund beweiſt deutlich, daß der Löß keine Ablagerung eines ehemaligen Gewäſſers iſt. Die im chineſiſchen Löß vorkommenden Schnecken ſind durchwegs Landſchnecken und zum großen Theile ſolche, welche noch jetzt leben. Sie gehören zu den Gattungen Helix, Pupa und Succinea. Die Gehäuſe, welche wir an Ort und Stelle geſammelt haben, ſind noch nicht näher beſtimmt, ſie ſtehen aber zu den im europäiſchen und beſonders im ungariſchen Löß vorkommenden im nahen Zuſammenhange. Dieſe für Europa charakteriſtiſchen Arten ſind: Helix hispida, Pupa muscorum, Succinea oblonga.

wir uns auf der erſten, mit leichter Mühe gewonnenen Höhe. Der Weg windet ſich nach ſeitwärts, der gähnenden Oeffnung eines Hohlweges zu, deſſen Fahrbreite mit fußhohem Staub bedeckt iſt. Nach einigen Minuten ſtehen wir vor dem Rande eines ſenkrechten, mehrere Meter tiefen Abſturzes und genießen von deſſen Kante einen wunderbaren Anblick. Zuerſt drängt ſich uns die Frage auf: Sind das Kunſtwerke? Sind das Gebilde von Menſchenhand? Es iſt unmöglich! Nein, nein! Hier hat die Natur in ſo bizarrer Weiſe geſchaffen und gearbeitet.

Amphitheatraliſch erheben ſich mächtige Terraſſen von ungeheuerer Anlage in ſenkrechten, jähen Abſtufungen aus den finſteren Schluchten bis zur jenſeitigen, flachen Höhe des Plateau's, es ſcheint, als hätten ſich die alten Egypter hier die Modelle geholt für die Stufen ihrer winzigen Pyramiden, als ſähen wir die Mauertrümmer verfallener Rieſentempel, über welche ſich noch immer die flache runde Kuppel ſchützend ausbreitet. Ja, trotz aller Symmetrie der mächtigen Terraſſen, trotz der mit bewunderungswürdiger Genauigkeit aneinander gefügten Configurationen, wo die Natur immer etwas Neues zu bilden und zu erfinden verſtanden hat, glaubt man dennoch ein „verwünſchtes“ Land zu ſehen, ein Land, in deſſen Gauen ein unſichtbarer Geiſt der Vernichtung und Zerſtörung ſeine Thätigkeit entfaltet. Vergebens ſucht man nach einem lebensfriſchen Baume, vergebens nach einer Hütte, überall herrſcht Stille, lautloſe Ruhe, der Tod. Es gehört viel Phantaſie dazu, ſich eine Mondlandſchaft richtig vorzuſtellen, denn die beſtehenden Mondkarten bringen die Vorſtellungskraft nur einer verkleinerten Wirklichkeit nahe. Und ein ſolches Bild ſchwebte mir vor, wenn ich wiederholt zu den Reiſegenoſſen äußerte: „So muß es auf dem Monde ausſehen, ſo troſtlos, ſo deſperat!“

Auch ein Vergleich im Kleinen — wenn ich mir ihn erlauben kann — mit einem Rieſenkuchen alten, vertrockneten Schweizerkäſes, der an verſchiedenen Stellen angeſchnitten wurde (denn auch die Färbung ſtimmt überein), bietet genügende Anhaltspunkte, um ſich eine Lößlandſchaft einigermaßen vorzuſtellen. Auch hier ſind die ſenkrechten Wände mit einer Unzahl bald größerer, bald kleinerer Aushöhlungen verſehen, die manchmal regelmäßig aneinander gereiht, in horizontalen und parallelen Linien von einer Kante zur andern laufen, manchmal aber ſo unregelmäßig die Wandfläche bedecken, als wäre ſie durch ein Bombardement von den Kanonenkugeln eines Zukunftskalibers durchlöchert worden. Dieſe Aushöhlungen aber ſind von Menſchenhänden erzeugt und dienen Hunderttauſenden als Wohnungen, welche nebſt den Vortheilen der Billigkeit noch andere Vorzüge aufzuweiſen haben, denn in der Winterszeit ſchützen ſie wohlthuend gegen die Kälte, im Sommer bewahren ſie eine erfriſchende Kühle. Man findet in den Lößwänden, und beſonders dort, wo die Baſis derſelben von einem unverſiegbaren Waſſer beſpült wird, ganze Ortſchaften, ganze Städte, deren Einwohner nur vom Ackerbau leben.

Der Löß beſitzt eine ausgeſprochene Neigung zu ſenkrechten Zerklüftungen, welches Beſtreben durch die Entſtehungsart des Lößbodens hinreichend erklärt wird. Die Grashalme, welche gewiſſermaßen das Gerüſt für die Aufſchichtungen des von der Atmoſphäre hieher geführten Staubes bildeten, ſtehen ſenkrecht und ihre Capillarität iſt Urſache, daß jeder Niederſchlag ſofort von der poröſen Erde aufgeſaugt wird und in die Tiefe dringt. Hier ſammelt ſich das Regenwaſſer an und hier müſſen wir alle jene Salze im aufgelöſten Zuſtande vermuthen und ſuchen, die der anſcheinend troſtloſen, gelben Erde die weit und breit bekannte, große Fruchtbarkeit verleihen und den Bewohner dieſer Gebiete von der Arbeit des Düngens entheben. Der Düngſchatz im tiefen Grunde ſteht in beſtändiger Communication mit den Wurzeln der Feldfrüchte und ſo gedeihen die Saaten ſelbſt dann, wenn in anderen Gegenden in Folge monatelanger Dürre alle Vegetation abſtirbt.

Das ſaftige Grün üppig gedeihender Saaten aber ſucht der Reiſende vergebens. Die Luft iſt nicht rein, ſie iſt beſtändig mit Staub geſchwängert, welcher ſich ebenſo wie an den Kleidern, ſo auch an den Feldfrüchten in ſo dichten Schichten ablagert, daß jeder Gegenſtand alsbald eine gelbe Farbe gewinnt. Demnach gleicht der Frühlingsacker in der Lößlandſchaft, anſtatt friſch zu grünen, einem europäiſchen Stoppelfelde im Herbſte.

Wären wir im Stande, auch nur annähernd beſtimmen zu können, in welcher Schichtenhöhe die Lößablagerungen alljährlich ſtattfinden, ſo beſäßen wir einen Anhaltspunkt zur Fixirung der Jahre, welche ſeit dem Ende der

Wenden wir uns nun wieder der Reiſe zu, um auf dem Wege durch die ſtaubigen Landſchaften noch andere Eigenthümlichkeiten der gelben Erde kennen zu lernen, um mit den Bewohnern dieſer eintönigen, eigenthümlichen Landſchaften, ihrer Lebensweiſe und den Einrichtungen ihrer Wohnſtätten bekannt zu werden.

Mit der aufgehenden Sonne verließen wir die Stadt Yen-yang-ſhien, erſtiegen einige niedere Terraſſen, welche die Thalebene des Wej-ho von jener des Kint-ſuj-ho, einem Nebenfluſſe des erſteren, trennen, und erreichten nach einem ausgiebigen Marſche die Stadt Li-tſchuan-ſhien.

Der Name dieſes Ortes gibt mir Gelegenheit, die Bedeutung der den Ortsnamen in China angefügten Silben zu erörtern. Sie kennzeichnen den Ort in Bezug auf ſeinen politiſch-adminiſtrativen Rang. Dieſe Eintheilung wurde in der Mitte des 7. Jahrhunderts von dem dritten Regenten der Tang-Dynaſtie (Kaiſerin Wu-hou) genau präciſirt, doch erlitt ſie im Verlaufe der Zeit mehrfache Aenderungen. „Sen“ als beigefügtes Suffix ſollte immer die Provinzialhauptſtadt, die Reſidenz des Vicekönigs oder des Statthalters bezeichnen, doch finden wir das Wort nur in officiellen Berichten angewendet, und die landläufige Gewohnheit nennt auch dieſe Städte „fu“, wie jede andere Kreisſtadt. Die Hauptſtadt der Provinz Schen-ſi ſollte regelrecht „Si-ngan-ſen“ und nicht, wie es allgemein üblich iſt, „Si-ngan-fu“ heißen. Die Silben „tſchou“ und „ſhien“ zeigen an, daß in der betreffenden Stadt ein höherer Civilbeamter die Magiſtratswürde bekleidet, und zwar iſt die Rangswürde des Tſchou-Mandarins eine höhere. „Tjen“ erhebt die Ortſchaft zu einem Marktflecken mit oder ohne Subaltern-Civilbeamten, „Ye“ bedeutet eine Reiſeſtation ohne Magiſtrat, „Pu“ ſchlechtweg ein Dorf. Die Namen der Ortſchaften ſelbſt ſtehen gewöhnlich mit der Geſchichte deren Entſtehung oder anderen hiſtoriſchen Ereigniſſen, ſowie auch mit ihrer geographiſchen Lage in Zuſammenhang, z. B. Schanghai, Markt über dem Meere, Peking, nördliche Kaiſerreſidenz, Yü-men, Thor des Yü (Nephrit) u. ſ. w. Die größeren Städten zunächſtliegenden Dörfer kennzeichnen mit ihren Namen die Entfernung von der Stadt, z. B. San-ſchi-li-pu, 30 Li-Dorf; Wu-ſchi-li-pu, 50 Li-Dorf.

Erſt mit der nächſten Frühſtücksſtation Tſien-tſchou begann eine ernſtere Steigung auf die Höhe des Lößplateau's. Die Riſſe desſelben ſind grell markirt, tief und ſcharf eingeſchnitten und waſſerlos. In gleicher Art winden ſich die bis 30 Meter tiefen Hohlwege als Labyrinthgänge in Schlangenlinien zur Höhe. Die Fahrbreite iſt nur einſpurig, darum horchen die Fuhrleute von Zeit zu Zeit in ängſtlicher Spannung auf jedes Geräuſch, um ja rechtzeitig einem entgegenkommenden Wagen auf den ſtellenweiſe vorhandenen Nebenhohlwegen ausweichen zu können.

Unbekannt mit den Geheimniſſen ſolcher Communicationen, verließ ich die Wagencolonne, um einen Vorſprung zu gewinnen; denn nur mit der Erreichung der Höhe konnte es mir möglich werden, die Umgebung auf meiner Karte einzuzeichnen. Nachdem ich oben angelangt war, beſchäftigte ich mich nahezu eine Stunde lang mit meiner Aufgabe.

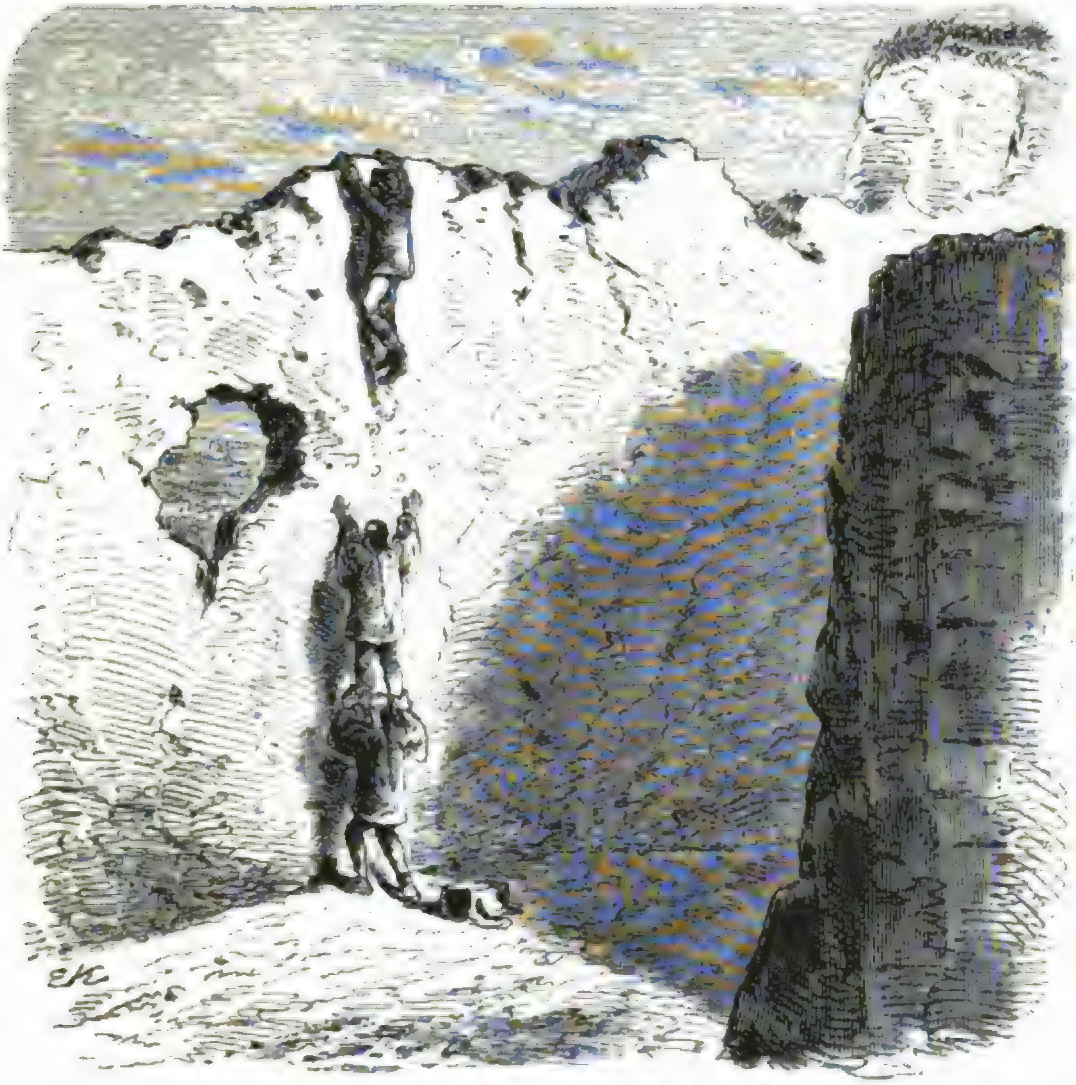
Endlich erſchien Herr Loczy, der gleich mir ſich von der Caravane getrennt hatte, um Schnecken zu ſammeln. Es war augenſcheinlich, wir hatten uns verirrt. Sollten wir zurückgehen und die Stelle aufſuchen, wo wir den Hauptweg verließen? Welche Anhaltspunkte bieten uns die ſenkrechten Wände in der Tiefe des Hohlweges? Wir legten uns nieder und lauſchten nach einem Geräuſche. Vergebens. Es ſchien uns als das Beſte, auf der Höhe zu bleiben und eine nördliche Richtung einzuſchlagen. Und richtig, nach wenigen Minuten erblickten wir eine große Staubwolke, die ſich längs einer flachen Kuppe aufwärts bewegte. Dort ſind unſere Leute! Wir beſtiegen die Reitthiere und jagten dem Staube nach. O weh! es dauerte nicht lange. Der flache Reitboden war plötzlich quer entzwei geſchnitten, die Spalte eines unergründlichen Hohlweges gähnte vor unſeren Füßen und die Maulthiere prallten ſcheu zurück. Wir ſuchten nach rechts einen Ausweg, nach links — überall befanden ſich gleich tiefe Abgründe, wir waren abgeſperrt. Die Staubwolke war längſt verſchwunden, als wir endlich nach vielen fruchtloſen Verſuchen einen Chineſen erblickten, der ſein Feld bearbeitete. Er war allein. Seine Freude über die unerwartete Erſcheinung zweier fremden Geſtalten war eine weit geringere als unſere; es gelang uns indeß bald, ſeine Furcht zu verſcheuchen, aber weit ſchwieriger war die Ueberredung, ihn zu bewegen, uns den rechten Weg zu zeigen. Ein kleiner Kranz klingender Kupfermünzen bewirkte es erſt, daß er ſeinen Pflug zur Seite legte und das Wegweiſeramt antrat. Jetzt erſt ſahen wir die enormen Schwierigkeiten ein, die ſich dem Wegesunkundigen entgegenſtellen; die weite Umgebung iſt von Hohlwegen unterminirt, die ſich gegenſeitig kreuzen, dann wieder zur Höhe hinaufführen, um dort zu verlaufen, kurz, es gehört ſelbſt ein großer Orientirungsſinn der Anſäſſigen dazu, um ſich in den zahlreichen Furchen und Klüften nur einigermaßen zurecht zu finden.

Als wir endlich die Nähe der Hauptſtraße erreicht hatten, begegneten wir einem Soldaten unſerer Escorte, welcher ſich ebenfalls verirrt hatte. Der Bauer gab ihm die nöthigen Aufklärungen über die einzuhaltende Richtung und die Merkmale, an welchen er die richtige Straße erkennen könne. Auf dem weiteren Marſche verirrten wir uns noch einmal, doch der Soldat, mit den Landesverhältniſſen beſſer vertraut als wir, war bald im Stande, durch Fragen an die Feldarbeiter, die er durch lautes Geſchrei an den Rand des Hohlweges citirte, der kurzen Verlegenheit ein Ende zu machen.

Am folgenden Tage wurde ich durch ein anderes unangenehmes Ereigniß überraſcht, welches ebenfalls in dem heimtückiſchen Weſen der gelben Erde ſeinen Urſprung hat.

Gewitzigt durch die oben erwähnten Erfahrungen, beſchloß ich, nunmehr immer in der Nähe der Reiſecolonne zu bleiben. Um aber einerſeits eine größere Ueberſicht über die Gegend zu gewinnen, andererſeits dem Augen und Lunge beläſtigenden Staube zu entfliehen, welcher den Hohlweg als trübe, undurchſichtige, dunkle Wolkenmaſſe ausfüllt, zog ich es vor, auf dem unmittelbar angrenzenden Terrain zu gehen, beſonders dann, wenn einige vorhandene Fußſpuren andeuteten, daß auch andere Reiſende dasſelbe gethan.

Trotz des mißbilligenden Kopfſchüttelns eines Soldaten und des nicht mißzuverſtehenden Rathes, auf dem Wege zu bleiben, erkletterte ich den anfangs ſteilen Rand des Hohlweges und wanderte getroſt weiter, in der ſicheren Erwartung, die Höhenunterſchiede würden ſich bald ausgleichen. Nach einer kurzen Weile neigte ſich der flache Boden unbedeutend gegen die Richtung des Weges, ich befand mich vor einer jäh abſtürzenden Wand von 3 Meter Tiefe, welche ich mit einen vorſichtigen Sprung überwältigte. Kaum war es geſchehen, ſo empfand ich eine leiſe Regung der Reue, denn ich ſah ein, daß ein Erklettern der Mauer, im Falle ich umzukehren gezwungen ſein ſollte, nicht ausführbar wäre.



Unfreiwillige Kletterpartie im Lößgebiete.

Ein zweites ſolches Hinderniß war zu überwältigen. Doch früher blickte ich in den Hohlweg, ob es nicht zweckdienlicher wäre, dort hinabzuſpringen. Zweckdienlicher gewiß, doch 10 Meter Tiefe! Da gab es keinen anderen Ausweg, als das Begonnene zu Ende zu führen. In weiteren zwei Minuten war ich ein Gefangener auf einer Fläche von 3—4 Quadratmeter. Zu meiner Rechten die tiefe ſenkrechte Wand des Hohlweges, zur

Digitized by Google

Linken ein mehrere hundert Meter tiefer Abſturz in das Thal und vor mir eine ſcharfe, ſchneidige Kante, welche beide Schluchten abſonderte, breit genug für die Krallen eines Raubvogels, aber nicht für den Fuß eines Menſchen. Sie hatte eine Länge von circa 4 Meter, dann erhob ſich wieder ein kleines Plateau, von welchem, wie ich wahrnehmen konnte, es eher möglich ſein konnte, in den Hohlweg hinabzuſpringen.

Wie aber dorthin gelangen? Ich muß geſtehen, es wurde mir etwas ängſtlich zu Muthe, ich ſah aber keinen anderen Ausweg, ich mußte es wagen, auf die Gefahr hin, ſammt der Mauer in die Tiefe zu ſtürzen. Vorſichtig unterſuchte ich bei jedem Schritte den Zuſtand des Bodens; endlich erreichte ich die Kante und ſetzte mich rittlings darauf. Mir pochte das Herz, und die Hände zitterten vor Aufregung. Ich ſchloß einige Momente die Augen, um die nothwendige Ruhe zu gewinnen; dann begann ich den kürzeſten, aber gefährlichſten Ritt in meinem Leben. Die ſcharfen Ecken zerbröckelten unter meiner Schwere, ich hörte den dumpfen Laut aufſchlagender Lehmſtücke aus der böſen Schlucht, jetzt ſchien es mir, als neige ſich die dünne Wand langſam zur Seite, krampfhaft ſtreckten ſich meine Arme nach vorwärts, ſie erfaßten den maſſiven Rand des breiter werdenden Erdreichs, ein feſtes Nachſichziehen des Körpers und nach Athem ringend, blickte ich zurück auf den gefährlichen Weg. Ich war abermals gefangen; denn der Fleck Erde, worauf ich ſtand, war nur eine Inſel in der Fortſetzung des ſcharfkantigen Grates.

„Kung-ſche, Kung-ſche!“ rief ich, als ich in den Hohlweg hinabblickte und die bekannte Geſtalt des Dieners wahrnahm, der im langſamen bedächtigen Schritt die Anſteigung der Straße überwand. „Ich muß hier herab!“ „Gehen ſie nur oben weiter, Maſter!“ entgegnete er ruhig und beſchwichtigend, denn er hatte keine Ahnung von der Klemme, in der ich mich befand. Ich ſetzte ihm in kurzen Worten auseinander, daß das unausführbar ſei. „Da können Sie nicht herunter, dann müſſen Sie wieder umkehren!“ — „Das kann ich auch nicht!“ Kung-ſche lachte echt chineſiſch. Es war eine recht mißliche Situation. Jetzt kam Lau-tſchau, der Chronometermann, keuchend und ſchweißtriefend um die Ecke. Kung-ſche theilte ihm in aller Haſt die Verhältniſſe, unter welchen ich dort oben auf Erlöſung harrte, mit und die Beiden beriethen ſich über die Mittel, wie mir zu helfen ſei. Lau-tſchau legte den Chronometer bei Seite und erkletterte die Schultern Kung-ſche's, welcher ſich an die Lößwand aufgeſtützt hatte. Ich begriff ſofort das Manöver, ſchnallte meinen Revolver und das Jagdmeſſer ab und warf die Waffen in die Tiefe. Obwohl ich die Unmöglichkeit einſah, ſelbſt dann, wenn ich mich nur mit Hilfe der ausgeſtreckten Arme an den Rand der Wand anklammern würde, die Schultern des oberſten Mannes zu erreichen, blieb mir nichts Anderes übrig, als auf den Vorſchlag einzugehen. Ich rutſchte immer ſchneller nach abwärts, meine Füße ſtreiften die Schultern Lau-tſchau's, ohne feſten Halt zu gewinnen; doch die Mächtigkeit des Sturzes wurde bedeutend abgeſchwächt, Lau-tſchau fiel auf mich, und wir Beide auf Kung-ſche.

Ich war gerettet, der arme Kung-ſche aber hatte ſich bei dem Experimente die Hand verſtaucht.

Ich hatte genug Erfahrungen geſammelt, um bei der ferneren Reiſe in den Lößlandſchaften auf Extravaganzen zu verzichten, ich wußte nun, daß es auf den unbekannten Lößplateaux unbedingte Nothwendigkeit ſei, auf dem Wege zu bleiben, denn Abweichungen ohne Weiſungen erprobter Führer rächen ſich immer auf mehr oder minder empfindliche Art. Daß es die Chineſen verſtanden haben, bei der Anlage der Wege alle Hinderniſſe der Natur zu umgehen oder zu überwinden, verdient ungeſchmälerte Anerkennung und Bewunderung.

In ſanfter, aber ſtetiger Steigung gewannen wir mit der Stadt Young-ſſo-ſhien bereits die abſolute Höhe von 1200 Meter. Die von einer crenelirten Mauer umſchloſſene Station liegt in einer Lößſchlucht, deren ſchroffe Wände mit ihren tauſenden, und zwar in Galerien angebrachten Aushöhlungen eine zweite Stadt bilden.

Wenn wir nun dieſe Lößſtadt einer kleinen Betrachtung unterziehen, ſo gewinnen wir leicht eine Vorſtellung von allen Lößwohnungen der weiten Umgebung. Die Wohnungen ſind gewöhnlich am Fuße des Abſturzes ausgehöhlt und beſtehen ſehr häufig aus zwei bis drei Zimmern, welche durch Thüröffnungen mit einander verbunden ſind. Sie ſind ſo geräumig, daß jene, welche als Wirthshäuſer fungiren, oft 20 bis 30 Maulthiere aufzunehmen vermögen. Die Decke iſt immer gewölbt, der unebene Fußboden die nackte Erde. Bett, Stühle und Tiſche werden aus der Lehmerde zuſammengeknetet, und nur die begüterten Lößbewohner gönnen ſich die Behaglichkeit transportabler Stühle. Bei dem enormen Mangel an Bäumen iſt der Preis des Holzes ein ſehr großer; es iſt demnach eine Verwendung desſelben als Brennmaterial gänzlich ausgeſchloſſen. Wenngleich die behagliche Temperatur in dieſen Lehmwohnungen bei jeder Jahreszeit keiner Nachhilfe bedarf, ſo benöthigen die Bewohner dennoch Brennmaterial für die Zubereitung ihrer Nahrung.

Steinkohlenlager gibt es keine, und ſomit ſammeln die Chineſen den Miſt der Mauleſel, um ihn als Brennmaterial zu verwenden. Es gibt viele Leute, die ſich ausſchließlich damit befaſſen. Tagelang begleiten ſie reiſende Caravanen, jeden Moment ausnützend, wenn es ihnen gegönnt iſt, ihren Tragkorb ſo raſch als möglich zu füllen. Daß es bei den vielen Concurrenten, welche die Straße abpatrouilliren, im richtigen Augenblicke nicht an komiſchen Zwiſchenfällen mangelt, bringt der eigenthümliche Beruf mit ſich.

Die Lößwohnungen ſind bei dem Umſtande, als ſie höchſt ſelten Fenſteröffnungen beſitzen, finſter. Tagsüber zumeiſt leer, denn die Männer gehen der Feldarbeit nach, die Frauen ſonnen ſich im Freien, werden ſie in den Abendſtunden mit einfachen Thonlampen beleuchtet, deren aus Baumwolle gedrehte Dochte ſich nothdürftig von der dünnen Schichte Ricinusöl ernähren müſſen. Der durch die Ausdünſtung ſo vieler Menſchen, durch deren Unreinlichkeit entſtandene Geruch in einer ſolchen Höhlenwohnung treibt den europäiſchen Beſucher ſehr bald in das Freie. Vor den Wohnungen beſchäftigt ſich eine Anzahl von Hausſchweinen damit, den Boden zu durchwühlen; zeitweilig wagt das eine oder das andere den ſchüchternen Verſuch, in die Höhle einzudringen; doch die Hausfrau ſieht an dem Stande der Sonne, daß der Wunſch noch unberechtigt ſei, und jagt das grunzende Thier von dannen.

Mit der untergehenden Sonne ſtrömen die Männer von allen Seiten herbei, der eine kehrt mit den Büffeln vom Felde heim, wo er den ganzen

lieben Tag entweder gearbeitet oder geſchlafen hat, der andere kommt aus der Stadt, wo er die Feldfrüchte an den Mann brachte und dafür einen Mauleſel kaufte, ein dritter ſchichtet das gefundene Brennmaterial auf das bereits vorhandene, alle wiſſen ſo viel zu erzählen, daß es in dem engen Thale wie in einem Bienenſchwarme ſummt. Die Zubereitung des gewöhnlichen Labetrunkes, aus Thee beſtehend, iſt die nächſte Sorge der Hausfrau. Der Conſum iſt ein erſtaunlicher, Schale um Schale wird geleert, und das Niveau des Gebräues in dem großen Keſſel ſinkt ſehr ſchnell, ſo daß es des Schöpfeimers bedarf, um den Abgang zu ergänzen. Die Brunnen ſind ſehr tief. Erſt in 10 bis 20 Meter Tiefe ſtößt man auf das Grundwaſſer, welches im Durchſchnitte eine Temperatur von 9—10° C. beſitzt. (Bekanntlich dient die Temperatur des Brunnenwaſſers als genäherte, mittlere Jahrestemperatur.) Das Waſſer der Lößgebiete zeichnet ſich trotz ſeiner trüben Farbe durch einen erfriſchenden Wohlgeſchmack aus. Beim Kochen ſchlägt ſich die Erde als Bodenſatz ab. Die Brunnenlöcher ſind weder mit einem Geländer verſehen, noch durch Bretterlagen verdeckt; es erheiſcht deshalb große Vorſicht, beſonders in der Dunkelheit, um nicht hineinzuſtürzen.

Mit dem Einbruche der Nacht ziehen ſich ſowohl die Menſchen als die Büffel, Mauleſel und Schweine in die Höhlen zurück. Bei den Ortſchaften, welche in Galerien ausgehöhlt wurden, dienen Treppen und oft halsbrecheriſche Stufen zur Erreichung der oberen Stockwerke.

Wie wir mit der Erreichung der unmauerten Stadt Young-ſſo-ſhien wahrgenommen haben, iſt die Landſchaft doch nicht aller frei erbauten Ortſchaften bar. Selbſt während des Marſches erblickten wir zeitweilig kleinere Ortſchaften, die von einem trockenen Lößwalle umgeben, im Innern mehr oder minder zerfallene Lehmhütten bargen. Dieſe Dörfer aber ſind größtentheils unbewohnte Ruinen. Der Alles vernichtende Sturm der mohamedaniſchen Rebellion einestheils, andererſeits die Schwierigkeiten, welche ſich der Gewinnung des Trinkwaſſers entgegenſtellten (wir trafen waſſerloſe Brunnen bei einer Tiefe von 60 Meter), haben dieſe Lehmgebilde entvölkert, ſie zerfallen in Staub und Niemand empfindet das Bedürfniß, dem Verfalle entgegen zu kämpfen. Dieſe Ortſchaften, in früherer Zeit vielleicht blühende Raſtſtationen zahlreicher Händler und Kaufleute, jetzt nur ein trauriges Bild der Vergänglichkeit, ſind es, welche den Reiſenden traurig ſtimmen, welche ihm die Vermuthung aufdrängen, er befinde ſich inmitten eines trübſeligen Märchens, inmitten eines Reiches, das gänzlich ausgeſtorben, keine Mittel mehr beſitzt, um überhaupt Menſchen ernähren zu können, denn der eigentliche Pulsſchlag des Lebens befindet ſich abſeits der Straße, in jenen Schluchten und Thälern, die der Weg gerne meidet, um ſchwierigen Terrainverhältniſſen auszuweichen.

Wenige Li nördlich von Young-ſſo-ſhien überſchritten wir den 1350 Meter hohen Paß „Tu-ſſai". Kein Baum, kein Grashalm, kein Stein, kein Waſſer, nur gelbe Wände, in welchen ein Dorf an das andere ausgehöhlt war, begleiteten die ſchluchtartige Straße, deren Wände ſenkrecht von der Höhe des Plateau's in den Staub des Hohlwegs herabſtürzten.

Die uns in Si-ngan-fu beigeſtellte ſechs Mann ſtarke Militär-Escorte wurde in der letzten Station um eilf Mann verſtärkt, da der Mandarin uns verſicherte, die Gegend werde durch verwegene Räuberbanden unſicher gemacht. Die äußere Erſcheinung der Soldaten war aber auch geeignet, dem feigſten Räuber Muth und Verwegenheit einzuflößen. Die ſchwarzumſäumte, rothe Blouſe mit der unvermeidlichen, weißen Scheibe auf der Bruſt und dem Rücken vermochte den ſchwächlichen Geſtalten weder einen imponirenden Anſtrich zu verleihen, noch die Mängel ihres Körperbaues zu verbergen. Die blauen Pluderhoſen gaben dem Geſammtbilde des Kriegers einen plumpen, unbeholfenen Ausdruck. Und wenn man mir nun von chineſiſcher Seite den Einwurf machen wollte, das entſcheide noch nichts, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als die Waffen zu viſitiren.

Vier Mann waren mit 6 Meter langen Speeren bewaffnet, deren Länge dem Seiltänzer erwünſcht erſcheinen mag, welcher eine Balancirſtange braucht, den Soldaten aber zur Unthätigkeit verurtheilt. Freilich beſaß die Bambuſtange an ihrem oberen Ende eine ſchmale Eiſenſpitze, ſo lang und dünn, wie ein unverſehrter Bleiſtift, doch die Hauptzierde der fürchterlichen Waffe beſtand in zwei dreiſeitigen Seidenfahnen, wovon die tiefer befeſtigte und größere bei einer Stangenbreite von 3 Meter, 5 Meter Länge hatte.

Jeder Windſtoß bereitete dem Träger unangenehme Fatalitäten; der Seidenſtoff blähte ſich auf, und einmal entfaltet, wand ſich der geſchmeidige Stoff ſo um den Körper des Soldaten, daß nur eine lange Stange und die zügelloſe Fahne ſichtbar war.

Für uns Reiter zeigte die Nähe eines ſolchen Beſchützers immer eine drohende Gefahr an. Nicht etwa, als lauerten in einer der nächſten Schluchten zehn Räuber, um uns an Gut und Blut zu bedrohen, nein, die Soldaten waren es ſelber, welche, die Lanzen auf der Schulter tragend, uns die auf und ab tanzenden Spitzen gegen das Geſicht hielten und uns daran erinnerten, die Augen vor dem Ausſtechen zu ſchützen. Zwei Mann waren mit dreizackigen Neptunſpießen bewaffnet. Die äußeren Spitzen waren lyraförmig ausgebaucht, ſo daß die Waffe ſelbſt bei einem wuchtigen Stoße höchſtens 1½ Zoll tief einzudringen vermag. Das Inſtrument vereinigt ſomit in der ſinnreichen Conſtruction nicht allein die Vortheile einer ſchrecklichen Waffe, ſondern auch die Wohlthaten eines lebensſicheren Panzers. Vier Mann trugen Gewehre, und was für Gewehre! Die langen Eiſenläufe deckte ein altehrwürdiger, rother Roſt, ſie erklärten in anſchaulicher, leicht begreiflicher Weiſe die Flugbahn der Geſchoſſe und waren mittelſt Bindfaden an den kurzen, roh geſchnitzten Piſtolengriffen feſtgebunden. Der ſchmiedeeiſerne Hebel für die Lunte trug noch die Spuren des Pulverdampfes vergangener Jahrzehnte zur Schau. Die Hauptſache aber, um die Waffe überhaupt gebrauchen zu können, Ladeſtock, Munition und Lunte, fehlte gänzlich.

Der Commandant der wackeren Schaar trug verſchämt die zerbrochene Klinge ſeines kurzen Heldenſchwertes in der Scheide. Wie er mir erzählte, verunglückte die Klinge während der Taiping-Rebellion, bei der Einnahme von Nanking, im Handgemenge. Eine große Schmarre über ſeiner Stirne verſchaffte der Schilderung über das Schlachtgewühl des heißen Tages die nöthige, weihevolle Bekräftigung.

Wir übernachteten in Pin-tſchou, einer größeren Stadt am rechten Ufer eines bedeutenderen Gewäſſers, Namens Tſin-ho. Sie iſt von einer zweifachen Mauer umgeben, und die äußere, zerfallene Umfaſſung ſchließt einen Theil der ſüdlich gelegenen Landſchaft in den Vororte-Bereich ein.

Die meiſten Häuſer der inneren Stadt ſind aus Lößziegeln erbaut, ſo auch das Kun-kwan, in welchem wir eine bequeme Unterkunft angewieſen erhielten.

Die Thalebene erreicht hier die anſehnliche Breite von über 1000 Schritten und iſt, o Wunder! über und über mit Bäumen bepflanzt. Bald ſollte ſich das Räthſel löſen. Die Mandarine größerer Städte beeilten ſich, ſobald wir die Station bezogen hatten, uns (wie wir ſpäter erfuhren, über höheren Auftrag von Seite der Regierung) mit Allem zu bewirthen, was einem chineſiſchen Gaumen Freude und Vergnügen bereitet.

Als nun die Stadtdiener von Pint-ſchou mit den großen Tragbahren den Hof unſerer Wohnung betraten, bemerkten wir ſogleich unter den Schüſſeln mit Reis, Eiern, Melonenkernen, Schweinebraten und mannigfaltigen Gelées die ſympathiſchen Formen immens großer Birnen. Schon der verdienſtvolle Miſſionär Abbé David erwähnt die ob ihrer ungewöhnlichen Größe bemerkenswerthen Birnen von Pin-tſchou. Nun lagen dieſe Früchte vor uns. Sie erreichen nicht ſelten das Volumen kleiner Kürbiſe. Wäre der Geſchmack ſo anziehend wie die Größe, dann entſpräche die Frucht den übertriebenſten Anforderungen. Ich will nicht gerade ſagen, daß der Geſchmack unſere Erwartungen bitter enttäuſchte, es wäre eine ungerechtfertigte Undankbarkeit, denn die Birnen der Lößgebiete boten uns nur zu oft die einzigen und willkommenſten Stärkungsmittel; wenn ich aber den wäſſerigen Geſchmack halb ſauer, halb ſüß nenne, ohne das geringſte anziehende Aroma zu beſitzen, ſo dürfte den Früchten kein Unrecht geſchehen.

Worin liegt die Urſache, daß in Pin-tſchou ſo große Birnen gedeihen? Beſitzt der Boden eine außergewöhnliche, belebende Kraft, oder ſind andere Umſtände vorhanden, die dem Baume eine bedeutendere Treibfähigkeit verleihen? Das Geheimniß liegt in der Veredlung des Baumes und ich will es verrathen, um dem Gartenliebhaber Gelegenheit zu bieten, es auch in Europa anzuwenden. Der Chineſe pfropft auf junge Pappelſtämme Birnentriebe, überläßt das Weitere der Natur und erreicht ſo in einfacher Weiſe die außergewöhnliche Größe der Frucht.

Das chineſiſche Volk liebt überhaupt ähnliche Veredlungs-Experimente, die mitunter überraſchende Reſultate liefern. In ſpäterer Zeit ſtand ich einmal ſprachlos vor einem rieſengroßen Baume (es war dies in der Provinz Sze-tſchuen), deſſen eine Hälfte ſich unter der Laſt reifer Granatäpfel zur Erde neigte, und deſſen andere Hälfte in voller Roſenblüthe ſtand

Von Pin-tſchou läuft die Straße in dem breiten Thale aufwärts, ſie iſt breit und gut und führt ſogar in der Nähe der Stadt über eine ſteinerne Bogenbrücke von zehn Schritt Länge und ſechs Schritt Breite.

Der Fluß ſchlängelt ſich in zahlreichen Windungen und in einer Breite von 25 Schritten durch die ein großes Areale bedeckenden Obſtgärten und iſt durch 2 Meter tiefe, ſcharfgeriſſene Ränder von dem mit Gemüſe aller Art bebauten Boden abgegrenzt. Zur Zeit war das Waſſer ſtellenweiſe gefroren.

Fünfundzwanzig Li im Nordweſten der Stadt befindet ſich an der Straße die berühmte und größte Buddha-Statue China's, vor welcher ſelbſt Zo-zung-tang, der Vicekönig von Kan-ſu, wenn ihn ſein Weg hier vorbeiführt, anhält, um ſeine Andacht zu verrichten. Schon von ferne fällt der impoſante Bau des Tempels auf. Drei rothe Dächer, aus den mannigfachſten Holzſchnitzereien zuſammengefügt, thürmen ſich über die Straßenberglehne, in welcher ſich die Statue befindet, zu einer ſchwungvollen Pagode.

Der Buddha-Prieſter, welchem die Obſorge über das Heiligthum anvertraut iſt, hatte unſer Kommen von Weitem bemerkt. Als wir in ſeine Nähe gelangten, ſchlug er mit einem Holzhammer an eine helltönende Glocke, ergriff eine Opferbüchſe und hielt ſelbe dem erſten Maulthiere vor die Schnauze. Vor dem Tempeleingange ſtand ein kleiner Holztiſch, worauf ſich eine kleine, vergoldete Bronzefigur, eine zweite Opfercaſſe und eine Glocke befanden.

In den Provinzen Schen-ſi und Kan-ſu werden dieſe Attentate an die Mildherzigkeit oft läſtig. Vor den unanſehnlichſten Götterbildern der Straße ſpähen die ſtechenden Augen der Bettelmönche nach jeder Staubwolke, die möglicherweiſe die Annäherung einer Reiſegeſellſchaft andeuten könnte.

Es nützt Alles nichts, die Caravane muß ihren Tribut zahlen, wehmüthig klingelt das Glöcklein, und der Prieſter verfolgt den Entfliehenden ſo lange mit dem Opferteller, bis der Obolus erlegt wurde. Herr Loczy ſchaffte ſich einmal einen ſolchen Bettler nur dadurch vom Halſe, daß er ihm bei dem Mangel an Kleingeld ſein Taſchenmeſſer in die hungerige Opferbüchſe hineinwarf.

Der Tempel ſoll nach Ausſage des Prieſters von einem für den Buddhismus begeiſterten Kaiſer der Tang-Dynaſtie erbaut worden und demnach über 1000 Jahre alt ſein. Für dieſes Alter ſprechen auch die durch Verwitterung und durch das Abſchaben des Geſteines ſeitens der Wallfahrer erzeugten Vertiefungen der Höhle, die ehemals in der geſammten Wölbung mit Arabesken verziert war. Die Statue befindet ſich in einer Sandſteingrotte, in die man durch einen kurzen Tunnel direct von der Straße aus gelangt.

Die Buddha-Statue imponirt in erſter Linie durch ihre Größe, dann erſt fällt dem Beſucher der Umſtand auf, daß die Figur zu gleicher Zeit mit der Aushöhlung der Grotte aus dem Sandſteine entſtanden ſein muß. Wie anders wäre es ſonſt möglich geweſen, die maſſive, coloſſale Figur in die Höhle zu bringen! Die Höhe der Statue beträgt 17 Meter. Die einzelnen Gliedmaßen des in orientaliſcher Weiſe ſitzenden Gottes wurden ziemlich proportionirt aus dem Sandſtein herausgemeißelt und nur ſo war es möglich, einigen Effect zu erzielen, welchen das Geſammtbild in der That hervorruft. Das Geſicht Buddha's iſt mit einer dicken Goldſchichte überzogen; in der Mitte der Stirne erblickt man eine kleine, rothe Scheibe, welche keiner Buddha-Statue, weder in China, noch in Tibet, noch in der Mongolei, fehlen darf. Die wahrhaftig göttergleichen Rieſenohren mit unverhältnißmäßig großen Lappen repräſentiren das Sinnbild des Genius. Das Haar iſt in Locken gekräuſelt und wie der Schnurrbart mit blauer Farbe grell bemalt. Die eine Hand ruht auf dem Knie, die rechte iſt ſegnend erhoben. Auch die Hände waren ehemals vergoldet, nun aber verrathen ſie durch die grüne Oxydfarbe, daß das Gold kein echtes war. Die langen, chineſiſchen Nägel ſtehen wie Krallen von den Fingern ab. Die Hauptfarbe der Bekleidung iſt roth.

Obwohl die Grotte ſo groß iſt, daß man ohne Anſtand rings um die Statue gehen kann, ſo ſtößt ihre rückwärtige Wölbung nahezu an das Hinter-

haupt des Götterbildes. Es ſcheint, als ſei der flache Bogen mit Abſicht gewählt worden, um die Wirkung zu heben, welche der daſelbſt in reicher Ornamentik gemalte Heiligenſchein auf das Geſammtbild hervorbringen ſoll. Dieſer beſteht aus vier concentriſchen Kreiſen; der innere enthält vier verſchlungene Lotosblumen, der zweite Arabesken aus Baumzweigen, Blättern und Blumen, der dritte beſteht aus ſieben kleinen Bildern der Buddha-Statue, der äußerſte aus neunzehn verſchiedenen Figuren, die unſeren Engelsgeſtalten gleichen. Sie waren ehemals mit großer Sorgfalt aus dem Sandſtein gehauen worden, jetzt ſind ſie durch das Verwüſtungswerk der Verwitterung kaum zu erkennen, und die Chineſen ſtanden dem Zahne der Zeit durch ihre Ausbeſſerungen der ſchadhaften Stellen mit Lehm hilfreich zur Seite.

Vor der Hauptſtatue befinden ſich in der Grotte noch zwei andere Figuren; ſie ſind nur halb ſo groß wie jene, und ihre im Vergleiche plumpe Erſcheinung ſagt ſicher dem jetzigen Kunſtſinne der Chineſen mehr zu als der Hauptgott. Sie ſind auch bedeutend jüngeren Urſprungs. Die unverhältnißmäßig großen Köpfe werden durch den kronenartigen Haarwuchs zu wahren Ungethümen umgeſtaltet. Die blendend weiße Grundfarbe des Geſichtes trägt in zwei rothen Scheiben auf den Wangen das Zeugniß der Unſchuld und Unverdorbenheit zur Schau. Die eine Hand liegt auf der Bruſt, die andere folgt nachläſſig ihrer Schwere. Ein kurzes, in lichten Farben geſticktes Oberkleid, rothe Pantalons und ſchwere, ſchwarzſeidene Mandarinſtiefel verdecken theilweiſe die Fehler des Bildhauers. Die Statuen repräſentiren die Lieblingsſchülerinen Buddha's und heißen bei den Chineſen „Schang-hoa“.

Auf 70 Steinſtufen gelangt man zu der mit einem Schutzgeländer verſehenen Galerie, welche um die Kuppel der Grotte läuft und von wo man erſt bei dem Umſtande, daß die Naſe der Hauptſtatue gerade ſo groß iſt wie ein ausgewachſener Mann, die impoſante Größe derſelben recht vor Augen hat.

Vier Meter höher befindet ſich in der Wölbung eine runde Oeffnung, durch welche das Licht in die Grotte dringt. Der Dachſtuhl erhebt ſich noch um 20 Meter über die Felſendecke. Von der dreißigſten Stufe kann man ein ſeitwärts gelegenes, kleines Plateau erreichen, auf welchem ſich Hunderte von Miniaturtempeln und Grotten befinden. Die bemerkenswertheſte Höhle iſt jene, in welcher ſich nebſt einer größeren Buddha-Geſtalt unzählige Statuen verſchiedener Heiligen befinden; ſie wurden durchgehends aus dem natürlichen Geſtein herausgemeißelt. Der Ort und Tempel heißt mit ſeinem chineſiſchen Namen Ta-fh-zh.

Bis Tin-kou führt die Straße am rechten Flußufer; dann aber verläßt ſie das Hauptthal Ma-lien-ho und läuft auf der Höhe des flachen Plateau's in gerader Linie der letzten Stadt in der Provinz Schen-ſi, Tſchang-fu-ſhien zu. Hier übernachteten wir. Am nächſten Morgen wühlte ein heftiger Nordweſtwind den fußhohen Staub der breiten Straße zu dichten Wolkenmaſſen auf. Die ganze Umgebung war verfinſtert, die Ausſicht kaum auf zehn Schritte Entfernung möglich. In kurzer Zeit ſahen alle Reiſenden mit den auf dem Geſichte, den Haaren und auf den Kleidern abgelagerten Staubſchichten wie todte Greiſe, wie fahle Geſpenſter aus, die am helllichten Tage ihre Umzüge abhielten. Vergebens verſuchten wir die Augen gegen die zudringlichen Erdtheilchen zu ſchützen; aber gerade ſo, wie die Luft durch die kleinſten Ritzen ihren Weg ſuchte und fand, ſo drang auch der Staub durch das Drahtgitter der Staubbrillen und erzeugte in den Augenwinkeln ein unleidliches Jucken und Brennen. Noch ſchlimmer erging es den Tragthieren und Mauleſeln. Die Natur hat ſie zu ſtiefmütterlich bedacht, als ſie ihnen jede Möglichkeit nahm, ſich während des Marſches die Augen zu reinigen. Inſtinktiv ſchloſſen zwar die Thiere die Lider, doch dieſe Vorſichtsmaßregel rächte ſich nur zu böſe. Bald waren die Wimperhaare mit einer dicken Staubmaſſe verſchloſſen, und jenes Thier, welches nicht einen hilfreichen Menſchen zur Seite hatte, mußte bis zum Schluß des Tagesmarſches auf den Genuß der Naturſchönheiten verzichten.

Weſtlich des kleinen Dorfes Yan-ye paſſirten wir die Grenze zwiſchen den Provinzen Schen-ſi und Kan-ſu. Kein Pflock, keine Grenztafel, kein Zollſchranken oder Schlagbaum macht den Reiſenden darauf aufmerkſam, daß er ſich im Machtbereiche des Vicekönigs und Helden von Kaſchgar, des Generaliſſimus der chineſiſchen Soldatenwirthſchaft, Zo-zung-tang, befindet, aber er bemerkt ſofort an dem plötzlichen Wechſel der Straßenbeſchaffenheit, daß ein anderer Geiſt in dem neuen Gebiete waltet, daß ein gewiſſer Sinn für Ordnung die Oberherrſchaft gewonnen hat, kurz es ſcheint, als ſtoße man auf die Reſultate eines in China ſonſt unbekannten Strebens, auf die erſten Früchte — des Fortſchrittes.

Der freundliche Leſer wird ſchon zu wiederholten Malen bei dem Betrachten der landſchaftlichen Bilder, welche wir bis jetzt aus dem Inneren China's brachten, gefühlt haben, daß der Scenerie etwas abgehe. Gewiß! Die Bäume fehlen.

Und noch mehr, viel mehr fühlt dies der Reiſende, welcher monatelang Gebiete durchſtreift, ohne die raſtloſe Thätigkeit der Natur in ihren ſchönſten Werken wirklich ſehen und bewundern zu können. Alle Berge ſind kahl, die Thäler vollkommen entholzt, und wenn wir ein oder das andere Mal in einer Ortſchaft einen treibenden Pappelbaum erblickten, ſo fand unſer Staunen, unſere Verwunderung keine Grenzen.

Und jetzt mit dem Betreten der Provinz Kan-ſu wurde die Straße von einer Allee begleitet. Freilich ſind die Bäumchen noch ſo jung und dürr, daß es ſchwer iſt, ſie als Weidenbäume zu erkennen, aber ſie werden gepflegt, tagtäglich begoſſen und ſind ſogar zum Schutze gegen die gefährlichen Fröſte mit Reisſtroh umwunden.

Wie wir ſpäter erfuhren, gebührt das Verdienſt eines ſolchen in China unerhörten Umſchwunges in erſter Linie dem leider ſchon verſtorbenen General Pita-ſchen, welcher einen unberechenbaren Einfluß auf den Vicekönig Zo-zung-tang ausübte. Gewiß war ſein Einfluß enorm, denn wie hätte ſich ſonſt ein hoher Beamter dazu entſchließen können, durch die Anpflanzung von Bäumen einem der größten Philoſophen China's (wenn ich nicht irre, war es Confucius ſelbſt), welcher die Ausrottung aller Bäume, „die doch nur das Heim der böſen Waldgeiſter und der Lieblingsaufenthalt aller wilden Thiere und Beſtien ſind", gebietet — geradezu entgegenzuhandeln!

Pita-ſchen war ein geborener Franzoſe. Schon in ſeiner Heimat berühmt als vorzüglicher Tambour, verſuchte er nach ſeinem Abſchiede das Glück in der Fremde. Er kam nach China und wurde, als die Engländer und Franzoſen gegen Peking anmarſchirten, mit Vergnügen von den Chineſen engagirt, um ihnen einige abendländiſche Kriegskniffe zu verrathen. Wenn es ihm auch nicht gelang, ſeine Landsleute mit einem erſchütternden Trommelwirbel von der Erſtürmung der Landeshauptſtadt abzuhalten, ſo avancirte er in Folge ſeiner ſonſtigen Verdienſte dennoch zum General, und von ihm gingen in erſter Linie alle Reorganiſationsverſuche in der Armee aus, die, ſo unbedeutend ſie auch erſcheinen mögen, immerhin ſeinen großen Wirkungskreis kennzeichnen.

Pita-ſchen heiratete auf Wunſch des Vicekönigs eine Chineſin, er lebte in ſeiner Familie wie jeder andere echte Chineſe, aß Reis, Haifiſchfloſſen und Vogelneſter mit elfenbeinernen Eßſtäbchen, trank den Thee bitter, und da ihm trotz ſeines Alters noch ein prächtiger Zopf wuchs, war er nur an ſeinen horizontalen Augen von den anderen Eingebornen zu unterſcheiden. Er konnte ſeine Heimat, die ſeine Befähigung zum General nicht gewürdigt hatte, ſo vergeſſen, daß er im vorhinein ſich verſchrieb, nie wieder zurückzukehren; das ſchöne Frankreich konnte er verleugnen, aber nicht — ſeine Weine. Nach ſeinem Tode fand man im Keller eine reichhaltige Sammlung aller edlen Weine Frankreichs. Sie brachte ſicherlich den Grad des Heimwehs des verſtorbenen Franzoſen zum Ausdrucke.

Gegenwärtig ſteht nur ein einziger Europäer in ähnlichem Verhältniſſe zu der chineſiſchen Regierung, ob er aber gleich dem Franzoſen Pita-ſchen auch der chineſiſchen Jurisdiction untergeordnet iſt, vermag ich nicht zu berichten.

Mr. Mesny iſt ein geborener Engländer und von Beruf ein Büchſenmacher. Als chineſiſcher General und Director einer Werkſtätte für die Reparatur und Neuerzeugung moderner Gewehre, ſoll auch er, die Sitten und Gewohnheiten des Landes ſtrenge einhaltend, bereits eine Chineſin geheiratet haben. Wie ich vernahm, hat die Regierung ſeine Geſchicklichkeit vollkommen anerkannt und entſprechend entlohnt. Seine monatlichen Gagebezüge allein betragen 600 Taël = 1900 fl.

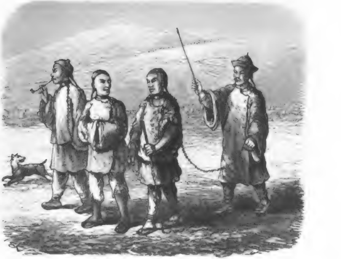
Mr. Mesny begleitete vor einigen Jahren ſeinen Landsmann Capitän Gill auf einer Reiſe durch China und trug durch ſeine Stellung und die außergewöhnliche Kenntniß der Landesſprache viel zur erfolgreichen Durchführung der Expedition bei. Jetzt befindet er ſich wieder in ſeinem kleinen Arſenal zu Kwej-yang-fu in der Provinz Kwej-tſchou. Alle anderen Europäer, die, und zwar ausſchließlich in den Hafenſtädten der Küſte, entweder als Zollbeamte oder Inſtructoren der Soldaten der chineſiſchen Regierung dienen, ſtehen gleichſam nur in geſchäftlichem Verhältniſſe zu ihr, ſie kleiden ſich europäiſch und unterſtehen der Gerichtsbarkeit der heimatlichen Conſulatsbehörden.

Einem Franzoſen alſo (Pita-ſchen iſt ſein chineſiſcher Name) haben die Einwohner der Provinz Kan-ſu eine ſchöne, 10 Schritte breite Straße, welche wir bald als Kunſtſtraße kennen lernen werden, zu verdanken, er erwirkte es, daß überall, woſelbſt kleine Flüſſe den Weg durchſchneiden, Holz- oder Steinbrücken erbaut wurden, deren Geländer mit roth-grünen Streifen bemalt wurde, wahrſcheinlich den Lieblingsfarben des Vicekönigs. Er war es, welcher der Erſte eine Straßenallee in China anlegte und den Bedarf an jungen Bäumen in den ſeitwärts der Straße angelegten Baumſchulen großzog. Ob er aber auch den Auftrag ertheilte, jedes Straßenwirthshaus mit einer grün umſäumten, blaßrothen, dreieckigen Fahne zu kennzeichnen, darüber wußten die Leute keine Auskunft zu ertheilen; doch iſt es wahrſcheinlich. Die Straße iſt von reiſenden Händlern ſtark begangen, und die Zuckerbäcker, welche mit einem Tragbrette vor der Bruſt von Ort zu Ort wandern, machen gute Geſchäfte. Ihre Erzeugniſſe, in weißem Gerſtenzucker und vorzüglichen Malzbonbons beſtehend, fanden bei dem Umſtande, als die mit Staub geſchwängerte Luft alle Kehlen afficirte, reißenden Abſatz.

Vor Kin-tſchou, der erſten Stadt in Kan-ſu, verläßt die Straße wieder das Plateau und führt in tief eingeſchnittenen Hohlwegſerpentinen in das Thal, an deſſen rechter Seite ſie bis Ping-leang-fu verbleibt.

Als wir Kin-tſchou verließen, kreuzte ein Leichenzug unſeren Weg. Einige Muſikanten eröffneten mit einem ergreifenden Liede ihrer verſtimmten, ſchnarrenden Clarinetten den Zug. Hinter dem von vier Laſtenträgern mittelſt Bambuſtricke getragenen, maſſiven, braunen Holzſarge folgten die Leidtragenden. Sie waren in weiße Baumwollſtoffe gekleidet; an Stelle der runden Kappe bedeckte ein — wie es ſchien — aus weiß angeſtrichenem Drahte geflochtener

daß ein zum Tode Verurtheilter noch in der letzten Stunde mit dem Scharfrichter eine Schale Thee trinkt. Trotzdem das blanke Meſſer zwiſchen ihnen liegt, übertreffen ſie ſich in Complimenten und Artigkeiten, und wenn es nun Zeit iſt, an das Geſchäft zu denken, bittet der Henker den Delinquenten noch um Verzeihung, „denn wenn er ihm nicht den Kopf abſchlage, ſo müſſe ſein eigener fallen. So gerne er auch das Opfer bringen wollte, würde der Richter kaum damit einverſtanden ſein u. ſ. w.“



Verbrecher auf dem Transporte.

Eine ſolche Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht mit der Gegenwart im engſten Zuſammenhange ſtand, war auch in den Geſichtszügen einiger Delinquenten ausgeprägt, die von Ping-leang-fu nach Si-ngan-fu escortirt wurden. In Partien von je drei Mann waren ſie durch ſchwere Eiſenketten, die von einem Halsringe zu dem andern reichten, aneinander gefeſſelt, und ein nur mit einem Stocke bewaffneter Polizeimann begleitete je eine Partie. Trotz der empfindlichen Kälte waren die Geſtalten nur mit Lumpen bedeckt; das aber kümmerte ſie wenig, im heiteren Geſpräche den bläulichen Dampf

Digitized by Google

aus den kurzen Pfeifen kühn in die Luft puffend, ergötzten ſie ſich an den gegenſeitigen Erzählungen, ja ſie fanden ihre Situation ſo ſorgenlos, daß ſie ihre helle Freude, uns zu ſehen, in ungezügelter Heiterkeit kund gaben. Der Polizeimann theilte ihr Fühlen, und übertraf ſie noch im Eifer, uns zu verhöhnen. Ich erfuhr ſpäter, daß die Räuber, welche ſich bei ihrer Gefangennahme muthig vertheidigt hatten, nach Si-ngan-fu escortirt wurden, um dort vom Gouverneur Sin zum Tode verurtheilt zu werden. Nur bei ſchweren Verbrechen wird der Verurtheilte ohneweiters geköpft und der Regierung hierauf die Anzeige erſtattet. Sonſt iſt es Vorſchrift, daß jedes Todesurtheil dem Kaiſer zur Beſtätigung vorgelegt wird. Die Begnadigungsfälle ſtehen vereinzelt da. Im gewöhnlichen, inneren Rechtsleben kam eine Begnadigung, ſo viel ich erfuhr, noch niemals vor, jedes Todesurtheil erhielt durch das rothe Siegel des Kaiſers (das Siegel repräſentirt den Abdruck der in rothe Farbe getauchten, kaiſerlichen Finger) deſſen Genehmigung.

Wenn in jüngſter Zeit der zurückberufene chineſiſche Geſandte am ruſſiſchen Hofe, in Folge des von ihm abgeſchloſſenen Vertrages — die Rückgabe Kuldſcha's betreffend — zuerſt zum Tode verurtheilt, dann doch begnadigt wurde, ſo verdankte er ſein Leben nur dem Einfluſſe Rußlands, denn ſowohl in den Regierungskreiſen zu Peking, als in allen Claſſen des Volkes hörte man nur Eine Stimme des Volkes, und die lautete: „Tödtet ihn!“

In der Nähe der Stadt Ping-leang-fu wird das 800—1000 Schritt breite Thal von ſteil abfallenden Terraſſen begrenzt, welche mit Korn, Weizen und Gerſte bebaut ſind; die Straße erreicht hier die anſehnliche Breite von dreißig Schritten. Und trotzdem genügte ihre große Fläche kaum für Alle, die aus und zu der Stadt wanderten. Da hieb ein Fuhrmann auf die Zugthiere ſeines Wagens, dort bildeten die Mauleſel und Kameele zweier Caravanen einen verworrenen Knäuel, dort wieder ſuchte ein Hirtenknabe nach einem verloren gegangenen Stücke ſeiner mongoliſchen Schafheerde, und in dem Geſammtbilde der Verwirrung vernahm man das angſtvolle Quicken und Grunzen getretener Schweine. Ohne weitere Erkundigungen einziehen zu müſſen, konnten wir leicht errathen, daß in Ping-leang-fu Markt abgehalten worden war. Unter den Heimkehrenden bemerkte ich viele Frauen; ſie waren meiſtens hoch zu Roß und überließen die Führung des Maulthieres getroſt dem Treiber. Ihre Trachten bekundeten größtentheils eine feſtliche Stimmung und verfehlten nicht, ein gewiſſes Intereſſe hervorzurufen, um ſo mehr, als die meiſten Frauen die Geſichter des Staubes wegen mit einem ſchwarzen Schleier verdeckt hatten. Das dunkelblaue, mit hellblauen und weißen Stickereien verzierte Oberkleid contraſtirte gar ſeltſam mit den hochrothen Pantalons, die bei der Art zu reiten (die Frauen reiten wie die Männer) mit einem Ueberwurfe nur halb verborgen wurden. Die kleinen Füße konnten die Steigbügel nicht erreichen und hingen in der Luft.

Schmuckgegenſtände waren nur wenige zu bemerken. Sie beſtanden aus einem großen Gold-, Silber- oder Meſſingringe, an welchem ein zweiter Ring aus Carneol oder Nephrit als Kettenglied angebracht iſt. Die Haarfriſur gleicht einem zweiſpitzigen Jeſuitenhut und ſteht vom Hinterhaupte oft einen Schuh weit ab.

Ping-leang-fu iſt eine ziemlich große Staubſtadt und zählt bei 60.000 Einwohner, von denen 5000 dem Soldatenſtande angehören.

Vor dem weſtlichen Stadtthore erblickt man das neu erbaute, großartige Lehmfort mit zahlreichen Schießſcharten und klaffenden Spalten, welche die Feindin aller atmoſphäriſchen Feuchtigkeit, die Sonne, bereits in den Bau geriſſen. Der crenelirte Rand des Walles iſt weiß übertüncht, die Umfaſſungsmauer 10 Meter hoch und mit zahlloſen Stangenlaternen verſehen, deren Spitzen mit einem verdorrten Laubzweig und mit weiß-ſchwarz-rothen kleinen Fähnchen geſchmückt waren. Im Innern des Caſtells erhob ſich eine neue, achtſeitige und acht Stockwerke enthaltende Pagode zu einer beträchtlichen Höhe. Gegenüber der Befeſtigung gab eine hohe, mit einem phantaſtiſchen Drachenrelief verzierte Wand einem Mönche Gelegenheit, den Inhalt unſerer Börſen zu erleichtern.

Wir mußten fünf großartige Ziegelthore paſſiren, bevor wir die eigentliche Stadt erreichten. Auch ſie war mit einem hohen und breiten Lehmwalle umgeben, welcher mit vielen hundert buntfärbigen Fahnen feſtlich geſchmückt war. Die breite Haupt- und Marktſtraße, woſelbſt ſich noch ein lebhafter Handel — hauptſächlich mit Cerealien und Früchten — abwickelte, führt in einer geraden Linie ziemlich parallel nahe der nördlichen Umfaſſungsmauer. Einige Soldaten promenirten dort oben mit ſchußbereiten Flinten. Anfänglich nahm ich an, es ſeien dies Schildwachen. Auf einmal aber bemerkte ich, wie einer die Lunte ſeines Gewehres zur hellen Gluth anfachte, das Gewehr anlegte — gerade in der Richtung gegen uns — der Schuß krachte, und mit freudigem Gekrächze flogen einige Raben von dem Dache eines nahen Hauſes, denn die Kugel hatte das Ziel verfehlt. Ein zweiter Soldat wollte es beſſer machen, fehlte aber gleichfalls die fliehenden Vögel. Gewiß ein ſonderbares und für die Einwohner keinesfalls anheimelndes Jagdvergnügen der Soldaten!

Wir hatten die Hauptſtraße im Rücken und befanden uns im Officiers-Quartiere des Militär-Rayons der Kreisſtadt. Ein jedes Amtslocal bildete für ſich ein armirtes, größeres und ummauertes Holzgebäude, deſſen Wände abwechſelnd mit Kanonen, dann wieder mit bis zu den Zähnen bewaffneten Helden bemalt waren, und über deſſen Wällen die ſcharfen Spitzen einer vollſtändigen Sammlung der verſchiedenſt geſtalteten Speere und Lanzen drohend in der Sonne glitzerten.

Vor dem Eingange zu dem Yamen ſtand eine Geiſtermauer und vor dieſer eine 8—10 Soldaten ſtarke Thorwache. Immer mehr lichteten ſich die Häuſer und noch immer wußten wir nicht, wo wir übernachten würden. Endlich erreichten wir ein unſcheinbares Wirthshaus und da hinein zog es unſere Leute und Mauleſel. „In dieſem elenden Hauſe bleiben wir nicht!“ ſagte Graf Széchenyi zu dem Dolmetſch. „Wo befindet ſich das Kun-kwan? Melden Sie unſere Ankunft dem Futai!“ (Futai heißt der höchſte Beamte in einer mit Fu gekennzeichneten Stadt.) Anfangs verſuchte der Dolmetſch in gelungener Rede alle die Vorzüge des Wirthshauſes aufzuzählen, dann hatte er wieder erfahren, daß der Futai verreiſt ſei, es wäre auch ſchon eine zu ſpäte Stunde, ihn zu beſuchen u. ſ. w., endlich aber rückte er mit der Wahrheit heraus: „Der Futai könne die Europäer nicht leiden, ſein Kun-kwan gehöre den reiſenden Mandarinen und nicht Fremden, die in ſeiner

Stadt nichts zu ſuchen hätten. Wir mögen in einem der vielen Wirthshäuſer übernachten, denn er könne uns, weil wir einen Paß beſäßen, nicht fortjagen, es würde ihn aber freuen, morgen zu erfahren, daß wir Pingleang-fu verlaſſen hätten.“ Gegen ſolche Beweismittel half kein weiteres Ankämpfen, wir blieben im Wirthshauſe. Der Hof war ſehr groß und gab mir in ſpäter Nachtſtunde, als die anderen Gäſte bereits ſchliefen, Gelegenheit, eine Breitenbeſtimmung der Stadt durchzuführen.

Graf Széchenyi hatte zwar projectirt, einen Tag lang in Pingleang-fu zu raſten, unter den obwaltenden Umſtänden aber zog er es vor, dem Mandarin die Botſchaft hinterbringen zu laſſen, daß er ihm mit wahrem Vergnügen eine Freude bereiten wolle, und wir reiſten weiter.

Je mehr ſich am nächſten Morgen das Thal verengte, deſto beſſer wurde der Zuſtand der Straße. Nicht allein, daß ſie durchwegs beſchottert war, ſo beſaß ſie nebſt einem ganz ſoliden Unterbau auch kunſtvolle Steinaufdämmungen und Brücken. Da wir nun wochenlang nichts Anderes geſehen hatten, als gelbe Erde, ſo mußten wir uns verwundert fragen, woher wohl das Material ſtamme? Die Antwort hierauf gab das Bild der Landſchaft ſelbſt, je weiter wir thalaufwärts marſchirten.

Allmälig wurden die zerriſſenen und durchfurchten Lößabſtürze von nacktem Felsgeſteine verdrängt, immer höher ſtrebend, griffen die neuen Formationen in die flachen Abdachungen der Plateaux ein, und plötzlich befanden wir uns in den romantiſchen Schluchten einer Alpenlandſchaft, in denen das reine, friſche Waſſer in der klaren, erfriſchenden, ſtahlgrauen Farbe des Hochgebirges herabrieſelte.

In der Entfernung von 10 zu 10 Li beherbergen Wächterhäuſer die Soldaten, welche mit der Erhaltung und Inſtandſetzung der Straße betraut ſind. Obwohl dieſe Häuschen ſehr klein ſind und das mit einer einzigen Oeffnung verſehene Wohnzimmer nur einen Schlafkong als Möbelſtück enthält, ſo fehlt doch niemals die Geiſtermauer, welche wie die weißgetünchten Wände des Hauſes, entweder die in greller Farbenmalerei durchgeführten Bilder von feiſten Soldatengeſtalten, von Waffenſtücken (Gewehre und Spieße) oder von Rauchrequiſiten und Eßwaaren zur Schau tragen. Vor vielen dieſer Häuschen ſteht rechts und links der Geiſtermauer ein aus weiter, weiter Ferne hertransportirter Tannenbaum, deſſen Rinde bis zur Krone abgelöſt wurde.

Recht hübſche, aus Bruchſteinen erbaute, buddhiſtiſche Klöſter, die theils am Wege liegen, theils auf den felſigen Rückfallskuppen in die Höhe ragen, ſowie einige in den Felſen gehauene Tempelgrotten erhöhen vielfach den Reiz der Gegend. Die enge Thalſohle iſt mit niederem Dorngebüſch bedeckt, unter welchem eine ganze Schaar goldglänzender Faſanen friedlich neben ebenſo vielen Elſtern Schutz gegen den in dichten Flocken fallenden Schnee ſuchte, der bald die ganze Landſchaft in blendendes Weiß einhüllte.

Mit einbrechender Nacht befanden wir uns in einem runden Thalkeſſel, dem Urſprunge des Dating-ho. Wir übernachteten vor der Waſſerſcheide des Wej-ho und Hoang-ho in Dating-tye, 1738 Meter über dem Meere.

Von unten geſehen, verrieth der Paß durchaus nichts von den Schwierigkeiten, welche mit ſeiner Erklimmung verbunden waren. Am nächſten Morgen aber, als wir bei einem ſchneidenden Nordweſtwinde die Steigung begannen, lernten wir erſt die Geheimniſſe des Berges kennen. Die Straße läuft zwar in kunſtvoller Anlage ſchlangengleich um die wie Zucker in der Morgenſonne glitzernden Kanten und Vorſprünge der ſcharfen Rücken, aber ihre Steile bringt die ſtärkſte Lunge zum Stocken. Nach zwei mühevollen Stunden continuirlichen Emporklimmens erreichten wir ein kleines Plateau, worauf die Prieſter eines ſtattlichen Kloſters ein kleines Wirthshaus unterhalten. Nicht nur unſere Leute, ſondern auch wir hielten hier an, um uns mit einer Schale heißen Thee's für die weitere Steigung zu kräftigen. Oben auf dem Sattel aber da blies die Luft eiſig kalt von den ſchneebedeckten Kuppen des Zitja-ta-ſan herüber, des durchfurchten Gebirgsrückens, welcher nach Norden den Horizont im Halbkreiſe abſchließt.

Der Gebirgspaß wird von den Chineſen Lo-pan-ſan genannt und befindet ſich in 2606 Meter abſoluter Höhe. Der Abſtieg iſt wo möglich noch ſteiler als der Aufſtieg, und daher mag es auch rühren, daß die Kunſtſtraße auf dieſer kurzen Strecke durch das abgewaſchene Steingerölle von ihrer ehemaligen Bedeutung zu einem elenden, ſteinigen Wege herabgeſunken iſt.

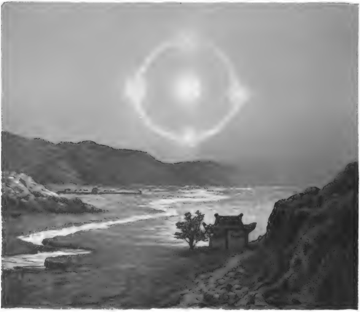
In Long-tji-ſhien erfuhren wir die angenehme Nachricht, daß der Futai in Ping-leang-fu lebhaft bedauerte, uns nicht ſein Kun-kwan zur Verfügung geſtellt zu haben, und an alle unterſtehenden Behörden (ſo auch in Long-tji-ſhien) ſtrenge Weiſungen erlaſſen hatte, die Mandarinhotels für unſere Unterbringung bereit zu halten.

Doch wir ſollten dieſe Wohlthat gleich bei der erſten Ausnützung büßen. Als wir nach dem anſtrengenden Marſche uns des wohlverdienten Schlafes erfreuten, da nährten die Diener des Hotels, um die kalte Temperatur des Schlafgemaches einigermaßen zu heben, die letzten Reſtchen der verglimmenden, theuren Holzkohlen durch das Aufſchütten von Steinkohlen mit vollen Händen. Es war ein Glück, daß die Fenſterpapiere an vielen Stellen durchlöchert waren und die friſche Luft durch die Spalten der Zimmerdecke und der Wandverſchalung freien Zutritt erhielt. So konnten wir uns am nächſten Morgen noch vom Lager erheben, waren aber durch das ausgeſtrömte Kohlenoxydgas ſo betäubt, daß es langer, qualvoller Stunden bedurfte, die Nachwehen zu überwinden.

Die eigentlichen Lößplateaux lagen hinter uns; doch wenn auch partienweiſe die Urgeſteine der ſteilen Gebirgsformen in ſcharfen Kanten über die Wellenlinien der Rücken und Hänge hervorragten, ſo wurden die Thäler doch noch immer von hohen und ſchroffen Lößwänden ſcharf markirt und begrenzt. Es hatte monatelang nicht geregnet und darum enthielten die vielen Hohlwege eine ſolche Maſſe angeſammelten Staubes, daß man im vollſten Sinne des Wortes häufig unverſehens bis über die Knie einſank.

Paſſirte eine Caravane ſolche Hohlwege, ſo ſchien es, als würde dort unten ein Feuer mit naſſem Nadelholzreiſig genährt; in ſolchen qualmgleichen Wolken ſtiegen die Staubmaſſen, die weite Umgebung verfinſternd, aus den Schlünden empor. Die Luft war mit Staub geſättigt und trotz des wolkenloſen Himmels gehörte es zu den Seltenheiten, die Sonne zu erblicken. Gewöhnlich verrieth nur ein ſchwacher, blauer Schimmer am Himmel den Stand der Sonne.

Bei minder bewegter Atmoſphäre, und zwar gewöhnlich in den Morgenſtunden (während der Nacht legt ſich der Wind), wenn die Sonne in rothverſchwommenem Glanze über den Bergen im Oſten ſtand, konnten wir oft ihre Nebenſonnen beobachten. Beſonders an jenem Morgen, als wir die Stadt Sing-njing-tſchou verließen. Das Schauſpiel erregte allgemeine Bewunderung. Das blendende Hauptbild des Tagesgeſtirnes war von einem rieſengroßen Dunſtkreiſe (ſogenannten Hofe) umgeben, der, nach außen zu immer dunkler werdend, an ſeiner Begrenzungslinie im Zenith und Nadir, am deutlichſten aber rechts und links, die kleineren Nebenſonnen in den feurigſten Regenbogenfarben zu tragen ſchien. Die rothen und violetten Farben derſelben waren der Sonne zugekehrt. Jede dieſer Scheiben war von einem Dunſtkreiſe umgeben, welcher jenen der Sonne übergriff und ſchließlich gegen das Centrum hin zerrann.



Nebenſonnen, geſehen bei Sing-njing-tſchou.

Der Verkehr auf der Straße verrieth es deutlich, daß wir in einem von militäriſchem Geiſte angehauchten Lande reiſten. Jeden Tag begegneten

Digitized by Google

wir neuen Truppenabtheilungen, die von einer zu der andern der zahlreichen längs der Chauſſée erbauten Militärbefeſtigungen marſchirten. Ihre Adjuſtirung wich von der bereits bekannten Bekleidung nur inſoferne ab, als die Umſäumung ihrer blauen Blouſen, die mit Schafpelzen gefüttert waren, von gelber Farbe war, und die weiße Zielſcheibe auf Bruſt und Rücken außer der Bezeichnung Ping (Soldat) noch den Truppenkörper, den Namen, das Alter und den Geburtsort des Betreffenden, ſowie die Charge des Commandanten und den Garniſonsort enthielt. Einige Soldaten hatten außerdem auf der linken Bruſtſeite einen kleinen runden Spiegel befeſtigt, der wie eine Tapferkeitsmedaille glitzerte.

Von einer Ordnung und Disciplin während des Marſches war auch nicht eine Spur vorhanden. Jeder Soldat wählte den Weg und das Tempo des Schrittes nach ſeinem Gutdünken, er ſchien abſichtlich jeder Geſelligkeit zu entfliehen, und ſo kam es, daß es immer eine Viertelſtunde währte, bevor das Gros einer 40—50 Mann ſtarken Abtheilung an uns vorübergezogen war. Dann aber folgten erſt die Marodeurs, und häufig begegneten wir erſt in den Nachmittagsſtunden den Nachzüglern einer Truppe, welche wir am frühen Morgen geſehen. Die verroſteten Percuſſionsgewehre, mit welchen die Soldaten bewaffnet waren, ſtammten größtentheils aus Deutſchland, doch erblickte ich auch ausgemuſterte franzöſiſche, engliſche, amerikaniſche und öſterreichiſche Waffen. Die deutſchen Gewehre trugen auf der Schloßplatte die Firma Strauß und Herzberg.

Die militäriſchen Exercitien beſchränken ſich auf ein Minimum, und auch dann mangelt jedes Syſtem, um eine zweckentſprechende Abrichtung zu erzielen. Wenn hin und wieder die Beſatzung eines Caſtells eine Nachmittagsſtunde damit verbrachte, daß Einer nach dem Andern vor den Augen des Commandanten bei Trommelwirbel und Tſchinellenſchlag mit ſeinem Neptunſpieße die heiterſten Evolutionen durchführte, ſo glich die Uebung mehr einer vergnügungsreichen Tanzſtunde, als einem militäriſchen Unterrichte.

Ich will hier hinzufügen, daß die Chineſen vielleicht das einzige Volk ſind, welches das Tanzvergnügen als ſolches nicht anerkennt. Während meiner Reiſe in China ſah ich nur einmal einen Knaben, der während der

Recitation eines Liedes unter fortwährenden Knixen abwechſelnd einen Fuß hinter den andern ſetzte, ohne ſich von der Stelle zu rühren. Selbſt in den Theatern erreichen die gymnaſtiſchen Productionen niemals jene leichte Eleganz und rhythmiſche Geſchmeidigkeit, als daß ſie auch nur annähernd einem Tanze gleichen könnten. Doch iſt es nicht der Tanz allein, welcher den Chineſen abgeht, noch etwas Anderes mangelt der bezopften Nation, etwas, das mit letzterem mehr oder minder im mittelbaren Zuſammenhange ſteht, ein undefinirbarer Begriff, der ſchon ſo viel Glück und Unglück über Millionen von Menſchen gebracht, der im Stande iſt, alle Gefühle und Leidenſchaften der Welt in ſich zu vereinigen, der mehr zu ſagen vermag, als alle nach den ſtrengſten Regeln der Logik hergeleiteten Beweiſe: der Kuß.

Welche Mittel die chineſiſche Mutter gebraucht, um ihre Liebe zu dem Kinde auszudrücken? wie es der Jüngling anſtellt, um der Erkorenen ſeines Herzens ſeine Gefühle zu verdolmetſchen? wie die Frauen nach einer angenehm verplauderten Theeſtunde ſich trennen? in welcher Weiſe der Sohn Abſchied nimmt von ſeinen greiſen Eltern, um als Beamter in der entfernteſten Provinz des Reiches ſeinen Poſten anzutreten — in den meiſten Fällen ein Abſchied für das ganze Leben? — Ceremoniell, verehrter Leſer! Mit einem ſteifen Kniefall, mit einer förmlichen Verbeugung, mit einer phraſenreichen Rede; mit einem Kuſſe aber niemals. Das wäre unſchicklich, ein Verſtoß gegen jeden Anſtand, und ſagen wir es heraus, dem Chineſen ekelt es vor dem Kuſſe. Derſelbe Mandarin, welcher ſich ſo angelegentlichſt um die Größe der Damenfüße in Europa erkundigte, war es, der, als er vernahm, daß man weit im Weſten ſeine Zuneigung oft durch einen Kuß auszudrücken gewohnt iſt, abermals mit einem der ganzen Welt verſtändlichen Worte antwortete: „Brr!"

Doch reiſen wir weiter!

Wir befinden uns auf der Höhe eines Berges und erblicken in der breiten Thalöffnung zu unſeren Füßen die in Staubwolken gehüllten, verſchwommenen Umriſſe einer freundlich gelegenen Stadt. Es iſt An-ting-ſhien, unſer Nachtquartier. In ſteilen Serpentinen führt die Straße zu dem plätſchernden Flüßchen hinab. Wir beſteigen die Pferde und erreichen nach einem halbſtündigen, ſcharfen Ritte auf der breiten, geraden, von jungen Pappeln umſäumten Straße die großen Thorthürme der hohen Umfaſſungsmauer. Ein Stadtdiener erwartet uns bereits und führt uns durch das Winkelwerk der von einer lärmenden Volksmenge belebten Gaſſen zu einem ſchmutzigen Wirthshauſe. Wir üben uns in der erlernten Gewohnheit, geduldig der Ankunft des Dolmetſches entgegenzuſehen, denn Niemand iſt im Stande, unſere Frage nach dem Kun-kwan der Stadt zu verſtehen.

Endlich erſcheint Sin, mit einem zweiten Stadtdiener. Der Dolmetſch, welcher ſchon beim Stadtthore die Nachricht vernommen hatte, daß uns der Bürgermeiſter das Mandarinshotel verweigern wolle, ruhte nicht früher, bevor er deſſen Genehmigung zu dem Beziehen des begehrenswerthen Nachtquartieres erlangt hatte.

Kaum hatten wir den Hof des halbzerfallenen Kun-kwan betreten, ſo wollte die Volksmenge uns nachdrängen. Der Graf ließ das Thor abſperren. Das Volk ſchrie und heulte in allen Tonarten. Als es aber erfuhr, daß ſein Begehren, Einlaß zu finden, unberückſichtigt blieb, da verſuchte es zuerſt durch ein kräftiges Andrängen, endlich aber durch andere Gewaltmaßregeln, das Thor zu ſprengen. Und richtig, es dauerte nicht lange, da flogen die Thürflügel krachend in den Hof. Wir befanden uns, mit dem Auspacken der Betten beſchäftigt, in den armſeligen Zimmern des Hauptgebäudes, und da wir mit derlei Ereigniſſen, die ſich immer mit einem betäubenden Lärm abwickelten, ſchon vertraut waren, kümmerten wir uns nicht weiter um das Schreien und Toben, welches aus dem Hofe zu uns drang. Plötzlich ſtürzte der Dolmetſch mit aufgeregten Mienen zu uns in das Zimmer. Ihm folgten auf der Ferſe einige fremde Soldaten, die ſich ohneweiters auf die Stühle ſetzten und uns höhnend maßen.

„Was wollen dieſe Leute?“ frug Graf Széchenyi. „Was wollt Ihr?“ verdolmetſchte Sin. Die Soldaten antworteten in einer langen Rede: „Das Kun-kwan gehört uns, Ihr ſeid nur unſere Gäſte, wir wollen Euch und Euere Sachen ſehen. Wenn wir Euch hier nicht dulden wollen, ſo müßt Ihr hinaus, denn da commandiren wir; das Haus gehört dem Vicekönige Zo-zung-tang, und er ſowie wir ſind Honan-Leute. Ihr aber ſeid nur Yang-kwej-tſe!“

Wir konnten uns mit dem Geſindel in keine langen Auseinanderſetzungen einlaſſen, darum halfen wir ihnen, ſich ohne Abſchiedsgruß zu entfernen.

Wir begaben uns in den Hof, wo ſich die Militär-Escorte vergeblich abmühte, die bei dem offenen Thore eindringende Menſchenmenge abzuwehren. Kaum bemerkten unſere Leute unſere Anweſenheit, da wuchs ihnen der Muth; die Rauferei begann. Der Commandant der beigeſtellten Militärbegleitung erfaßte den Rädelsführer (einen der Honan-Soldaten, die uns vorher beſucht hatten) bei dem Zopfe und riß ihn unbarmherzig bald nach rechts, bald nach links. Einer der engagirten Diener benützte die günſtige Gelegenheit, dem gefeſſelten Feinde ſeine Ueberlegenheit fühlen zu laſſen, nahm einen kurzen Anlauf und ſprang ihm mit dem Fuße in das Geſicht, ſo daß alsbald ein Blutſtrom der Naſe des Getroffenen entſtrömte. Wie mit einem Schlage war deſſen Wildheit gebrochen, unter jämmerlichem Heulen wiſchte er ſich das Blut über das ganze Geſicht. Ein anderer Diener hatte ſich eines zerbrochenen Fenſterrahmens bemächtigt und zerſchlug damit den Kopf eines zweiten Soldaten, deſſen Kehle er mit dem nervigen Arme an eine Wagendeichſel anpreßte. Im Thorwinkel lag eine raufende Gruppe im unzertrennlichen Wirrwarr auf dem Boden, und ein Dutzend Hände mühte ſich im blinden Eifer ab, wuchtige Schläge auszutheilen. Es war eine Scene, die jeder Beſchreibung ſpottet.

Während es des Grafen ſonorer Stimme allmälig gelang, einigermaßen den Kampf zum Stillſtande zu bringen, war der Dolmetſch mit einer Viſitkarte zu dem Militär-Commandanten der Stadt geeilt, damit dieſer Ordnung ſchaffe. Bald darauf erſchien ein Unterofficier, welcher die blutenden Soldaten arretirte. Es gelang uns auch bald darauf, den Hof zu ſäubern, und wir beeilten uns, das zerbrochene Thor wieder in Stand zu ſetzen. Noch waren wir mit der Verſpreizung der Flügel beſchäftigt, da begann der Tumult auf der Straße von Neuem. Die Gefangenen waren mittlerweile von ihren Kameraden gewaltſam befreit und einem unſerer Diener, der dem Zug folgte, bei dieſer Gelegenheit alle Kleider vom Leibe geriſſen worden. Das Gefühl der wiedergefundenen Freiheit eiferte die Soldaten zu neuen Gewaltthaten an, das zügelloſe Drängen nach Rache lenkte ihre Schritte, ein wüſter Lärm, ein heiſeres Schreien drang von der Straße in den Hof, und wer weiß, was noch geſchehen wäre, wenn nicht die unerwartete Erſcheinung des Generals plötzlich alle Kehlen zum Schweigen gebracht hätte. Als der Graf deſſen Ankunft erfahren hatte, ließ er wieder das Thor öffnen und führte den Mandarin in die Localitäten des Kun-kwan.

Der General warf ſich auf die Erde und war durch keine Ueberredung zu bewegen, die demüthige Begrüßung zu unterlaſſen. Er bat den Grafen, ihn den Uebermuth ſeiner Soldaten nicht entgelten zu laſſen, es wäre ſein Unglück, wenn Zo-zung-tang es erführe, wie die Gäſte der Regierung in An-ting-ſhien inſultirt worden ſeien. Der Graf verſprach, zu ſchweigen. „Ich werde den Anſtifter auf das ſtrengſte beſtrafen. In wenigen Stunden ſchicke ich Euch ſeinen Kopf.“

Graf Széchenyi lächelte abwehrend: „Das wäre eine zu grauſame Beſtrafung. Eine ſolche Genugthuung verlange ich auf keinen Fall. Wenn ſie den Soldaten das heiße Blut durchaus abzukühlen gedenken, ſo werden hiezu einige Streiche vollkommen genügen.“ „Gebt mir Euren Willen kund in Bezug auf die Anzahl der Hiebe!“ „Nun, zehn werden ihre Wirkung nicht verfehlen.“ Nachdem der General anſtandshalber von dem ſervirten Thee genippt hatte, entfernte er ſich, fortwährend ſein Bedauern über den Vorfall unverhohlen kundgebend.

Wir ſaßen in den Abendſtunden bei der Mahlzeit um einen gebrechlichen Holztiſch, da wurde uns gemeldet, daß der bereits beſtrafte Soldat erſchienen ſei, um ſich für die „milde Strafe“ zu bedanken. Wie ganz anders ſah der Mann aus, als vor einigen Stunden, wo ſeine laute Stimme noch das Geſchrei der Anderen weit übertönte! Seine Arme umklammerten krampfhaft die Schultern zweier Kameraden, denn er vermochte nicht zu gehen, das Blut klebte an ſeinen Kleidern. An Geiſt und Körper gebrochen, ſank er vor des Grafen Füße zu Boden, und unfähig, ein Wort zu ſprechen, löſte ſich nur die Zunge zu erbarmenswerthen Jammerlauten, ein Thränenſtrom durchnäßte die lehmige Erde. Sin verdolmetſchte die Meldung des Generalen, der zufolge der Soldat 3000 Hiebe (in Wirklichkeit 300, das größte Züchtigungsausmaß) erhalten habe. Dieſer, wie ein zweiter Rädelsführer ſeien als Unterofficiere und Commandanten einer 8 Mann ſtarken Abtheilung degradirt und mit dem Verluſte des Hutknopfes beſtraft worden; ferner bedauere der Stadtcommandant, in Folge des Wunſches des Grafen nicht in der Lage zu ſein, uns, wie es die Vorſchrift verlange, da bei dem Streite Blut gefloſſen ſei, anſtatt des lebenden Soldaten den Kopf desſelben in einem Holzkorbe ſchicken zu können. Von Mitleid bewegt, ließ der Graf dem zerknirſchten Soldaten ein Geldgeſchenk verabfolgen, damit er die erlittene Züchtigung leichter ertrage. Das Militärgeſetz ſchreibt bedeutend ſtrengere Beſtrafungen für die Soldaten als für das Civil vor; der Vollzug der Strafen erleidet aber vielfache Abänderungen in Bezug auf das Land, wo es in Anwendung gelangt, und die Abſtammung der Soldaten.

Als wir am nächſten Tage die Stadt verließen, erhielt unſer Diener, welchem während der Rauferei die Kleidungsſtücke zerfetzt worden waren, und der in Folge eines gewaltigen Fußtrittes unfähig war, weiter zu marſchiren, nebſt einem Geldgeſchenk von 10 Taël, auf Koſten des Generals einen Wagen bis Lan-tſchou-fu beigeſtellt.

Während des Vormittags marſchirten wir flußabwärts in dem breiten Thale des Tſchang-kou-ho, deſſen Gewäſſer bei dem ſtarken Gefälle die Chineſen ohne große Mühe mittelſt künſtlich angebrachter Holzrinnen und Canäle auf die fruchtbaren Felder geleitet haben. In jedem Dorfe, und es ſind deren viele über die fruchtbare Thalſohle zerſtreut, befand ſich ein Militär-Caſtell, deren Beſatzung — in Folge der während der letzten Nacht erfloſſenen Befehle — bei unſerem Erſcheinen vollzählig ausrückte, um uns die angeordneten militäriſchen Ehrenbezeigungen zu erweiſen. Freilich merkten wir auf den erſten Blick, daß der Gruß nur ein erzwungener war, doch die Kunde von der Beſtrafung des Soldaten in An-ting-ſhien war mit Blitzesſchnelle zu ihren Ohren gedrungen und die Furcht vor einer ähnlichen Beſtrafung verſchloß die zu neuen Inſulten halb geöffneten Lippen.

Bei dem Dorfe Tſchang-kou verließen wir das Thal und bogen unter einem rechten Winkel in eine Lößſchlucht ein, deren Waſſerſcheide, Tſcheda-ling, wir am nächſten Morgen in der Höhe von 2200 Meter überwältigten.

Bei meinem Berufe als Geograph der Expedition wurde es bei der ſchnellen Art des Reiſens zur Nothwendigkeit, mir eine gewiſſe Fertigkeit der Auffaſſung anzueignen. Um nicht die Caravane aus den Augen zu verlieren, denn ſolche Ereigniſſe hatten für mich ſchon einige Male bei der Unkenntniß der Sprache recht unangenehme Nachwehen, blieb mir niemals genügende Zeit zum Ueberlegen und Klügeln. Gewöhnlich trachtete ich einen Vorſprung zu gewinnen. Ein nahezu nervöſes Streben nach Zeitgewinn beflügelt meine Schritte; trotz der bedeutenden Morgenkälte gerathe ich alsbald in Tranſpiration, ein flüchtiger Blick nach der Höhe, die gewonnen werden muß, um einen ausgiebigen Ueberblick zu gewinnen, dann ſchlage ich die Augen zu Boden, um mich nach weiteren zehn Minuten durch die freudige Wahrnehmung überraſchen zu laſſen, es handle ſich höchſtens noch um einen einviertelſtündigen, ſteilen Aufſtieg. Ich gewinne ſchweißtriefend den Ausſichtspunkt; eiſigkalt umweht die ſcharfe Luft meine fieberhaft pulſirenden Schläfe; doch die Zeit drängt, und ich habe mich ſchon an einen mehrmonatlichen Schnupfen gewöhnt.

Bevor ich Wien verließ, ſorgte ich in ausgiebiger Weiſe für das Zeichnenmaterial. Ich habe niemals bereut, mir für die Aufnahme ein ſtarkes Kartenpapier, welches auf beiden Seiten in viereckige Quadrate von $^1/_2$ Centimeter Seitenlänge raſtrirt worden war, mitgenommen zu haben, denn in dieſer Weiſe enthielt jedes Blatt den nothwendigen Maßſtab für die Entfernungen *).

Die Diſtanzen maß ich immer mit der Uhr. Wenngleich ich einen Podometer (Schrittmeſſer)**) zur Dispoſition hatte, ſo ſah ich nur zu bald ein, daß ich mich auf das Inſtrument nicht verlaſſen konnte. Darum trachtete ich zuerſt, meinen durch langjährige Uebung erprobten Schritt mit der Uhr und den chineſiſchen Li in Zuſammenhang zu bringen. Weil ich jedoch im Durchſchnitte nur die Hälfte des Weges zu Fuß, die andere Hälfte aber im Sattel zurücklegte, ſo war es meine nächſte Aufgabe, einen mittleren Maßſtab zu finden für die Länge der Strecken, die mein Reitpferd in einem gewiſſen als Einheit angenommenen Zeitraume, und zwar in den verſchiedenen Gangarten zurücklegte. Anfangs ſtieß ich hiebei auf große Schwierigkeiten, da die Pferde jeden Tag gewechſelt wurden. Später aber, als ich zwei Pferde für immer zugewieſen erhielt, erzielte ich bei der Anwendung meiner Maße ſtaunenswerthe Reſultate. Als wir z. B. nach einem fünfzehntägigen, kreisförmigen Marſche (täglich durchſchnittlich 35 Kilometer) wieder den Ausgangspunkt erreichten, fand ich, daß meine mit der Bouſſole aufgenommene Marſchlinie in Bezug auf den Anfangs- und Endpunkt nur um 10 Kilometer variirte.

---

*) Bei dem Umſtande, daß ich jeden Moment für meine Zwecke ausbeuten mußte, ſorgte ich ſchon in der Placirung des Zeichnenmateriales gegen jeden Zeitverluſt. Die Bouſſole trug ich in der oberen linken, das Aneroid in der oberen rechten und rechts und links in den unteren Weſtentaſchen je eine Uhr. In den Rocktaſchen befanden ſich rechts die Bleiſtifte und das Radirgummi, links der Zeichnencarton.

**) Ein Uhrwerk, welches die zurückgelegten Schritte auf dem Zifferblatte erſichtlich macht.

Hatte ich nun einen Ausſichtspunkt erreicht, ſo prüfte ich während einiger Minuten die Gegend, dann führte ich die Skizzirung des Berggerippes, des Fluß- und Wegnetzes im Umkreiſe durch. Alle jene Objecte, die ich ſchon Gelegenheit hatte, vorher mittelſt der Magnetnadel (wobei ich öfters den Bleiſtift als Diopter verwendete) zu rayoniren, erhielten nun den erſten oder zweiten Schnitt, andere wieder wurden für ſolche Beſtimmung in ihrer Direction durch einen Strich nebſt der dazu gehörigen Profilzeichnung und Beſchreibung vorgemerkt. Hatte ich die Arbeit mit der Anviſirung der zunächſt am Wege liegenden Ortſchaften, Klöſter, Militärbefeſtigungen ꝛc. beendet, ſo unterzog ich ſelbe einer eingehenden Controle, notirte den Barometerſtand und trachtete dann durch einen forcirten Marſch den Froſt von den Gliedern zu wälzen, um durch die Ueberflügelung der vorangeeilten Marſchcolonne den nächſten Ueberſichtspunkt ſo raſch als möglich zu erreichen. Ich machte aus meinen Aufnahmen, beſonders den uns begleitenden Soldaten und Maulthiertreibern gegenüber, niemals einen Hehl, denn ich ging von der Anſicht aus, daß eine Verheimlichung ähnlicher Arbeiten viel früher Argwohn erregt, als ein offenkundiges Handeln. Ja, ich zeigte den Chineſen die Karten und verſuchte ihnen die einzelnen Objecte zu erklären: „Das iſt Si-ngan-fu, das Pin-tſchou, das Ping-leang-fu, das Lan-tſchou“.

In dieſer Art befriedigte ich ihre Neugierde und erweckte ihre Langweile, denn ſie verſtanden die Zeichnung nicht und lächelten mitleidig.

Von dem Paſſe Tſche-da-ling erblickte ich zum erſten Male den mächtigen Gebirgswall Ma-ha-ſan. Sein theilweiſe mit Schnee bedeckter Grat erhebt ſich wie eine iſolirte, unüberwindliche Mauer zu der abſoluten Höhe von 10.000 Fuß. Der Nordabhang fällt ſteil zum Hoang-ho hinab, während der Abfall der öſtlichen Felsſchluchten durch die Vorlagerung der runden Lößgebirgszüge auffallend gemildert wird. Der ewige Schnee, welcher auf mehreren engliſchen Karten dieſem Gebirge zugeſprochen wird (wahrſcheinlich in Folge der Beſchreibungen nach chineſiſchen Quellen), ſchmilzt bereits im Frühjahre.

Noch zwei Tagemärſche trennten uns von Lan-tſchou-fu am Hoang-ho, der Provinzial-Hauptſtadt von Kan-ſu, und zwar zwei wenig anſtrengende Märſche, denn es lag kein Berg mehr vor unſerem nächſten Ziele.

Obwohl das kleine Nebenthal Sia-ſchje-zch-ho keineswegs ſteril genannt werden darf, ſo iſt es trotz der vielen ruinengleichen Lößortſchaften nur wenig bevölkert. Die meiſten Dörfer ſind verlaſſen und ihre niederen Umfaſſungsmauern bereits zur Hälfte in Staub zerfallen.

Die Wohnhäuſer unterſcheiden ſich in einiger Entfernung nur ſehr wenig von den cylindriſchen Erdſäulen, die das Waſſer von den zerklüfteten und zerriſſenen Abſtürzen der Thalwände in großer Anzahl abgeſondert und weggeſchnitten hat. Nebſt den verheerenden Verwüſtungen durch den Dunganen-*) Aufſtand, war es wahrſcheinlich der Mangel an gutem Trinkwaſſer und die große Mühe, die mit deſſen Gewinnung verbunden iſt, welche die Chineſen überzeugte, daß es anderswo doch noch beſſer ſein könnte als hier, wo ſelbſt die mit vieler Sorgfalt gepflegten Alleebäume bei dem Mangel an Regen und dem Ueberfluß an Staub zu Grunde gehen mußten. Von den Mühſeligkeiten des Brunnengrabens zeugen am deutlichſten die vielen 5—8 Meter im Durchmeſſer breiten Löcher, die zu beiden Seiten der Straße und hauptſächlich in der Nähe der Ortſchaften in ſchier unergründlicher Tiefe entgegengähnen.

Es iſt ein Glück für die Bevölkerung, daß in den Dörfern kein Samſchu verkauft wird, daß das Opium ſo theuer iſt, und beziehungsweiſe wieder ſchade, daß in der ganzen Umgebung kein Raubwild hauſt (ich ſah ſeit der Ueberſteigung des Sin-ling-Paſſes nur einen Fuchs mit dunkelgrauem Pelze und vereinzelte Haſen), denn die Gruben, durch keine Verſchalung und keine Bretter verdeckt, hätten ſchon ſo manches Leben verſchlungen. Wer die troſtloſen Dörfer, das zerbröckelte, gelbe Material der Ruinen, die verkümmerte Menſchenrace, die kahle, todte Umgebung nicht ſieht, kann ſich das ſehnſüchtige Drängen nach Abwechslung kaum vorſtellen, welches ein mehrmonatlicher Aufenthalt in dem Lößlande ausnahmslos in dem Fremden hervorruft.

---

*) Chineſen mohamedaniſchen Glaubensbekenntniſſes, auch Chwej-Chwej genannt.

Ich will nichts erzählen von dem unſtillbaren Sehnen nach reinen Händen, in deren durch die Trockenheit der Luft zerriſſenen Flächen der Staub ſich als unausrottbare Tätowirung eingefreſſen hat, nichts von dem Ekel vor den von Ungeziefer aller Art wimmelnden Bettſtellen, nicht von der Sehnſucht, wieder einmal ein Glas reinen Trinkwaſſers zu den durſtigen Lippen zu führen; nein, das ſind Entbehrungen, die jedem Forſchungsreiſenden auferlegt ſind; doch der halb unbewußte Vergleich zwiſchen ſaftig grünen Landſchaften, in deren himmelſtrebenden Wäldern eine Schaar gefiederter Sänger ihre Lieder zwitſchert, in deren plätſchernden Flüſſen das zitternde Spiegelbild der Sonne erglänzt, zwiſchen einer Landſchaft, die wirkliches Leben ausſtrahlt, und dieſem erſtorbenen Staubbilde, wo ſelbſt ein Miſtkäfer zur Seltenheit wird, dieſer Vergleich erzeugt Apathie, Stumpfſinn und Gleichgiltigkeit.

Der Menſchenſchlag iſt klein und ſchwächlich und ſtimmt vollkommen mit dem Geſammtbilde des von der Natur ſo ſtiefmütterlich bedachten Gebietes überein. Es ſcheint, als exiſtire hier überhaupt keine Jugend. Schon die Kindergeſichter ſind runzelig, vergebens ſpäht man nach rothen Kinderwangen, man begegnet nur wachsgelben, blaſſen.

Schon im zarten Alter verrichten ſowohl Knaben als Mädchen ſchwere Feldarbeiten. So entwickelt ſich bei dem gänzlichen Mangel aller Jugendfreuden bald der frühzeitige Ernſt, welcher im Kampfe um die Exiſtenz bald in heimtückiſcher Verſchlagenheit, bald im offenen Betruge dem Stärkeren zum Siege über ſeine Concurrenten verhilft.

Das weibliche Geſchlecht iſt bereits im Mädchenalter häßlich. Die ihnen eigenthümliche Eitelkeit, die möglichſt kleinſten Füße zu erzielen, reicht ſo weit, daß ſie ſchon von dem Knie an die Wade durch Faſchenbänder einzwängen; dieſe gewinnen endlich ſolche Dimenſionen, daß ſie dem Geiſte des Gouverneurs in der Oper „Don Juan“ zur Ehre gereichen könnten. Der Effect wird noch erhöht, wenn in der Wadenmitte ein zollbreiter Streifen frei bleibt und das Bein wie ein altes Strumpfband hervorblickt. Wenn viele der Frauen ſchließlich noch ſolche Camaſchen tragen, die, ſich nach abwärts erweiternd, den Schnitt der mexikaniſchen Pantalons nachahmen, ſo erſcheinen die verkrüppelten Füße wie Pferdehufe; alles dies vereint, zeigt trotz der Anwendung exaltirter Toilettenkünſte, die große Inferiorität der chineſiſchen Frau in Geſchmacksſachen.

Ackerbau und Handel mit Feldfrüchten liefern den Leuten die Mittel zu ihrer kummervollen Exiſtenz. Die Felder produciren kopfgroße Waſſerrüben, Weizen, Hirſe, Erbſen (von ſchwarzer Farbe und bedeutend größer als die unſeren), Linſen u. ſ. w. Außerdem liefern die in den Ortſchaften angepflanzten Birnbäume noch ſchönere Früchte als in Pin-tſchou. Wallnüſſe gibt es in Hülle und Fülle.

Eine Fruchtſpecialität ſind die chineſiſchen Tſu-tſe. Schon in Schanghai bemerkte ich, daß als Deſſert Früchte ſervirt wurden, die in Geſtalt und Farbe vollkommen den Paradiesäpfeln glichen, und konnte mich nicht genug wundern, daß den Früchten, die ich wirklich für rohe Paradiesäpfel hielt, von den Engländern ſo zugeſprochen wurde. Ich hätte damals um keinen Preis eine ſolche Frucht verkoſtet. Erſt in der Provinz Kan-ſu kam ich auf das Geheimniß. Eines Tages ſetzte uns der Koch eine Schüſſel getrockneter Früchte vor, die ich dem Ausſehen und dem Geſchmacke nach für Faßfeigen hielt. Doch die Samenkerne ſtimmten nicht mit meiner Annahme überein. Nach dieſen zu urtheilen, hätte ich ſoeben einen Kürbis verſpeiſt haben müſſen. Es war aber ein Tſu-tſe, die Frucht eines jener Bäume, die über ganz China verbreitet, mit Recht den erſten Rang unter allen Obſtbäumen beanſpruchen dürfen. Sie erreichen die Höhe unſerer Apfelbäume, denen ſie in Bezug auf äußere Eigenthümlichkeiten vielfach gleichen. Die Früchte reifen in den höheren Breitegraden im Monate September in ausgiebiger, ja reichlicher Menge. Wie ſchon erwähnt, ſind ſie dann von reifen Paradiesäpfeln kaum zu unterſcheiden. Da ſie eine längere Aufbewahrung nicht vertragen und bald faulen, ſo verſuchen die Chineſen durch das Abpflücken der Früchte im unreifen Zuſtande und künſtliches Reifen die Saiſon derſelben zu verlängern. Jene Früchte aber, welche trotz der ſtarken Nachfrage dennoch übrig bleiben, werden zuerſt ausgepreßt und dann in Fäſſer verpackt; der Zuckerſtoff ſcheidet ſich theilweiſe aus und ſetzt ſich wie bei den gepreßten Feigen an der Oberfläche in Geſtalt kleiner Kryſtalle an. Der Geſchmack der Frucht ſowohl im reifen als conſervirten Zuſtande kommt dem der italieniſchen Feigen ſehr nahe.

Die Chineſen behaupten, daß ſich die Fortpflanzung der Bäume durch Samen ſehr ſchwer durchführen laſſe, und bis jetzt muß ich dieſer Anſicht beiſtimmen, denn alle Verſuche, den mitgebrachten Samen zum Keimen zu bringen, ſchlugen mir fehl.

An Hausthieren züchten die Bewohner der Lößlandſchaften Büffel und eine kleine, ſchwächliche Rindviehart, die ſich durch einen kleinen Höcker von den mitteleuropäiſchen Arten unterſcheidet. Die Kühe werden niemals gemolken, weil die Chineſen weder Milch noch Butter genießen, in der Meinung, ſolche Nahrungsmittel verdummen den Menſchen. Die erwähnten Thiere werden nur als Zugkräfte und zum Bebauen der Felder — die Büffel vorzugsweiſe auf den unter Waſſer geſetzten Reisfeldern verwendet. Sonſt finden wir noch mongoliſche Schafe, Maulthiere und Eſel in großer Anzahl; Pferde aber nur ſehr wenige in den Stallungen und auf den Weideplätzen der wohlhabenden chineſiſchen Bauern. Während in den ſüdlichen Provinzen die Hunde von einem Wolfe wenig verſchieden ſind, ja von uns mitunter, wenn eine derartige herrenloſe Beſtie über Stock und Stein das Weite ſuchte, mit einem ſolchen verwechſelt wurde, ſo nähern ſie ſich in der Provinz Kan-ſu edleren Racen. Außer großen und ſtarken Exemplaren, die im Körperbau und der Behaarung mit den Neufoundländern verwandt zu ſein ſchienen, gewahrte ich auch kleine, zottige Pintſche, ſowie Dachshunde mit unverhältnißmäßig großem Kopfe. Daß die Landſchaft auf das Gedeihen der

Hunde einen günſtigen Einfluß ausübte, bewieſen die Repräſentanten der gemeinen, chineſiſchen Race, denen, wie den mongoliſchen Schafen, ein Fettſchwanz wuchs. Alle Hunde attaquiren unter lautem Bellen das Fremdartige, ſind aber dafür durchwegs feige, denn ſie weichen dem feſten Blicke und ſuchen ihr Heil in der Flucht.

Katzen bemerkte ich ſehr wenige. Der Geſtalt nach übertreffen ſie die europäiſchen an Größe. Die Färbung der Haare iſt entweder lichtgelb mit dunkelbraunen Streifen oder grau mit ſchwarzen Streifen, die der Füße meiſtens weiß. Ich hörte einige Male erzählen, daß den chineſiſchen Katzen nur ein zwei Zoll langer Schweif wachſe; wie ich nun im Lande vernahm, hat das ſeinen guten Grund darin, daß den jungen Thieren ſofort nach der Geburt der Schweif bei der Wurzel abgehackt wird.

Jede größere Wirthſchaft ſieht ſtrenge darauf, daß ſich die Schaar des Geflügels (Hühner, Enten und Gänſe, letztere mit ſchwarzen oder rothſchwarzen Schnäbeln und einem knopfartigen Auffatze am Vorderkopfe) von Jahr zu Jahr vermehre. Nur die älteſten Exemplare, welche die Kunſt des Eierlegens bereits verlernen, ſterben eines gewaltſamen Todes. Tagelang muß dann das Fleiſch in ſiedendem Waſſer kochen, bevor es genießbar wird. Auch uns war es beſchieden, mitzuhelfen, die alten Hühner des Landes zu verzehren.

Die Chineſen zeigen eine beſondere Vorliebe für die Tauben. Zu Hunderten ſieht man die niedlichen Thiere, entweder in Schwärmen für ſich, oder in Geſellſchaft der Raben die Luft beleben. Das Merkwürdigſte aber iſt, daß man den Flug der Tauben hört, ohne ſie zu ſehen. Das rührt daher, daß die Chineſen auf dem Halſe der Tauben ein leichtes Bamburöhrchen befeſtigen, in welchem ſie vorher einige Löcher aushöhlten. Während des Fluges bringt die Luft die kleinen Inſtrumente zu einem ſo ſtarken, ſummenden Tönen, daß man oft das Auge anſtrengen muß, um den hoch oben in der Luft fliegenden Schwarm wahrnehmen zu können. Es iſt dies eine Vorſichtsmaßregel zum Schutze der Tauben gegen die Angriffe der verſchiedenen Raubvögel, die durch das Geräuſch erſchreckt, es ſelten wagen, die Thiere anzugreifen.

Um nun vollkommen gerecht zu ſein gegen die Vogelwelt, welche in der Nähe des Hoang-ho die Luft belebt, ſo will ich in Kurzem die Gattungen nennen, die ich überhaupt zu ſehen Gelegenheit hatte: Steinadler und bärtige Geier; verſchiedene Arten von Finken, Zaunkönige, Droſſeln, Meiſen; Kukuke, Wiedehopfe, Steinſchwalben und Mauerſchwalben; Elſtern und Raben in großer Zahl; Haus- und Felstauben, Rebhühner, gewöhnliche und Ohrfaſanen. Im Zuge waren im Monate Februar begriffen: wilde Gänſe und Enten, verſchiedene Reiher- und Kranicharten, weiße und ſchwarze Störche, Trappen.

Beſonders waren es letztere Vögel, deren Jagd das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigte. Bei bedeutender Größe derſelben mußten ſie mit Kugeln geſchoſſen werden, und das ſchmackhafte Fleiſch behob gewöhnlich die Nahrungsſorgen für einige Tage. Sowie die Gänſe oft in Geſellſchaft von mehreren Hunderten ihre Reiſe bewerkſtelligten, ſo begegneten wir auch den Trappen nur in ſtärkeren Zügen. Ihr Flug iſt ſchwerfällig und niemals von langer Dauer. Bei ihrer Wanderung halten ſie ſich regelmäßig an den Lauf der Flüſſe und finden ihre Nahrung in den Samenkörnern der bebauten Felder. Der Jäger kann ohne Weiteres bis auf hundert und noch weniger Schritte anſchleichen, und findet ſchon deshalb günſtige Gelegenheit, ſich auch ein zweites oder drittes Mal auf Schußdiſtanz zu nähern, weil die Thiere in Folge ihrer Schwere geraume Zeit zum Auffluge benöthigen.

Wir wanderten beſtändig, und zwar bald am rechten, bald am linken Ufer des kleinen Nebenfluſſes des Hoang-ho auf der Thalſohle, welche ſtellenweiſe die Breite von 4000 Schritten erreicht. Während am linken Ufer ein 20—25 Meter hoher Ravin, als Abſturz eines 600 Schritte breiten Plateau's den Uferrand des 800 Schritte breiten Flußbettes bildet, ſind die rechtsſeitigen Ufer nur 6 Meter tief eingeriſſen. Die Höhen ſind gänzlich baumlos und von ſchmutzig-gelber Farbe. Nur die Berglehnen am rechten Ufer zeigen, wenn ſie unmittelbar zum Fluſſe abfallen, eine ſchwache, grasgrüne Färbung. Sie ſaugen die Waſſerdünſte begierig auf, ohne den Nachbarbergen etwas zukommen zu laſſen.

Digitized by Google

Bevor man zum Hoang-ho gelangt, verengt ſich das Thal, und es iſt rathſam, vom Fahrwege, der im ſteinigen Flußbette weiterführt, abzuweichen, um den nördlich gelegenen Reitweg über einen kleinen Sattel einzuſchlagen. Während der Reiſende noch immer erwartungsvoll nach dem „gelben Strome“ ſpäht, befindet er ſich ſchon in deſſen Bereiche. Der Strom iſt an dieſer Stelle von impoſanten Granitwänden eingeengt, die ſich nach Norden zu, wo er den ſcharfen Bug ausführt, zu einer düſteren, romantiſchen Felsſchlucht verengen. Gegen Weſten öffnet ſich das Thal zu der Breite von 400 Schritten. Das Strombett iſt vor dem Felsthore nicht breiter als 160 Schritte und wird auf beiden Seiten von 25 Meter hohen, felſig zerklüfteten, ſenkrecht abfallenden Uferrändern begrenzt. Der Fluß war zugefroren und die Eisdecke nur in der Richtung des Stromſtriches ſtellenweiſe durchbrochen; das Waſſer des Fluſſes beſaß hier noch nicht jene gelbe Farbe, welche dem Fluſſe den Namen gab, ſondern war ſchön ſtahlgrau.

Bis zu dem lieblichen Dorfe Dun-kwan-pu wechſelt die Breite des Thales noch einige Male; die Straße verläßt ſodann dasſelbe und ſchmiegt ſich in ſteilen Windungen den ſchroff abſtürzenden Gebirgshängen an.

Zehn Li vor Lan-tſchou genoſſen wir von der Höhe eines Plateau's aus den wundervollen Anblick der großen Thalebene der Hauptſtadt, welche von den unzähligen Armen des Stromkönigs durchfurcht, weit und breit den Ruf beneidenswerther Fruchtbarkeit genießt. Ein vorzüglicher Tabak gedeiht auf den mit Steinen (behufs Vermehrung der Bodenwärme) belegten Feldern. Tauſende der Einwohner von Lan-tſchou finden ihren Lebensbedarf in der Anpflanzung des Tabaks, ſeiner Präparirung und Verſendung. Ebenſo wie die Tabakpflanzungen, ſind die Melonenfelder abſichtlich mit Steingerölle bedeckt, und wir werden, wenn wir nach einem halben Jahre die Ebene wieder betreten, die Reſultate dieſes Gebrauches kennen lernen.

XIV.

Von Lan-tſchou-fu nach Liang-tſchou.

Die Stadt Lan-tſchou-fu. — Chineſiſche Handelsleute. — Unſer Quartier. — Ein Beſuch beim Futai. — Wie hohe Beamte beſtraft werden. — Erzählungen des Pater Janſen. — Tuchfabrikation. — Ein opiumrauchender General. — Etwas Näheres über das Opium. — Die Bevölkerungs-Verhältniſſe China's. — Neue Reitpferde. — Die Ueberſetzung des Hoang-ho. — Landſchaftliches. — Salzſalinen. — Der Ping-ſan-Fluß. — Leckerbiſſen der Chineſen. — Unſere Diener. — Wir kreuzen Prſchewalski's Route. — Der Nan-ſan-Paß. — Der erſte Blick in die Wüſte. — Allgemeine Beſchreibung derſelben und deren Bewohner. — Fauna und Flora. — Geſchichtliche Daten. — Lebensweiſe und Reiſeart in der Wüſte. — Die Lage von Kulang-ſhien. — Vergiftungs-Symptome. — Die Luftſtrömungen. — Benehmen der Chineſen bei unſerem Erſcheinen. — Der Weg durch die Wüſte in Bezug auf zukünftige Eiſenbahnen. — Die Stadt Liang-tſchou. — Eine Theater-Feſtvorſtellung.

Schon von ferne erblicken wir die Mauern und Thorthürme der Hauptſtadt, welche am rechten Ufer des Hoang-ho recht maleriſch gelegen iſt. Im Norden der Stadt erheben ſich die felſigen Gebirgskuppen 2—3000 Fuß über den Strom; die runden Ausläufer der Gebirge verflachen ſich gegen die Ufer, wo ſie durch die Anlage von zahlreichen Ortſchaften und Tempeln an landſchaftlichem Reiz gewinnen. Im Süden reicht eine langgeſtreckte Gebirgsnaſe, eine Abzweigung des Ma-ha-ſan, bis zu den Stadtmauern; ihre Rückfallskuppen ſind durch die Erbauung einiger viereckiger Thürme, welche ſich am grau-blauen Horizont ſcharf markiren, für die Vertheidigung der Stadt gekrönt worden.

In einer Stunde hatten wir, auf der in der Thalebene an Breite gewinnenden Straße unſere Reiſe fortſetzend, das erſte Thor der aus dem Hauptvierecke der Stadt rechteckig hervorſpringenden Oſtvorſtadt erreicht.

Lan-tſchou-fu, eine der bedeutendſten Städte im Innern China's, liegt unmittelbar am rechten Ufer des Hoang-ho. Die Einwohnerzahl wird nach meiner Schätzung eine halbe Million kaum überſchreiten. Die 40.000 Häuſer der Stadt ſind meiſtentheils aus Holz erbaut, und die wenigen aus Stein oder Ziegel errichteten Häuſer der reichſten Kaufleute ſind zu zählen. Die Hauptſtraße führt in einer Länge von 3000 Schritten, parallel zur Stadtmauer durch die Stadt. Die andern Gaſſen laufen entweder mit dieſer parallel, oder durchkreuzen ſie unter einem rechten Winkel. Dadurch gewinnt die Anlage der Stadt einen regelmäßigen, harmoniſchen Charakter, der um ſo wohlthuender hervortritt, als das prachtvolle Pflaſter der Straßen und Gaſſen theils aus Granit-, theils aus glatten Marmorplatten beſteht. Lan-tſchou-fu iſt keine arme Stadt. Das bemerkt der Fremde ſogleich, ſobald er die Hauptſtraßen betritt, an der großen Zahl der Geſchäftslocale, in welchen die behäbigen Geſtalten der Verkäufer vollauf zu thun haben, um die Kunden zu befriedigen, welche von allen Seiten herbeiſtrömen.

Seidenſtoffe, Seidenſtickereien, Holz- und Steinſchnitzereien, Silber- und Nephritſchmuck, Meſſing- und Eiſengefäße, endlich Feldfrüchte, Obſt, Tabak und Thee ſind die gangbarſten Handelsartikel der Stadt.

Alle chineſiſchen Verkaufsläden ſind nach außen zu in der ganzen Breite offen und von der Straße nur durch ein etwas erhöhtes Trittbrett und einen langen, ſchmalen Auslagstiſch abgeſondert. Der Händler nimmt es durchaus nicht übel auf, wenn man ſich eine Stunde lang damit beſchäftigt, ſeine Waaren zu betrachten, ohne etwas zu kaufen; bemerkt er aber, daß man für irgend ein Stück ein beſonderes Intereſſe zeigt, ſo kann man erwarten, daß im Preiſe auch die Liebhaberei taxirt wird, und das Feilſchen zu keinem den Käufer befriedigenden Reſultate führt. Man thut dann gut, dem Kaufmann einen Gegenpreis anzubieten und ohne auf deſſen verächtliches Lächeln weiter zu achten, fortzugehen. Iſt dieſer Preis im Verhältniß zur Waare ein nicht allzu geringer, ſo kann man ſicher ſein, ſie — wenn auch nicht am nächſten, ſo doch am zweiten Tage zugeſtellt zu erhalten.

In allen Handelsgeſchäften repräſentirt ſich der Chineſe, beſonders dem Europäer gegenüber, als Gentleman; er zeigt ein unbedingtes Vertrauen, und wenn auch ſeine innerſten Gedanken immer den größtmöglichen Gewinn anſtreben mögen, ſo contraſtirt beſonders die äußere Abwicklung der Geldgeſchäfte mit der angeborenen Habſucht des Volkes in ſeltſamer Weiſe.

Pünktlich in der Ablieferung der Waare, reell in allen Arbeiten, genau in den Rechnungen, verſteht er die Kunden noch durch die Geduld zu befriedigen, mit welcher er auf die Bezahlung wartet. Der Chineſe wird nur dann für ein Darlehen einen Schein verlangen, wenn er durch die Erfahrung zum Mißtrauen gezwungen wurde.

Wenn wir nun insgeſammt die chineſiſchen Handarbeiten betrachten, als z. B. Holzſchnitzereien, Ciſelirarbeiten, Steinſchleifereien ꝛc., ſo ſteht (an Ort und Stelle) der niedere Preis nicht im geringſten Zuſammenhange mit der verbrauchten Mühe und der künſtleriſchen, ſich auf das kleinſte Detail erſtreckenden Genauigkeit der Arbeit.

Solche Reſultate, die in Europa mit Gold aufgewogen werden müßten, wenn ſie überhaupt zu erzielen wären, ſind nur erreichbar, wenn eine genügende Anzahl anſpruchsloſer und genügſamer Kräfte vorhanden iſt. Und in der That, an ſolchen Künſtlern iſt in China kein Mangel. So wie Millionen von Menſchen in jenem Lande zufrieden, heiter und glücklich ſind, die Tag für Tag ihren Nacken unter centnerſchwere Laſten beugen, wenn ſie dadurch nur den nöthigen Reis, einige Schalen Thee und den erforderlichen Tabak für die Waſſerpfeife erwerben können, ſo ſchneiden, ſchnitzen und ſchleifen wieder andere Millionen tagtäglich an den erdenklichſten Kunſtwerken, denen eine unermüdliche Phantaſie immer neue Formen und Geſtalten zu verleihen vermag. Eine enorme Concurrenz drückt den Werth der Arbeit herab; der Einzelne fühlt, weil er von ſeinem Vater und Großvater nichts Beſſeres erzählen hörte, kein Bedürfniß nach einer höheren Entlohnung; und weil ſchließlich in dem großen Reiche weder Luxus noch Liebhaberei und Leidenſchaft ſolche Wurzeln gefaßt haben wie in Europa, ſo kann China mit vollſtem Rechte das Reich der Genügſamkeit genannt werden. Der geringe Lohn läßt dem Arbeiter nicht Zeit, darüber nachzudenken, wie es anders ſein könnte, ſondern treibt ihn nur zu regerer Thätigkeit an, raſtlos arbeitet er für ſeinen Herrn, ohne in Erwägung zu ziehen, daß dieſer durch ſeinen

Schweiß zum reichen Manne wird; er zieht keine Vergleiche zwiſchen der ungleichen Vertheilung des Eigenthums, ſondern conſtruirt vielleicht mehr inſtinctiv eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen der Macht des Goldes und der ſchwachen Kraft ohne Mittel.

Der müßiggehende Arbeiter muß und wird in China verhungern. Wenn zwei Arme den Dienſt verweigern, ſo erſetzen am nächſten Morgen zwanzig andere die verlorene Kraft. Daher ſtammt die Selbſtloſigkeit und Beſcheidenheit vom chineſiſchen Laſtenträger angefangen bis zum Künſtler. Dieſe Tugenden ſind eingewurzelt, ſie ſind angeboren. Und wenn z. B. in Californien jüngſt die amerikaniſchen Arbeiter vorderhand vergebliche Anſtrengungen machten, die maſſenhaft eingewanderten fleißigen, unermüdlichen und wohlfeilen Chineſen des Landes zu verweiſen, weil ſie neben denſelben zu Grunde gehen müſſen, ſo beweiſen dieſe Factoren der Volksbewegung in erſter Linie doch nur die grellen Gegenſätze zwiſchen der beſcheidenen Genügſamkeit der Chineſen und den verfeinerten Anſprüchen der Amerikaner. Weiter greifende Reſultate werden ſchwerlich erzielt werden können, wenn nicht der Amerikaner die zunächſt liegende Abhilfe in's Auge faßt, und dieſe heißt: Anſchmiegung an die Verhältniſſe, richtige Würdigung der Concurrenz.

Die meiſten ausgewanderten Chineſen kehren nach mehreren Jahren wieder zurück. Sie verſtanden es, ſo zu ſparen, daß ſie durchwegs den Ruf genießen, vermögende, ja reiche Leute zu ſein.

Doch kehren wir zu unſerer Erzählung zurück. Unſer Quartier, ein im höchſten Grade verwahrloſtes Wirthshaus, lag in der Mitte der Stadt. Bei dem großen Menſchengedränge in der Hauptſtraße bereitete das Abladen des Gepäckes große Schwierigkeiten. Trotzdem die Wagen von der Militär-Escorte bewacht wurden, machten dennoch zwei zerlumpte Burſche den Verſuch, einige Kleidungsſtücke zu ſtehlen. Sie wurden bei der That ertappt. Ohne einen weiteren Proceß zu machen, wurden ſie auf der Stelle mit einigen Hieben beſtraft. Es wäre uns auf jeden Fall angenehmer geweſen, in einem entlegenen Stadttheile zu wohnen. Bis in die ſpäteſten Abendſtunden wurden unſere Zimmer nicht leer. Ein gewaltſames Abwehren der unermüdlichen Beſucher hatte nur einen momentanen Erfolg, denn vor dem Hausthore war die Straße von einer tauſendköpfigen Menſchenmenge abgeſperrt, die mit unwiderſtehlicher Neugierde den Einlaß in das Wirthshaus anſtrebte.

Der Wirth war in Todesängſten; bald verſuchte er den Pöbel mit einer ſanft angehauchten Rede zu beſchwichtigen, erntete aber nur Hohn und ſpöttiſches Gelächter; bald trat er vor uns hin mit der jammervollen Bemerkung, er wiſſe ſich nicht mehr zu helfen, ſein Haus werde noch zertrümmert werden. Endlich ließ er das Thor abſperren und es trat allmälig Ruhe ein.

Am nächſten Morgen beſuchten wir den Stellvertreter des Vicekönigs der Provinz Kan-ſu. Lan-tſchou-fu iſt zwar die eigentliche Hauptſtadt der Provinz, doch ſeit der Beſetzung von Kaſchgar durch die Chineſen reſidirt der Vicekönig abwechſelnd drei Jahre in Su-tſchou und in Lan-tſchou-fu. Von einer unüberſehbaren Menſchenmenge begleitet, die aus allen Theilen der Stadt herbeigeſtrömt war, um uns zu ſehen, legten wir den kurzen Weg zum Yamen zu Fuß zurück. Wir mußten vor dem Hauptportale des Amtsgebäudes, gedrängt und geſtoßen von den Neugierigen, eine geraume Zeit warten, bevor ſich die mit abſchreckenden Heldengeſtalten bemalten Bretterflügel unter dem Begrüßungsgeſchrei des Hofſtaates und dem Abfeuern einer dumpfen Kanonenſalve angelweit öffneten.

Unter der Führung eines Mandarins, welcher unſere Viſitkarten trug, paſſirten wir drei große Vorhöfe. In dem erſten Hofe ſtanden vier mächtige Holzſäulen mit Papierlaternen, in dem zweiten befanden ſich 15 Geſchütze verſchiedener Größe, die zum Schutze gegen Staub und Wetter mit einem Leinwandüberzuge bedeckt waren, im dritten ſetzte ſich das Soldaten-Spalier als zwei Reihen prächtig gekleideter Mandarine bis zu den roh geſchnitzten Flügelthüren des beſcheidenen Holzgebäudes fort, wo der Futai in vollſter Parade ſtand, um uns zu begrüßen.

Yang-ſchan-ſſi iſt ein kleiner, wohlgenährter Herr, deſſen unſtetes, unheimlich blitzendes Augenpaar keine ſympathiſche Anziehungskraft auszuüben im Stande iſt. Sein breites, eckiges Geſicht wird von einem ſpärlichen, weißen

er mußte die ſchöne Frau kennen lernen. Der Kaufmann aber fühlte ſich durch die Beſuche des hohen Herrn weder geſchmeichelt noch geehrt, ſondern verbat ſich in kategoriſcher Weiſe jede Störung des häuslichen Friedens. Damit war ſein Schickſal beſiegelt. Es dauerte nicht lange, ſo wurde er in ſeinem Hauſe von der Dienerſchaft des Gouverneurs ermordet. Die Blutthat machte viel von ſich zu reden, und wenn man auch in maßgebenden Kreiſen beſtrebt war, den wahren Sachverhalt zu unterdrücken, ſo erwirkten es doch die Hinterbliebenen, daß die Anzeige über dieſes Verbrechen bis zum Hofe nach Peking drang.

Der Statthalter wurde zur Verantwortung gezogen, ſeines Poſtens enthoben, mit einer Decorations-Degradirung vom rothen zum blauen Knopfe beſtraft und zum Futai in Lan-tſchou-fu ernannt.

Der Empfangsſalon, in welchen uns der Mandarin geleitete, war ein längliches, ſchmales Gemach, das trotz ſeiner Einfachheit ungewöhnlich rein und nett ausſah. Die Wände waren mit zahlreichen auf Goldpapier gedruckten, großen Inſchriften geſchmückt; die Zimmerdecke beſtand aus kunſtvoll zuſammengefügten Holzſchnitzereien. Im Hintergrunde des Salons befanden ſich die roth gepolſterten Ehrenſitze und vor denſelben breitete ſich ein indiſcher Teppich über den größten Theil des gepflaſterten Fußbodens aus. Zwei lange Reihen hölzerner Armſtühle mit den dazu gehörigen Theetiſchchen vervollſtändigten die Möblirung des Zimmers.

Der Futai, beſtrebt, ein gewiſſes majeſtätiſches Benehmen zur Schau zu tragen, war augenſcheinlich durch das reſpectloſe Eindringen der Würdenträger in den Salon unangenehm berührt. Er bemühte ſich vergebens, durch leiſe Handbewegungen die zudringlichen Höflinge aus dem Hauſe zu weiſen. Umſonſt, ſie kümmerten ſich wenig um die wüthenden Blicke des großen Herrn.

Wir nahmen die Plätze ein, auch der Dolmetſch Sin occupirte ohne vorhergegangene Aufforderung einen Seſſel. In einem wohlmeinenden, väterlichen Tone wandte ſich der Futai zu ihm und ertheilte ihm den Rath, künftighin zum Sitzen ſich erſt einladen zu laſſen, denn man könnte ihm ſonſt ſein unbeſcheidenes Weſen übel anrechnen.

Unſere Unterhaltung war einſilbig, der Geſprächsſtoff bald erſchöpft. Der Futai wich allen Fragen um Auskunft mit der Antwort aus, er ſei erſt ſeit Kurzem in Lan-tſchou-fu und kenne weder die Verhältniſſe in der Stadt, noch die der Umgebung. Er verſprach die Beiſtellung einer Militär-Escorte, geſtattete uns die Benützung der Kun-kwan in der Provinz Kan-ſu und wünſchte uns ſchließlich eine glückliche Reiſe.

Wir tranken den üblichen Ehrenſchluck Thee aus einer dargebotenen Taſſe und verabſchiedeten uns. Der Futai begleitete uns bis in den erſten Vorhof. Als wir das Yamen verließen, donnerten abermals die Geſchütze, und die Höflinge heulten uniſono einen Abſchiedsgruß. Abgeſehen von dem üblen Rufe, welcher dem Futai nach Lan-tſchou-fu vorangeeilt war, ſteigerte ſich das Mißfallen der Bevölkerung, als er in einem Anfalle höchſter Extravaganz beſchloß, ſich einen engliſchen Hofwagen zu verſchaffen. Sein Banquier befriedigte dieſen exotiſchen Wunſch und kaufte in Schanghai einen eleganten Phaeton, der theils zu Waſſer, theils zu Lande nach Lan-tſchou-fu transportirt wurde. Der Futai fuhr nur ein Mal in dieſem Wagen aus. Der zweite Verſuch endete mit der Zertrümmerung des leichten Fuhrwerkes, deſſen Conſtruction die Unebenheiten chineſiſcher Wege nicht vertragen konnte.

Im Verlaufe des Nachmittags erhielten wir den unerwarteten Beſuch eines belgiſchen Miſſionärs, Pater Janſen, der eigentlich ein geborner Holländer iſt und ein vorzügliches Deutſch ſpricht. Er kam vor wenigen Tagen aus Ordos*), wo er in den vergangenen ſechs Jahren das Chriſtenthum predigte. Wie er erzählte, fand er auf ſeiner Reiſe überall Chriſten, was um ſo merkwürdiger iſt, als ſeit nahezu 200 Jahren kein chriſtlicher Miſſionär dieſe Gegenden betreten hatte. Die Zahl der Chriſten beträgt in der Stadt Lan-tſchou 80, in der Umgebung 200, in der Provinz Kan-ſu 2400. Es mag als ein ſchönes Zeugniß gelten für dieſe kleinen Chriſtengemeinden, daß ſie ſich trotz der vielen Anfeindungen, denen ſie von allen Seiten ausgeſetzt waren, zu erhalten verſtanden. Die Freude der Chriſten, als wieder einmal ein „weißer Heiliger aus den entfernten Weſtlanden“ zu ihnen kam, um das Evangelium zu lehren, ſoll eine unbeſchreibliche geweſen ſein.

---

*) Ordos liegt innerhalb des großen Buges des Hoang-ho und wird im Süden von der großen, chineſiſchen Mauer begrenzt, die nicht allein die das Land bewohnenden Mongolen von den Chineſen abſondert, ſondern auch eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen den ebenen Wüſtenſtrichen im Norden und den cultivirten Feldern der Chineſen im Süden bildet. Ordos wird von ſieben mongoliſchen Fürſten, die zu China in tributärem Verhältniſſe ſtehen, verwaltet.

Pater Janſen lebte während ſeiner Miſſionsthätigkeit in Ordos theils unter dem Zelte, theils unter freiem Himmel. Er ſchlief ſelbſt im Winter im Freien; die Trockenheit der Luft und des Bodens begünſtigt eine ſolche Lebensart, beſonders wenn man in der Lage iſt, ſich gegen die Nachtfröſte durch gute Pelzwerke entſprechend ſchützen zu können. Die Durchſchnitts-Temperatur des Winters in Ordos beträgt —15 bis —16° C.; doch ſank das Thermometer im letzten Winter (1878—1879) bis auf —39° C. Die fürchterliche Sommerhitze wird einigermaßen, beſonders zur Mittagszeit, durch heftige Oſtwinde gemildert, die den Wüſtenſand in ſolchen Maſſen aufwirbeln, daß er die Sonne verfinſtert. Der Sand iſt grobkörnig und von röthlicher Farbe (wahrſcheinlich Carneol und Achat), er läßt ſich von den Kleidern leicht abſchütteln und ruinirt die Stoffe weit weniger, als der Lößſtaub, der ſich unausrottbar in dieſelben einfrißt.

Janſen reiſte von Ordos den Hoang-ho entlang nach Lan-tſchou-fu, und zwar von Foto-tſching über Ning-hia längs eines großartig angelegten, gut erhaltenen Bewäſſerungscanales des gelben Fluſſes. Die Inundations-gebiete werden von den Chineſen bebaut, die den fruchtbaren Boden zu ſchätzen verſtehen. Auch dort werden die Felder mit großen Schotterſteinen bedeckt, und die Chineſen ſind der Anſicht, daß dem Boden bei dieſem Vorgange durch 10 Jahre ohne Dünger und durch 60 Jahre ohne Wechſel der Steine die Productivität erhalten bleibe.

Der Miſſionär ließ es ſich nicht nehmen, uns ſeinem katholiſchen Gaſtgeber, einem Ehrenmandarine mit dem blauen Knopfe, vorzuſtellen. Ebenſo begleitete er uns in das Waffenarſenal der Stadt, in welchem ſelbſt kleine Kanonen nach Krupp'ſchen Modellen verfertigt werden. Der Director des Arſenals, ein chineſiſcher General mit zuvorkommendem Weſen und gewinnender Beſcheidenheit, lud uns nach der Demonſtrirung einer 20pferdekräftigen Dampfmaſchine, der einzigen, dafür aber auch lebensgefährlichſten im Innern des Landes, ein, in ſeiner Wohnung eine Taſſe Thee zu nehmen, er wolle uns dort die Fortſchritte zeigen, die er in der Tuchfabrikation erzielt habe. Sein Haus befindet ſich außerhalb der Stadtmauern am Fuße des Ma-ha-ſan, in der Nähe eines äußerſt intereſſanten Tempels, deſſen Hauptmonumente leider von den mohamedaniſchen Rebellen zerſtört und verwüſtet wurden.

Die Wohnung des Generals gleicht mehr der Werkſtätte eines armen Webers, als der eines tapferen Kriegers. Im Hofe, unter allen Gängen, in allen Ecken und Enden der Zimmer erblickte ich nur primitive Webſtühle und aufgehäufte Schafwolle.

Der Gouverneur von Kan-ſu erwog plötzlich die Idee, ob es nicht beſſer wäre, ſeine Soldaten, anſtatt in Seide und Baumwolle, in Tuchſtoffe zu kleiden, und beauftragte den General von Lan-tſchou-fu, diesbezügliche Verſuche in der Tucherzeugung zu unternehmen.

Während der General in eigener Perſon ſich vergeblich abmühte, auf dem Webeſtuhle günſtige Reſultate zu erzielen, gewann der Plan des großen Feldherrn immer weitergreifende Dimenſionen; er trat durch ſeinen Banquier Hu mit einer deutſchen Firma in Verhandlungen, die ihm die nöthigen Maſchinen, ſowie die erforderlichen Arbeiter für die Tuchfabrikation nach Lan-tſchou-fu zuſenden ſollte.

Schon vor unſerer Abreiſe von Schanghai beſprach man die eventuelle Abſendung einer Handels-Expedition nach Kan-ſu. Doch die betreffende Firma verbarg den wahren Sachverhalt unter dem Mantel des Schweigens und Jedermann neigte ſich der Anſicht zu, es handle ſich wieder nur um den Transport deutſcher Geſchütze, welche Geſchäfte gewöhnlich dem Unternehmer einen bedeutenden Gewinn abwarfen.

Nun aber hörten wir von dem chineſiſchen General ſelbſt, daß deutſche Ingenieure, ein deutſcher Fabriksdirector und Baumeiſter, ſowie eine Anzahl von Arbeitern, die erſt kürzlich aus Europa in Schanghai eingetroffen waren, bereits die Landreiſe nach Lan-tſchou-fu angetreten haben ſollten. Ebenſo befanden ſich auch alle nothwendigen Maſchinen, darunter eine großartige Dampfmaſchine, auf dem Wege.

Der General freute ſich ſchon auf die Ankunft der deutſchen Herren, die vorderhand, bis das große, im europäiſchen Style zu erbauende Fabriksgebäude fertig geſtellt, im Arſenale einquartiert werden ſollten. Täglich kamen Caravanen aus der Mongolei nach Lan-tſchou-fu mit ungeheueren Quantitäten Wolle, es war höchſte Zeit, daß dieſelbe verarbeitet werde, denn es mangelte bereits an genügendem Lagerraume.

Wie das kühne Project zur Durchführung kam, werde ich ſpäter berichten, wenn wir mit den deutſchen Herren perſönlich bekannt werden.

Der General, ein überaus freundlicher Mann, der gewiß von den beſten Abſichten geleitet, in erſter Linie das Gelingen der Sache und weniger ſeinen eigenen Vortheil verfolgte, litt an einem böſen, chineſiſchen Uebel, er war ein Opiumraucher. Obwohl erſt im beſten Mannesalter, waren ſeine Wangen ſchlaff, runzelig, farb- und fleiſchlos. Die Augen lagen tief in den dunkelbraunen Höhlen, ihr Glanz war längſt entſchwunden; matt, unſtet und verſchwommen, ſcheuten die Pupillen die Tageshelle unter dem Schutze der beſtändig zuckenden Wimpern. Seine Geſtalt ſtand in vollſter Harmonie mit dem abgelebten Geſichtsausdrucke. Die langen Seidenkleider umſchlotterten ein lebendiges Gerippe, und das fortwährende nervöſe Zittern der Hände und Füße verrieth deutlich die bedauernswerthe, innere Unruhe des Mannes.

„Seht mich an,“ ſagte er zu uns, „ſo ſieht ein Opiumraucher aus! Bin ich nicht ein unglücklicher Menſch?“ Bei dieſen Worten blickte er voll unwiderſtehlicher Sehnſucht auf ein Holzgeſtelle in ſeinem Schlafzimmer, worauf eine prachtvoll aus Elfenbein geſchnitzte Pfeife neben einer brennenden Oellampe lag. „Ja, das Opium iſt mein Elend, ich bin der Sclave eines Giftes, das mich gänzlich zu Grunde richten wird. Zwanzig Jahre alt, begann ich mit dem verderblichen Genuſſe und nun fühle ich mich krank, wenn ich nicht 30—40 Pfeifen täglich rauchen kann. Ich habe gehört, daß Euere Miſſionäre Mittel gegen dieſe geiſt- und körpertödtende Leidenſchaft beſitzen. Wenn Ihr dieſe Medicinen kennen ſolltet, ſo bitte ich Euch aus ganzem Herzen, theilt ſie mir mit. Denn abgeſehen von den körperlichen Nachtheilen, die der Genuß zur Folge hat, koſtet das Opium ſehr viel Silber. Meine täglichen Ausgaben hiefür betragen mehr als 3 Lan (= Taël = 10 fl.).“

Bei eingefleiſchten Opiumrauchern ſchlugen bis jetzt alle angewandten Mittel fehl. Der Entzug des Giftes erzeugt eine tiefe Melancholie, der Mann wird für jede Arbeit unfähig und ſiecht in kurzer Zeit dahin. Und trotzdem es an warnenden Beiſpielen nie gemangelt hat, ſo wuchert das Verderben ungezügelt, und zwar hauptſächlich in den beſſeren Kreiſen weiter. Dem Armen fehlt das Geld zur Anſchaffung des Giftes, darum greift er ſeltener zur Opium- als zur Tabakpfeife.

Während die Diener des Generals uns Thee, Backwerk und Honig (eine große Seltenheit bei den Chineſen) vorlegten, entſchuldigte ſich der General mit der Macht der Gewohnheit und wankte dem hölzernen Ruhebette zu. Sein Geſicht ſchien verklärt zu ſein, ſeine Augen glühten plötzlich in einem gierigen Feuer, als er ſich auf die Bretter niederwarf und die Rauchrequiſiten ergriff.

Die Vorbereitungen zum Opiumrauchen ſind eigentlich recht umſtändlich. Schon die Zeit, welche der Raucher benöthigt, bevor er eine recht bequeme, dem Vergnügen am beſten entſprechende Lage eingenommen, iſt keine geringe. Er liegt immer mit erhöhtem Kopfe auf einer Seite; ſeitwärts in der Höhe des Kopfes ſteht eine kleine Holzplatte, worauf ſich die brennende Lampe, ein Tiegel Opium, eine lange, dünne, ſpitzige Eiſennadel und die Opiumpfeife befinden. Wenn der Raucher die günſtige Lage des Armes, worauf ſich der Körper ſtützen muß, erprobt hat, dreht er ein Opiumkügelchen in der Größe einer Erbſe, und befeſtigt dasſelbe an der Spitze der Nadel, hält es über die Flamme, wo die klebrige Maſſe unter Aufwerfen kleiner Blaſen eine gewiſſe Geſchmeidigkeit gewinnt, und formt es hierauf mit den Fingern zu einem langen, ſchmalen Kegelchen, deſſen hohle Achſe die Nadel bildet. Entſpricht endlich die Form des Opiums allen Anforderungen, ſo ergreift die rechte Hand die bereit liegende Pfeife, deren Kopf, eine hohle Kugel, mit einem winzigen Loche verſehen iſt; die linke hält einen Moment hindurch die Kegelſpitze zu der Gluth, wodurch das Opium weich wird, preßt es ſodann auf die Pfeife, damit es an der Oeffnung hafte, und löſt endlich durch zarte Umdrehungen die Nadel aus der Hülle. In dieſer Weiſe wird die Communication zwiſchen der Flamme durch das Opium, den Pfeifenkopf und das Rohr hergeſtellt, denn die feſte Maſſe des Opiums verkohlt nur mit der genügenden Menge Rauch, wenn beim Einſaugen der Luft die Flamme durch die cylindriſche Höhlung in den Pfeifenkopf eindringen kann; ebenſo iſt es nothwendig, den Rauch ſchnell und kräftig mit der vollen Lunge einzuathmen, wenn die Luftcommunication nicht unterbrochen werden ſoll.

Während der General das beſprochene Vorgehen einige Male wiederholt, will ich in wenigen Worten die Gewinnung des Opiums beſchreiben. Das Opium iſt bekanntlich nichts Anderes, als der milchartige Saft, welcher nach dem Aufritzen aus den unreifen Mohnkapſeln hervorquillt. Dieſer Saft wird in ſpeciell hiefür beſtimmten Gefäßen aufgefangen und in große Erdlöcher geſchüttet, wo er nach einiger Zeit als braune Maſſe eine gewiſſe Conſiſtenz gewinnt. Hierauf wird das morphine Gift in kleine, kugelförmige, poröſe, irdene Gefäße gepreßt, die der Maſſe ſo viel als möglich Feuchtigkeit entziehen ſollen, in große Holzkiſten verpackt und verladen. China producirt verhältnißmäßig wenig Opium, der Handel iſt Monopol der Regierung, welche den Anbau von Mohn ſtreng verboten hat. Wenn auch in manchen Gegenden, z. B. in der Provinz Sze-tſchuen, die Augen der maßgebenden Behörden für ſolche Geſetzesverletzungen blind geworden ſind und die vereinzelten Mohnfelder ignoriren, ſo genügt der Ertrag wohl nur für die Bedürfniſſe des Grundbeſitzers und ſeiner Freunde, aber nicht für das ganze Land.

Das meiſte Opium, welches in China conſumirt wird, ſtammt aus Indien. Wenn wir beiſpielsweiſe betrachten, wie groß die Einfuhr dieſes Handelsartikels in Schanghai iſt, von wo aus beiläufig die Hälfte des Reiches damit verſorgt wird, ſo können wir uns annähernd eine Vorſtellung von dem täglichen Verbrauche an Opium jedes einzelnen Rauchers machen *).

---

*) Es wurden aus Indien importirt im Jahre:

1875	1876	1877	1878
671.570	735.134	700.540	694.625 Kilogramm.

Im Mittel alſo jährlich 700.467 Kilogramm.

Die Zolleinnahmen betrugen hiefür:

im Jahre 1876	188.324	Silbertaël,
„ „ 1877	234.706	„
„ „ 1878	222.185	„
Geſammtſumme	645.215	Silbertaël.

Der freundliche Leſer wolle es mir verzeihen, wenn ich ihn bei dieſer Gelegenheit mit Zahlen quäle, und die Bewohnerzahl des Rieſenreiches einer Kritik unterziehe.

Im Allgemeinen war und iſt noch immer die Anſicht verbreitet, die große Mauer umfaſſe 300 und mehr Millionen Bewohner. Dieſe große Zahl mag theils nach den Erzählungen des berühmten, venetianiſchen Reiſenden Marco Polo, theils nach den Berichten der Miſſionäre zuſammengeſtellt worden ſein, die ihre Daten wahrſcheinlich aus dem Munde befreundeter Mandarine und anderer Chineſen geſammelt haben.

Die chineſiſchen Beamten und beſonders jene Magiſtratsperſonen, welche in erſter Linie berufen ſein ſollten, die Bevölkerungs-Verhältniſſe der ihnen anvertrauten Städte zu kennen, wiſſen nichts Poſitives über die Zahl ihrer Unterthanen, ja ſie halten es ſogar für eine Schande, diesbezügliche Anfragen zu beantworten. Zum Beginne unſerer Landreiſe ließen wir uns bei ſolchen Erkundigungen durch das unruhige Benehmen des Dolmetſchers, der zur Ueberſetzung der Frage förmlich gezwungen werden mußte, durchaus nicht abhalten, und ſelbſt wenn der Mandarin die Frage zu überhören ſchien, ruhten wir nicht, bis er ſie beim zweiten Male dennoch verſtand. Die nächſte Folge war, daß der Beamte ſeinen Leibdiener herbeirufen ließ und an ihn die Frage ſtellte:

Es entfällt ſomit durchſchnittlich für ein Jahr eine Opium-Zolleinnahme von 215.072 Silbertaël = 688.230 fl. für Schanghai.

Nach der Mittheilung des opiumrauchenden Generals verbraucht er zu je 40 Pfeifen 30 Gramm Opium. Wenn wir dieſes Gewicht mit der in Schanghai importirten Quantität vergleichen, ſo entfällt bei der Annahme, daß die Hälfte der opiumrauchenden Bevölkerung von China ihren Bedarf aus Schanghai bezieht, und daß die Hälfte der Bewohner des Landes Männer ſind, auf jedes Individuum täglich 0·07 Rauchportionen. Nachdem in dieſem Berechnungsverſuche auch die Kinder mit einbezogen ſind, das Opiumrauchen aber erſt durchſchnittlich mit dem 20. Lebensjahre beginnt, ſo können wir ſagen, daß, im Falle jeder erwachſene Chineſe ein Opiumraucher wäre, er nur jede Woche eine Pfeife ſchmauchen könnte. Da dies aber nicht der Fall iſt, und ich die Erfahrung machte, daß der echte Opiumraucher im Durchſchnitte täglich ſechs Mal, und zwar zwei Mal des Morgens, des Mittags und vor dem Schlafengehen die Pfeife entzündet, ſo entfallen bei der vorhin erwähnten Annahme auf 75 Millionen männlicher Chineſen (150 Millionen Total-Einwohnerzahl des Reiches) nur 864.466 Opiumraucher. Ziehen wir nun noch einen gewiſſen Percentſatz der unmäßigen Raucher in Betracht, ſo können wir ziemlich annähernd die Zahl der eingefleiſchten Opiumraucher mit 700.000 feſtſtellen.

„Wie viel Einwohner hat unſere Stadt?“ Nachdenkend erhob dieſer den Kopf und ſtierte zur Zimmerdecke, aber auch er konnte ſich nicht aller Bürger entſinnen, trotzdem er von Eins bis Zehn an den Fingern herabzählte. Da wurden ſämmtliche Diener des Hauſes herbeicitirt, der Koch, der Waſſerträger, der Theeträger, der Reiſediener, der Pferdewärter, der Stallknecht, kurz das Zimmer war bald mit allen Würdenträgern des Yamen gefüllt, die laut ſchreiend und die widerſprechendſten Anſichten behauptend, über die peinliche Frage conferirten. Endlich hatten ſie ſich geeinigt und der Kammerdiener wollte das Reſultat ſeinem Herrn mittheilen. Doch dieſer wehrte den Liebling mit einer Handbewegung und den lakoniſchen Worten ab, er brauche das nicht zu wiſſen, und wies ihn an uns. Was war das Ergebniß? Eine Million, zwei Millionen, drei Millionen, nur Millionen, wenn auch die Stadt noch ſo unbedeutend erſchien.

Merkwürdigerweiſe ſind die Chineſen über die Anzahl der Häuſer in den Städten weit beſſer unterrichtet. Ihre Angaben kamen immer unſeren Annahmen ziemlich nahe. Die Häuſer gaben uns daher die geeignetſten Anhaltspunkte für eine oberflächliche Volkszählung. Freilich ſind die Gebäude von verſchiedener Größe, bald ſo klein, daß ſie kaum 3—4 Menſchen nothdürftig beherbergen können, bald wieder ſo groß, daß bei einer Maſſenbequartierung Hunderte genügenden Raum finden könnten.

Wir nahmen demnach eine Durchſchnittszahl von 10—15 Bewohner für ein Haus an, und baſirten auf dieſe Prämiſſe unſere Berechnung. Von dem Grundſatze ausgehend, daß, wenn die Vergleiche der beſtehenden Angaben über die Einwohnerzahl größerer Städte mit unſeren Berechnungen gewöhnlich einen ebenſo großen Ueberſchuß ergaben, die Anwendung dieſes Verhältniſſes auch auf die Geſammtbevölkerung einigermaßen gerechtfertigt erſcheinen könne, bezifferte ich die Summe der Einwohner im Reiche der Mitte mit 150 Millionen.

Der General hat nun mittlerweile ſeine Leidenſchaft befriedigt, die Opiumpfeife bei Seite gelegt und betheiligt ſich wieder an der Unterhaltung. Wir unternahmen gemeinſchaftlich einen Ausflug auf die nahe Höhe, von deren zerſtörten Tempeln wir eine umfangreiche Ueberſicht der Stadt genießen konnten.

Wir hatten zur Genüge die Uebelſtände, welche die Miethe von Reitthieren zur Folge hatte, kennen gelernt, darum beſchloß Graf Széchenyi, für die weitere Reiſe Pferde zu kaufen, und erſuchte den General um Rath und Beihilfe für den bevorſtehenden Handel. Der General verſprach, am nächſten Tage einige Thiere vorführen zu laſſen.

Kaum hatten wir nach mancherlei Spaziergängen durch die Straßen der Stadt, mit der untergehenden Sonne wieder die wenig anheimelnde Wohnung betreten, ſo überbrachte ein Diener des Generals deſſen Viſitkarte mit der Meldung, er habe auch ein Geſchenk zu übergeben. Ein allerliebſtes, mittelgroßes, graues Pony voller Ausgelaſſenheit und Uebermuth, das Reitpferd des Generals, ſtand im Hofe. Es hatte noch keine Idee von den Strapazen und Anſtrengungen, welche durch ein volles Jahr ſeiner harrten, nachdem es ſein Herr in einem Anfluge von echt chineſiſcher Großmuth den Europäern als Abſchiedsgeſchenk vorführen ließ. „Muzzi“, ſo tauften wir das aufgeweckte Thier, erwarb ſich im Nu die Zuneigung aller Theilnehmer der Expedition, der Graf übergab es mir und es wurde mir ein lieber, treuer, anhänglicher und ausdauernder Begleiter während der nächſten zwölf Monate.

Graf Széchenyi erwiderte das Geſchenk durch die Ueberſendung eines prachtvollen, europäiſchen Theeſervice's, welches dem General nicht mindere Freude bereitete.

Am nächſten Tage erſchienen mehrere Pferdehändler, die vom General zum Grafen beordert worden waren. Der Graf kaufte zwei Reitpferde, die dem Anſcheine nach die kräftigſten bei der großen Auswahl waren. Der Preis eines jeden betrug hundert und einige Gulden.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte, während welchem wir die Stadt in ihren bedeutendſten Straßen durchſtöbert, die merkwürdigſten Tempel und Etabliſſements beſichtigt hatten, verließen wir am 25. Februar Lan-tſchou-fu.

Wir brachen zu gleicher Zeit mit den Wagen, worauf ſich das Gepäck befand, und in Begleitung einer acht Mann ſtarken Militär-Escorte auf, paſſirten das nördliche Thor und erreichten ſogleich das an dieſer Stelle mit feinem Schotter bedeckte, ſanft geböſchte, rechte Ufer des Hoang-ho. Während im Sommer eine Schiffbrücke die beiden Ufer verbindet, bildet im Winter die natürliche Eisdecke die Brücke. Das Eis beſaß an dieſer Stelle noch eine anſehnliche Dicke, trotzdem ſowohl weiter oben als unten der Stromſtrich keine Eisfeſſeln mehr duldete. An der Uebergangsſtelle betrug die Breite der Eisdecke 300 Schritte.

Das linke Ufer fällt ſteil zum Fluſſe ab und bildet den Fuß eines nur durch die Straßenbreite getrennten Berges, deſſen Spitze ſich 2000 Fuß über den Waſſerſpiegel erhebt. Eine kleine Vorſtadt mit vielen Tempeln, Pagoden und Wirthshäuſern begleitet eine Strecke lang den Weg, der endlich, nachdem er 30 Li am Rande einer beginnenden größeren, gut bebauten Thalebene fortlief, in die nördlichen Lößberge einbiegt.

Einen waſſerarmen Fluß entlang, bewegten wir uns während des ganzen Tagmarſches in einer engen, von ſenkrechten Lehmwänden eingeſchloſſenen Schlucht, in der wir weder Menſchen noch Thiere begegneten. Bei der geringen Ueberſicht, welche durch die zahlreichen Windungen des Flüßchens und des Weges noch mehr eingeengt wurde, däuchte es mir, ich wandle in einem langen Gefängnißgange. In ſpäter Nachmittagsſtunde ſtießen wir auf ein armes Dorf, gönnten uns aber in demſelben nur kurze Raſt, da die Nachtſtation noch mehr als 30 Li entfernt lag, und wir gerne einen Nachtmarſch vermeiden wollten. Trotzdem war es ſchon völlig finſter, als wir einen ſanft anſteigenden Paß überwanden. Der Abſtieg war im erſten Theile entſetzlich ſteil, ſo daß nicht allein die Pferde, ſondern auch die Fußgänger zu wiederholten Malen ſtürzten. Glücklicherweiſe dauerte der böſe Weg nicht zu lange, wir erblickten bereits die auf einer großen Stange befeſtigte Orientirungslampe für nächtliche Reiſende in der kleinen Stadt Ju-tja-wan, dem Ziele unſeres heutigen Marſchtages.

Der nächſte Tag brachte uns in ein ungemein gegliedertes, zerriſſenes und zerklüftetes Bergland mit niederen Höhen und oft kaum wahrzunehmenden Sattelverbindungen. Alle ſcheinbar iſolirt daſtehenden Kuppen mit ſcharf abgeriſſenen Lößlehnen waren von den Soldaten, die mit der Wegerhaltung betraut waren, für die Errichtung ihrer weithin ſichtbaren Wächterhäuſer auserleſen worden. Die hohe Lage der kleinen Lehmhütten einerſeits, die weißgetünchten und bunt bemalten Wände andererſeits verliehen denſelben die Bedeutung vorzüglicher und ſchätzenswerther Orientirungs-Objecte. Die Berghänge waren mit ſo ſpärlichem Graswuchſe bedacht, daß die weidenden Schafe ruhelos nach genügender Nahrung ſuchten. Nur in unmittelbarer Nähe der kleinen Ortſchaften erblickte ich vereinzelte Pappeln und Weiden, ſonſt war die weite Umgebung gänzlich baumlos. Bei dem vorherrſchenden Mangel an Brennmaterial iſt es nicht zu wundern, daß drei Holzſpäne zum Unterzünden der Steinkohlen 30 Caſh (= 6 kr.) koſteten, ein für die Landesverhältniſſe enormer Preis.

Die ebenen Thalſohlen der unbedeutenden Gewäſſer erreichen immer eine Breite von wenigen hundert Schritten und ſind mit ausgedehnten Salz- und Salpeterſchichten bedeckt, die in der Sonne wie friſch gefallener Schnee ſchimmern. Bei einer näheren Unterſuchung findet man, daß die Salzanſammlungen hauptſächlich in künſtlich angelegten Salinen ſtattfinden, welche die Chineſen in großen Rechtecken mit äußerſt geringer Tiefe zu beiden Seiten des tief eingeriſſenen Flüßchens anlegten. Die Füllung geſchieht entweder durch künſtliche Waſſerleitungen oder durch den Waſſertransport mit großen Schöpfeimern. Das Flußwaſſer iſt in der bedeutenden Tiefe des Bettes (12 Meter unter der Thalebene) nur wenig ſalzhältig, ſo daß man es ohneweiters zu trinken vermag; demnach enthält die oberſte Lößſchichte des Thales den eigentlichen Salzreichthum. Das Waſſer löſt die Salze leicht auf und verdunſtet bei der bedeutenden Mittagshitze in Folge der geringen Grubentiefe der Salinen ſehr raſch.

Der Weg hatte ſeit Lan-tſchou-fu bedeutend an Güte abgenommen und führte auf dem natürlichen Boden ohne den geringſten Unterbau in ſchnurgerader Richtung ohne Rückſicht auf Berg und Thal gegen den Ping-fan-ho, welchen wir nach einem anſtrengenden Tagesmarſch mit hereinbrechendem Abend erreichten. Der Fluß entſpringt am Südabhange des Nan-ſan und ſeine Thalebene iſt im Mittel- und Unterlaufe bei der anſehnlichen Breite mit vielen fruchtbaren Feldern bedeckt. Trotz der bedeutenden Höhe von 2100 Meter reift in der Nähe der Stadt Ping-fan-ſhien, welche dem Fluſſe den Namen gibt, noch der Reis.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wenn nach ſtundenlanger Finſterniß der Sturm ſich allmälig legt, dann erſcheint noch tagelang die Sonne jedes blendenden Glanzes beraubt, wie durch ein dunkelblaues Blendglas verdeckt.

Im Ping-fan-Thale war die Vogelwelt reichlicher vertreten als in den ſüdlicher gelegenen Lößgebieten. Wir erblickten zahlreiche Geier und Sperber, Faſanen, Tauben, Amſeln, Lerchen, Elſtern, Raben, Finken, Spatzen, Kraniche, Wildenten, Störche ꝛc. In den höher gelegenen, felſigen Gebirgen leben viele Gemſen, in den Thalſchluchten ließen die Füchſe und Wölfe nur noch wenige Haſen am Leben. Eine kleine Hamſter-Species hat den Thalboden allerorts durchwühlt und wird bei ihrer ungeheueren Menge dem chineſiſchen Bauer ein arger Feind.

Seitdem wir die Provinz Kan-ſu bereiſten, ging uns das Brod nicht aus. Ja, an manchen Orten, wie z. B. in An-ting-ſhien, bereiten die Chineſen ein Gebäck aus Weizenmehl, das ſelbſt einem europäiſchen Backofen zur Ehre gereichen würde. Das ſogenannte Dampfbrod ließ freilich Vieles zu wünſchen übrig, denn ſolche halb aus Erde und Sand, halb aus Weizenkleie erzeugte Präparate glichen verunglückten, rohen Klößen. Ein bei den Chineſen ungemein beliebtes Reiſebrod, d. i. ein aus Weizenmehl gedrehtes und ausnahmsweiſe in Schweinefett geſottenes Gebäck, wird Ma-hoa genannt. Wir fanden es ziemlich ſchmackhaft und genoſſen es bei jeder Mittagsraſt in den Wirthshäuſern.

Feinere, dafür aber reichlich mit Oel präparirte Bäckereien fanden wir nur in den größeren Städten, und ich rathe hier künftigen Reiſenden an, nicht zu verſäumen, in Lan-tſchou-fu den ſogenannten Tſchi-tan-kao (Gugelhupf) und in Si-ning-fu die Tſchi-tan-ſchö(r) (Hohlhippen) zu verkoſten.

Wir haben nun die kleine Stadt Ping-fan-ſhien erreicht, und da der Ort die Aufmerkſamkeit des Reiſenden weder durch die Lage noch durch größere und reichgeſchmückte Bauten feſſelt, ſo ſei es mir geſtattet, mich einige Augenblicke mit unſeren chineſiſchen Dienern zu beſchäftigen, wenigſtens mit jenen, die wir nach einem mehrmonatlichen Zuſammenleben etwas näher kennen gelernt haben.

Sin, der Dolmetſch, iſt ein junger, anſcheinend ruhiger, guter Phlegmatiker, der als Interpret vorzügliche Dienſte leiſtet, wenn es ſich um höfliche Complimente und artige Verſicherungen handelt. Er genoß im chineſiſchen Sinne eine recht gute Erziehung, iſt mit den Claſſikern vertraut und hält alle Fragen über örtliche und ſtatiſtiſche Verhältniſſe unter ſeiner Würde. Er iſt faul über alle Beſchreibung, ſchläft den ganzen Tag in ſeinem Reiſewagen und raucht jeden Abend in der beſten Geſellſchaft, die er mit Kennerblick ausfindig macht, ſeine zwei Opiumpfeifen. In Bezug auf ſeine Zukunft trägt er ſich mit hochtrabenden Plänen. Da er bereits die Beamtenprüfungen hinter ſich hat, ſagt er, wenn er ſchon einmal eine ſtaatliche Stellung einnehmen würde, ſo müßte ſie den rothknöpfigen Tautaihut von Schanghai im Gefolge haben.

Koch Tötai, ehemaliger Officier in der chineſiſchen Armee, jetzt angeblich Chriſt, weil er in uns urſprünglich Miſſionäre vermuthete, iſt ein dreißigjähriger, ſcheinheiliger Gauner. Er verträgt ſich mit Niemandem, ſucht fortwährend Streit mit ſeinen Kameraden und iſt nur unterwürfig und voll ſüßer Zuvorkommenheit, wenn er irgendwo ein in Ausſicht ſtehendes Geſchenk vermuthet. Hauptſächlich aber fiel uns ſein Eifer auf, mit welchem er die Beſorgung etwaiger Botſchaften für die wenigen Miſſionäre, die wir bis jetzt kennen lernten, an ſich riß. Immer über und über ſchmutzig, ſchmeckten uns die von ihm zubereiteten, in ihrer Art delicaten Gerichte nur dann, wenn wir den Koch gar nicht zu Geſichte bekamen. Vorzüglich verſtand er es, recht gute Saucen herzuſtellen.

Der Univerſaldiener Kung-ſche, immer luſtig und ungekünſtelt, war der Bravſte von Allen. Als verheirateter Mann ließ er ſein Weib in Schanghai zurück und ſchickte ihr nun von Zeit zu Zeit ſeinen erſparten Lohn (wenn ich nicht irre, monatlich 10—15 Taël) nach Hauſe. Stellte man an ihn die Frage, ob er müde ſei, ob er friere, ob er Hunger oder Durſt fühle, oder wenn er vom Pferde fiel, was ziemlich häufig geſchah, ob er ſich weh gethan habe, ob er Schmerzen empfinde, ob er unwohl ſei, immer antwortete er mit „nein“, wenn man ihm auch das Gegentheil an den Augen ablas. In jüngeren Jahren ſpielte er auf den Brettern einer chineſiſchen Provinzbühne, daher rührte auch ſeine Vorliebe für gymnaſtiſche Waffenſpiele, die er gern zum Beſten gab. Im Glauben, der Leibdiener des vor einigen Jahren ermordeten, engliſchen Reiſenden Mr. Cooper geweſen zu ſein, der ſich, wie Kung-ſche behauptete, nur von geröſteter Leber genährt haben ſoll, ſo meint er, uns die größte Freude zu bereiten, wenn er uns mit verbrannten und zähen Lebergerichten überraſcht; mit einem unverwüſtlichen Humor begabt, kam es ſehr oft vor, daß er die zudringlichen Chineſen durch wirkungsvolle Predigten und beſänftigendes Zureden bewog, ruhig auseinander zu gehen und uns unbehelligt zu laſſen. Kurz Kung-ſche war bei ſeiner unermüdlichen Dienſtbereitwilligkeit, ſeiner Ausdauer und ſeinem friedliebenden Charakter und beſonders durch ſeine obwohl mangelhaften Kenntniſſe der engliſchen Sprache eine wahre Perle. Er ſchämte ſich nicht, alle gewünſchten Erkundigungen einzuziehen, und gewann dadurch eine nicht zu unterſchätzende Bedeutung.

Auch Lau-tſchau, der junge Chineſe, welcher den Schiffschronometer trägt, iſt ein bereitwilliger, ruhiger Burſche. Doch iſt ſein ganzes Weſen von einer leiſen Melancholie angehaucht. Er grämt ſich darüber, daß auf ſeiner linken Wange ein kugelförmig endendes Zäpfchen wächſt und vier kleinere unterhalb der linken Ohröffnung Miene machen, größer zu werden. In Lan-tſchou-fu, wo ihn der Graf engagirte, überraſchte ich ihn, wie er, den Auswuchs in der Hand, mit trübſeliger Miene einem aufmerkſamen Zuhörer ſeine Leidensgeſchichte erzählte.

Ping-fan-ſhien iſt 2100 Meter über dem Meere gelegen. Um die Vorſtellungskraft der Chineſen zu prüfen, frug ich Sin um ſeine Anſicht, wie hoch wir uns über Schanghai befänden. Anfangs wollte er nicht mit der Sprache herausrücken. Als ich auf Antwort beſtand, ſagte er endlich mit verſchämtem Lächeln: „Nun, vielleicht 64 Fuß!“ Als ich ihn auslachte und auf eine Pagode wies, die doch zum mindeſten ebenſo hoch war, calculirte er bis auf 600 Fuß. Kung-ſche ſchätzte die bedeutende Höhenlage der Stadt auf 100 Fuß.

Oberhalb Ping-fan-ſhien verengt ſich das Thal ſtellenweiſe zur Schlucht, das Urgeſtein der Gebirge tritt immer mehr und mehr zu Tage. Wir näherten uns der Stelle, wo Oberſt Prſchewalski vor fünf Jahren das Thal kreuzte, und bemerkten wohl den Weg, welchen er verfolgt haben mußte, als er ſich über die ſchneebedeckten, zerklüfteten Felsmaſſen des 4400 Meter hohen Berges Gadſchur nach Weſten zum Kloſter Tſchertinton am Tatung-Fluſſe begab, doch die Bewohner der naheliegenden Ortſchaften wollten ſich weder auf den Namen des berühmten Reiſenden, noch auf einen ſolchen überhaupt erinnern.

Bei Tſchin-tſchao-ye, einem maleriſch am Fuße des Gadſchur gelegenen Dorfe, wird der Ping-fan-ho auf einer 260 Schritt langen Holzbrücke, deren Mittelpfeiler aus Faſchinen beſtehen und deren Fahrbreite 5 Schritt beträgt, überſetzt. Der Weg führt ſodann, bei dem Militär-Caſtelle des am linken Ufer ſituirten Dorfes Tſchin-tſchao-ye vorbei, in mäßiger Anſteigung zu der Paßhöhe Wu-ſo-ling des Nan-ſan-Gebirges. Die bei dem am Uebergangspunkte erbauten Militär-Wächterhauſe notirte, abſolute Höhe beträgt 2714 Meter. Wie wir daraus erſehen, iſt an dieſer Stelle der relative Höhenunterſchied zwiſchen Thal und Paß kein bedeutender. Die größeren und theilweiſe mit ewigem Schnee bedeckten Höhen des Gebirges werden wir erſt ſpäter kennen lernen. Wie der Aufſtieg, ſo bietet auch der Abſtieg nur geringe Schwierigkeiten, die ſteilen Abhänge ſind in dem runden, wellengleichen Lößterrain mäßig und von geringer Entwicklung.

Wir erblickten nach langer Zeit wieder einmal in den breiten Thälern ſaftig grüne Wieſen, auf welchen zahme Yacks und gewöhnliche Rinder friedfertig neben einander weideten. Wir betrachteten dieſe Wahrnehmung als ein gutes Zeichen, und richtig, in dem Nachtquartiere zu Lun-quan-pu erhielten wir auf unſere Nachfrage hin friſch gemolkene Milch.

Am folgenden Tage war der Marſch nur von kurzer Dauer. Schon im Beginne des Nachmittags erblickten wir die impoſanten Thore der Stadt Ku-lang-ſhien und weiter hinaus eine unbegrenzte Ebene, die in der Ferne mit dem Horizont verſchwamm. Wir befanden uns am Südrande der großen aſiatiſchen Wüſte. Bevor wir dieſelbe betreten, will ich mir geſtatten, in allgemeinen Umriſſen von derſelben zu ſprechen.

Wer den Namen „Wüſte“ nur von Hörenſagen oder im beſten Falle durch Lecture kennt, mag wohl das in ſeinem Vorſtellungsvermögen ſich daraus entwickelnde Bild der „Wüſte“ auf den ganzen Begriff anwenden. Es denkt ein Jeder bei dem Worte „Wüſte“ an die uns näher liegenden und deshalb wahrſcheinlich auch mehr gekannten afrikaniſchen Wüſten und ſpeciell an die Sahara. Eine reiche Reiſelecture, zahlloſe mehr oder weniger künſtleriſche oder ideale, gute und ſchlechte Aufnahmen, Photographien und Bilder haben heutzutage dem Gebildeten einen ſolchen Schatz von Vorſtellungs-Objecten gegeben, daß die Phantaſie des Einzelnen bereits in der Lage iſt, ſich ein annähernd richtiges Bild von dem landſchaftlichen Charakter der großen, afrikaniſchen Wüſte zu entwerfen.

Es liegt nun dem menſchlichen Ideengange nahe, die in ſich einmal aufgenommene Vorſtellung auch auf alle anderen Wüſteneien zu übertragen, von deren Beſchaffenheit wir eben noch Weniges und Unzureichendes wiſſen. Und doch iſt der Unterſchied, wenngleich es hüben und drüben öde und leer genug iſt, dennoch ein nicht unbedeutender, ſo zwar, daß ſich ein ganz neues und uns bisher unbekanntes Bild entrollt.

Jener Welttheil, der die Wiege unſeres Geſchlechtes, die Quelle unſerer heutigen Cultur iſt, Aſien, birgt in ſeinem Inneren gleichfalls weit ausgedehnte Wüſtenländer. Ueber dieſe Strecken ſind wir merkwürdigerweiſe bis zum heutigen Tage mangelhaft unterrichtet, wir kennen ſie weit weniger und ſie haben uns im Allgemeinen auch viel geringeres Intereſſe eingeflößt, als die im Norden Afrika's gelegenen Wüſtenſtriche.

Die Wüſte Kopi und Schamo, die größte der aſiatiſchen, dehnt ſich vom 76. Grad öſtlicher Länge von Greenwich bis zum 115. Grad, in einer durchſchnittlichen Breite von 7—800 Kilometer aus. In ihrer Längenausdehnung — etwa in der Mitte — ſchiebt ſich ein Ausläufer des Tien-ſan-Gebirges (Thian-ſchan) ſo weit in die Wüſte vor, daß die oben angegebene Breite zwiſchen Hami und An-ſi-ſan ſich auf circa 300 Kilometer verringert und hiedurch eine Untertheilung in eine öſtliche und weſtliche Hälfte ermöglicht. Dieſe hat eine um ſo größere Berechtigung, als an jener ſchmalen Stelle die Wüſte durch einen von Nord nach Süd ziehenden Hauptweg durchſchnitten wird. Die weſtliche Hälfte, das große Tarim-Becken genannt, wird im Weſten vom Pamir-Plateau und im Süden durch den Kuen-lun abgeſchloſſen. Die öſtliche Hälfte nennt man die große Kopi (Gobi) oder Schamo-Wüſte. Ich muß hier bemerken, daß dieſes „oder“ im vorliegenden Falle ganz falſch angewendet wird, wenngleich ſelbſt der ausgezeichnete Forſcher Freiherr v. Richthofen ſich der Anſicht hinneigt, daß „Gobi“ und „Schamo“ gleichbedeutend ſind.

Nach vielfachen Erkundigungen während unſerer Reiſen in der Wüſte, ſcheidet der Chineſe die zwei Benennungen vollkommen von einander, ſo zwar, daß Kopi die Steinwüſte und Schamo die Sandwüſte bezeichnet. Während Ta-kopi ausgedehnte, mit kleinem Gerölle (größtentheils Porphyre und Quarze) bedeckte Theile der Wüſte bedeutet, iſt Kopi nur eine locale Bezeichnung für kleinere von Sandflächen und Dünen umſchloſſene Steininſeln aufzufaſſen. Ich glaube dieſe Auslegung als richtig verbürgen zu können.

Der Tarim-Fluß, welcher der Weſthälfte der Wüſte ſeinen Namen gibt, entſteht aus der Vereinigung von vier Flüſſen, ſüdlich von Akſu, und führt erſt von da ab dieſen Namen. Es ſind dies der Akſai-, der Kyſyl-ſu-Fluß — Kaſchgar bewäſſernd — der Jarkand-Fluß, in ſeinem Oberlaufe auch Saraſſchan genannt, und der Khotan-Fluß. Im Oberlaufe in tief eingeſchnittenen, wildromantiſchen Thälern mit ſteilen, felſig zerklüfteten Hängen fließend, wird dann der Tarim träge, theilt ſich in zahlreiche Arme, verſumpft weit und breit ſeine Umgebung und ergießt ſich ſchließlich in den mythenreichen Lop-nor.

Die öſtliche Hälfte der Wüſte wird nur ſtellenweiſe von vereinzelt vorkommenden, unbedeutenden Waſſeradern durchzogen, die ſich bald im Sande verlieren, bald wieder zu Tage treten. Ihr Waſſer iſt ſeines ſtark ſalzig-bitteren Geſchmackes wegen ungenießbar. Dieſe Waſſeradern entſtammen meiſt dem Nan-ſan-Gebirge und bilden zuweilen kleine Binnenſeen, deren Geſtade verſumpft oder mit Steppengras bewachſen ſind. Die Umgebung iſt dann ein wahrer Fieberherd.

Die eigentlichen, ausgedehnten Sandflächen, die von den Mongolen Tingeri oder Himmelsebenen genannt werden, ſind völlig waſſerlos.

Der für die Weſthälfte bedeutendſte See iſt der Lop-nor, deſſen präciſe Lage noch nicht feſtgeſtellt iſt. Der ruſſiſche Oberſt Prſchewalski ſagt, daß der Lop-nor im Norden eines vielfach zerriſſenen und zerklüfteten, in weſtöſt-

hundert Fuß hohen Hügelketten treten entweder iſolirt auf, oder ſie bilden zuſammenhängende, lange Reihen, die ſich dann über 1000 Fuß erheben. In den trockenen Flußbetten dieſer durchwegs kahlen, nackten Felſen haben die Bewohner der Wüſte hie und da Ciſternen angelegt, welche ſich nach jedem Regen mit Waſſer füllen ſollen. Das Innere der Wüſte iſt wellenförmig, in der Mitte ganz eben. Der tiefſte Punkt, 607 Meter über dem Meere, liegt auf dem Wege von Dolon-nor nach Urga, dieſe Stadt ſelbſt liegt 1600 Meter hoch.

In der Weſthälfte des waſſerreichen Tarim-Beckens kommen fruchtbare Oaſen, aber auch nur vereinzelt vor, deren friſche Farbe grell gegen das Grau des todten Sandes abſticht.

Der Eindruck eines unabſehbaren, mit großem und kleinem Gerölle beſäeten, trockenen Flußbettes läßt ſich ſo ziemlich jenem an die Seite ſtellen, den der Reiſende in der Kopi empfängt. Die Färbung der Wüſte iſt gelbgrau, kalt und todt. Am Tage und ſpeciell während des geringſten Lufthauches iſt die Luft mit Staub- und Sandmaſſen gefüllt. Die Winde treten zumeiſt Vormittags auf, kommen aus dem Südoſten und führen aus den Lößlandſchaften den die Luft verfinſternden Staub und Sand mit. Die Abende ſind ruhig, die Nächte ſo klar und hell, daß es möglich iſt, Sterne ſechſter, ja ſiebenter Größe mit freiem Auge zu ſehen. In den Sommermonaten lagert drückende Hitze bei kühlen Nächten über der ganzen Wüſte. Um die Mittagszeit erzeugen die Sonnenſtrahlen im Vereine mit der vom Sande reflectirten Hitze eine ſo hohe Temperatur, daß mir nicht ſelten der Scherz gelang, Phosphorhölzchen durch einfache Berührung mit dem Sattelleder zur Entzündung zu bringen. Unter Dach betrug die Temperatur in den Nachmittagsſtunden des Monats Juli 40° C. Während des Winters herrſcht eiſiger, trockener Froſt. Wir beobachteten ſelbſt noch im Monate März vor Sonnenaufgang —17° C. Zur ſelben Zeit betrug die Temperatur in unſeren Zimmerchen — freilich waren die Fenſteröffnungen in den ſeltenſten Fällen mit Papier verklebt — 8 bis 9° C. unter Null.

Die wenigen Bewohner der Oaſen erwarten mit Sehnſucht im Winter einen Schneefall, doch nur ſelten ſehen ſie ihre Wünſche erfüllt.

Viel Schnee bedeutet dortzulande ein fruchtbares Jahr, wenig oder keiner, eine Mißernte. Unter den Chineſen herrſchte die Anſchauung, daß meine aſtronomiſchen Beobachtungen lediglich den Zweck verfolgten, die Zukunft zu ergründen und das Wetter vorherzuſagen. Ich wurde daher von allen Seiten mit Fragen beſtürmt, und um die ohnedies ſchwierige Durchführung meiner Obſervationen nicht ganz unmöglich zu machen, ging ich auf ihre Fragen ein. Bei meinen Wetterprophezeiungen mußte das Aneroid — ein Inſtrument, das allerorts die höchſte Bewunderung wachrief — meine beſcheidene Sehergabe unterſtützen. Der Glaube an meine Kunſt ging ſo weit, daß, als wir uns der Wüſte näherten, vom Hofe zu Lan-tſchou-fu ein Staatscourier des Gouverneurs bei mir eintraf und die Frage ſtellte, wann es wohl das nächſte Mal ſchneien dürfte. Es war bereits Ende März, die Sonne hatte hinreichende Kraft und ſo gab ich die einer Pythia würdige Antwort: „Im nächſten Jahre.“

Die ungeheuere Trockenheit der Wüſte ſchließt den Begriff Regen in unſerem Sinne nahezu ganz aus. Während eines viermonatlichen Aufenthaltes in der Wüſte zählten wir nicht einen einzigen Regentag. Die Leute erzählten wohl mancherlei von den Wohlthaten und auch von den Schreckniſſen der mitunter unverhofft hereinbrechenden Regenſchauer, doch eine nähere Erörterung klärte uns darüber auf, daß ſolche Regengüſſe nichts Anderes ſind, als jene fürchterlichen Sandſtürme, die aus dem Tarim-Becken heranbrauſend, mit den feinkörnigen Staubmaſſen auch einige wenige Tropfen Waſſer mit ſich führen.

Das die Wüſte im Süden begrenzende Randgebirge iſt zumeiſt aus Porphyr und Quarz aufgebaut. Aehnlich verhält es ſich mit dem Geſteine und dem Sande der Wüſte ſelbſt. Die Vegetation iſt nur an die wenigen Lößablagerungen in den Oaſen gebunden. Hier wächſt das Dyruſum, ein ſpröder Grashalm, in Höhe, Geſtaltung und Farbe den Binſen ähnlich. Es wird klafterhoch, bricht wie Glas und zerſchneidet die Finger; ferner Wermuth und das von den Kameelen mit Vorliebe aufgeſuchte Budargana, wie es von den Mongolen genannt wird. Ferner wären noch zu nennen: ſtachelige Winden, Feldbeifuß, das Wirbelkraut, ſowie einige Mooſe. Selbſt dieſe ſpärliche Vegetation ſieht verkümmert und verwelkt, ſaft- und farblos aus.

Die Randgebirge, an welchen Regenniederſchläge häufiger ſtattfinden, ſind mit Ausnahme der felſigen Kämme und Abſtürze, in den oberen Partien ihrer Hänge mit Alpenmatten bedeckt, an welche ſich ſodann ein üppiger Waldgürtel, aus Fichten, Kiefern, Weiden, Weißbirken, Eſpen, Wachholder- und Haſelnußſträuchen anſchmiegt. Der Fuß der Gebirge, welcher ſich ziemlich ſteil aus dem Steingerölle der Wüſte erhebt, iſt gänzlich entholzt und mit verkümmerten Gräſern und Mooſen bewachſen.

Ebenſo wie die Flora der Wüſte iſt auch das Thierleben arm und nur in wenigen Species vertreten. Am häufigſten begegnet der Jäger der Antilope gutturosa, welche an Geſtalt und Behaarung unſerem Rehe ähnelt und nur in Heerden angetroffen wird. Sie lebt überall in der Wüſte, wo ſie nur einiges Waſſer findet, und verſchmäht ſelbſt ſalzhaltiges nicht. Da in den von uns durchzogenen Gegenden der Wüſte die Antilope nicht gejagt wird, ſo iſt ſie auch nicht ſcheu und nähert ſich furchtlos den menſchlichen Anſiedelungen.

Schon ſeit langer Zeit beſchäftigten ſich die Zoologen mit der Frage, ob wilde Kameele überhaupt exiſtiren. So widerſprechend auch die Ausſagen der Chineſen lauteten, weil der eine das Vorkommen dieſer Thiere aus eigener Erfahrung behauptete, der andere es wieder als eine Unwahrheit hinſtellte, ſo brachte Oberſt Prſchewalski doch von ſeiner im Jahre 1876 unternommenen Reiſe zum Lop-nor die Senſationsnachricht mit heim, er habe einige wilde Kameele erlegt. Freilich iſt der Unterſchied im Ausſehen, Geſtalt und Behaarung zwiſchen dem wilden und zahmen Kameele ein ganz geringer; immerhin wird aber die bisherige Annahme, daß ſich das Kameel ohne menſchliche Hilfe nicht fortpflanzen könne, widerlegt. Das zahme Kameel iſt für die Wüſtenbewohner von unberechenbarer Bedeutung; darum ſei es mir geſtattet, mich mit dem Thiere etwas eingehender zu befaſſen.

Die eigentliche Heimat des zweihöckerigen Kameeles iſt die Wüſte und die Steppe. Es wird von den Mongolen als Tragthier benützt, während der Chineſe den Mauleſel vorzieht. Das Kameel liebt die Freiheit und verkümmert in Stallungen, daher jene der Mongolen beſſer ausſehen, als die wenigen der Chineſen. Es iſt allerorts bekannt, wie genügſam das Kameel in Bezug auf Nahrung iſt. Ohne Nahrung hält es 8—10 Tage, ohne Waſſer circa eine Woche aus. Es trinkt mit Vorliebe ſalziges Waſſer, ſowie ihm überhaupt Salz ein Bedürfniß iſt. Die Hauptnahrung bildet das Dyruſumgeſträuch und das Budargana, doch verſchmähen ſie auch nicht Riemenfellreſte und nagen ſelbſt die Sättel an, um das Stroh, mit welchem dieſe gepolſtert ſind, zu verzehren. Das Kameel liebt die Geſelligkeit und folgt blind dem Vorderthiere in der Caravane. Fünf bis ſechs Thiere werden während des Marſches mittelſt eigens conſtruirter Naſenringe aus Holz zuſammengekoppelt, die ſich leicht ablöſen, wenn das Thier ſtützig wird, oder erſchreckt einen Seitenſprung macht. Dieſe Vorſichtsmaßregel iſt um ſo nöthiger, als die Thiere leicht in Schrecken gerathen, und wenn nur ein Thier ausreißt, alle anderen in wilder Flucht davonjagen. Ein neugeborenes Kameel iſt gänzlich unbeholfen und wird von der Mutter durch einige Tage auf dem Rücken getragen.

Zum Reiten bedient man ſich eines Holzſattels und ſchützt die Höcker durch Filzdecken. Der Sitz iſt wie auf einem Pferde. Das Kameel iſt gegen Witterungseinflüſſe und insbeſondere gegen Feuchtigkeit ſo empfindlich, daß es als verloren gilt, wenn es ſich in einen Sumpf verirrt; denn wird es auch vom Einſinken und Erſticken gerettet, ſo ſiecht es dann langſam, aber ſicher dahin. Die Mongolen geben einem ſolchen Thiere gewöhnlich die Freiheit.

Die Ausdauer des Kameeles, ſowie auch die Schnelligkeit der Bewegungen in der trockenen Wüſte iſt ſtaunenswerth. Es iſt im Stande, jeden Tag durchſchnittlich 50—60 Kilometer zurückzulegen, und dabei eine Laſt von 150—250 Kilogramm fortzuſchaffen. Der Preis eines ausgewachſenen Kameels beträgt 100—140 fl.

Im Anſchluſſe zu den vorhin erwähnten Erzählungen der Chineſen über die wilden Kameele am Lop-nor, welche Thiere nach manchen Schilderungen ganz außergewöhnliche Ungethüme ſein ſollen, iſt es erwähnenswerth, daß die Chineſen in jener Gegend noch andere Thiere geſehen haben wollen, denen die Einbildungskraft eine fabelhafte Geſtalt beigelegt hat. Es iſt das ein Thier, das auch in unſeren Märchenerzählungen eine gewiſſe Rolle ſpielt, nämlich das Einhorn. Dieſe Thiere ſollen nur ganz vereinzelt in den unzugänglichſten Gebirgen des Altyn-Tag und des Nan-ſan-Gebirges angetroffen worden ſein, und wehe dem Menſchen, der nicht rechtzeitig die Flucht ergreift, wenn er die Nähe einer ſolchen Beſtie ahnt. Nach der Beſchreibung der Chineſen wären die Thiere von mittlerer Größe, mit einem großen Kopfe, auf deſſen breiter Stirne zwiſchen zwei feuerblitzenden Augen ein langes, ſpitziges Horn ſich befindet, eine Waffe, deren Berührung den augenblicklichen Tod nach ſich führt. Die Füße ſeien mit harten Hornhufen verſehen, und der langhaarige Schweif ende in ein Büſchel von ſchweren Kugeln, die mit ſpitzigen Haken verſehen ſein ſollen. Dem Einhorn wird auch in den Büchern der modernen Claſſiker China's ein Ehrenplatz eingeräumt.

An den Thalſchluchten zunächſt des Lop-nor ſtoßen wir noch auf zahlreiche Heerden wilder Eſel, von welchen ich ſpäter ſprechen will. Um das Bild der Fauna zu vervollſtändigen, wären noch zu nennen: der Wolf, von dem wir nur hörten, zu Geſichte bekamen wir keinen, Kraniche, Krähen von einer außerordentlichen Zudringlichkeit, die bei den Mongolen als unverletzlich gelten, dann der Einſiedlervogel, immer auf der Suche nach Waſſer begriffen, ferner die mongoliſche Lerche, der Wüſtenfalke, Sperlinge ꝛc.

Vom Frühjahr an trifft man in außerordentlicher Menge Phrynocephalen-Species an. Dieſe niedlichen Eidechſen, welche in ihrer grauen Farbe ſich kaum von den Geſteinen unterſcheiden, haben ein merkwürdig zähes Leben. Wir fanden, daß, nachdem einige Exemplare zehn Tage in einer Flaſche verwahrt waren, der bereits ſtarre Körper in der Sonne wieder Leben gewann frei gelaſſen, ſchoſſen die Thiere luſtig von dannen. Das Inſektenleben iſt ſehr ſpärlich vertreten. Auffallend iſt die Maſſe von Scarabaeen, Gelſen und Sandfliegen, die Plage der Wüſte. Dieſe winzigen Thierchen ſind unausſtehlich in ihrer Zudringlichkeit. Selbſt der Tabakrauch, ein ſonſt gutes Mittel gegen die Mosquitos, bewährt ſich nicht gegen ſie. Die Fliegen ſetzen ſich in der Naſe, den Ohren und Augenwinkeln feſt und erregen ein läſtiges Jucken und Brennen. Nicht ſelten geſchieht es, daß die Maulthiere Sack und Pack abſchütteln, eine Strecke weit davonlaufen und ſich dann im Sande wälzen, um ſich von den ihnen maſſenhaft anklebenden Quälern zu befreien.

Nach einem Sandſturme ſcheint es aber, als ob alle Inſekten vernichtet und verſchwunden wären. Dieſe behagliche Ruhe währt leider nur einige Tage, dann fängt die Qual von Neuem an.

Wenn wir von einer Geſchichte der Wüſte ſprechen, ſo kann darunter nur das Wenige verſtanden ſein, was uns die Chineſen überlieferten. Der Mongole, welchen Standes er auch immer ſei, hat kein Gedächtniß und Verſtändniß für Ereigniſſe und Thaten ſeiner Vorfahren und ſelbſt ſeiner eigenen Zeit. Wir finden dieſen Zug faſt bei allen Nomadenvölkern.

Die geographiſche Lage und Bodengeſtaltung, die geologiſchen Forſchungen ſowie die Betrachtungen über den Salzgehalt der Seen, Waſſerrinnen und des Wüſtenbodens mit ſeinen Salzkruſten an jenen gegenwärtig völlig ausgetrockneten, zuweilen ziemlich umfangreichen Sumpfbecken — drängen den Reiſenden unwillkürlich zu dem Gedanken, daß die ungeheuere Wüſte, und zwar keineswegs vor Aeonen, ein Meer — ein aſiatiſches Mittelmeer geweſen ſei. Alte chineſiſche Claſſiker ſprechen ſchon davon und geben ihm den Namen Han-hai.

Nach dem Zurücktreten, reſpective Verſchwinden dieſes Meeres mag eine gewiſſe Fruchtbarkeit und Cultur in einzelnen Theilen der jetzigen Wüſte geherrſcht haben, doch von den vielen blühenden Städten im Tarim-Becken hat heute nur noch Kaſchgar den alten Ruf bewahrt. Selbſt dem berühmten venetianiſchen Reiſenden Marco Polo (1275) war es noch möglich, gangbare Strecken zu hinterlegen, welche jetzt durch den tiefen Flugſand ganz unpракticabel geworden ſind. Ja, er erzählt von einer Reiſe durch die reiche Provinz Tſchar-tſchan, von welcher heutzutage keine Spur mehr vorhanden iſt. Welchen Reichthum, welche Geheimniſſe der Geſchichte der tiefe Sand der Wüſte bedeckt, wer vermöchte es zu ſagen? Daß aber hier vor einigen Jahrhunderten ein regeres Leben pulſirte, daß ſich hier ungezählte Caravanen begegneten und hier die Haupthandelswege zwiſchen dem Morgen- und Abendlande führten, liegt außer allem Zweifel. Und daß die großen Städte der ehemaligen wichtigen Handelsſtraße entweder langſam oder jäh vom Sande verſchüttet wurden, davon geben die zeitweilig entdeckten und theilweiſe ausgegrabenen Ruinen ein beredtes Zeugniß. In vielen dieſer aufgefundenen Häuſer findet man noch Reis, Thee und andere Lebensmittel.

Es iſt nicht anzunehmen, daß alle Ortſchaften plötzlich durch die Gewalt der Sandſtürme entvölkert wurden, denn ſelbſt in der Gegenwart ſtoßen wir in der mongoliſchen Wüſte auf Städte, welche von den Bewohnern wegen Mangel an Waſſer, Lebensmitteln und Brennmaterial freiwillig verlaſſen wurden, und die dann ſchließlich dem Verwüſtungswerke der Sandſtürme früher anheimfallen werden, als wenn die Einwohner ihre Kräfte dem wilden Feinde entgegenſtellen könnten. Die Erbauung der vielen großen Städte in der Wüſte, deren ehemalige Exiſtenz durch mehr als 20 Ruinenſtätten bewieſen wird, datirt wahrſcheinlich aus der Regierungszeit des großen mongoliſchen Fürſten Kublai Khan im 13. Jahrhundert.

Du Halde äußert ſich darüber folgendermaßen: „Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Städte erſt nach dem Regierungsantritte Kublai's gegründet worden ſind; denn nachdem die Mongolen den chineſiſchen Geiſt aufgenommen und ſich unter der Herrſchaft Kublai's civiliſirt hatten, begannen ſie, wie man mit Sicherheit annehmen kann, um nicht tiefer ſtehend als die von ihnen beſiegten Chineſen zu erſcheinen, in ihrer Mongolei eine ziemlich große Anzahl Städte zu erbauen, von denen man heute aber nur mehr Ruinen ſieht. Damals, als die Mongolen ganz China unterjochten, waren ſie ein thatkräftiges Volk mit innerem Halt und einer für jene Verhältniſſe entſprechenden Organiſation. Allein ſeitdem ſie unter chineſiſchen Einfluß kamen, nahmen ſie nur die Fehler und Untugenden der Chineſen, nicht aber die Lichtſeiten derſelben auf, und von ihrer einſtmaligen Größe blieb keine Spur zurück."

Man kann füglich auch auf dieſen Landſtrich den geſchichtlichen Satz anwenden, daß der Charakter des Landes ſeine Geſchichte bedingt. Früher relativ fruchtbar und beſſer bewohnt, heute Wüſte mit wenigen Oaſen, deren Bewohner in Thatenloſigkeit und Stumpfſinn verſunken, ſich wenig von ihren Hausthieren unterſcheiden, iſt das Mongolenreich nur ein idealer Begriff, worauf ſelbſt die Chineſen mit einer gewiſſen Geringſchätzung herabblicken.

Jedem Eroberer aus dem Oſten iſt es bis jetzt ein Leichtes geweſen, die ſpärlich bewohnten, vereinzelten Anſiedelungen zu vernichten, und wiewohl eine Vereinigung der Stämme zur gemeinſamen Abwehr bei der Ungangbarkeit des Landes und unterſtützt von einem mächtigen Verbündeten, der ſchwierigen Verpflegung der feindlichen Armee, gewiß auch günſtige Reſultate herbeiführen kann, ſo gleichen ſolche Unternehmungen doch nur dem letzten Aufflackern eines verlöſchenden Lichtes.

Vor wenigen Jahren wurde das Reich Jakub-Beg's in Turkeſtan gegründet, erregte aber die Eiferſucht der Chineſen. Eine chineſiſche Armee, unter dem großen General und Vicekönig Zo-zung-tang, entthronte den Fürſten, ermordete ihn und beſetzte Kaſchgar. Ich will hier nur nebenbei erwähnen, daß die chineſiſche Armee nicht direct durch die Wüſte, ſondern dem Südfuße des Tien-ſan entlang über An-ſi-fan, Hami, Tur-fan nach Karaſchar zog. Dieſe Heerſtraße iſt jetzt in den Händen der Chineſen, die wichtigſten Etapenpunkte ſind beſetzt und theilweiſe, wenn auch ſehr primitiv, befeſtigt.

Die Bewohner der Wüſte und der wenigen Oaſen und jene des Randgebirges gehören der mongoliſchen Race an, und zerfallen in die chineſiſchen Anſiedler und die eigentlichen Mongolen. Letztere theilen ſich in viele Stämme, von denen mehrere zu einem Fürſtenthume vereinigt ſind. Dieſe Fürſten erkennen die Oberhoheit der chineſiſchen Regierung an, ſind aber ſonſt vollkommen frei und unabhängig. Nur jene, deren Beſitz näher an der Grenze des chineſiſchen Reiches liegt, ſtehen in einem ähnlichen abhängigen Verhältniſſe, wie der Gouverneur einer chineſiſchen Provinz. Manche von ihnen bekleiden auch Mandarinsrang. Die in der Wüſte lebenden Chineſen haben ſich mehr an den öſtlichen und ſüdlichen Wüſtenrändern in eigenen kleinen Ortſchaften angeſiedelt und ſind unvermiſcht mit den Mongolen, Unterthanen des Reiches der Mitte. Ihre Wohnungen liegen ſowohl innerhalb als außerhalb der China um- und abſchließenden berühmten Mauer, welche gegenwärtig nur mehr einen trockenen Erdwall vorſtellt, der halb zerfallen, mit unzähligen Breſchen, vom Zahne der Zeit gebrochen, jede Bedeutung verloren hat. Stellenweiſe, aber nur ſelten noch erreicht ſie die Höhe von 6 Meter und 1 Meter Dicke. Von 2 zu 2 Kilometer erhebt ſich ein viereckiger Thurm zur Vertheidigung, welcher eine Höhe von 12—15 Meter beſitzt. Wenige Kilometer weſtlich von Su-tſchou biegt die Mauer, nachdem ſie durch 21 Tage den Reiſenden in der Wüſte begleitet hat, bei dem großen

Thore Küa-yü-kuan nach Süden ab und endet mit den ſteilen Ausläufern des Nan-ſan-Gebirges. Während die Bewohner der Oaſen ſich von Viehzucht, wenig Ackerbau und meiſt als Führer der Caravanen ernähren, ſind die Bewohner der Abfälle des Nan-ſan-Gebirges ein räuberiſches Nomadenvolk, das ausſchließlich nur Viehzucht treibt. Dieſe werden von den Chineſen ſchlechtweg Fan-zh genannt. Alles flieht, ſobald nur die Kunde eines von ihnen beabſichtigten Raubzuges zu den Bewohnern der Oaſe dringt. Der Chineſe unterſcheidet wieder zwei Claſſen dieſer Fan-zh, und zwar die verwilderten Chineſen oder zahmen Fan-zh, die ſich nicht weit in das Gebirge hinein wagen und nebſt Viehzucht auch etwas Ackerbau am Fuße der Berge betreiben, und die Tanguten, das heißt die wilden Räuber. Die zahmen Fan-zh kommen jeden Sommer einmal nach Su-tſchou und An-ſi-fan, wo ſie Schafwolle und Felle verkaufen, und für den Erlös Kleider und Lebensmittel in die Berge tragen. Die Tanguten brechen aber nur in räuberiſcher Abſicht und unverhofft aus ihren Lagern hervor, rauben die Ernte und die Hausthiere und tödten auch hin und wieder einen Chineſen.

Die chineſiſchen Bewohner der Wüſte führen ein elendes Leben. Das Menu zu ihren täglichen drei Mahlzeiten liefert zumeiſt grobes Weizenmehl, aus dem ſie mit Waſſer und etwas Salz einen Teig kneten, ihn in ſchmale Streifen ſchneiden und in Waſſer kochen. Das Mehl wird aus Su-tſchou importirt. Die Würze zu dieſem einfachen Mahle bildet der Thee, den ſie in Form gepreßter Ziegel durch Caravanen aus den ſüdlichen Provinzen erhalten. Dieſe Theeziegel ſind aus den Abfällen und dem Staube der ſchlechteſten Sorten des Blätterthee's bereitet. Um den gewünſchten Geſchmack zu erreichen, wird der Thee mit etwas Salz und Butter gekocht.

Ihr Leben iſt eine Kette von müßig verbrachten Tagen und Jahren, die einzige Abwechslung bringt eine durchziehende Caravane, welche von den Inſaſſen Kameele oder Mauleſel miethet. Sie ſind bettelarm. Die Lager, reſpective Wohnorte ſind an Plätzen errichtet, an denen genießbares Waſſer, freilich oft in einer Tiefe von 12 Meter und mit ſchwefel- und ſalzhältigem Geſchmacke, gefunden wird. Die Dörfer der Schamo-Wüſte beſtehen nur aus einem bis zwei Lehmgehöften, zu welchen ſich noch hie und da ein kleiner Lehmtempel geſellt. Vier verrußte Wände ohne Fenſteröffnung, eingedeckt mit Dyruſum oder halbverkohltem Schilfflechtwerk, begrenzen den kleinen Wohnungsraum. Die Eingangsthüre iſt als einzige Lichtöffnung für Wind und Staub, Sandfliegen und Gäſte gaſtfreundlich geöffnet.

Holz und Holzkohle ſind in der Wüſte Luxusgegenſtände. Die Bewohner erwärmen ihre Wohnungen mit Argali, das iſt mit dem im Laufe des Sommers geſammelten Kameelmiſte. Oefen kennt man nicht. Eine Gluthpfanne, auf welcher der Miſt unter Verbreitung eines unangenehmen, ſcharfen Geruches langſam verglimmt, vertritt deren Stelle. Die Lagerſtätten (Kang) werden nur zur Nachtzeit geheizt.

Wir verzichteten begreiflicherweiſe von Haus aus auf dieſe Art der Erwärmung, hüllten uns, ſo gut es eben ging, in unſere Decken und Kleider, und duldeten lieber eine ſchwache Eisſchichte auf der Decke und im Haare, als die Zudringlichkeit des maſſenhaften Ungeziefers. Die Unwohnlichkeit der Häuſer verleidet ſelbſt dem Hausherrn den längeren Aufenthalt in der Wohnung. Während des ganzen, langen Tages ſitzt oder hockt er in der Nähe des Lehmwalles, der das Gebäude umgibt, und zwar im Winter an deſſen Sonnenſeite, im Sommer an deſſen Schattenſeite. Hier raucht er ſeine Pfeife, trinkt ſeinen Thee, hier hält er ſeinen Tagesſchlaf. Sowohl der Chineſe als der Mongole der Wüſte lieben lange Geſpräche, und wenn ſich bei dieſem der Stoff der Unterhaltung in dem Wohl- und Uebelbefinden ſeiner Heerden concentrirt, ſo äußert ſich das brennendſte Intereſſe des Chineſen in den Fragen über Handelsgeſchäfte und Felderträgniſſe ſeines Nachbarn.

Die mongoliſchen Frauen dürfen an ſolchen Geſprächen theilnehmen, während die chineſiſchen Frauen und Mädchen von der Männergeſellſchaft gänzlich ausgeſchloſſen ſind. So kommt es auch, daß bei Heiratsabſchlüſſen der Chineſe über das Mädchen ſeiner Wahl und ſeine zukünftige Frau meiſt ſich ganz irrige Anſichten und Vorſtellungen bildet, während der Mongole doch mehr oder weniger dem Zuge ſeines Herzens folgen kann. In den ſeltenſten Fällen, und zwar aus dem Grunde, weil die Leute zu arm ſind, kauft ſich der Ehemann eine oder mehrere Nebenfrauen, obwohl das Geſetz ſolche Paſſionen geſtattet.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten ſind immer mit endloſen Feſteſſen verbunden, bei welchen in chineſiſchen Familien ein gebratenes Spanferkel, bei den Mongolen der geröſtete Fettſchwanz eines zumeiſt verendeten Hammels den Glanzpunkt bildet. Thee und Reisbranntwein werden in unglaublichen Quantitäten getrunken. Aehnliche Feierlichkeiten finden auch bei Begräbniſſen ſtatt. Nachdem der Todte, der bei dem Mangel an Holz für die Särge gewöhnlich nur mit einigen Lappen bedeckt iſt, in eine Sandgrube eingeſcharrt wurde, verſammeln ſich die Leidtragenden in dem Trauerhauſe oder in einem Wirthshauſe und zechen oft durch mehrere Tage ununterbrochen an der Verlaſſenſchaft des Verblichenen.

Wenn die Mongolen zu den eifrigſten Buddhiſten zählen, da die müßige Beſchaulichkeit dieſes Cultus mit ihren ſonſtigen Charaktereigenſchaften in wunderbarer Weiſe harmonirt, wenn ihre Prieſter in Bezug auf Glauben und Aberglauben den mächtigſten Einfluß auf jeden Einzelnen ausüben, und ihn zu einem willenloſen Werkzeug der ſchrankenloſeſten Willkür machen, ſo finden wir bei dem Chineſen eine ausgeſprochene Gleichgiltigkeit gegen alles Ideale und hauptſächlich gegen ſeine Religion. Alles, was einmal geſchehen könnte, findet er kaum der Beachtung werth, alle ſeine Gedanken erſtrecken ſich auf ſein momentanes Wohlbefinden, und erſt wenn dieſes zu wünſchen übrig läßt, gewinnt für ihn der buddhiſtiſche Prieſter einiges Anſehen, denn dieſer hat das Beten von Jugend an erlernt. — Der Mongole iſt ein Feind des Chineſen, der Chineſe ein Feind des Mongolen, beide Stämme meiden ſich ſorgfältig und wählen ſich in der Wüſte ihre ſeparirten Wohnſitze. Während die mongoliſchen Hauptfürſtenthümer, wie das Fürſtenthum Alaſchan und Ordos, nahe am großen Flußbuge des Hoang-ho öſtlich gelegen ſind, bildet der ſüdliche Theil der Wüſte einen Theil der chineſiſchen Provinz Kan-ſu.

Die Wüſte wurde während der letzten Jahrzehnte in ihrem öſtlichen Theile von den ruſſiſchen Oberſten Soßnowski und Prſchewalski, dem Engländer Elias Ney und dem deutſchen Profeſſor Fritſche bereiſt. Mr. Elias Ney verdanken wir hauptſächlich exacte Nivellements-Beſtimmungen.

Das Tarim-Becken wurde vor 600 Jahren von dem bereits erwähnten Marco Polo und nach ihm von mehreren neſtorianiſchen Miſſionären, welche aber keinerlei Reiſeberichte hinterlaſſen haben, bereiſt. Vor fünf Jahren beſuchte Oberſt Prſchewalski von Karaſchar aus einen ſüdlich gelegenen See, welchen er für den Lop-nor hält. Da jedoch dieſer See nach ſeinen Ausſagen zu weit ſüdlich liegt, ſo neigt man ſich vielfach der Anſicht zu, daß dieſes ſtehende, ſalzhältige, verſumpfte Waſſer der Gaſchu-nor, ein kleinerer See zwiſchen dem Lop-nor und dem Chara-nor, war.

Die häufiger begangenen Wüſtencommunicationen ſind entweder durch ſogenannte Steinmännchen oder durch niedere Steinthürme markirt. Bei Reiſen in entlegene Striche hängt die Sicherheit des Lebens von den erprobten Führern ab, die man unter allen Umſtänden für ſich gewinnen muß. Ebenſo iſt es bei dem Durchkreuzen der Wüſte nothwendig, eine genügende Menge Waſſer mit ſich zu führen, denn die vorhandenen Ciſternen ſind gewöhnlich waſſerlos und zwei bis vier Tagreiſen von einander entfernt. Daß unter dieſen Umſtänden gute Zelte die Bequemlichkeit der Nachtlager bedeutend fördern, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Wie gefährlich es iſt, die Wüſte ohne erprobten mongoliſchen Führer zu durchkreuzen, erfuhr Oberſt Prſchewalski 1873 auf ſeiner Rückreiſe von Alaſchan nach Urga. Auf halbem Wege ging das Waſſer aus. Zuerſt verlor er ſeine treueſten Begleiter, ſeine zwei Hunde. Sie verdurſteten. Der mongoliſche Führer verſicherte hoch und theuer, daß man nach einer Stunde Wegs auf eine Ciſterne ſtoßen müſſe. Umſonſt — Prſchewalski ſandte ſeine Koſaken nach einer Quelle aus — wieder vergebens. Endlich drohte er, den Führer niederzuſchießen, wenn kein Waſſer zu finden ſei — und die Quelle wurde gefunden. Wie furchtbar die Waſſernoth auf die Reiſenden einwirken kann, und wie entſetzlich die Täuſchung, wenn man nach ungeheueren Durſtesqualen einen klaren Waſſerſtreifen erblickt, die letzten Kräfte aufbietet, ihn zu erreichen, und endlich findet, daß das Waſſer ſalzig-bitter und herb zuſammenziehend ſchmeckt, erfuhren wir zu wiederholten Malen.

Für die mechaniſche Bewegung iſt die Wüſte in allen Theilen, wo ſie nicht mit kahlen Felsrücken durchzogen iſt, oder wo der Sand nicht allzu hoch liegt, alſo überall, wo ihr der Name Kopi zukommt, für Holzkarren befahrbar. Wir benützten daher dieſe primitiven, zweiräderigen Holzwagen während der ganzen Reiſe in der Wüſte zur Fortbringung des Gepäckes. Wir ſelbſt ritten auf Maulthieren oder Pferden. Unſere Kleidung beſtand im Winter aus europäiſchen Pelzröcken, im Sommer aus Leinwandſtoffen, als Kopfbedeckung trugen wir engliſche Korkhüte, deren Verwendung bei den glühenden Sonnenſtrahlen eine unbedingte Nothwendigkeit iſt.

Wir zogen die europäiſche Kleidung der chineſiſchen Tracht vor, weil eine Verkleidung unter allen Umſtänden ein größeres Mißtrauen wachruft. Wenn es thunlich war, lebten wir auch nach europäiſcher Sitte. Bei dem Umſtande, daß Graf Széchenyi auch in Bezug auf Nahrungsmittel die Ausrüſtung ſeiner Expedition reichlich mit Fleiſch-, Butter- und Milchconſerven bedacht hatte, konnten wir jeden Abend eine europäiſch zubereitete Suppe nehmen. Wir verſchmähten ſowohl den ſchlechten, chineſiſchen, grünen Thee, als den fuſelhältigen Reisbranntwein und tranken deſtillirtes, friſches Waſſer.

Ich hoffe nun, den freundlichen Leſer mit den allgemeinen Verhältniſſen der aſiatiſchen Wüſte ſoweit vertraut gemacht zu haben, daß ich ihn bitten darf, mit mir wieder nach Ku-lang-ſhien zurückzukehren, von wo aus wir unſere Route weiter verfolgen werden.

Ku-lang-ſhien beſitzt eine reizende Lage. Im Süden ſchmiegen ſich die Mauern noch an den ſteilen Fuß des Nan-ſan-Gebirges, hier brechen die ſchäumenden Wildbäche aus den düſteren Schluchten toſend hervor und verleihen den niedlichen Mühlen und einſamen Tempeln ein idylliſches Gepräge. Hier weiden noch die Kühe und Schafe auf den friſchgrünen Matten, und der emſige Bauer bearbeitet mit lohnendem Fleiße die fruchtbaren Felder. Wie ein ſchützender Mantel öffnen ſich rechts und links, die Stadt umfaſſend, die ſteilen Hänge des Gebirges und verlaufen in weiter Ferne mit der fahlen Eintönigkeit der Wüſte. Hier athmet die Natur im regen Pulsſchlage des Lebens, dort drüben ſcheint ſie weder Lebenskraft zu ſpenden noch zu beſitzen. Die grellſten Gegenſätze des Weltalls begegnen ſich an der nördlichen Stadtmauer von Ku-lang-ſhien.

Unſer Aufenthalt in der Stadt, die ſich in ihrem Inneren von anderen chineſiſchen Städten wenig unterſcheidet, währte nur einen Tag.

Wir hatten das neuerbaute Kun-kwan mit wahrer Befriedigung bezogen. Das Zimmer entſprach den höchſten Erwartungen, die Einrichtungsgegenſtände waren neu und bequem, der Fußboden friſch geſcheuert und kein Stäubchen ließ ſich auf den Holzbetten und ſonſtigen Möbeln entdecken. Die Holzwände erglühten in den ſchönſten Farbenmalereien; die Fenſter zeigten nicht jene antiken Breſchen, wie wir ſie von jeher zu erblicken gewohnt waren. Mit einer unbedingten Sorgloſigkeit, die ihren Grund in der Beruhigung ob des reinlichen Nachtquartieres fand, ſchliefen wir feſt und ungeſtört bis zum ſpäten Morgen.

Als wir erwachten und aufſtanden, fühlten wir uns krank. Wir Alle litten an gleichen Erſcheinungen: Kopfweh, Schwindel, Neigung zum Erbrechen, Mattigkeit, Schläfrigkeit, Geſchwulſt und Entzündung des Zahnfleiſches.

Wir analyſirten die Ueberreſte der Abends zuvor eingenommenen Nahrung, wir unterſuchten die Kochgefäße, denn die Symptome deuteten auf eine Vergiftung, gelangten jedoch zu keinem Reſultate. Endlich ſchoben wir die Urſache der Krankheit auf das neue Unterkunftsgebäude, und je länger wir die friſchen grünen, blauen, rothen und gelben Farben der Wände in's Auge faßten, deſto rathſamer erſchien es, die Bündel zu ſchnüren und am folgenden Morgen wieder weiter zu ziehen. Unſeren Leuten, die ſich ganz wohl fühlten, paßte dieſer Entſchluß freilich nicht zu ihren Plänen, denn ſie hatten ſich bereits auf einen mehrtägigen, ruhigen Schlaf gefreut. Während der folgenden Nacht ſchützten wir uns gegen ähnliche Zuſtände durch das Oeffnen der Thüren und Fenſter, obgleich dadurch die Temperatur auf 6° unter Null ſank, die Tinte einfror und ſich an den Barthaaren niedliche Eiszapfen anſetzten. (Es iſt auch möglich, daß die Vergiftung wieder auf Kohlenoxydgas zurückzuführen war, obwohl wir nur Holzkohlen verbrauchten.)

Am Rande der beginnenden Wüſte fiel uns in erſter Linie eine verhältnißmäßig bemerkenswerthe Baumcultur auf. Sowohl dickſtämmige Weidenbäume, als hohe, lebensfriſche Pappelbäume waren in nicht geringer Anzahl vertreten, ja ſogar kleine Wäldchen von Föhren, Fichten und Tannen bedeckten die äußerſten Ausläufer des Nan-ſan-Gebirges. Das Wetter ließ nichts zu wünſchen übrig, doch trotz hellen Sonnenſcheines war die Luft nicht rein. Die

Umriſſe des Nan-ſan-Gebirges traten nur ſchwach und wie von einem gelben Schleier verdeckt hervor, und die Fernſicht erſtreckte ſich nur auf 4 bis 5 Kilometer; weiter hinaus war die Ebene in Staub und Nebel gehüllt.

Die Bewegung der Atmoſphäre iſt unter gewöhnlichen Umſtänden an eine ſtaunenswerthe Regelmäßigkeit gebunden. Im Monate März iſt die Luft während der Nacht und weitere zwei Stunden nach Sonnenaufgang (6 Uhr) ruhig und bewegungslos. Um 8 Uhr erhebt ſich ein ſtarker, kalter Nordwind, welcher bis 10 Uhr währt. Um die Mittagsſtunde erreicht die Temperatur bei vollſtändiger Windſtille ihr Maximum, dann ſetzt wieder ein ſtarker Nordwind ein, welcher um 4 Uhr Nachmittags oder auch erſt um 6 Uhr mit Sonnenuntergang endet. Sodann herrſcht ausnahmsloſe Ruhe über allen Steinen.

Zur Ergänzung des Berichtes über die Luftſtrömungen will ich noch nachtragen, daß ich von Si-ngan-fu bis Lan-tſchou-fu vorwiegend Oſt- und Südoſtwinde beobachtete, und aus der Wahrnehmung, daß die jungen Bäume längs der Straße eine Neigung nach Nordweſt zeigten, zum Schluſſe gelangte, daß die Südoſtwinde während des ganzen Jahres vorherrſchen müſſen.

Die Wirkungen der trockenen Nordwinde der Wüſte äußerten ſich am empfindlichſten an der Körperhaut. Nicht nur die Hände, ſondern auch das Geſicht und die Ohren waren bald über und über mit Riſſen von ¼ Zoll Länge verſehen. Der Schmerz, welchen die Wunden verurſachten, war ſehr empfindlich und konnte nur einigermaßen durch das Einreiben mit Glycerin gemildert werden.

An den gegenwärtig vielfach ausgetrockneten Flußarmen ſchloß ſich eine Ortsruine an die andere. Die troſtloſen, gelben Lößfragmente der ehemaligen Wohngebäude ſind von zerbröckelten Mauern aus demſelben Materiale feſtungsgleich umgeben. Solche Wälle fehlen nicht einmal den vereinzelten Häuſern, deren es eine große Menge gibt.

Selbſt die bewohnten Dörfer beherbergen nur eine geringe Anzahl von Menſchen. Gewöhnlich ſind nur zwei oder drei Gehöfte bewohnt. Die Bewohner ſcheuen jede Arbeit und erregen in ihrer zerlumpten Kleidung und bei dem unbeſchreiblichen Schmutze ihres Körpers kein Mitleid, ſondern nur Abſcheu. Trotzdem ging den Scenen nicht die Komik ab, wenn die in der Sonne liegenden Gruppen ſich bei unſerer Annäherung wie auf ein Commando erhoben und dann jeder Einzelne ſich ein beſonderes Plätzchen auswählte, um uns in einer recht bequemen, ſitzenden oder hockenden Poſition genau und mit Muße anſtaunen und muſtern zu können.

Die Frauen ergriffen bei ſolchen Gelegenheiten, vorausgeſetzt, daß ihren verkrüppelten Füßen noch die dazu nöthige Zeit erübrigte, die Flucht. War das nicht mehr möglich, ſo lehnten ſie ſich mit abwärts und nach der Seite gewendetem Kopfe an die nächſtbeſte Lehmmauer und verdeckten, um etwaige vorhandene Illuſionen nicht allzu raſch zu zerſtören, das Antlitz mit der vor Schmutz ſtarrenden Hand.

Beſonders in der Nähe von Ku-lang-ſhien ſtechen die Wachhäuſer der Soldaten, welche die Wegerhaltung zu beſorgen haben, und jeden zweiten oder dritten Monat von anderen Kameraden abgelöſt werden, in vortheilhafter Weiſe von den von tiefen Riſſen durchfurchten Häuſern der übrigen Wüſtenbewohner ab. Es ſind kleine, viereckige, weiß getünchte Gebäude mit flügelartig vorſpringenden Seitenmauern, auf deren weiße Wände rothe und ſchwarze concentriſche Scheiben wahrſcheinlich als Zielobjecte für Schießübungen gemalt wurden. Wenigſtens fanden wir die meiſten Wände von unzähligen Kugeln durchlöchert. Zu beiden Seiten der Geiſtermauer ſtanden regelmäßig zwei junge, abgeſtorbene Baumſtämmchen. Weiter in der Wüſte werden die Wächterhäuſer immer unanſehnlicher.

Bei dem Umſtande, als der Weg auf dem Wüſtengrunde beſtändig auf Steingerölle führte, erſchien er mir bei einer Fahrbreite von 30 bis 50 Schritten, die in der Entfernung von beiläufig 60 Kilometer vom Fuße des Nan-ſan noch zeitweilig mit niederen Lößwänden abgegrenzt war, als eine für die dortigen Verhältniſſe gute und höchſt wichtige Communication. Ueberall für maſſiv gebaute Holzkarren (deren Spurweite 175 Centimeter beträgt) befahrbar, concentrirt ſich auf dieſer Straße der Haupthandel zwiſchen der Provinz Kan-ſu und den Beſitzungen der Chineſen in Turkeſtan.

Wenn auch in der Gegenwart die Landpoſt von Sibirien ihren Weg über Urga und Kiachta nach Peking nimmt, und dieſe Straße muthmaßlich durch die allerdings erſt erwogene Aufſtellung einer Telegraphen-Verbindung [*]) doppelt an Bedeutung gewinnen dürfte, ſo wird, wenn einmal über kurz oder lang die Conceſſion zum Eiſenbahnbau der chineſiſchen Regierung abgezwungen werden wird, der über Hami und Barkul durch die Wüſte nach China führende Weg als die geeignetſte Trace zur Verbindung Sibiriens mit dem Yang-tze-kiang erſcheinen [**]). Nach meinen Erfahrungen würde ich die Hauptlinie, welche von Hami über An-ſi-fan, Su-tſchou, Ku-lang-ſhien, Lan-tſchou, Tſing-tſchou nach Tſching-tu-fu, der reichen Hauptſtadt der geſegneten Provinz Sze-tſchuen, und weiter nach Süden längs des Min-ho nach Su-tſchou am Yang-tze-kiang und eventuell von hier am rechten Ufer des großen Stromes nach Schanghai führt, wenn auch nicht für die kürzeſte, ſo doch als die einträglichſte Linie erachten, denn der eigentliche Reichthum, die ergiebigſte Schatzkammer China's befindet ſich doch in den ſüdweſtlich gelegenen Provinzen. Ich denke, daß die Bauſchwierigkeiten, welche die drei parallelen Gebirgszüge des Nan-ſan, des Sin-ling und Pej-ling verurſachen würden, weit leichter zu überwinden wären, als die Vorurtheile der Chineſen.

Schon aus der Entfernung von 20 Li erblickten wir die Umriſſe der Mauern und die Alles überragenden Spitzen zweier mächtiger Pagoden der bedeutenden Stadt Wu-wej-ſhien oder Liang-tſchou, welch' letzterer Name zwar landläufiger iſt, doch der adminiſtrativen Bedeutung nicht entſpricht.

Wie es jedoch gut iſt, alle chineſiſchen Bauwerke nur aus der Ferne zu bewundern, ſo ſchwand auch der beim erſten Anblick hervorgerufene mächtige Eindruck, je mehr wir uns den Stadtmauern näherten. Die Eingangsthürme ſanken zu armſeligen Holzgerüſten, die Pagoden zu nichtsſagenden Lehmſäulen herab. Trotz alledem kann ich die Stadt nicht unſchön nennen. Hauptſächlich waren es die vielen Holzthore, welche im Innern der Stadt, den Hauptweg überdachend, dem Straßenleben einen angenehmen Rahmen verliehen. An beſſer erhaltenen und minder hervorragenden Tempeln war kein Mangel.

---

[*]) Die in Betrieb ſtehende Telegraphen-Verbindung von China über Sibirien nach Europa geht von Schanghai nach Japan und von hier nach Wladiwoſtok als Kabel zur ſibiriſchen Oſtküſte.

[**]) Siehe Hochſtetter: „Die Zukunftsbahnen in Aſien".

An den fliegenden Ständen boten die Verkäufer Brod, Zwiebel, Knoblauch, prächtige Kartoffeln (yang-yü = fremde Frucht) und kleine Birnenſorten feil. Die Hauptbeſchäftigung der Einwohner iſt die Leimfabrikation.

Die Stadt dürfte 100.000 Einwohner zählen und verdankt ihre Größe den nur etwa 10 Li entfernten Abhängen des Nan-ſan. Ein waſſerreicher Fluß mit Namen Schoan-taj-ho, der in die Ebene gelangend, ſich in mehrere Arme theilt, verſorgt die Stadt nicht allein mit noch gutem Trinkwaſſer, ſondern ermöglicht auch durch ſeine Erdanſchwemmungen den Anbau von Weizen und Reis. Wie wir erzählen hörten, ſo überſchwemmt der Fluß im Monate Juni, wenn der Schnee im Gebirge ſehr ſchnell ſchmilzt, die weite Umgebung, ſo daß das Volk oft in wilder Flucht die Stadt verläßt. Während unſerer Anweſenheit reichte das Waſſer des Fluſſes, trotz der geringen Länge des Laufes (höchſtens 100 Kilometer), in jedem der vier Hauptarme bis zu den Knien der Pferde. Die dünne Eisdecke brach bei dem Ueberſetzen des Fluſſes durch; es war eben noch kalte Winterszeit, die Natur war trotz der wohlthuenden Mittagswärme der Sonne noch kaum erwacht. Nach den eingeholten Erkundigungen ſchlagen die Bäume erſt im April aus und das rechte Frühlingswetter beginnt erſt im Monate Mai.

Bei dem Stadtthore hatten bereits etliche Magiſtratsdiener auf unſere Ankunft gewartet. Sie führten uns zu einem geräumigen und luftigen Mandarinhotel. Das Quartier heimelte uns an und ſo beſchloſſen wir, weil wir ohnedies in Ku-lang-ſhien durch den abgekürzten Aufenthalt an Zeit gewonnen hatten, einen Raſttag und erſtatteten dem Magiſtrate die diesbezügliche Anzeige. Am folgenden Vormittag erhielten wir den Beſuch des Bürgermeiſters und des Militär-Commandanten. Beſonders der Erſtere überbot ſich in zuvorkommender Freundlichkeit, er intereſſirte ſich ſcheinbar nicht nur für den Verlauf unſerer Reiſe, ſondern auch für alle europäiſchen Verhältniſſe. Endlich kam er zu dem Thema, das ihm ſchon lange auf der Zunge ſchwebte: Er habe eine berühmte Schauſpielertruppe für ſein Haus gewonnen und für

Nachmittag eine Feſtvorſtellung angeordnet. Er werde es ſich zur hohen Ehre anrechnen, wenn wir durch unſer Erſcheinen zur Hebung der Feſtſtimmung etwas beitragen würden. Wir nahmen die Einladung an und der Mandarin verſprach, uns zur rechten Zeit abholen zu wollen. Er hielt Wort. In einem impoſanten Zuge bewegten wir uns durch die Stadt: Voran ein großes, rothes Parapluie, dann etliche Ausrufer und Platzmacher, welche verpflichtet ſind, vor allen Wegkreuzungen aus voller Lunge zu ſchreien und dafür mit 50 Caſh entlohnt werden. Ihnen folgte der Gongſchläger, welcher durch das erzeugte ſcheppernde Getöſe die Paſſanten aufmerkſam machte, rechtzeitig auszuweichen, endlich wir zu Fuß und der Bürgermeiſter im Tragſeſſel. Dieſer wollte uns urſprünglich bei dem Spaziergange Geſellſchaft leiſten; als er aber bemerkte, wie wir und er ſelbſt von ſeinen Unterthanen verſpottet wurden, fühlte er, daß ſeine Stellung ihm nicht geſtatte, zu gehen, und zog ſich unter dem Vorwande, es ſchmerzten ihn die Füße, in den Tragſeſſel zurück.

Die Bühne war im großen Vorhofe des Yamen aufgeſchlagen und beſtand aus einem hohen Brettergerüſte, welches nach drei Seiten offen war. Sie erhob ſich über die Köpfe der Zuſeher und war nach rückwärts mit einem theilbaren, ſonſt unbeſchreiblich ſchmutzigen Vorhange, hinter welchem ſich die Ankleidezimmer der Künſtler befanden, abgeſchloſſen. In der Mitte der Bühne ſtanden zwei Stühle und ein Tiſch.

Ueber 2000 männliche Zuſeher waren in dem Vorhofe Kopf an Kopf zuſammengedrängt. Die Frauen und Mädchen hockten und ſaßen ſeparirt von den Männern in feierlicher Feſttracht auf den breiten Geſimſen der Umfaſſungsmauer oder auf den Dächern der Nebengebäude. Die verheirateten Frauen trugen dunkel- oder lichtblaue, die Mädchen grüne, roſarothe und braune, weite, mit Baumwolle gefütterte Seidengewänder. Die langen Aermel, hinter welchen die Arme ſo zurückgezogen wurden, daß die volle Geſtalt wie eine plumpe Puppe ausſah, waren in verſchiedenen Farben bordirt und bei bemittelten Perſonen mit feinen Seidenſtickereien verſehen. Grüne oder blaue Pluderhoſen aus ſchweren Seidenſtoffen endeten in ungariſcher Façon. In der Zuſammenſtellung und Auswahl der Farben bewährte ſich wieder die eigenthümliche Geſchmacksrichtung der chineſiſchen Schönheiten.

Eine beſondere Sorgfalt gab ſich in der Zuſammenſtellung des Kopfputzes zu erkennen. Die verheirateten Frauen trugen ein geſticktes Kopfband, das ſich wie ein breiter Ring um die Stirne legte und zum Schutze gegen die Kälte mit Ohrläppchen verſehen war. Nach rückwärts ſchloß ſich daran ein ſcharf abſtehender, etwas nach abwärts geneigter, ſchmaler und höchſtens 25 Centimeter langer Rahmen, welcher in ſeiner Breite durch einige Seidenfäden, gleichſam wie eine Leiter in Sproſſen abgetheilt war. Das Haar war glatt nach rückwärts gekämmt und dann ſo zuſammengelegt, daß es ſich wie ein breites Band an die Rahmenſproſſen anſchmiegte. Außer einer Silberſchnalle bemerkte ich noch einige zollbreite und 4—5 Zoll lange, flache Silberſpangen zwiſchen Haar und Rahmen. Gegen die Stirne zu zitterten die verſchiedenartigſten künſtlichen Blumen, Schmetterlinge und ſonſtiges Flitterwerk in bunter Menge an den elaſtiſchen Silberhaarnadeln.

Das glatt gekämmte Haar der Mädchen war ebenfalls mit vielen Blumen geſchmückt und endete in einen freien, dreifach geflochtenen Zopf. Die Frauen und Mädchen aßen beſtändig, wenn ſie nicht die Waſſerpfeife zu den geſchminkten Lippen führten. Wenn ſie uns auch gänzlich zu ignoriren ſchienen, ſo kam es mir doch manchmal vor, als führte die eine oder die andere nur die Hand über das Geſicht, um durch die Finger einen neugierigen Blick auf die Fremdlinge zu werfen.

Es koſtete viele Mühe, bevor es unſerem Zuge gelang, durch die Menſchenmenge zu dem breiten Flügelthore des Gerichtsgebäudes zu gelangen. Aehnlich wie in einem Sommertheater die Logen, ſo erhoben ſich über dem Thore einige Holzniſchen. Unter den ohrenzerreißenden Fanfaren des ſeitwärts poſtirten Bühnenorcheſters geleitete uns der Bürgermeiſter zu der Hauptloge. Das Stück, welches eben im Gange war, wurde abgebrochen. Kaum hatten wir auf den roth gepolſterten Sitzen um einen großen Holztiſch Platz genommen, ſo erſchien der Theaterdirector mit einem Büchlein, in welchem alle Stücke verzeichnet waren, welche ſeine Truppe aufzuführen vermochte, und erkundigte ſich nach unſeren Wünſchen. Wir entſchieden uns für ein Kriegsſpiel und eine Mädchenrolle. Bekanntlich ſind die chineſiſchen Mädchen nicht bühnenfähig und ihre Rollen werden von Männern durchgeführt. Unter uns ſummte und brummte es wie auf einem Jahrmarkte.

Die armen Schauſpieler wurden gänzlich vernachläſſigt; das geſammte Publicum ſtand während unſerer Anweſenheit mit gegen die Bühne zugewendetem Rücken der Loge gegenüber und beobachtete kritiſirend jede Bewegung der Europäer. Als ich eine Cigarette in Brand ſetzte, brauſte ein unbändiges Gelächter durch den ganzen Hof. Oft fürchtete ich, es werde ein Dutzend Menſchen in dem bunten Gewürfel erdrückt werden. Es wogte hin und her wie eine ſtürmiſche See, und wenn dann eine Menſchenwelle an der Mauerecke brandete, ſo fielen ſicher zwanzig Mann unter- und übereinander. Trotzdem geſchah kein Unglück. Wohl erhob ſich Mancher mit blaſſem Geſichte mühſam von der Erde, doch als er wieder auf feſten Füßen ſtand, ſchüttelte er den Staub vom Nacken, blickte zu uns hinauf und — lächelte verſchämt.

Jetzt kam ein Reiter zum Hofthore herangeſprengt und ihm folgte — gezogen von einem Pony — ein niedlicher Wagen. Rückſichtslos lenkte der Reiter das Roß in die dichte, undurchdringlich ſcheinende Menge, die alle Kräfte aufbot, um der drohenden Gefahr auszuweichen. Verfolgte man irgend einen untertauchenden Kopf, ſo konnte man ihn nach einer Weile, und zwar in ziemlicher Entfernung von dem fürchterlichen Reiter, wieder erſcheinen ſehen. Dieſer aber riß mit einer wahren Wuth an den Zügeln, das Pferd ſchnaubte in Todesangſt — endlich war das Unglaubliche geſchehen, Reiter und Wagen erreichten den zweiten Hof des Gerichtsgebäudes. Nach einer Weile erſchien der eben angekommene Gaſt, ein junger, kleiner, dicker Mandarin, in der Loge, und machte durch ſeine liebenswürdige Gegenwart das Gerüſt noch baufälliger, als es ohnedies war.

In den Ecken des Hofes befanden ſich transportable Küchen, in welchen unter einer die Atmoſphäre verpeſtenden Ausdünſtung Schweinebraten und Fettgebäcke zubereitet wurden. Die Birnenverkäufer hoben ihre Körbe hoch über die Köpfe. Hier verlor wieder ein in der Luft ſchwebender Brodladen das Geichgewicht, und ſein Inhalt ergoß ſich über die Köpfe der nächſtſtehenden Chineſen. In einem ſolchen Falle verſuchten die Nebenmänner ſogleich Platz zu gewinnen, ſie hoben die Klöße vom Boden auf, putzten ſie mit

[illegible]

[illegible]

[illegible]

bedankte ſich für jeden Geldkranz, indem er die Mädchengeſtalt bei Seite ſchob, ſich auf dem Bühnenvordergrund niederwarf und mit dem Kopfe den Boden berührte.

Als auch wir, der Sitte huldigend, vier Kränze à 1000 Caſh als Anerkennung der Leiſtung auf der Bühne niederlegen ließen, bedankte ſich der Künſtler drei Mal. Die empfindlich kalte Abendluft mahnte uns an den Aufbruch. Nach eingenommenem Imbiß verließen wir unter den Dankesbetheuerungen des Bürgermeiſters die Loge.

Während das Orcheſter ſich vergebens bemühte, mit endloſen Ehrenfanfaren den letzten und beſten Eindruck wachzurufen, hieben die Polizeileute blind auf das Menſchengewühle los, um für uns den nöthigen Raum zu ſchaffen.

XV.

Von Liang-tſchou nach Su-tſchou.

Perſonenverwechslung. — Chineſiſche Dramen. — Landſchaftliches. — Das Syſtem des Pa-kwa. — Die Spiele der Jugend. — Die Oaſe von Schjako-ye. — Die Buddha-Statue und das Kloſter Schotoj-ze-mjao. — Kan-tſchou. — Ankunft in Su-tſchou. — Empfang bei dem Vicekönig. — Die erſten Schwierigkeiten. — Der Tautai. — Scheibenſchießen mit Kanonen und Gewehren. — Militäriſches. — Nachrichten aus Europa.

Während unſerer Reiſe nach Su-tſchou, der Reſidenz des Vicekönigs von Kan-ſu, ſollten in Folge erlaſſener Befehle ſämmtliche Garniſonen, die an der Route lagen, zur Ehrenbezeigung ausrücken. Nun geſchah es, daß der Biſchof der belgiſchen Miſſion, Mſgr. Humer, ſich ebenfalls auf dem Wege nach Su-tſchou befand, um von dem Gouverneur die Errichtung einiger Miſſionsſtationen zu erbitten. So kam es, daß dem Biſchofe, der eine Tagreiſe voraus hatte und für den Grafen Széchenyi gehalten wurde, die Kun-kwan eingeräumt wurden, daß das Militär ausrückte und Salutſchüſſe abfeuerte, kurz, daß ſeine Reiſe ſich zu der angenehmſten geſtaltete, die ein Miſſionär überhaupt in den letzten zwei Jahrhunderten ausführte. Wenn wir auch dem Biſchofe vom Herzen gerne die Wohlthaten der Perſonenverwechslung gönnten, ſo erfuhren wir in jenen Städten, wo ſich nach der Ueberſendung unſerer Karten an die maßgebenden Beamten nur zu bald das Mißverſtändniß aufklärte, wie übel man des Biſchofs Incognito beurtheilte, und wie wenig Erfolg er von ſeiner Reiſe in Su-tſchou erwarten durfte. Zu der Verwechſelung trug auch viel der Umſtand bei, daß der Biſchof in einem Mandarin-Tragſeſſel reiſte, während wir Reitpferde benützten.

Trotzdem verſuchten die Beamten Alles, was im Bereiche der Macht, der Zeit und des Raumes lag, um den vermeintlichen Fehler gut zu machen.

Die Soldaten mußten zu ihrem Aegerniſſe ein zweites Mal vor den verhaßten Europäern ausrücken und die Diener der Kun-kwan waren ungehalten, daß ſie nicht in Ruhe und Gemächlichkeit, wie ſie ſich vorgenommen, die reichen Trinkgelder des vornehmen Gaſtes vergeuden konnten, denn ſie mußten auch für uns die Betten in den Mandarinhotels bereit halten und den Thee brauen.

Nur unſere Escorte war immer luſtig und frohen Muthes. Es waren ausnahmsweiſe willige, brave Leute, die uns bewachen und beſchützen ſollten. Wenn einer oder der andere den Werndlſtutzen tragen durfte, gab ſich ſeine Freude in einem breiten Lachen kund. Einer von ihnen hatte bemerkt, daß ich ſeinem Geſange große Aufmerkſamkeit widmete, und dadurch angeſpornt, dehnte er ſchließlich ſeine Kunſt ſelbſt auf das dramatiſche Gebiet aus. Auf ſeinem Mauleſel thronend, geſticulirte er mit Händen und Füßen, während ſeine Fiſtelſtimme in den verſchiedenſten Lagen beſtrebt war, die Repräſentanten des recitirten Drama's zu perſonifiziren. Dolmetſch Sin, welcher mit der Volkspoeſie mehr vertraut war, als man von ihm erwarten konnte, überſetzte mir den Inhalt des erſten Actes, und weil das Stück am Nord- und Oſtrande des tibetaniſchen Hochlandes unter den Chineſen allgemein gekannt iſt, ſo will ich den erſten Act in nahezu wörtlicher Ueberſetzung wiedergeben.

Der Name des Stückes iſt: „Das Heimweh“. Der Held, ein von den Tanguten geraubter Chineſe, hatte ſchließlich eine wilde Prinzeſſin geheiratet, weil ihm die Ausſicht auf die Wiederkehr in ſeine Heimat, zu ſeiner Mutter und ſeiner rechtmäßigen (chineſiſchen) Frau benommen worden war. Trotzdem er durch ſeine zweite Heirat ein mächtiger Fürſt geworden, übermannt ihn endlich das Heimweh und er ſinnt auf Flucht.

Wir ſehen ihn in ſeiner Behauſung, wo er folgendes Selbſtgeſpräch hält: Ich bin ſehr traurig, ich ſitze im Zelte und denke an meine Mutter. Ich bin wie der von Wolken umſchattete Mond, ich gleiche der Antilope in tiefer Schlucht, welche nicht herausſpringen kann, und dem Kraniche, der im Sommerfluge ſeine Genoſſen verlaſſen hat. Auch ich habe meine Heimat im Süden verlaſſen. Ich gleiche dem Drachen in der Pfütze, welcher den

See verlaſſen hat und ſich nicht mehr bewegen kann. Oh, meine arme Mutter, mein armer Bruder! — (Während er in Gedanken verſinkt, erſcheint ſeine junge Frau, die Tochter eines Fan-zh-Fürſten, und ſingt:) Ich betrachte ſoeben die Blumen im Garten. Sie duften ſo lieblich. Jetzt naht die Frühlingszeit, die Luft iſt würzig und die Vögel zwitſchern in den Aeſten. Ich bitte meinen Gemal, mich in den Garten zu führen, denn mein Gemal iſt ſehr traurig. (Sie ſpricht): Warum biſt Du ſo niedergeſchlagen?

Er: Ich bin nicht traurig.

Sie: Wir ſind Mann und Weib. Wenn irgend etwas Dein Herz bedrückt, ſo ſollſt Du mir Dein Vertrauen ſchenken.

Er: Es iſt eine ſehr ſchwierige Sache. Du kannſt mir nicht helfen, darum ſchweige ich.

Sie: Das iſt kein Grund. Ich will es wiſſen.

Er: Was glaubſt Du, wer bin ich?

Sie: Du biſt ein Chineſe.

Er: Gewiß! Doch ich bin ein Chineſe, welcher gegen Euch Krieg führte.

Sie: Ja leider, Du biſt ein ſolcher Mann. Doch was ſchadet das? Geſtehe mir jetzt Dein Herzleid, ſonſt ſage ich es der Mutter, damit ſie Dich beſtrafe.

Er (ſingt): O mein liebes, mein theures, gutes Weib, ich will Dir von meiner Heimat erzählen: Ich bin der Yang-ye-hoj, ich kämpfte gegen Deine Mutter und wurde gefangen. Ich wechſelte meinen Namen und heiratete Dich. Als ich vor 18 Jahren das letzte Mal meine Heimat ſah, beſaß ich bereits ein Weib. Darum bin ich traurig. Nun höre! Meine Mutter kam zur Grenze, um mich zu ſehen. Meine Pferde laufen ſchnell; ich will zu ihr und morgen Früh wieder zurückkommen.

Sie: Aus dieſen Gründen kann ich Dich nicht aufhalten, Du kannſt gehen.

Er: Gut. Doch ich beſitze keinen Paß und ohne einen ſolchen läßt mich die Wache nicht über die Grenze.

Sie: Das iſt eine ſchwierige Sache. Doch ich will verſuchen, den Paß von der Mutter und Königin zu erhalten.

(Er geht fort.)

Die Königin (kommt und ſingt): Ich bin das Weib des Krieges für mein ganzes Leben. Ich hörte, die Chineſen rüſten ſchon wieder. Ich will nun das Buch leſen, welches den Krieg behandelt. (Sie ergreift ein Buch, um zu leſen, da tritt ihre Tochter vor ſie hin.) Warum ſtörſt Du mich, meine Tochter? Du ſiehſt, ich leſe das Buch über den Krieg.

Tochter: Wie geht es Dir, liebe Mutter?

Königin: Sehr gut, meine Tochter. Was willſt Du?

Tochter: Mein kleiner Knabe ſchrie und weinte, darum komme ich zu Dir.

Königin: Was fehlt dem Knaben?

Tochter: Ein ſchlimmer Bube! Er will die kleine Flagge, welche als Paß gilt, zum Spielen.

Königin: Wenn der Kleine den Paß will, ſo ſoll er ihn haben. Doch morgen Früh will ich denſelben zurückgeſtellt haben. Päſſe ſind keine Spielzeuge. (Gibt ihr den Paß.)

Tochter (für ſich): Wie bin ich froh! Nun darf mein Mann noch dieſe Nacht ſeine Mutter ſehen.

(Die Königin entfernt ſich.)

Yang-ye-hoj (tritt auf und ſingt): Ich vertauſche ſogleich die chineſiſche Kleidung mit der Fan-zh-Tracht, um unbeanſtändet von dannen zu gehen. Ich will nur noch auf die Paß-Flagge warten. (Zu ſeiner Frau:) Nun, der Paß?

Sie: Ach, ich vergaß darauf.

Er: Du biſt nicht gut, weil Du mir nicht hilfſt!

Sie (zeigt ihm den Paß): So? Was iſt das?

Er: Oh, nun muß ich fort.

Sie: Warte ein wenig, ich habe Dir noch etwas zu ſagen.

Er: Nur ſchnell!

Sie (ſingt): Du gehſt nun heim zur Mutter, zur Familie. Ich bitte Dich, melde mein Tſchin-tſchin und ſage der Mutter, ich hätte Dich gerne begleitet, doch ich bin ein Fan-zh-Weib und darum geht es nicht an. Ich hoffe, Du kommſt bald zurück. Vergiß mich nicht. Sollteſt Du mich aber vergeſſen, ſo denke an Deinen kleinen Sohn. Nun gehe!

Er: Habe Dank für Deine Güte. Morgen Früh bin ich wieder bei Dir. (Ruft): Ma-fu (Pferdewärter)! Komme hieher!

Yang-ye-hoj (ſingt): Ich bin ſehr traurig, Dich, meine liebe Frau, verlaſſen zu müſſen. Ich ſehe Dich bald wieder (reitet fort).

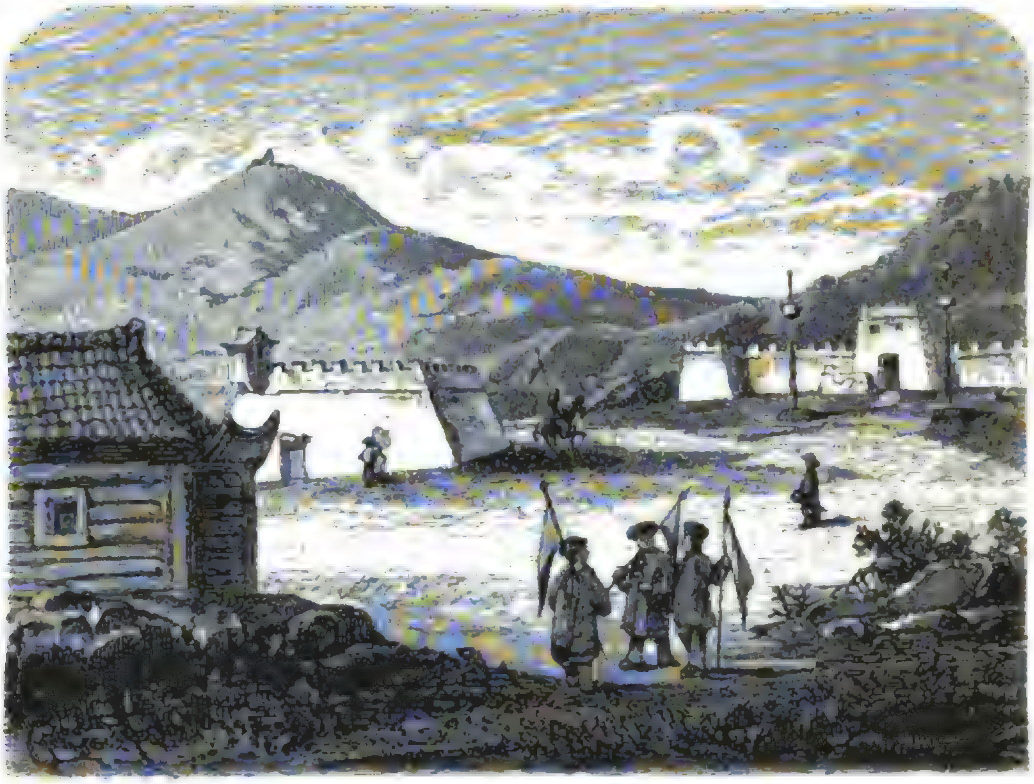
Sie (ſingt): Ich ſehe, mein Mann war ſehr eilig mit dem Abſchiede. Ob er auch wieder kommen wird? Doch ich darf mich nicht dem Kummer überliefern, denn mein Kind ſchreit. Gutes Kind, ſchreie nicht, der Vater kehrt wieder zurück. — —

Im zweiten Acte ſtellt es ſich jedoch heraus, daß der Vater die Sache von einem andern Standpunkt betrachtet und nicht mehr zurückkehrt. — — —

Unſer Weg war während einiger Tage der nackte Steinboden der Kopi-Wüſte. Da ſeine Trace in nur unbedeutender Entfernung parallel mit dem Nordabfalle des Nan-ſan-Gebirges nach Nordweſt führt, ſo durchfurchen viele Waſſeradern das naheliegende Terrain, welches die Chineſen inſoweit ausnützen, als ſie den mit ſchwerer Mühe von den Bergen hieher transportirten Humus aufſchütten und die Felder mit Reis bebauen. Im Norden aber erſtreckt ſich die fahle, todte Wüſte über den ganzen, weiten Horizont bis nach Ala-ſchan.

Mit dem Tage, als wir bemerkten, daß die Nan-ſan-Abfälle nahezu unter einem rechten Winkel nach Süden abbogen, änderte ſich die Scenerie. Als hätte die Natur eigens dafür geſorgt, um die in ſolcher Weiſe entſtandene Lücke im Gebirge auszufüllen, iſt die Wüſte von nun an von niederen Felsrücken durchzogen, die in größerer oder geringerer Ausdehnung und ohne ſyſtematiſchen Zuſammenhang ſich dem Gebirge vorlagern und in paralleler Richtung durchwegs von Weſt nach Oſt ſtreichen. Ein Rücken gleicht dem andern, alle ſind völlig kahl und nahezu von gleicher Höhe, ſo daß ſie trotz der mannigfachſten, ſcharfkantigen Zacken ihrer Kämme den Eindruck größter Monotonie hervorrufen. In den Mulden, welche ſich zwiſchen zwei der einzelnen Felsrücken bilden, wachſen Steppengräſer und Dyruſum-Geſträuche. Es gehört zu den größten Seltenheiten, auf dieſer Strecke einen Haſen oder eine Antilope aufzuſtöbern. War auch Einer von uns einmal ſo glücklich, einen Haſen zu erlegen, ſo war das arme Thier ſo mager, daß der Braten kaum genoſſen werden konnte.

Von der Stadt Young-tſchang-ſhien an zwängt ſich der Weg zwiſchen den erwähnten felſigen Rücken durch und erklimmt ſo manche Höhe. Bald paſſirt man ein halbzerfallenes Militär-Caſtell, bald wieder ein elendes Wirthshaus. Erſtere Gebäude enthalten eine Beſatzung von 10—20 Mann, welche gewöhnlich unſere Ankunft erwartete, ſich dann auf die Erde warf und uns ſchließlich bis zum nächſten befeſtigten Orte begleitete. Jede noch ſo kleine Abtheilung zählt einen Spielmann zu den Combattanten. Nebſt einem Luntengewehre iſt er mit einer langen Blechtrompete ausgerüſtet, welche beſonders bei langgedehnten, eintönigen Fanfaren wie eine Baß-Poſaune erklingt.



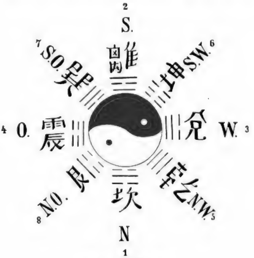
Militär-Caſtell in Kan-ſu.

Je näher der Reſidenz, deſto mehr Sorgfalt verwendete das Militär auf die Bekleidung. Während die Landbevölkerung nur zerſetzte Lappen am Leibe hatte, ſchien es mir, als verſtünden einige Soldaten ſogar den Begriff Eitelkeit.

Digitized by Google

Von den Zinnen der Caſtelle wehten lange Seidenfahnen, die entweder in den lebhafteſten Farben prangten, oder auf weißem oder mattgelbem Untergrunde bald eine geſchnörkelte Drachengeſtalt, bald das räthſelhafte Syſtem des „Pa-kwa“ trugen. Auch die Soldaten waren mit ähnlichen Fahnen, deren Stangen in eine ſcharfe Spitze endeten, ausgerüſtet.

Ich erwähnte des „Pa-kwa-Syſtems“ und da ich unzählige Male Gelegenheit hatte, die ſinnbildliche Zeichnung während meiner Reiſe in China zu betrachten, ſo geſtatte ich mir hier einige erklärende Worte: Das wunderliche Syſtem des Pa-kwa*) wurde von einem der erſten Herrſcher China's, von dem mythologiſchen Fu-hſi, gegründet, „um den Sinn der Götter zu entdecken und den Umſchwung des Weltalls mit allen Begebenheiten zu ergründen“. Mit Fu-hſi begann die Cultur des Reiches, denn er lehrte die Schrift und die Viehzucht, theilte das Jahr ein, erließ feſte Geſetze



Syſtem des Pa-kwa.

---

*) Nach Mittheilungen des öſterreichiſch-ungariſchen Viceconſuls in Schanghai, Joſef Haas.

Digitized by Google

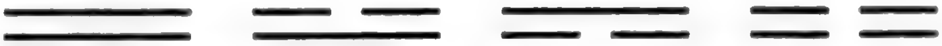
und erweiterte die Wege China's. Er führt den Beinamen: „der Große, Glänzende". Die Zeit ſeiner Herrſchaft dürfte 2650 Jahre v. Chr. geweſen ſein.

Das hohe Alter, welches dem Syſtem der „acht Diagramme" demnach zugemeſſen wird, beweiſt nur, daß es unter dem chineſiſchen Volke eine ziemlich große Bedeutung haben muß. Auf dieſem Syſteme beruht ein großer Theil der chineſiſchen Philoſophie, aus ihm entſpringen auch die beiden Principien des Yang und Yin, des männlichen und weiblichen Begriffes.

Das Syſtem des Pa-kwa wurde von Wen-wang, dem literariſchen Prinzen, in ſeinem Yi-king, dem Buche der Veränderungen, zuerſt erläutert, dann erweitert. Als tributärer Fürſt China's zeichnete er ſich durch ſeine Weisheit und Klugheit ſo aus, daß er in den häufigen Streitigkeiten der Vaſallen zum Schiedsrichter gewählt wurde. Doch ſeine Freimüthigkeit brachte ihn ſchließlich in das Gefängniß, und da ſtudirte er das Syſtem des Dualismus, worin er große Entdeckungen machte und viele Beweggründe des Troſtes fand. Sein Sohn befreite ihn durch das Geſchenk einer ſchönen Frau an den Kaiſer. Er zog ſich hierauf zurück, errichtete in ſeiner Hauptſtadt ein Obſervatorium und ſein Hof wurde bald der Sammelplatz aller jener Flüchtlinge, die nicht mehr am Hofe des Kaiſers Schou bleiben wollten. Unter dieſen befand ſich auch Tai-kung, welcher dem Fürſten Unterricht in der Ausübung einer tugendhaften Regierung ertheilte.

Das obenerwähnte Buch Yi-king wurde von dem Fürſten im Jahre 1150 v. Chr. gedichtet, als er ſich im Gefängniſſe befand, und iſt demnach eines der älteſten Bücher. Es handelt über allgemeine Philoſophie und erörtert das Syſtem der acht Diagramme, welche aber hier durch Combination auf 64 erweitert wurden. Jedes der Diagramme enthält drei Reihen eng aneinander gereihter, gerader, paralleler Linien, auf welche ein Syſtem von Sittenlehren gegründet wurde, indem man jedem dieſer Diagramme einen Namen beigab und die Bedeutung dieſer Namen mit den Veränderungen, welche durch die 64 Combinationen entſtehen, in Verbindung brachte. Die genannten Linien beſtehen entweder aus einem oder zwei Strichen. Erſtere verſinnbildlichen das Yang (das Männliche), letztere das Yin (das Weibliche). Ueber dieſe zwei Principien handelt die chineſiſche Philoſophie am weitläufigſten. Jeder Gegenſtand trägt das Yin auf der Rückſeite, das Yang auf der Vorderſeite und iſt durch den dazwiſchen liegenden Tod in Einklang gebracht. Obwohl beide Mächte ſich gegenüberſtehen, ſo erhalten ſie die Harmonie der Natur durch ihr eigenes Gleichgewicht, andererſeits aber zerſtören ſie dieſelbe, wenn das Gleichgewicht verloren geht. Sie ſind die Erzeuger jedes Gegenſtandes, ihr Einfluß wird aber erſt bemerkt, wenn eines davon im Uebermaße vorherrſcht. Da jedes Glied des menſchlichen Körpers aus Yang und Yin zuſammengeſetzt iſt, ſo ſchreiben die Chineſen auch jede Krankheit deren Einfluſſe zu. Yang (das höhere Princip) bedeutet auch den Himmel, der in 10.000 Jahren entſtand. Es bedurfte weiterer 10.000 Jahre, bevor Yin (das untergeordnete Princip) ſich bildete, aus dem die Erde hervorwuchs. 40—50.000 Jahre mußten noch verfließen, ehe der Proceß dieſer beiden Principien ſo weit gedieh, daß die Weiſen erſcheinen konnten. Puan-ku, der erſte Menſch, war auch einer, der an der Trennung des Himmels von der Erde mitwirkte. Jedoch dieſe Auslegung der Entſtehung von Himmel und Erde wird von gediegenen chineſiſchen Hiſtorikern (Tſchu-fu-tſi) bezweifelt.

Die ſichtbaren Formen der Veränderungen in der Natur, welche durch die Verbindung des Yang und Yin hervorgerufen werden, und aus denen Glück und Unglück geweiſſagt werden können, ergeben ſich in folgender Conſtellation:



Sie heißen nach ihrer Reihenfolge das große männliche, das kleine weibliche, das kleine männliche und das große weibliche Princip. Kommt zu dieſen Linien noch eine weitere männliche und weibliche, ſo erhalten wir durch Permutation die acht Diagramme des Pa-kwa. Die bildliche Darſtellung des Pa-kwa iſt zweierlei, und zwar nach dem Syſteme des Fu-hſi und dem des Prinzen Wen-wang.

Fu-hſi ſoll ſeine Entdeckung auf dem Rücken eines Drachen abgebildet gefunden haben, der aus dem Himmel kommend, ſich zu ſeinen Füßen niederließ. Die Zeichnung ſeiner acht Diagramme läuft um den Umfang der als Scheibe dargeſtellten Erde von Süden über Oſten nach Norden und verſinnbildlicht folgende Begriffe:

1. Die Himmelsmaterie, die zeugende Kraft, der Aether.
2. Der Dunſt, alſo die aufſteigende Kraft des Waſſers.
3. Feuer, Licht, Hitze, die thätige Kraft.
4. Der Donner.
5. Stürme, Winde, alſo die bewegende Kraft.
6. Waſſer, das flüſſige Element.
7. Berge, alſo Factoren, welche die Bewegung hemmen.
8. Die Materie der Erde, das Symbol der Veränderung.

Die Benennungen „feucht, leicht, heiß, ſteif, biegſam, kalt, ſchwer, trocken“ als Bezeichnung der Diagramme, liefern bei Anwendung der acht Compaßpunkte das Material für eine cabbaliſtiſche Logomantie.

Das Syſtem des Wen-wang iſt mehr im Gebrauche und ſoll von ihm auf dem Rücken einer Schildkröte aufgefunden worden ſein. Vielleicht deshalb auf dem Rücken einer Schildkröte, weil nach den Anſichten chineſiſcher Philoſophen die Schildkröte nur männlichen und die Schlange nur weiblichen Geſchlechtes iſt. Nachdem dieſe Schildkröte in Lo-ho (Provinz Ho-nan) zuerſt geſehen wurde, ſo heißt Wen-wang's Syſtem auch Lo-ſchu. Die bildliche Darſtellung des Syſtems iſt folgende: In der Mitte befindet ſich eine Scheibe, die in eine dunkle und eine helle Hälfte getheilt iſt. Erſtere repräſentirt das Yin (ſchattig, dunkel, ſtill, todtengleich); letztere das Yang (glänzend, lebhaft). Schao-yin iſt ein kleiner, dunkler Kreis im Yang, und ſchao-yang der helle Kreis im Yin. Sie verſinnbildlichen die Unzertrennlichkeit beider Begriffe.

Die Scheibe ſtellt die Erde vor und heißt Tu. Um dieſelbe gruppiren ſich nun die acht Diagramme in der Richtung der Weltgegenden und bezeichnen den Nordpunkt als Waſſer (suj), den Südpunkt als Feuer (ho), den Oſtpunkt als Holz (mu), den Weſtpunkt als Metall (kin).

Dieſe nur oberflächliche Beſchreibung des Pa-kwa verfolgt keinen anderen Zweck, als zu zeigen, auf welcher Culturſtufe die Chineſen vor mehr als 4000 Jahren ſtanden, und in wie geringem Grade bei dem Umſtande, als die Zeichnung noch heute überall Anwendung findet, die Chineſen von ihren Vorfahren verſchieden ſind. Der Fremde hat gar keine Ahnung davon, daß ſich die meiſten Sitten und Geſetze, ja der größte Theil der chineſiſchen Literatur auf die Syſteme des Pa-kwa ſtützen und anlehnen.

Der Gebrauch, den die Chineſen im gewöhnlichen Leben davon machen, erſtreckt ſich über jede Veränderung in der Natur, im Staatsleben und in der Familie. Die Zeichnungen werden roh auf eine Holzſcheibe gemalt und oberhalb der Hausthüren, der Läden und unterhalb der Dachtraufen aufgehangen. Man findet auch häufig das Bild eines ſtrotzenden Gottes, auf deſſen Bauche das ganze Yang und Yin ſammt den acht Diagrammen gezeichnet iſt. Derartige Bilder ſollen ein Haus vor jedem ſchrecklichen Naturereigniß und deſſen Bewohner vor jedem Unglücke, das den Menſchen treffen kann, bewahren. Das Schiff, welches das Pa-kwa aufgehißt hat, ſoll nicht nur vor jedem Sturme, vor Klippen und anderen Meeresgefahren geſchützt ſein, ſondern auch mit günſtigem Winde und „voller Ladung“ beglückt werden.

Die Pa-kwa nehmen einen ſehr wichtigen Rang in der chineſiſchen Lehre von „Wind und Waſſer“ ein. Es gibt eigene Lehrer, die ſich mit der Auslegung der Geheimniſſe befaſſen, und man kann ſolche „Sijen-ſcheng“ auf jeder großen Straße begegnen, wo ſie, vor einem Tiſche ſtehend, dem aufmerkſamen Zuhörer gegen entſprechende Bezahlung etwas vorlügen. Andere Gelehrte beſtimmen nach den Räthſeln der Diagramme die Lage der zu erbauenden Häuſer und Läden, die Richtung und Ausmaße der Gräber, und endlich alle Hausangelegenheiten, ſowie die bevorſtehenden Geſchäfte.

Mancher chineſiſche Hausvater reſpectirt die magiſche Scheibe in ſolchem Grade, daß er ſeinen Kindern das Kopfhaar à la Pa-kwa raſirt. Die armen Kinder! Schon im zarten Alter ſoll ſich das Köpfchen mit den unverſtändlichen Ausſprüchen der größten Landesphiloſophen plagen. Anſtatt umherzuſpringen und herumzujagen auf dem freien Hofe vor dem Hauſe, wie es hoffnungsvollen Knaben geziemt, klammern ſich die jüngſten in lebloſer Reſignation an die Hand der Mutter, und die entwickelteren unterſtützen bereits den fleißigen Vater bei der Bebauung der Felder. Die Jugend kennt keinerlei Spiele, welche ſie zur gemeinſamen Unterhaltung im Freien vereinigen. Ohne Erheiterung und Zerſtreuung, ohne Freude und Vergnügen, iſt die „glücklichſte Zeit“ in China nur ein vorbereitendes Stadium für die

Zeit der Arbeit und Plage. Und doch ſteckt in den Kindern auch der angeborene Trieb, ſich in irgend einer Weiſe zu zerſtreuen. Wie oft bemerkte ich ſolche Kleine, die, wenn ſie ſich unbeholfen und unbewacht vor der Hausthüre langweilten, Verſuche machten, in den Lößlandſchaften aus der gelben Erde kleine Pagoden, und in den Wüſtenſtrichen aus den Geröllſteinen niedliche Häuſer zu bauen. Das einzige Spielzeug, welches nicht allein bei den Kindern, ſondern auch bei den Erwachſenen im ganzen Reiche Anwendung findet, iſt der Federball. Er beſteht aus einem aus Stoffabfällen cylindriſch geformten, kleinen Ball, deſſen verlängerte Achſe nach einer Seite durch einen niedlichen Federbuſch geziert wird.

Das Spiel iſt nichts Anderes, als das Emporſchnellen und Wiederauffangen des Balles mit der Fußſpitze. Hat der rechte Fuß hundert Mal ſeine Schuldigkeit gethan, ſo wird hierauf in gleicher Weiſe der linke geübt. Betheiligen ſich zwei Perſonen an der Unterhaltung, ſo ſiegt diejenige, welche nach jeweiliger, aus einem Fehler entſpringender Abwechslung zuerſt zweihundert zählt. — Ich bitte nun wieder den geehrten Leſer, mich auf der weiteren Reiſe in der Wüſte begleiten zu wollen.

Die große chineſiſche Mauer, welche ſeit Ku-lang-ſhien ſich immer mehr und mehr vom Wege entfernt hatte, wurde bei Oan-ſchi-pu wieder ſichtbar und begleitete die Straße im Norden. Mit dem erwähnten Dorfe beginnt eine zwar ſanfte, aber beſtändige Steigung zu der Sattelhöhe, welche ſich zwiſchen zwei Felsrücken zur Höhe von 2720 Meter erhebt. Der Weg iſt ſchlecht und in mehreren Geleiſen tief in den Boden eingeſchnitten. Im Weſten, auf wenige Li vom Sattel entfernt, gewinnen die Chineſen in ergiebiger Menge gute Steinkohlen. Sie werden durch primitiv ausgehöhlte und nothdürftig mit Brettern verſchalte Schächte zu Tage gefördert. Da Steinkohlenlager überhaupt, und beſonders in den Ausläufern des Nan-ſan vielfach entdeckt und ausgebeutet werden, ſo erſtreckt ſich der Handel immer nur auf die zunächſt liegenden Ortſchaften. Die Steinkohlen ſind Privatbeſitz desjenigen, auf deſſen Grund und Boden ſie gefunden werden.

Der Reiſende, welcher von der erwähnten Paßhöhe, welche ein Militär-Caſtell und ein Wirthshaus krönen, ſeinen Weg nach Schjako-ye abwärts verfolgt, erfährt mehrfache Ueberraſchungen. Zuerſt ſtößt er auf ein kleines Bächlein, deſſen wohlſchmeckendes Waſſer in der Nähe des Bergwerkes entſpringt und das in dem Lößterrain, welches ſich als breite, flache Mure zwiſchen den Gebirgen ausbreitet, eine tiefe Rinne geriſſen hat. Man ſollte nun glauben, daß das kleine Flüßchen in der Richtung, in welcher das abgeſchwemmte Terrain anſcheinend im Weſten mit der Wüſte verläuft, fortfließen ſollte; doch nein, plötzlich biegt es von ſeinem bequemen Wege nach Norden ab und durchbricht in einer engen, felſigen Schlucht den 800 bis 1000 Fuß hohen Rücken, welcher die Mulde im Norden ſcharf abgrenzt. Nach einer weiteren halben Stunde mühſeliger Wanderung öffnet ſich die Schlucht und ein herrliches Panorama breitet ſich vor den Augen des verblüfften Wanderers aus. Er ſteht vor einer großen Oaſe. Zur Linken winken die zackigen Mauern der kleinen Stadt Schjako-ye, rechts umfaßt die chineſiſche Mauer in einem ſchwungvollen Bogen die lichtgrünen Sprößlinge der Reisfelder und im Hintergrunde erhebt ſich der die Wüſte um 1500 Meter überragende Gebirgsrücken Hoj-yen-ſan als Abgrenzung eines breiten und fruchtbaren Längenthales, auf deſſen Weideplätzen zahlreiche Rind- und Schafheerden ein ſaftiges Futter finden.

Obwohl das Auge vergebens nach einem grünen Baum oder Bäumchen ſpäht, iſt das Bild in dem grauen Rahmen der Wüſte ein erfriſchendes und freundliches. Das Städtchen Schjako-ye jedoch, deſſen Thore wir alsbald paſſirten, rechtfertigte in ſeinem Inneren durchaus nicht die Hoffnungen, welche die impoſanten Thore angeregt hatten.

Am nächſten Morgen führte uns der Weg durch fruchtbare Felder und über zahlreiche Bewäſſerungsgräben. Wie uns der Magiſtratsbeamte von Santa-ſhien erzählte, wird dadurch dem Santa-ho das ganze Waſſer entzogen. „Daher kommt es,“ ſagte er mit trübſeliger Miene, „daß im Fluſſe keine Fiſche leben, leider, leider, denn ich eſſe Fiſche ſo gerne!“

Die Canaliſirung beſteht aus mehreren Hauptarmen, in denen das Waſſer beſtändig fließt. Nahezu jedes Feld kann durch einen Seitengraben bewäſſert werden, ſobald ein kleiner Erddamm durchbrochen wird, welcher beide Gräben abſondert. Im geeigneten Momente wird dann das Waſſer

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

aus den tiefen Einſattelungen. Von den ſteilen Abhängen, die zur Wüſte abfallen, wuſch bereits der Regen ſo ziemlich alle Erdtheile ab und wir finden am Fuße des Gebiges fruchtbare Humusmuren und breite, flache Erdnaſen. Die zunächſt liegenden Berghänge ſind gänzlich entholzt. Erſt tief im Gebirge ſollen prächtige Laub- und Nadelhölzer gedeihen.

Die Chineſen erzählten uns von den prächtigen Stämmen, die dort in Hülle und Fülle emporwachſen, und wie wünſchenswerth es wäre, von den Höhen das Holz für die Särge gewinnen zu können. Doch die Fan-zh ſeien für ſolche fromme Wünſche unzugänglich und wollen von einem freundſchaftlichen Holzhandel nichts wiſſen.

Bevor wir Kan-tſchou in Sicht bekamen, feſſelte eine eigenthümliche Götterſtatue unſere Aufmerkſamkeit. Vor dem Dorfe Schotoj-ze umrahmt ein niederer Höhenzug, welcher die Straße im Süden begleitet, einen runden Keſſel, und im Hintergrunde überragt der Kopf einer aus Lehm hergeſtellten Buddha-Statue die Rückenlinie der 40 Meter hohen, baumloſen Hügelreihe. Die roh modellirte, ſitzende Rieſenfigur erſcheint in allen Theilen unproportionirt. Der Kopf iſt viel zu klein für die maſſive, viereckige Bruſt, die einem vorſchriftsmäßig gepackten Soldaten-Torniſter gleicht, der Oberkörper zu geſtreckt, die Hände ſind zu lang, die Füße zu kurz.

Vor der Buddha-Statue befindet ſich ein kleines Kloſter, welches den Namen Schotoj-ze-mjao führt. Die zum Wege abſtürzenden Felshänge der Berge enthalten in mehreren Grotten verſchiedene, bunt bemalte Holzfiguren und Götterbilder aus Stein. Etwa 10 Li im Weſten des Kloſters biegt die große chineſiſche Mauer unter einem ſcharfen Winkel nach Norden ab, und umfaßt in einem großen Rechtecke die letzte Kette des Hoj-yen-ſan, um ſich dann wieder im Norden von Kan-tſchou der Hauptſtraße zu nähern.

Kan-tſchou (in der Amtsſprache Tſchang-ye-ſhien genannt) liegt auf dem ſteinigen und ſandigen Boden der Wüſte, innerhalb eines großen Delta's der beiden Flüſſe Ni-ſuj und Sach-ſuj, welche ſich in den Santa-ho ergießen. Die 150.000 chineſiſchen Einwohner der Stadt beziehen die nothwendigen Lebensmittel größtentheils aus den fruchtbaren Gebieten des ſüdlichen Kan-ſu, während die geringen Erträgniſſe einiger Ackerfelder an den Ufern des

Santa-ho zum Export nach den Anſiedlungen in der Wüſte verwendet werden.

Im Uebrigen erinnert der Menſchenſchlag, ſowie das Leben und Treiben in der Stadt völlig an die Stadt Liang-tſchou, und deshalb möge mir die nähere Schilderung der Stadt erlaſſen werden. Im Nordweſten ſchließt ſich an die Stadtmauer ein großer Friedhof an, deſſen zahlreiche Denkmäler mit Inſchriften bedeckt ſind. Dieſe Denkmäler beſtehen aus Marmortafeln von verſchiedener Größe, welche in eine Ziegelwand mit vorſpringenden Flügeln eingemauert wurden. Hier bemerkte ich zum erſten Male Familiengräber, welche in ihrer Anlage den europäiſchen nahe kommen. Doch waren es keine ausgemauerten Grüfte, ſondern nur größere, viereckige, ummauerte Räume, in welchen für jeden Verſtorbenen einer Familie ein eigenes Grab im Sande aufgeworfen wird.

Das Sandterrain des Friedhofs erſtreckt ſich weiter weſtwärts über ausgedehnte Gebiete. Der Weg nach Su-tſchou ändert deshalb häufig ſeine Trace. Jeder heftige Windſtoß verändert die Configuration der Sandhügel; wie im Meere, ſo bilden andauernde Stürme auch in der Sandwüſte Wellen und Wogen, die allerdings nicht ſo ſchmiegſam und beweglich ſind, wie das Waſſer, immerhin aber die beſtehenden Communicationen binnen weniger Stunden verwiſchen und auslöſchen. Nicht allein die Peitſche des Fuhrmanns, ſondern der Inſtinct der Zugthiere ſelbſt läßt dieſe unter den obwaltenden Verhältniſſen die ſchotterigen und feſteren Partien des Bodens aufſuchen, und ſo kommt es, daß die Straßen-Wächterhäuſer und die weganzeigenden Thürme, welche urſprünglich neben der Straße erbaut wurden, oft mehr als 2000 Schritte von der gegenwärtig begangenen Straße abſeits liegen. Die Wagenräder ſchneiden ſich tief im Sande ein; oft müſſen alle Hände mithelfen, um den Karren und die Pferde wieder auf gangbares Terrain zu bringen.

Die wechſelnden Gebilde der Sandhügel erreichen im Durchſchnitte die Höhe von 100 Fuß. Die muldenförmigen, ſcheinbar abflußloſen Niederungen ſind verſumpft und mit ſpärlichen Steppengräſern beſtanden. Das zahme Geflügel (vorzugsweiſe Enten) der in der Nähe ſolcher Sumpfpartien erbauten, vereinzelten Gehöfte der Chineſen und wilde Enten (Anas rutilla),

[illegible]

[illegible]

weder war es ein vielſagendes Lächeln der Mandarine, ein bedauerndes Achſelzucken oder die directe Weiſung, uns an Zo zu wenden, welche die bevorſtehenden Schwierigkeiten in unbeſtimmten Umriſſen andeuteten. Herr Loczy litt überdies ſchon ſeit mehreren Tagen an einem hitzigen Fieber; nahezu bewußtlos wurde er in einem Holzkarren von Station zu Station befördert und ſein Zuſtand gab zu ernſten Beſorgniſſen Anlaß. Glücklicherweiſe halfen die folgenden Ruhetage in Su-tſchou, ſowie einige kräftige Doſen Chinin meinem Freunde alsbald wieder auf die Beine.

Su-tſchou liegt im Norden der Ausläufer des ſchneebedeckten Nan-ſan-Gebirges*), ungefähr 32 Kilometer vom Fuße des Gebirges entfernt, an dem ziemlich waſſerreichen Gebirgsfluſſe Pejta-ho unter 98° 30′ öſtlicher Länge von Greenwich und 39° 45′ nördlicher Breite. Der Fluß bewäſſert in vielen natürlichen und künſtlichen Armen den zwar dünnen, aber fruchtbaren Humus, bevor er das Sandgebiet der Wüſte Schamo erreicht und ſich daſelbſt in einen kleinen See ergießt. Wir erreichten die Stadt am 21. März 1879 nach einem 4½ſtündigen Ritte von der Station Sing-ſuj aus, welche an der Grenze der Sandwüſte und des angeſchwemmten Ackerbodens erbaut wurde. Eine neue, breit angelegte Straße, von einer gutgepflegten, jungen Allee begleitet (Vicekönig Zo-zung-tang liebt Bäume), führt nach Su-tſchou, einem unanſehnlichen Städtchen, deſſen Mauern zahlreiche Breſchen aufweiſen, die noch aus der Belagerung der von den Dunganen beſetzten Stadt durch die Chineſen vor neun Jahren ſtammen. Die Spuren der Verwüſtung aus jener Zeit ſind auch im Innern der Stadt an mehreren Stellen erſichtlich.

Ein neuerbautes Kun-kwan, naß und unfreundlich, aber das einzige der Stadt, wurde uns vom Magiſtrate als Wohnung zugewieſen. Hier erwarteten wir, mit dem Auspacken unſerer Habſeligkeiten beſchäftigt, den Dolmetſch Sin, welchen wir mit den Viſitkarten zu dem Vicekönig geſchickt hatten. Endlich brachte er uns die Nachricht, daß Zo wenig erbaut ſei, ſeitdem er gehört, daß nahezu gleichzeitig mit uns der belgiſche Biſchof ſeine Reſidenz betreten habe. Im Uebrigen entbiete uns der große Zo-zung-tang, der ruhmreiche Sieger in Oſt-Turkeſtan, der berühmte Unterdrücker der Taiping-Rebellion, der Stolz und die Hoffnung des großen Kaiſerreiches China, der Oberbefehlshaber aller Truppen innerhalb und außerhalb der Mauer, der Wächter des Reiches und des Kronprinzen, Marquis zweiter Claſſe, ſelbſtſtändiger Vicekönig der Provinzen Kan-ſu und Schen-ſi, ſeinen herablaſſenden Gruß mit dem Wunſche, uns morgen ſehen zu wollen, und mit dem unangenehmen Rathe, ja nicht auf die Weiterreiſe in die Mongolei zu denken. In gedrückter Stimmung beſtiegen wir am nächſten Tage um 10 Uhr die Pferde, um uns zur Audienz zu begeben.

---

*) Dieſelben erreichen im Südoſten von Su-tſchou unter dem Namen Schue-ſan (Schneeberge) die abſolute Höhe von 4300 Meter.

Zo-zung-tang's Reſidenz, eine mit einem Walle umgebene, große Caſerne, liegt außerhalb der Stadt auf 4 Li (2 Kilometer) Entfernung von der Stadtmauer. Eine nette, von Bäumen umſäumte Straße führt hinaus; ein Spalier Cavallerie mit wehenden Bannern war zu unſerem Empfange beiderſeits der Straße poſtirt. Der Farbeneffect war großartig. Die Soldaten, in ſchwarzen, rothen und gelben Sammt gekleidet, ſtanden neben den Pferden, abwechſelnd eine große Seidenfahne, dann wieder einen Carabiner in der Hand. Nach je 20 Mann glitzerte der Reihe nach der goldene, blaue oder rothe Knopf am Hute eines Mandarins, des Abtheilungs-Commandanten. Die Mauern der Befeſtigung waren mit bunten Fahnen geſchmückt, und als wir den Südeingang des Caſtells betraten, wurde auf dem großen Flaggenſtocke der Reſidenz eine rieſengroße, rothe Seidenflagge aufgehißt, in deren Mitte der ſchwarze Schriftcharakter „Zo“ weithin die Kunde ſignaliſirte, daß der gefürchtete Machthaber eine feierliche Audienz ertheile. Im Hofe der Caſerne war die Infanterie in einem dichten Doppelſpalier ausgerückt. Das erſte Glied trug alte, deutſche Percuſſions-Gewehre mit aufgepflanztem Bajonnete (Firma Strauß und Herzberg), das zweite große, weiße Fahnen mit dem Wappen des Reiches, einem verſchlungenen Drachen, in der Mitte. Das Geſammtbild war feierlich, und eine ungewohnte Ruhe machte ſich angenehm geltend. Geſchäftige Mandarine kamen uns entgegen mit dem Bedeuten abzuſitzen. Als wir uns hierauf dem von drei glänzenden Krupp'ſchen Kanonen bewachten Haupteingange näherten, trat uns Zo entgegen, würdevoll und majeſtätiſch.

Nach einer kurzen ceremoniellen Begrüßung deutete er uns an, weiter zu gehen. Wir paſſirten eine Reihe der höchſten Würdenträger und Mandarine des Hofſtaates und gelangten in einen Raum, den ich leider Salon benennen muß; denn nach unſeren Begriffen fehlt mir das paſſende Wort für einen mit Teppichen belegten Speicher. Armſelig im Bau, armſelig im Meublement, hingen an den Holzwänden nur einige Papierabdrücke alter, chineſiſcher Inſchriften. Tiſche und Stühle waren roh gezimmert und mit rothem Baumwollzeuge bedeckt. Auf einem Tiſche lag — ein Teleſkop, daneben das dazugehörige Stativ. Nach allen meinen bisher geſammelten Erfahrungen ſtarrte ich ſprachlos auf das Inſtrument.

Der Vicekönig, ein kleiner, dicker Herr, iſt nun 67 Jahre alt. Ein Paar kleine, verſchmitzte Augen leuchten lebhaft in dem grobgeſchnittenen, runzeligen, aufgedunſenen Geſichte; ein mehr ſchwarzer als grauer Schnurrbart neigt ſich über die ſchelmiſch trotzigen Mundwinkel zu den wenigen, zwirngleichen Haaren des Kinnbartes, mit welcher Kleinigkeit der große Zo in Stunden des Nichtsthuns ſeinen angenehmen Zeitvertreib hat. Zo, als Sohn armer Chineſen in der Provinz Ho-nan geboren, erwarb ſich ſeine unumſchränkte Machtſtellung nur durch ſeine Verdienſte. Im ganzen Reiche gefürchtet, iſt er ſich ſeines Einfluſſes vollbewußt und duldet niemals Widerſpruch. Die feſte Stellung eines Mandarins überhaupt wurzelt nur darin, daß er von ſeinen Untergeordneten gefürchtet wird. Liebe, Achtung, Vertrauen ſind nebenſächliche, ja gefährliche Begriffe; denn die Mandarinsſtellung iſt durchwegs eine excluſive, nicht allein gegenüber der Bevölkerung, ſondern auch im engeren Kreiſe. Höflichkeit auf der Zunge, Neid im Herzen, Geldgier im Gehirn, das ſind die drei Haupteigenſchaften, welche die Beamten China's charakteriſiren und ſepariren.

Zo genießt zwar ausnahmsweiſe den Ruf eines gerechten, ehrlichen Menſchen. Seine Schatzkammer enthält nur die Silberbarren, welche der Armee gehören. Er iſt arm, lebt einfach und genügſam von dem, was ſein Küchengarten producirt, ſeine Kleidung iſt altersfett und abgenützt, ſein großes Einkommen verwendet er zum Baue von Straßen, Anpflanzungen von Bäumen und zum Ankaufe Krupp'ſcher Kanonen; aber er iſt dennoch nur gefürchtet, überall gefürchtet ob ſeiner Grauſamkeit und unerbittlichen Strenge.

Zo, obgleich verheiratet, iſt ein Weiberfeind. Schon vor Jahren ſchickte er ſeine eigene Frau zu ihren Eltern nach Hauſe, und ſelbſt ſeine greiſe Mutter grämt ſich in Ho-nan über den aus der Art geſchlagenen Sohn. Zo duldet in Su-tſchou keine Proſtitution, verbietet den Soldaten den Umgang mit dem ſchwachen Geſchlechte, ſowie das Opiumrauchen auf das ſtrengſte. Was Wunder, wenn die großen Räumlichkeiten unſeres Quartiers den unverbeſſerlichen Opiumrauchern als ſicherer Zufluchtsort dienten, um ſich da unentdeckt einzulullen.

Zo iſt der Soldat des Dareinſchlagens. Das Studium der Kriegswiſſenſchaften hat ihm ſicher niemals das Denken erſchwert. Der chineſiſche Oberbefehlshaber beſitzt ſeine ganze Kraft in dem Vertrauen zu ſeiner tüchtigen (?) Armee und umgekehrt in der Furcht der Soldaten vor dem Gewaltigſten der Gewaltigen, denn Zo verſteht keinen Spaß bei Widerſetzlichkeiten. Ein Scharfrichter befindet ſich immer in ſeiner Nähe.

Zo wählte ſich aus ſeinem Hofſtaate einen Beamten, den Tautai (Gouverneur von Su-tſchou), zu ſeinem Vertrauten. Wir hatten ſpäter mit dieſem Herrn viele Geſchäfte abzuwickeln. Der Tautai verſtand es, ſich mit ſeinem ſchlangengleichen Weſen durch alle Ecken und Kanten der Unnahbarkeit des Vicekönigs durchzuwinden, und ſchon bei der erſten Begegnung mit Zo fiel uns das ſelbſtloſe und doch ſtreng berechnete Benehmen des hohen Beamten auf, der auf alle Ausſprüche Zo's, auf alle Launen, die eher einem trotzigen Kinde als einem Wächter des Reiches zugemuthet werden könnten, ſo geſchickt einging, daß Zo's Augen glücklich glänzten, wenn er mit einem unbeſchreiblich herablaſſenden Nicken des Kopfes uns indirect zu ſagen ſchien: Seht, ſo ſolltet Ihr auch ſein!

Zo trug bei unſerem Empfange ein blauſeidenes Unterkleid mit eingewirkten runden Verzierungen. Ein kurzes, weites, gelbſeidenes Oberkleid ſtach grell davon ab, doch verlieh es dem alten Manne einen gewiſſen Glanz. Den mit einer Pelzkrämpe verſehenen Mandarinshut krönte der rothe Knopf mit der zweiäugigen Pfauenfeder. Die ſonſt ſo neugierigen und zudringlichen

Digitized by Google

Mandarine blieben in Reih' und Glied im Hofe ſtehen, keiner traute ſich einen Schritt näher zu treten.

Wir nahmen Platz. Graf Széchenyi ſaß dem Vicekönig gegenüber, ich zu ſeiner Linken, und Sin, unſer Dolmetſch, ſtand an Zo's rechter Seite. Zwei Diener bedienten den Vicekönig; ſie ſtopften ihm die Pfeife und hielten ſie ihm in den Mund. Wie gewöhnlich, ſo entſchuldigte auch Zo zuerſt den ſchlechten Zuſtand der Straßen und der Unterkünfte für europäiſche Reiſende in ſeinem Reiche. Der Graf antwortete nun in der Begrüßungsrede, daß wir uns glücklich ſchätzen, den größten, auch in Europa berühmten Mann China's zu ſehen, und bedankte ſich für die uns erwieſenen Ehrenbezeigungen während der Reiſe. Zo lächelte wohlgefällig, ſelbſtbewußt und zufrieden.

Er erkundigte ſich hierauf, wo Oeſterreich-Ungarn liege, konnte jedoch die Erklärung lange nicht begreifen, denn er fragte, ob unſere Heimat nahe dem Lop-nor (See in der Wüſte Schamo) ſei.

Vielleicht dämmerte ihm ein kleines Licht der Aufklärung, als wir ihm mit dem Zeigefinger an der Handfläche zeigten, da ſei England, da Rußland (welche Reiche er dem Namen nach kannte), da Oeſterreich. Ihm war am meiſten darum zu thun, zu wiſſen, wie wir zu Rußland ſtünden.

Dann ſprang er auf das Waffenthema über: die deutſchen Waffen ſeien die beſten, die engliſchen und amerikaniſchen Kanonen ſchlecht.

Ein Mandarin brachte ein in Lan-tſchou verfertigtes Zündnadelgewehr, ein Producirſtück, denn es war nett und ſolid ausgeſtattet. Zo behauptete, es trage weit, ſehr weit, auf mehr als 300 Fuß. Seine ſtolz verklärten Augen blickten hierauf auf mich. Er fragte, ob es wahr ſei, daß ich den Himmel beobachte. Auf meine Bejahung und Hinweiſung auf ſein Teleſkop nickte er wohlwollend mit dem Kopfe und meinte, er habe noch viel größere. Er wiſſe es recht wohl, daß europäiſche Reiſende den Himmel anſchauen und dann Karten zeichnen, aber das ſei ein Unſinn, er glaube an nichts.

Da brachte ein Mandarin die Karte des Biſchofs Humer, welcher, ohne daß wir davon eine Ahnung hatten, dieſe unglückliche Stunde gewählt hatte, um von dem Vicekönig den ehemaligen Beſitz der Katholiken in Kan-ſu zurückzuverlangen oder Erſatz zu beanſpruchen.

Zo wurde verſtimmt: „Ich will ſolche Leute nicht ſehen, die mir mein Volk abtrünnig machen. Ich empfange keine Miſſionäre.“

Graf Széchenyi bemühte ſich, den erbitterten Mann durch fürſprechende Worte umzuſtimmen, und es gelang ihm auch.

„Gut,“ ſagte Zo, „ich will den Biſchof empfangen, doch er muß, da er in meinen Augen kein Gentleman (wörtliche Ueberſetzung des Dolmetſch) iſt, während der Audienz ſtehen!“

Wir wollten uns hierauf entfernen, um ein anderes Mal über die Weiterreiſe zu berathen. Doch der Vicekönig ging auf dieſen Vorſchlag nicht ein, ſchickte einen Diener zu dem im Vorhofe harrenden Biſchof mit der Weiſung, zu warten, und erkundigte ſich dann um den eigentlichen Zweck unſerer Reiſe.

Als ihm hierauf Graf Széchenyi das Empfehlungsſchreiben des chineſiſchen Miniſteriums des Auswärtigen und den Creditbrief des Banquier Hu aus Schanghai übergab, erwiderte Zo, das ſei ihm nichts Neues, er ſei bereits von Allem unterrichtet, doch werde er uns die Weiterreiſe nicht geſtatten; in der Mongolei ſeien keinerlei Ortſchaften, keine Lebensmittel und keine Wege. Die dort hauſenden Räuber würden uns erſchlagen und aufeſſen. Wenn nun der Kaiſer frage: Wo ſind die europäiſchen Reiſenden? ſo könne er keine Auskunft geben, und er würde beſtraft werden. Soldaten als Begleiter könne er uns unmöglich beiſtellen.

Der Graf antwortete, Zo brauche nichts zu befürchten, wir hätten Alles überdacht und nehmen jede Verantwortung auf uns.

„Das kümmert mich nichts,“ antwortete der Machthaber. „Was ich ſage, dabei bleibt es. Uebrigens benachrichtigte ich bereits die Regierung in Peking von meinen Entſchlüſſen, Euch keine weitere Escorte für die Reiſe in die Mongolei oder nach Tibet zu geben.“

„Wir verlangen doch keine Soldaten, ſondern nur einen Interpreten für die mongoliſche Sprache.“

„Auch den kann ich nicht auftreiben. Und kurz und gut, ich erlaube es nicht!“ fuhr Zo erregt auf, die rechte Hand auf den linken Arm ſchlagend.

„Wir haben den Paß des Tſungli-yamen für Tibet und die Mongolei in unſeren Händen, und können hingehen, wohin es uns beliebt!“ erwiderte der Graf.

„Hier bin ich der Herr!“ ſchäumte Zo. „Gut! — Gehen Sie! — Ueber Sie beſitze ich keine Macht. Doch von den Chineſen geht mir keiner durch den Kia-yü-kwan (das Thor in der großen Mauer gegen die Mongolei).“ Und zu Sin ſich wendend, ſprach er väterlich: „Du, merk' Dir das, was ich jetzt ſpreche. Ich kann Dich zum höchſten Mandarin erheben, oder auch in Ketten nach Schanghai transportiren laſſen — wenn ich Deinen Kopf ſchonen wollte. Du weißt nun, was Dich erwartet, ſobald Du meine Befehle außer Acht ließeſt.“

Graf Széchenyi machte noch den vergeblichen Verſuch, auf den mitgebrachten Karten den Weg anzuzeigen, welchen wir einſchlagen wollten. Doch Zo wurde ungehalten und wies die Karten barſch zurück. Er beſitze noch beſſere Karten als wir, und wiſſe Alles.

Auf die Bemerkung des Grafen, daß andere Reiſende ungehindert ihren Plänen nachgehen durften, ſagte Zo, er habe wohl gehört, daß in engliſchen Zeitungen ſtand, ein Geiſtlicher (Huc) ſei einmal in Tibet geweſen, dann daß ein ruſſiſcher Reiſender (Prſchewalski) die Mongolei beſucht habe, aber ſolche Nachrichten ſeien unwahr — Märchen, Fabeln.

Graf Széchenyi, die Unterhandlungen abbrechend, erhob ſich mit dem Erſuchen, Zo möge ſich unſern feſten Entſchluß, wenigſtens bis Sa-tſchu-wej zu reiſen, überdenken. — Bevor wir uns von Zo verabſchiedeten, lud er uns für den zweitnächſten Tag zu Tiſche.

Im Hofe machten wir noch die flüchtige Bekanntſchaft des Biſchofs Humer, der ſofort zur Audienz beſchieden wurde und, wie wir nachträglich erfuhren, mit dem ungnädigen Vicekönig einen harten Kampf beſtehen mußte. Geſtützt auf die Artikel der Tſchi-fu-Convention, erreichte er doch von Zo-zung-tang ſchließlich die Genehmigung zur Errichtung von drei Miſſionsſtationen, und zwar in Kan-tſchou, Liang-tſchou und Lan-tſchou.

Wir ritten in unſere Behauſung zurück, wo wir kurze Zeit darauf die Nachricht erhielten, Zo ſei wüthend darüber, daß wir an einem wahnſinnigen

Entſchluſſe feſthielten, und daß wir an ſeinem guten Herzen und ſeiner wohlmeinenden Aufrichtigkeit zu zweifeln wagen, und endlich, daß wir nicht in Galakleidung erſchienen ſeien, denn er wiſſe recht gut, wie engliſche und ruſſiſche Mandarine ſich kleiden müſſen, wenn ſie hohe Herren beſuchen.

Am nächſten Morgen erhielten wir die ſchriftliche Einladung zur Hoftafel. Um die Mittagszeit ſchien ſich Zo anders beſonnen zu haben, denn er entſendete ſeinen Hofmeiſter zu uns mit der Meldung, ſein Herr werde uns das Eſſen in das Haus ſenden. . . .

Deſto beſſer! dachte ich mir, denn ſchon bei dem Gedanken an ein chineſiſches Gala-Diner überlief es mich eiskalt.

Schon bei Sonnenaufgang brachte die Leibwache des Gouverneurs ein reiches Meublement in unſer Haus: Tiſche, Stühle, Bänke, Teppiche, Küchengeräthe u. ſ. w. Bald darauf erſchienen zwölf Soldaten mit großen Tragkörben, welche die Delicateſſen enthielten, die uns Zo's Gnade verſinnbildlichen ſollten.

Die chineſiſchen Köche erbauten in dem Hofe des Kun-kwan in fieberhafter Haſt proviſoriſche Oefen aus gebrannten Ziegeln. So wurde beiſpielsweiſe für das Braten eines ganzen Schweines ein förmliches Steinhaus errichtet. Um 12 Uhr wurde der Tiſch gedeckt und in chineſiſcher Sitte mit Paſtetchen, kalten Fleiſchgerichten, Bäckereien und Früchten nahezu überbürdet.

Um 2 Uhr erſchien der Tautai, als Vertreter des Vicekönigs, mit pomphaftem Aufzuge vor dem Kun-kwan. Der trotz ſeiner 59 Jahre noch jugendlich ausſehende Herr trug die volle Galakleidung mit herablaſſender Würde. Nach einer kurzen Begrüßung im Vorhofe geleiteten wir ihn in das Zimmer, wo wir ohne weitere Erörterungen um den Tiſch Platz nahmen, denn in China iſt es nicht Sitte, vor dem Speiſen langweilige Geſpräche abzuwickeln. Man erſcheint zur Tafel, wenn das Eſſen angerichtet iſt, und findet während des Speiſens genügende Zeit, gegenſeitig ſeine Gedanken auszutauſchen.

Der Tautai machte in liebenswürdigſter Weiſe in unſerer Wohnung den Hausherrn und entſchuldigte das Nichterſcheinen Zo's mit deſſen Unwohlſein.

So lange, als des Tautai's Appetit noch nicht geſtillt war, drehte ſich das Geſpräch nur um gleichgiltige Gegenſtände. Als aber der duftende Schweinebraten von vier Soldaten an unſeren Augen vorübergetragen worden war, kam unſer Reiſeproject zur Sprache.

Die Converſation nahm einen hitzigen Ton an. Der Tautai, gut gedrillt, wiederholte nur die Worte des Vicekönigs: Keine Wege, keine Unterkünfte, kein Reis, kein Waſſer, Räuber, Mörder ꝛc. Zo ſei beſorgt um uns und fürchte die Verantwortlichkeit.

Der Graf antwortete: „Der Vicekönig ſei ein großer Herr, und dürfte ſich kaum um unſer weiteres Schickſal allzu ſehr ängſtigen. Wir wollen und werden weiter reiſen!“

„Gut!“ entgegnete der Tautai, „wenn Ihr außerhalb der Mauer reiſen müſſet, ſo wird Zo Euch, als Europäer, nicht aufhalten, die chineſiſche oder mongoliſche Begleitung jedoch darf Su-tſchou nicht verlaſſen.“

„So? Das heißt ſo viel, als wäre die Reiſe auch uns verboten. Zo weiß es ſo gut wie wir, daß wir uns ohne Dolmetſch, Dienerſchaft und Maulthiere nicht in die Schamo-Wüſte begeben können. Was nützt uns dann der Paß des Tſungli-yamen? Er iſt gerade ſo viel werth, wie dies Stück Papier.“ Der Graf ergriff die zufällig auf dem Tiſche liegende Viſitkarte des großen Feldherrn Zo, und zerriß ſie langſam vor den verblüfften Augen des Tautai in Stücke. In einiger Verlegenheit pries nun Letzterer die guten Eigenſchaften und Tugenden ſeines Gönners: „Zo beſitzt ein edles, ein gutes Herz, es wird ihn ſchmerzen, zu hören, wie Ihr ihn verkennt. Er trug mir übrigens auf, Euch zu ſagen, daß er Euch nicht nur die Dienerſchaft belaſſen, ſondern auch eine ſtarke Militär-Escorte beiſtellen will, wenn Ihr Euch entſchließt, über Anſi-fan, Hami, Turfan und Karaſchar nach Rußland zu reiſen.“

„Nein,“ antwortete der Graf, „wir laſſen uns die Route nicht vorſchreiben, und werden dorthin gehen, wohin es uns beliebt.“

Nach einer kurzen Pauſe lenkte der Tautai das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand. „Ich denke,“ ſagte er, „es wird bald losgehen drüben in Ili; auch in Kaſchgar zeigen ſich ſchon wieder Räuber (Feinde). Aber Zo fürchtet ſich nicht; er hat bei 100.000 Mann in der Nähe von Kaſchgar ſtehen, die werden ſchon Ordnung machen.“

„Wie ſtark iſt denn eigentlich das chineſiſche Kriegsheer?“ fragte ich hierauf den geſprächigen Herrn.

„O, mehr als 200.000 Mann,“ antwortete er ſtolz.

Als ich mir hierauf einen Vergleich zwiſchen der Kriegsſtärke europäiſcher Heere und der des chineſiſchen Reiches erlaubte, fühlte ſich der Tautai beleidigt und ſagte, indem er die Unterlippe verächtlich aufwarf: „Die Zahl entſcheidet gar nichts, nur die Tapferkeit.“

„Wie ſteht es denn mit der Wiedergewinnung von Kuldſcha?“ wandte ſich Graf Széchenyi an ihn.

„Kuldſcha? — Wir haben kein beſonderes Verlangen nach dieſem unfruchtbaren Lande, in welchem kein Reis, ja nicht einmal Haide wächſt. Der Kaiſer hatte genug für die öſtlichen Provinzen zu ſorgen, als der Hunger wüthete, wozu alſo noch neue Sorgen und Auslagen?“

„Wir hörten, daß China ſich bereit erklärt hat, Kuldſcha von Rußland zurückzukaufen.“

„Ich weiß nichts davon,“ entgegnete kurz der Tautai, und ſchob als Zeichen artiger Aufmerkſamkeit dem Grafen ein mit den Eßſtäbchen erfaßtes Stückchen Bratenkruſte in den Mund.

Der hohe Beamte, welcher ſich vor dem Beginne des Diners ſeiner Staatskleidung entledigt hatte und nun während 2½ Stunden mit Bequemlichkeit und Verſtändniß von Allem verkoſtet hatte, was Zo's generöſe Gaſtfreundſchaft auf die Tafel ſetzen ließ, ſpülte ſich endlich, nachdem der Waſſerreis ſervirt worden war, den Mund aus, fuhr ſich mit einem in heißes Waſſer getauchten Tuche einige Male über das Geſicht, reinigte ſich hierauf mit den bloßen Fingern die Naſe und erhob ſich. Die Diener ſprangen herbei, um ihm bei dem Anziehen der Kleider behilflich zu ſein.

Wir begleiteten den Mandarin bis zum Thore, vor welchem ſein Tragſeſſel bereit ſtand. Bevor er in denſelben ſtieg, drehte er ſich forſchend und ſuchend nach allen Seiten um. Bald hatte er den Kammerdiener des Vice-

Digitized by Google

königs, einen weißköpfigen Alten, deſſen Hut mit der erſten Decoration, dem rothen Knopfe, geſchmückt war, entdeckt. Wohlwollend und einſchmeichelnd zugleich legte der Tautai ſeine rechte Hand auf die Schulter des einflußreichen Dieners, und theilte ihm nach einer blumenreichen Einleitung über deſſen vorzügliche Geſundheit ꝛc. mit, er möge dem Vicekönig melden, daß die Europäer trotz aller Einwendungen und Gegenvorſtellungen in die Mongolei gehen müßten . . . .

Es vergingen einige Tage, ohne daß Zo mit uns direct verkehrte. Ich bemerkte aber einige Male das verſchmitzte Geſicht des „Haus- und Hofmeiſters“ des Vicekönigs in der Nähe unſerer Wohnung. Der alte Mann war zweifellos beauftragt, jeden Tag über unſer Thun und Denken Bericht zu erſtatten.

Wir vertrieben uns mittlerweile die Zeit, ſo gut es anging, mit Spaziergängen in der unbedeutenden Stadt, oder mit Ausflügen in der nächſten Umgebung. Auch feſſelte die Arbeit einiger Männer, welche mit der Baumbepflanzung und dem Ausheben von Waſſergräben in dem angrenzenden Garten beſchäftigt waren, im hohen Grade unſere Aufmerkſamkeit. Dieſe waren weder Chineſen noch Mongolen, und ihre Tracht kennzeichnete ihre ferne Heimat. Der Kopf war glatt raſirt und mit einem kleinen, runden Käppchen aus weißer Baumwolle bedeckt. Die weiße, faltige Blouſe wurde durch einen breiten Ledergurt an den Leib geſchmiegt, und die aus gleichem Stoffe verfertigten Beinkleider ſtaken in ledernen Halbſtiefeln.

Die hochgewachſenen Männer mußten ehemals ein martialiſches Ausſehen gehabt haben, jetzt umrahmte der verhältnißmäßig üppige Bartwuchs nur blaſſe, eingefallene Wangen. Die ſchwarzen, von einem melancholiſchen Colorit umflorten Augen der Fremden wichen jedem Blicke ſcheu aus. Schweigſam ſtachen die Männer die Spaten in die Erde; es war ihnen gleichgiltig, was ſie thaten, gleichgiltig, wo ſie arbeiteten, denn ihre Beſchäftigung trug ihnen keine Früchte ein, ſie verrichteten Frohndienſte. Die abgehärmten Männer waren mohamedaniſche Kriegsgefangene aus Turkeſtan, welche Zo, nachdem er Kaſchgar eingenommen, nach Su-tſchou gebracht hatte, und die, obgleich ihnen die freie Bewegung innerhalb der Stadtmauer geſtattet war, dennoch die traurige

Gewißheit erfuhren, daß ſie für ihr ganzes Leben als Sclaven ihr tägliches Brod ſich erarbeiten müßten, ohne Hoffnung, je ihre Heimat und ihre Angehörigen wieder zu ſehen. Ja, es iſt wahr, nur der Eingeborne kann ſich für die Dauer heimiſch und zufrieden fühlen in einer ſolchen entlegenen und vollkommen iſolirten Oaſe in der Wüſte. Nicht allein die Kriegsgefangenen fühlten den Druck ihrer troſtloſen Zukunft in dieſer Fremde, auch ein alter Hindu, welcher ſchon öfter als Lieferant des Vicekönigs die Reſidenz beſucht hatte, und ſeit einigen Tagen in Su-tſchou war, ließ ſich von dieſem Gefühle leiten, als er uns ſeine Aufwartung machte, um uns als ſeine Landsleute zu begrüßen.

Die Umgebung der Stadt bietet dem Jäger durchaus keine lohnenden Excurſionen, er fahndet vergebens nach Beute. Wir nahmen daher nur unſere Gewehre zur Hand, um hin und wieder vom Garten aus einige Raben zu ſchießen, die vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht mit ihrem unausſtehlichen Gekrächze unſer Gehör beleidigten. Es war, als hätten ſich alle Raben der Mongolei in Su-tſchou zu einem Stelldichein verſammelt. Das Geräuſch, welches ein nach Tauſenden zählender, fliegender Schwarm in der Luft hervorbrachte, glich einem heranbrauſenden Sturme.

Nach Sonnenuntergang, beſonders dann, wenn die Vögel von ihren Raubzügen auf den Reisfeldern in die Stadt zurückkehrten, fanden zwiſchen ihnen oft Kämpfe wegen der Wahl der Ruheplätzchen ſtatt. — Endlich waren alle Aeſtchen der noch nicht belaubten Bäume dicht beſetzt und auf den Zinnen der Stadtmauer hockten die ſchwarzen Beſtien in Reih' und Glied mit gegen die Häuſer gewendeten Köpfen, gleichſam als angeſtellte Wächter, ſo enge nebeneinander, daß es ſchien, als ſei der Wall mit einem ſymmetriſch gearbeiteten, gezackten Eiſenringe gekrönt.

Das in ſeiner Art wirklich reizende landſchaftliche Bild des ſchneebedeckten Nan-ſan bewog Graf Szécheny, den in Paris gekauften photographiſchen Apparat zu verwerthen. Er beſtand aus einer zuſammenlegbaren Camera obscura aus dickem ſchwarzen Tuchſtoff und circa 100 präparirten Trockenplatten.

Es war ein wunderſchöner Nachmittag, als wir uns vor das ſüdliche Stadtthor begaben, dort ein günſtiges Plätzchen auswählten, den Apparat

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Augen ausſtechen müſſe, um mit der wäſſerigen Flüſſigkeit die Glasplatten einzureiben.

Dolmetſch Sin hatte mittlerweile einen Jugendfreund in Su-tſchou ausfindig gemacht, der ihm ganz erfolgreiche Lectionen im Opiumrauchen ertheilte. Derſelbe bekleidete den Rang eines Oberſten in der chineſiſchen Armee und commandirte das der Reſidenz zunächſt gelegene Fort, welches mit 500 Mann und 22 Kanonen armirt war. Da er die militäriſche Erziehung ſeinerzeit in Schanghai von einem Engländer genoſſen hatte, ſo hatte ihn Zo auserleſen, ſeine Kerntruppe in der modernen Kriegskunſt zu unterrichten.

Der Oberſt lud uns in liebenswürdigſter Weiſe ein, ſeine Truppen zu inſpiciren. Während wir uns nun auf den Weg machen, um die Revue abzuhalten, geſtatte ich mir eine kurze Beſchreibung der bisher theils aus eigener Erfahrung, theils nach Erkundigungen geſammelten Eindrücke über das Weſen und die Organiſation des chineſiſchen Militärs.

Ping bedeutet im Chineſiſchen ſowohl Kriegswaffen, als die Perſonen, welche dieſelben gebrauchen; demnach iſt in China der allgemeine Name für Soldat Ping, Ping-ting oder auch Ping-joung. Nach den Waffen theilt man die Armee folgendermaßen ein: Putuj, Lanzenträger, Yang-tzian-doj, Gewehrträger, Infanterie; Mma-doj, Cavallerie; Pau-doj, Artillerie. Je 10 Soldaten bilden eine Unterabtheilung unter Commando eines Subaltern-Officiers, welcher Sche-tſchan titulirt wird; vier oder fünf ſolche Abtheilungen befehligt ein Schan-quan, 1000 Soldaten bilden eine Einheit, die Tſien-tſung heißt; Pa-tſung, eine Militärmacht von 3—5000 Mann, und Tun-ling, eine Militärmacht bis zu 10.000 Mann.

Jeder Mandſchu iſt von ſeiner Geburt an Soldat. Er erhält bis zu ſeinem 16. Lebensjahre 1½ Taël (4 fl. 50 kr. ö. W.) monatlichen Soldes vom Kaiſer. Mit 16 Jahren wird er in die Armee eingereiht und ſeine monatlichen Gebühren wachſen auf 3—4 Taël Silber und 30 Pfund Reis; ebenſo wird er auf Staatskoſten bekleidet.

Die Gehalte der Militär-Mandarine (Officiere) ſind ſehr verſchieden; doch kann ich im Allgemeinen anführen, daß ein Sche-tſchan monatlich 6 Taël, ein Schan-quan 12—30 Taël, der Commandant eines Tſien-tſung 50—100 Taël, der Commandant eines Pa-tſung 60—200 Taël und der Commandant eines Tun-ling 300—600 Taël baare Beſoldung und eine entſprechende Quantität Reis bezieht. Doch ſind dieſe Bezüge nur nominelle Begriffe, und ſowohl die Mannſchaft als auch die hohen Befehlshaber greifen überall zu, wo ſie etwas wittern, um auch wirklich etwas Kleingeld in der Taſche zu haben.

Die Soldaten ſind beim Volke ihrer Raubthaten wegen gefürchtet. Es kommt vor, daß ſchon bei dem Anmarſche kleiner Militär-Abtheilungen die Bewohner von Ortſchaften fliehen und alle Werthſachen mit ſich ſchleppen, die rettungslos verloren gingen, würden ſie von einem Ping-ting erblickt.

Außer den Mandſchu-Soldaten kann jeder andere Chineſe Soldat werden, vorausgeſetzt, daß er zur Aufnahme in den Stand die erforderliche Protection beſitzt. Tauglichkeit iſt Nebenſache, und krumme, bucklige, einäugige oder taube Soldaten zählen in der chineſiſchen Armee nicht zu den Seltenheiten. Der Dienſt iſt Geſchäft. Gefällt dem Soldaten ſein Stand nicht mehr, ſo kann er unbehelligt weiterziehen, auch ſpäter wieder, je nach Wunſch und Laune, eintreten. Doch ziehen es die Meiſten vor, bis zu ihrem Tode Soldat zu bleiben. Sie ſind eben verſorgt.

Wird ein Soldat krank, ſo verlangt er einige Wochen Urlaub zur Erholung. Er kann ſich den Aufenthaltsort für das Opiumrauchen ſelbſt wählen und bleibt im Genuſſe ſeiner Gebühren. Bleſſirte Soldaten werden in die Heimat geſchickt und erhalten entweder vom Kaiſer das Patent zum Betteln oder ihre frühere Beſoldung.

Nur in wenigen Garniſonen iſt die Beſchäftigung der Soldaten an eine beſtimmte Tagesordnung gebunden.

Alle Chineſen ſtehen des Morgens zeitig auf, ſo auch die Soldaten. Wenn alſo um 5 Uhr Früh nach einem auf dem Caſtelle abgegebenen Schuſſe und einer langgedehnten Fanfare der Krieger ſein Lager verläßt, ſo iſt dies nur die Macht der Gewohnheit. Er könnte ebenſo gut bis Mittag ſchlafen. Die Viſitirungen der Mannſchaft durch die Officiere gehören zu den größten Seltenheiten, und finden dann im Laufe des Vormittags ſtatt.

Je zehn Mann führen ihre eigene Küche. Sie verſtehen es, aus den gefaßten oder geraubten Victualien ganz ſchmackhafte Speiſen zu bereiten. Für die Mahlzeiten ſind keine beſonderen Stunden feſtgeſetzt. Sobald ſich der Appetit einſtellt, wird gekocht und gegeſſen. Der Nachmittag bleibt dem Soldaten, der ſo glücklich iſt, im Innern des Reiches ſtationirt zu ſein, unter allen Umſtänden zur Erholung frei. Um 9 Uhr Abends wird vom Caſtelle abermals ein Schuß abgefeuert, um jene Soldaten, welche ſich nach Hauſe begeben wollen, an den Ort zu erinnern, wo ſich die Caſerne befindet.

Eine große Anzahl Soldaten des ſtehenden Heeres iſt, wie wir bereits gehört haben, mit der Erhaltung und Beaufſichtigung der Handelsſtraßen betraut, und wird für dieſen Dienſt durch einen höheren Sold belohnt, der allerdings auch nur aus beſtrickenden Verſprechungen beſteht.

Die meiſten Soldaten ſind verheiratet. Es ſchien mir aber, als ſeien alle dieſe Ehen nur in Folge eines alten Herkommens geſchloſſen worden, denn gewöhnlich befand ſich die Frau bei ihren Angehörigen und nicht bei dem Gatten. Ich erkundigte mich oft bei den Soldaten unſerer Escorte um ihre Verhältniſſe. „Biſt Du verheiratet?“ — „Ja!“ — „Wo iſt Deine Frau?“ — „Bei der Mutter.“ — Haſt Du Kinder? — „Ja.“ — „Wie viele?“ — „Drei — vier —.“ — „Wer ſorgt für ſie?“ — „Die Mutter.“ — „Wann ſahſt Du zum letzten Male Dein Weib?“ — „O, das iſt ſchon lange her.“

Ueber die Bewaffnung der chineſiſchen Soldaten habe ich bereits im Capitel „Schanghai“ berichtet, es erübrigt mir nur noch, Einiges über die Stellung der Officiere nachzutragen.

Wie der Civilbeamte, ſo erhält auch der Officier erſt ſeinen Rang nach der erfolgreichen Ablegung einer öffentlichen Prüfung. Obgleich die vorgelegten Fragen ſich auch auf die richtige Deutung der vorzüglichen Claſſiker erſtrecken, ſo verlangt die Prüfungs-Commiſſion von den Officiers-Aſpiranten nicht eine gleich ſcharfe Verſtandesthätigkeit wie bei den Candidaten für politiſche Aemter. Demgemäß iſt auch die Stellung eines Officiers weniger geachtet und ohne nennenswerthen Einfluß.

Selbſt höhere Officiere ſind den ſubalternen Magiſtratsbeamten untergeordnet; ſie erhalten von dieſen alle Befehle, und müſſen deren Beſchlüſſe befolgen, ſie ſind bei gegenſeitigen Beſuchen verpflichtet, zuerſt den Gruß zu leiſten, der in den meiſten Fällen in einem Kniefall beſteht. Bei feierlichen Anläſſen gebührt unter allen Umſtänden dem Civilbeamten der Vortritt und der Ehrenſitz. Nur die Mandſchu-Officiere machen den politiſchen Beamten gegenüber eine Ausnahme. Als Repräſentanten der eigentlichen Kriegerkaſte ſtehen ſie den Civilbeamten ebenbürtig zur Seite und empfangen gleiche Ehrenbezeigungen wie dieſe. Es ereignet ſich nicht ſelten, daß die Tataren-Generale auch mit der Leitung der inneren Politik betraut werden, und ſo finden wir in manchen Provinzen die höchſten Würden in der Perſon eines Mandſchu vereinigt.

Der Unterſchied in der Rangsſtellung gibt ſich auch in den Verkehrsmitteln der Mandarine kund. Der Civilbeamte macht ſeine Beſuche nur im Tragſeſſel, deſſen Größe und Farbe, dem Range des Inſaſſen entſprechend, durch ein beſonderes Geſetz feſtgeſtellt wurde, der Officier ſoll ſich hingegen nur zu Pferde ſehen laſſen. Wie die Mannſchaftspferde, ſo ſind auch die der Officiere größtentheils kleine, aber kräftige und ausdauernde Thiere, welche ein bedeutend beſſeres Ausſehen gewinnen möchten, wenn man ihnen eine aufmerkſame Pflege angedeihen ließe. So aber ſind die mongoliſchen Ponies im höchſten Grade verwahrloſt und über und über mit Ungeziefer bedeckt. Die vermögenderen Officiere reiten auf Mauleſeln, denen die Mähnen abgeſchnitten wurden. Ein ſchön gewachſener Mauleſel koſtet in China 100 bis 150 Taël (300 bis 500 fl.), eine große Summe für einen Subaltern-Officier.

Die Officiere tragen die gleiche Staatskleidung wie die Beamten, und unterſcheiden ſich nur in der Galatracht durch das reich geſtickte Bildniß eines Raubthieres auf der Bruſt und auf dem Rücken ihres blauſeidenen Anzuges, während die Beamten ihre Würden durch die Stickerei eines Vogels in ähnlicher Weiſe verſinnbildlicht zur Schau tragen. Sämmtliche Officiere ſind unbewaffnet.

Das Fort, welches wir nun beſichtigen wollen, war aus Anlaß der Parade in ſplendider Weiſe mit Fahnen und Standarten geſchmückt. Der

Commandant erwartete uns beim Thore und führte uns in den Hof, wo die Mannſchaft in zwei Gliedern aufgeſtellt war. Sobald die Soldaten uns erblickten, präſentirten ſie die Gewehre. Ein jeder brachte die Waffe in beliebiger Weiſe vor die Bruſt, ſo gut und ſo ſchnell er es eben vermochte. Wir gingen die Front ab und begaben uns hierauf über Einladung des Oberſten in deſſen beſcheidene Wohnung.

Während der Thee ſervirt wurde, legten die Soldaten ihre Gewehre bei Seite und erſtürmten theils das Zimmer, theils belagerten ſie das Fenſter, deſſen Papierſcheiben in wenigen Minuten verſchwunden waren. Der Mandarin ließ ſich aber im Rauchen ſeiner Waſſerpfeife nicht im Mindeſten ſtören. Während er bemüht war, durch die Schilderung der muſterhaften Organiſation und der ſtrengen Disciplin, welche ſeine Truppe auszeichnete, ſich ſelbſt den ſchönſten Lorbeerkranz zu winden, konnte ich ſeine Wohnung etwas näher in das Auge faſſen. Das dunkle Zimmer maß höchſtens ſechs Schritte im Gevierte und glich mehr der Zelle eines Sträflings als der Wohnung eines Stabsofficiers. An den mit Lehm überworfenen Wänden konnte ein aufmerkſamer Beobachter die Bildung des Löß ſtudiren, denn die rothen Viſitkarten ſeiner Freunde, welche auf den unebenen Wandflächen angeheftet waren, zeigten einen auffallenden Stich in das Gelbliche. Die Zimmerdecke beſtand aus einem Bambu-Gitterwerke, von deſſen Quadraten die Fetzen einer ehemaligen Papierverſchalung loſe herabhingen; die nackte Erde des Fußbodens war feucht und klebrig, und in den Vertiefungen hatten ſich die Ueberreſte des ausgeſchütteten Thee's und ſonſtiger Flüſſigkeiten zu einigen übelriechenden Lachen angeſammelt. In der dunkelſten Ecke des Zimmers ſtand ein gebrechliches Holzgeſtelle, das Bett des Oberſten, welches zum Schutze gegen die Mosquitos mit einem Zelte aus weißer Baumwolle umhüllt war. Drei Stühle und ein kleiner, roh gezimmerter Tiſch completirten die Einrichtung.

Nach einer Viertelſtunde müßigen Geſchwätzes forderte uns der Commandant auf, die Art und Weiſe der militäriſchen Abrichtung eingehender zu inſpiciren. Wir vertauſchten gerne die dumpfe Atmoſphäre des engen Raumes mit der friſchen Luft im Vorhofe.

Die Mannſchaft ergriff die Gewehre und formirte zwei Glieder. Ein Subaltern-Officier trat vor die Front und commandirte engliſch. Weder er, noch die Soldaten verſtanden die Worte, doch gleichviel, der Officier beſaß ein gut markirtes Commando, und ſeine Leute hatten ſich bereits an den Ton der kräftigen Stimme gewöhnt. Die Production begann mit dem Abtheilen der Mannſchaft des erſten Gliedes durch lautes Zählen von one bis fifty. Jeder Mann mußte ſeine Nummer laut ausrufen. Man ſieht ſogleich das Unpraktiſche einer ſolchen Abrichtung. Fehlt z. B. Nr. 5 auf ſeinem Platze, ſo entſteht ſofort eine Lücke, die nicht ausgeglichen werden kann; denn Nr. 6 kennt nur den Begriff six und die daran nach dem jeweiligen Commandoworte geknüpften Verbindungen. Solche, nur an die Form geknüpfte Neuerungen ſind nur dazu geſchaffen, die unausbleiblichen Verwirrungen im Ernſtfalle zu vermehren. Im Wuſung-Fort hörten wir deutſche Commandoworte, General Pita-ſchen commandirte franzöſiſch, in Su-tſchou lernen die Soldaten engliſch; im übrigen Reiche faullenzen ſie chineſiſch. — Iſt das nicht ein babyloniſcher Thurm, der einmal zuſammenſtürzen muß?

Während der nächſtfolgenden halben Stunde bewunderten wir das Formiren von Reihen und Doppelreihen. Alle dieſe Manöver, ſowie auch das Markiren des Marſchtempo's, wurden auf dem Platze ausgeführt.

Die Soldaten waren bald ermüdet, und der Oberſt ließ eine Pauſe eintreten, während welcher uns nichts Anderes übrig blieb, als wieder in ſeiner Wohnung Thee zu trinken.

Sodann begann das Exercitium mit den Krupp'ſchen Kanonen. Die Geſchütze ſtanden in den verſchiedenen Niſchen des weitläufigen Gebäudes. Zwei hatten den Ehrenplatz vor der Wohnung des Oberſten inne. An ihren Laffetten hingen die verſchiedenen Bambu-Inſtrumente, welche bei der körperlichen Züchtigung pflichtvergeſſener Soldaten in Verwendung kommen.

Die Geſchützrohre ſind an der äußeren Mantelfläche gut conſervirt und blank geputzt, die Kanten der Züge jedoch verſchwinden förmlich unter der Mächtigkeit des angeſetzten Roſtes. Ich bemerkte im Ganzen 13 Kanonen größeren Calibers, vier 2½zöllige Gebirgsgeſchütze und endlich ein im

Arſenale zu Lan-tſchou-fu verfertigtes Rohr, deſſen Laffette ſo gebrechlich war, daß uns der Oberſt vor der genauen Beſichtigung der Muſterarbeit warnen mußte.

Das Exerciren mit den deutſchen Geſchützen geſchah weit präciſer, als ich es erwartet hatte. Die Artilleriſten benöthigten zu dem jemaligen Montiren und Demontiren kaum eine halbe Minute. Auch da hatten wir uns bald ſatt geſehen.

Während wir wieder Thee tranken, ſchickte der Oberſt einen Boten zu dem Vicekönig mit der Anfrage, ob er es geſtatte, daß uns das Schießen mit ſcharfen Patronen gezeigt würde. Der Bote kam ſchweißtriefend zurück und berichtete: Zo erlaube drei Schüſſe, doch müſſe der Mandarin mit ſeinem Kopfe dafür einſtehen, daß den Europäern dabei kein Unglück zuſtoße. Das größte Geſchütz wurde nun von 12 Mann Beſpannung aus dem Caſtelle in ein ausgetrocknetes Flußbett transportirt, dort abgeprotzt und gegen Süden gerichtet.

Auf 3000 Schritte Entfernung erhob ſich ein Lehmwall von 10 Meter im Gevierte als Zielobject, deſſen Centrum, eine grellrothe Scheibe, deutlich genug hervortrat. Oben auf der Mauer wehte eine große Fahne, die herabzuſchießen die Chineſen ſchon durch lange Monate ſich vergeblich anſtrengten.

Den erſten Schuß leitete der Oberſt. Er zielte lange, doch ohne Erfolg; die Granate ſchlug 400 Schritte vor der Scheibe explodirend in den Boden. Das Hohngelächter ſeiner Untergebenen berührte ihn gar nicht, er ließ eine Vollkugel laden und verſuchte ein zweites Mal ſein Glück. Die Kugel ſauſte links an der Scheibe vorbei, den ſchneeſchimmernden Bergen zu. Den dritten Schuß gab ich ab, doch auch mir gelang es nur, die Heiterkeit der Soldaten zu vermehren. Mühſam zogen die Soldaten nach beendeter Vorſtellung das Geſchütz in die Caſerne. Der Oberſt theilte uns freudig bewegt mit, daß Zo jetzt ſicherlich die bewährte Kanone zum Mandarin mit dem rothen Hutknopfe ernennen werde.

Bevor wir von den Soldaten Abſchied nahmen, forderte uns der Oberſt auf, auch die Infanterie-Gewehre zu probiren. Er ließ zu dem Zwecke ein kleines Holzbrett vor der belebten Straße als Scheibe aufſtellen, ſuchte das beſte Gewehr aus, und lud es in folgender Weiſe: er nahm eine Patrone, ſchüttete das Pulver in den Lauf und ließ eine Bleikugel auf die Körner hinabgleiten. Trotzdem das Ziel nur 60 Schritte entfernt war, ſchlug unter den vielen Schüſſen nur eine einzige Kugel in das Brett. Unter ſolchen Verhältniſſen kannte die Verwunderung des Oberſten keine Grenzen, als er ſpäterhin in unſerem Garten ſehen konnte, wie wir mit den Hinterladern die Raben von der Stadtmauer aus einer Entfernung von 300 Schritten herabſchoſſen.

Am 14. April 1879 wurde das Frühlingsfeſt, Tſing-min, 108 Tage nach dem Winteranfange, gefeiert. Drei Tage nach dem Tſing-min unternimmt ſowohl der chineſiſche Kaiſer, als jeder Gouverneur in Begleitung ſeines ganzen Hofſtaates einen Spaziergang von beiläufig 5 Li Länge durch die Felder, um der Bevölkerung zu zeigen, welch' regen Antheil ſie an dem Gedeihen der Saat nehmen. Es iſt dies das einzige Mal im Jahre, daß die hohen Herren ihre Füße anſtrengen. Zo hatte bei dieſem Ausfluge einen großen, breitkrämpigen, blaugefütterten Strohhut (die gewöhnliche Kopfbedeckung der Soldaten in den Sommermonaten) aufgeſetzt, alte, abgetragene Seidenkleider am Leibe und Strohſandalen an den Füßen. Sin erzählte mir bei dieſer Gelegenheit, daß im Innern der Kaiſerreſidenz zu Peking ein eigenes Ackerfeld exiſtire, auf welchem der Kaiſer während des Tſing-min-Feſtes einen goldenen Pflug handhabe. —

Die erquickenden Strahlen der Frühlingsſonne erweichten endlich auch das „gute Herz“ Zo-zung-tang's, wir erhielten nach mancherlei Unterhandlungen ſchließlich die unerwartete Erlaubniß, ſammt und ſonders die Mauer zu paſſiren, um nach Tung-hoan-ſhien zu reiſen.

Die wenigen Tage, die uns noch zur Verfügung ſtanden, benützten wir zum Sortiren des Gepäckes, denn bei dem Umſtande, als wir wieder nach Su-tſchou zurückkommen mußen, ließen wir einen großen Theil desſelben unter der Obſorge des Tautai zurück.

Zwei Tage vor dem Aufbruche erhielten wir zu unſerer freudigen Ueberraſchung Nachrichten aus Europa. Durch die gütige Vermittlung des deutſchen Geſandten in Peking, Herrn von Brandt, der die Abſendung eines

Couriers veranlaßt hatte, gelangten wir in den Beſitz der „Neuen freien Preſſe“, deren Nummern, zwar ſchon ein halbes Jahr alt, dennoch für uns Neuigkeiten in Hülle und Fülle enthielten. Ich werde die Abende immer in Erinnerung behalten, als wir bei dem matten Scheine der Beleuchtung die Spalten des Journals ſtudirten. Die Erörterung der europäiſchen Begebenheiten ließ uns ganz vergeſſen, daß wir der Heimat ſo ferne waren. Wir erfuhren die Vorfälle in Bosnien, ich las in den Verluſtliſten von Serajewo ſo manchen Namen lieber Cameraden, wir überboten uns in dem Vorleſen der intereſſanteſten Zwiſchenfälle, kurz und gut, es war eine Aufregung unter uns gekommen, welche nur derjenige verſtehen kann, welcher ſich jemals in gleichen Verhältniſſen befand. Als der Inhalt der Zeitungen ſammt den Annoncen verſchlungen war, trat die Wirklichkeit wieder vor die Augen und mit ihr eine vorübergehende leiſe Regung von — Heimweh.

Aus Anlaß der aus Peking eingetroffenen Sendung will ich die Gelegenheit benützen, um zum Schluſſe des Capitels etwas über die Poſtverhältniſſe im Innern China's zu berichten. Ein regelmäßiger Poſtverkehr exiſtirt im Lande nicht. Wenn ein Freund dem andern etwas Schriftliches mitzutheilen hat, ſo betrifft es regelmäßig nur eine Geſchäftsſache, und dieſe Frage wird dann erledigt, wenn ein Waarentransport nach dem diesbezüglichen Beſtimmungsorte abgeht. Es hat ſich wohl in China ein Conſortium von Kaufleuten gebildet, das es übernommen hat, mittelſt ſeiner Caravanen einen Poſtverkehr zwiſchen den größten Städten des Reiches zu unterhalten. Die ſchwankenden Handelsbeziehungen einerſeits, die wechſelnden Verhältniſſe in der Gangbarkeit der Communicationen, hauptſächlich aber die Saumſeligkeit der Transportführer andererſeits, bringen es aber mit ſich, daß von einer Regelmäßigkeit des Verkehrs keine Rede ſein kann.

Wären wir auf dieſe Poſt angewieſen geweſen, ſo hätten wir wohl während der ganzen Landreiſe keine Nachrichten aus Peking oder Europa erhalten. Unſere Briefe wurden durch Staatscouriere beſorgt, die im Bedarfsfalle der Regierung in jeder Stunde zur Verfügung ſtehen.

Das Syſtem der Briefbeſorgung durch Couriere, wie es in China üblich iſt, dürfte einzig daſtehen. Peking, die Kaiſerſtadt, iſt natürlich der

Mittelpunkt aller einlaufenden oder abgehenden Nachrichten. Von hier aus erſtrecken ſich die Hauptſtraßen ſtrahlenförmig zu allen Provinzial-Hauptſtädten und von dieſen wieder zu den bedeutenden Magiſtratsſtädten der Provinz. Auf allen dieſen Wegen, gleichviel ob ſie durch die Wüſte oder über die Hochplateaux Tibets laufen, befinden ſich in der größten gegenſeitigen Entfernung von 100 Li die Relaisſtationen der Couriere.

Mag die Entfernung noch ſo groß ſein, der abgehende Courier iſt verpflichtet, die übernommene Depeſche am Beſtimmungsorte eigenhändig zu übergeben. Das Couvert des Briefes enthält eine Schleife, auf welcher die Tageszeit und das Datum, an welchem der Reiter die Relaisſtation paſſirte, von dem daſelbſt angeſtellten Beamten eingetragen werden muß. Der Courier reitet Tag und Nacht ohne Unterbrechung im Trab, er ißt und trinkt, er ſchläft im Sattel, und wird ſchließlich, wenn ihn die Kräfte verlaſſen, in den Stationen aus einem Sattel in den andern gehoben. Die geringſte Diſtanz, welche er im Dienſte binnen 24 Stunden zurücklegen muß, beträgt 300 Li (150 Kilometer), bei dringenden Anläſſen iſt er verpflichtet — ſo unglaublich es auch klingen mag — täglich 600 Li im Galop zu reiten.

Es iſt daher nicht zu wundern, das manche Couriere, die ohne Unterbrechung von Laſſa nach Peking oder umgekehrt in wilder Jagd dahinfliegen, todt vom Pferde fallen oder zumindeſt an der Endſtation im typhöſen Delirium vom Pferde gehoben werden müſſen. Dafür aber ſind dieſe Leute die einzigen in China, welche für ihre Dienſte vom Staate mit ſchwerer, klingender Münze entlohnt werden.

XVI.

Von Su-tſchou nach Tung-hoan-ſhien und zurück.

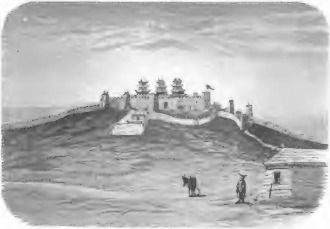
Abreiſe von Su-tſchou. — Kia-yü-kwan. — Luftſpiegelungen. — Die Oaſe Tſcha-tjen-hia. — Yümen-ſhien. — Ein Sandſturm. — Anſi-ſan. — Tung-hoan-ſhien. — Der Grottentempel Tſien-fu-tung. — Der Ta-pan-ſan. — Rückreiſe. — Die Köpfe der Enthaupteten. — Neue Verhandlungen. — Zo-zung-tang als Hausherr. — Abreiſe nach Si-ning-fu.

Am 16. April übermittelte uns Zo-zung-tang den ihm abgerungenen Paß zur Paſſirung der chineſiſchen Mauer. Am 17. verließen wir Su-tſchou. Wir zogen weiter nach Weſten, der Koch Tötai aber nach Oſten.

Wie ich bereits erwähnte, war er ein Mandſchu, demnach ein Berufsſoldat. Seine enttäuſchten Hoffnungen auf ein ſchnelles Avancement beſtimmten ihn ſeinerzeit, das Schwert mit dem Kochlöffel zu vertauſchen. Schon ſeit einigen Wochen ließ der ſonſt ſo vorlaute Mann den Kopf hängen, ſtumpfſinnig ſchlachtete er die älteſten Hühner. Plötzlich ermannte er ſich wieder, zog ſeine Paradekleidung an und ließ ſich dem Chef der Expedition anmelden. „Ich erhielt,“ ſo lautete ſeine Anrede, „aus meiner Heimat die beſtrickende Kunde, daß ich zum Officier eines Schan-quan ernannt worden bin. Ich bitte um meine Entlaſſung. Wenn Ihr aber meinen Lohn um das Doppelte . . . .“ „Ich gratulire! — Reiſe glücklich!“

Niemand auf der Welt iſt unerſetzlich, auch nicht ein Koch in China. Kung-ſche übernahm noch am Vortage unſerer Abreiſe die laufenden Geſchäfte unſerer Hauswirthſchaft und war in den folgenden Tagen beſtrebt, ſeine Ehrlichkeit dadurch in das beſte Licht zu ſetzen, daß er in unzweifelhafter Weiſe die Summen zuſammenrechnete, um welche Tötai in unverantwortlicher Weiſe den Grafen beſchädigt hatte. Wenn ich nicht irre, ſo beliefen ſich die erſparten Ausgaben auf 500 Taël.

Es war ein unfreundlicher Tag, an welchem wir die Reſidenz verließen. Ein eiskalter Nordweſt-Sturm trieb uns den ſpärlichen Schnee und Regen mit aller Kraft entgegen. Die ganze Umgebung war in dumpfes Grau gehüllt. Bald hatten wir die Vegetationsgrenze der Oaſe hinter uns, und der durch ſchwarz angeſtrichene Thürme markirte Weg führte wieder auf dem grobſchotterigen Boden der Steinwüſte. Der als Straßenwächter angeſtellten Beſatzung der Thürme fällt die Aufgabe zu, den Weg auf 10 Schritt Breite von dem groben Steingerölle zu ſäubern, ſo daß die Straße auch für Holzkarren practicabel iſt. Obwohl hier vorzugsweiſe Kameele als Transportthiere verwendet werden, benützten wir dennoch wieder fünf der bekannten Gepäckswagen.


Kia-yü-kwan, das Thor zur Wüſte.

Als ſich in den Abendſtunden der Wind legte und die Atmoſphäre reiner wurde, erblickten wir endlich das bedeutungsvolle Thor Kya-yü-kwan, deſſen Zinnen dem an dieſer Stelle neu erbauten Walle ſogar etwas Majeſtä-

Google

tiſches verleihen. Im Oſten erhebt ſich auf wenige Li Entfernung der felszerklüftete Po-ſan, eine anſcheinend iſolirte, unzugängliche Kuppe von 3000 Meter Höhe, und im Süden ſchließt ſich ein nahezu 2000 Meter hoher, felſiger Querriegel dergeſtalt an die Mauer, daß das Thor wirklich als ſolches eine nicht zu unterſchätzende Wichtigkeit gewinnt, denn jede Marſchcolonne iſt bei der Ungangbarkeit des Terrains der Umgebung bemüſſigt, den Kia-yü-kwan zu paſſiren. In einem weiteren Bogen endet die chineſiſche Mauer, am Fuße des Nan-ſan (50 Kilometer von Kia-yü-kwan). Ihre geſammte Länge von der mandſchuriſchen Stadt Girin am Sungari (Nebenfluß des Amur) bis Kia-yü-kwan beträgt 3000 Kilometer. Das zweite Kia-yü-kwan am weſtlichen Ende der Mauer, welches auf den meiſten Karten erſichtlich iſt, exiſtirt nicht.

Die ſandige Anſchwellung der Wüſte bei Kia-yü-kwan (1700 Meter) bildet die Waſſerſcheide des Chara-nor (Mündung des Sula-ho) und des Öll-hung-ho. Die abſolute Erhebung des Bodens mag auch der Grund ſein, daß das Trinkwaſſer von wirklich vorzüglicher Güte iſt.

Die mit einem mächtigen Steinwalle umgebene Stadt Kia-yü-kwan iſt klein und ſchwach bevölkert. Wie es in Su-tſchou hieß, würde das Thor von 500 Soldaten bewacht. Auch hier überſchätzten die Chineſen die Stärke der Garniſon, welche in Wirklichkeit höchſtens den vierten Theil betrug. Wir hatten kaum das Kun-kwan bezogen, ſo erſchien der Stadtcommandant und verlangte die Vorweiſung der Päſſe. Erſt nachdem er ſich von der Echtheit der Papiere überzeugt hatte, geſtattete er uns die freie Bewegung in der Stadt. Das eigentliche Thor beſteht aus drei maſſiv erbauten Steinthürmen mit reichverſchnörkelten Holzdächern, auf deren Erkern ſtets drei Soldaten Wache halten. Die ſtarken, eiſenbeſchlagenen Thorflügel der Paſſage ſind beſtändig geſchloſſen. Jede ankommende oder abgehende Caravane, die ſich nicht in befriedigender Weiſe legitimiren kann, ſoll von den dienſtthuenden Soldaten unbarmherzig zurückgewieſen werden. Daß indeß in ſolchen Fällen auch ſchweres Silber als guter Paß gilt, brauche ich nicht erſt näher zu erörtern.

Als wir am nächſten Morgen die Mauer hinter uns hatten, befanden wir uns in einer der troſtloſeſten Partien der Wüſte. Der Himmel war wolkenlos, kein Lüftchen bewegte die Atmoſphäre und der erhitzte Sandboden vermehrte die Gluth der Sonne zur Mittagszeit um das Doppelte. Es war, als hätte uns die Paſſage der chineſiſchen Mauer aus dem Winterreiche der Provinz Kan-ſu in ein tropiſches Sommerreich geführt. Die Ausläufer des Nan-ſan traten im Süden immer weiter zurück, in weiter, weiter Ferne erglänzten die eisbedeckten Spitzen und Rieſengletſcher wie blank polirte Silberhelme und vor uns verſchmolz der eintönige, geröllbedeckte Wüſtenplan mit dem fernen Horizonte.

Die einzigen lebenden Weſen, denen wir an dieſem Tage begegneten, waren Antilopen. Obgleich die Thiere keineswegs ſcheu waren, gelang es doch Keinem von uns, bei dieſer Gelegenheit ein Thier zu erlegen. Wahrſcheinlich trug die durch die erhitzte Luft verſchärfte Strahlenbrechung an dieſem Mißerfolge Schuld. In ähnlicher Weiſe, wie ſich an kalten Tagen in der Nähe eines Feuers das Zittern und Wellenſchlagen der Luft dadurch kundgibt, daß ein im Hintergrunde befindliches Object ſcheinbar in Vibration geräth, ſo ſcheint es auch an heißen Tagen in der Wüſte, als ſeien alle Steine in unruhiger Bewegung.

Wie der Fiſcher erſt den Stoß berechnen muß, bevor er die Harpune mit Erfolg gegen den Fiſch im Waſſer ſticht, ebenſo muß der Jäger in Gegenden, wo die Fata morgana ihr böſes Spiel treibt, oft in das Blaue zielen, um zu treffen.

Jedermann kennt die Thatſache, daß das Bild der Sonne ſchon ſichtbar iſt, wenn der Himmelskörper noch unter dem Horizonte ſchwebt. Die Urſache liegt darin, daß die Luft, je näher der Erdrinde, deſto dichter und wärmer wird. In ähnlicher Weiſe werden alle Lichtſtrahlen, die auf die erhitzte Bodenluft der Wüſte fallen, reflectirt. Dadurch werden die ferner liegenden Objecte unter einen derartigen Sehwinkel erhoben, daß es ſcheint, als breite ſich zwiſchen dieſen und den näheren Gegenſtänden ein Waſſerſtreifen aus, durch welchen der ſichtbare Horizont weiter in die Ferne gerückt wird.

Wir beobachteten dieſe als Fata morgana bekannten Erſcheinungen der Wüſte jeden Tag, wenn die Sonne in voller Majeſtät am Firmamente erglänzte. Und gerade während ſolcher glühenden Stunden macht ſich auch

Im Norden begrenzen die ſchwarzen Felsmaſſen des Palin-ſan den Horizont und in der weiten Ferne überragen die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter der Nan-ſan-Kette den kreisförmigen Bug der kahlen Keſſelhöhe im Süden. Der erwähnte kleine See führt den Namen Tſcha-tjen-chai. In ihm ſammeln ſich die Gewäſſer dreier Gebirgsflüſſe, die dann in ihrem weiteren Abfluſſe Sula-ho (auf allen Karten Bulungir genannt) heißen, und ſich weiter weſtlich in den Chara-nor, einen abflußloſen, verſumpften Salzſee, ergießen. Trotz des lieblichen und einladenden Bildes der Oaſe erblickte ich gerade hier keinerlei Spuren der Thierwelt, nicht einmal ein Rabe ließ ſich in der Nähe der Hütten ſehen.

Die chineſiſchen Bewohner des Ortes friſten ihr Daſein durch den Handel mit Lebensmitteln (nahezu ausſchließlich Reis), welche ſie aus Su-tſchou oder Yümen-ſhien beziehen, denn ſie ſelbſt bebauen keine Felder. Die Mauleſel und Pferde, welche durch die Wüſte getrieben werden, müſſen unter den obwaltenden Umſtänden ebenfalls mit einer außergewöhnlichen Nahrung vorlieb nehmen. Anſtatt eines angefeuchteten und reichlich mit ſchwarzen Erbſen gemengten Häckſels, mit welchem die Thiere im ſüdlichen Kan-ſu gefüttert werden, erhalten ſie nur mehr leeres Reisſtroh und nach beſonders anſtrengenden Märſchen Reiskörner. Man ſieht es ihnen ſofort an, daß ſie mit ſolchen Futterſorten wenig zufrieden geſtellt ſind.

Auch mein armes, braves Pferdchen, deſſen toller Uebermuth früher keine Grenzen kannte, ließ traurig den Kopf hängen und ſchüttelte die Mähne, wenn ich ihm eine Handvoll Reis offerirte. Verzehrte ich dagegen als Mittagmahl ein Stückchen Dampfbrod, dann kam es zu mir und verſtand ſo unwiderſtehlich mit den Augen zu bitten, daß ich ſchließlich meine Ration mit ihm theilte. Selbſt die in Oel gebackenen Mahoa-Bretzen fanden Gnade vor dem verwöhnten Gaumen des ſtruppigen Pferdchens.

Zwiſchen Tſcha-tjen-hia und Yümen-ſhien breitet ſich die ebene Wüſte mit dem feinkörnigen Kies wie eine Rieſen-Reitſchule aus. Nur die weißgebleichten Knochen verendeter Maulthiere und Kameele, welche allenthalben auf dem grauen Boden ſchimmern, bringen einige Abwechslung in die Monotonie. Zehn Li vor Yümen erblickten wir wieder eine Waſſerader, die unter dem Namen Kun-tſchan-ho aus dem Süden kommend, dem Sula-ho zufließt. Mit dem Paſſiren des Fluſſes hört der Wüſtencharakter auf, am jenſeitigen Ufer keimen wieder Feldfrüchte, und zwar auf einer verhältnißmäßig fruchtbaren — Löß-Oaſe. Eine Stunde lang führt der Weg abwechſelnd zwiſchen Ackerboden und Wieſengründen an zerfallenen Ortſchaften, buddhiſtiſchen und mohamedaniſchen Tempeln, an Bewäſſerungscanälen, deren Ufer mit hohen Bäumen bepflanzt ſind, und an tiefen Brunnenlöchern vorüber, bevor man die ſymmetriſchen Mauern der Stadt und das Blätterlaubdach der Obſtbäume in ihrem Innern in Sicht bekömmt. Wir wurden vor dem Stadtthore von dem Magiſtrate erwartet und begrüßt. Unter Vorantragung eines rothen Parapluie's hielten wir ſodann Einzug in die Stadt, angeſtaunt und verhöhnt von der geſammten Bevölkerung derſelben. Jene Leute, welche in der Hauptſtraße keinen Platz mehr finden konnten, hatten auf den Dächern oder auf den Bäumen ihr Obſervatorium aufgeſchlagen. Wir bezogen wieder einmal eine beſſere Wohnung in dem Mandarin-Kun-kwan, welches aber erſt von der Dienerſchaft gereinigt und geſcheuert werden mußte.

Der Bürgermeiſter machte uns ſeine Aufwartung und überreichte uns ein Ehrengeſchenk, beſtehend in einem Hammel und vier alten Hühnern, welch' letztere der Koch gar nicht annehmen wollte. Auch unſere Dienerſchaft wurde von Seite der Stadt in erfreulicher Weiſe bewirthet. Yümen-ſhien erhielt den Namen von einer älteren Stadt, Yümen-kwan, auf 250 Li Entfernung, die jedoch nicht mehr exiſtirt. Die Daten aber geben Zeugniß für den ehemaligen Beſtand der ſüdlichen Handelsſtraße nach Khotan, deren Trace nun ganz vom Sande verſchüttet iſt.

Als wir nach einer kleinen Promenade in der Stadt wieder heimkehrten, fiel mir der purpurfarbige Schein der untergehenden Sonne auf. Vor dem Schlafengehen bemerkte ich, daß der Stand des Barometers ſeit unſerer Ankunft um 0·2 Zoll gefallen war. Der nächſte Morgen verſprach einen ſchönen Tag, wenngleich ſchon zeitlich früh ein heftiger Weſtwind ſich erhoben hatte. Dieſer Wind aber ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde mit rapider Vehemenz zum Orcane, der gegen 10 Uhr Vormittags ſeinen Höhepunkt erreicht zu haben ſchien. Trotz der Sandbrille war es nicht möglich, die Augen offen zu behalten, denn die Sandkörnchen wirkten wie glühende Nadelſpitzen auf die Sehnerven. Es war, als bewegten wir uns inmitten einer dichten Sandſchichte, die mit rapider Geſchwindigkeit gegen Oſten dahinraſte.

Von meinen Begleitern ſah ich Niemand, die ganze Caravane war zerſtoben. Die Dyruſumgeſträuche in nächſter Nähe glichen einem verſchwommenen Nebelbilde in großer Entfernung. Ich achtete nur auf mein treues Pferd und überließ mich ganz dem Inſtinkte des braven Thieres. Hin und wieder gab es einen klagenden Ton von ſich, als wollte es mir Vorwürfe machen, daß ich mitleidslos ſeine Kräfte bis zum Aeußerſten ausnütze. Dann ſtieg ich wohl ab, um mir die Augen vom Sande zu reinigen, mußte mich aber ſogleich an den Hals des Thieres anklammern, um nicht vom Sturme umgeriſſen zu werden. Jeder Windſtoß warf kleine Steine und ſcharfen Sand mit ſolcher Stärke in das Geſicht, daß ich bald blutig geritzt war. Vom Wege war keine Spur zu ſehen. Es waren für mich peinliche Momente, wenn ich die Magnetnadel hervornehmen mußte, um mich orientiren zu können.

Der Sturm wüthete im Allgemeinen ungeſchwächt fort, doch kamen auch intermittirende Momente vor, in welchen das in der Luft erzeugte Getöſe mit dem Geräuſche zu vergleichen war, welches entſteht, wenn eine im heftigen Sturmwinde entrollte Fahne ſich nach allen Richtungen aufbläht, in allen Falten zittert, zerreißt und endlich unter wimmernden Tönen in die Lüfte davonfliegt. Kurz, der Tag verlief wie ein Fiebertraum.

Gegen Mittag traf ich Herrn Loczy. Er ſaß ſo gut es anging, halbgedeckt hinter einem Felsblock und wartete, bis er Jemand finden würde, der ihm weitere Auskunft zu ertheilen im Stande wäre. Wir ſetzten nun im beſtändigen Kampfe mit dem entfeſſelten Elemente unſeren Weg gemeinſam fort und erreichten Nachmittags ein Lehmgehöfte, wo wir uns und unſeren Thieren den Sand aus den Augen und Ohren wuſchen. Doch noch wochenlang ſpürte ich die feinen Körner in denſelben. Auch unſere Caravane vereinigte ſich wieder, und zwar Mann für Mann bei dem erwähnten Hauſe. Nach einer kurzen Raſt ſetzten wir die unterbrochene Route fort. Mit Einbruch der Dunkelheit erreichten wir endlich das lang erſehnte Nachtquartier

Der Commandant der Stadt bereitete uns einen großartigen Empfang. Die ganze Garniſon war mit ihren Paradefahnen aus weißen und blaßrothen Seidenſtoffen ausgerückt. Der Magiſtrat und der Militär-General erwarteten uns vor der Front in einem zum Schutze gegen den ſtarken Weſtwind errichteten, weißen Zelte. Wir mußten von den Pferden abſitzen und ſtumm den ſervirten Thee trinken, da wir in Folge der Abweſenheit des Interpreten nicht ſprechen konnten. Als wir wieder die Pferde beſtiegen, dann das Thor paſſirten, und endlich vor dem Kun-kwan Halt machten, wurden auf Befehl des Generals je drei Kanonenſchüſſe abgefeuert.

An-ſi-fan iſt ebenfalls nur mehr ein Trümmerhaufen ohne beachtenswerthe Gebäude. Während Yümen-ſhien im Jahre 1870 gegen den Anprall der mohamedaniſchen Rebellen erfolgreichen Widerſtand leiſtete, mußte An-ſi-fan capituliren und fiel der Verwüſtungswuth derſelben zum Opfer. Im Süden der Stadt erheben ſich die Ruinen des alten An-ſi-fan in der Geſtalt eines halbverfallenen Umfaſſungswalles. Vor ungefähr 50 Jahren verließen die Einwohner freiwillig die alte Stadt und erbauten das neue An-ſi-fan 8 Li nördlicher, weil ſie annahmen, in der neuen Lage weniger den Sandſtürmen ausgeſetzt zu ſein.

Von An-ſi-fan biegt der Haupthandelsweg unter einem ſcharfen Winkel nach Norden ab, und bildet, die große Wüſte durchſchneidend, gewiſſermaßen die Grenzlinie ihrer öſtlichen und weſtlichen Hälfte. Zwei Tagereiſen von An-ſi-fan paſſirt die Straße die Oeffnung eines langgeſtreckten, von Oſt nach Weſt ziehenden Felsriegels, mit Namen Pej-ſan, deſſen von An-ſi-fan ſichtbare Kammhöhe nach meiner Schätzung kaum viel mehr als 2000 Meter erreicht.

Während einer vollen Woche iſt der Reiſende gezwungen, Lebensmittel und Waſſer mit ſich zu führen, er findet weder Ortſchaften noch waſſerhältige Ciſternen, und darum verkehren auf dieſer Strecke nur Kameele. Als im Jahre 1879 die Eventualität eines Krieges zwiſchen Rußland und China erwogen werden mußte, reiſte auch Zo-zung-tang auf dieſer Straße nach Oſt-Turkeſtan, um dem Kriegsſchauplatze näher zu ſein. Er benützte aber für den Transport ſeiner corpulenten Perſon den Tragſeſſel.

Mit der Stadt Hami (Chamil) erreicht der Reiſende den Südfuß des Tien-ſan und die erſten Spuren ſibiriſcher Civiliſation. Eine reizende Gebirgslandſchaft begleitet nun ſeinen weiteren weſtlichen Weg bis zur ruſſiſchen Grenze. Im Gouvernement Semipolatinsk ſtehen ihm bereits die ſchnellen Poſtwägen zur Verfügung, die ihn in raſender Eile nach der Stadt Semipolatinsk und von hier am rechten Ufer des Irtyſch nach Omsk bringen.

Die Reiſe von An-ſi-fan bis Omsk nimmt nicht volle drei Monate in Anſpruch. Hätten wir uns entſchloſſen, die von Zo vorgeſchlagene Reiſeroute nach Sibirien durchzuführen, die allerdings durch die Ausſicht auf die Erforſchung der nach chineſiſchen Ausſagen bei Turfan exiſtirenden thätigen (?) Vulcane*) ein gewiſſes Intereſſe bot, ſo wären wir bereits Anfangs Auguſt nach Hauſe gekommen. Da wir uns aber in den Kopf geſetzt hatten, zum mindeſten den Charakter des öſtlichen tibetaniſchen Hochlandes kennen zu lernen, ſo verlängerte ſich unſer Aufenthalt in Aſien um ein volles Jahr.

Von An-ſi-fan nach Tung-hoan-ſhien ſind es nur vier kurze Tagreiſen. In fünf Stunden gemüthlichen Rittes gelangt man von einer Station zur andern, leider zu früh, denn die Orte beſtehen nur aus ein oder zwei Häuſern und einem kleinen Lehmtempel.

Der Weg überſetzt ſüdlich von An-ſi-fan wieder den Sula-ho, der ſich in dem cultivirten Thale in mehrere Arme ausbreitet und in regulirten Waſſercanälen die fruchtbaren Felder bewäſſert. Eine ergiebige Ernte iſt jedoch erſt durch das Einſetzen heftiger Frühjahrsſtürme geſichert. Die vielen kleinen Ortſchaften ſind von chineſiſchen Bauern bewohnt. Mit dem Verlaſſen der an das Inundationsgebiet anſchließenden grasreichen Steppe gelangten wir zu dem Steingerölle des zerklüfteten, aus kahlem Geſteine beſtehenden Gebirgszuges Loan-ſan und nach einem weiteren einſtündigen Marſche auf der Kopi zur Station Kua-tſchuo-kou.

Wir erhielten von dem Hausherrn des einzigen bewohnten Gehöftes das beſte Zimmer angewieſen, deſſen Schlaföfen trotz der Tagestemperatur von + 28° C. mit Argali geheizt waren. Der ekelhafte Geruch des Kohlenfeuers und die ſchwüle Luft in dem engen Raume trieben uns jedoch bald wieder in das Freie. Ich nahm meinen Werndlſtutzen und begab mich auf die Antilopenjagd. Die Thiere, welche ſich bei unſerer Ankunft furchtlos der zerfallenen Lehmmauer des Wirthshauſes genähert hatten, merkten ſofort die böſe Abſicht und entflohen in das Gebirge. Ich folgte ihnen nach und trieb mich bis zum ſpäten Abend in den ſcharfkantigen, waſſerloſen Schluchten und auf den unentweihten Höhen herum, aber ohne eine einzige Antilope erſpäht zu haben. Die eigenthümliche, das Auge anſtrengende und ermüdende graue Färbung der Felſenmaſſen mag auch viel dazu beitragen, die gefahrloſe Bewegung der ſchnellfüßigen Thiere zu ſichern. Es gehört ſehr viele Uebung dazu, eine vor einem felſigen Hintergrunde ruhig daſtehende oder liegende Antilope aus der Entfernung von 200—300 Schritten wahrzunehmen.

---

*) Wahrſcheinlich brennende Kohlenlager.

Zwiſchen dem erwähnten Loan-ſan und dem Nan-ſan, deſſen Contouren ich bei Sonnenuntergang von einer mit einem unanſehnlichen Tempel gekrönten Kuppe bewunderte und anſtaunte, zieht ſich ein gänzlich unbewohnter Wüſtengürtel in der Breite von 50 Kilometer halbkreisförmig von Weſt nach Oſt. Einzelne Fußpfade führen zu den Thalöffnungen des Hauptgebirges.

Als ich wieder nach Hauſe kam, hörte ich in Folge meiner Erkundigungen erzählen, daß die Fan-zh (Tanguten) jene Wege ausgetreten haben, wenn ſie ihre Raubzüge zu den chineſiſchen Niederlaſſungen unternahmen. Vor Kurzem erſt überfiel eine Räuberhorde die Station. Es war gerade ein reiſender Kaufmann aus An-ſi-fan mit ſeiner Caravane im Nachtquartier. Um Mitternacht, als alle Leute im tiefen Schlafe lagen, erſtürmten die Fan-zh mit wildem Geſchrei das Gehöfte, raubten alle Mauleſel und machten einen Chineſen zum Gefangenen. Dem Kaufmann, dem Wirthe und den übrigen Maulthiertreibern war es gelungen, nach An-ſi-fan zu entfliehen. Der Magiſtrat dieſer Stadt, bei welchem der Beſchädigte Hilfe verlangte, brachte in Erfahrung, daß der Fürſt dieſer Räuber ſein ſchwarzes Zelt in einer wilden Schlucht, 100 Kilometer von Kua-tſchuo-kou entfernt, aufgeſchlagen habe. An eine Verfolgung war bei der Ungangbarkeit und Unkenntniß des Gebirges gar nicht zu denken. Deshalb verfiel man auf den einzigen Ausweg und knüpfte mit Hilfe der zahmen Fan-zh, welche die auslaufenden Mulden des Nan-ſan bewohnen, Verhandlungen an. Eine mit ſchwerem Gelde erkaufte Deputation dieſer Leute machte ſich auf die Beine, um dem Tangutenfürſten den Gruß des Commandanten von An-ſi-ſan mit der Bitte zu entbieten, den Gefangenen frei zu laſſen, falls er noch nicht erſchlagen wäre. Der Fürſt erwiederte den Gruß mit dem Bemerken, daß er von der Geſchichte nichts wiſſe. Bei der Machtloſigkeit der Chineſen über die ungebundenen Bergbewohner war die Angelegenheit hiemit erledigt.

Auf dem weiteren Wege nach Tung-hoan-ſhien zog ich es vor, anſtatt auf den unreinen Lehmbetten zu ſchlafen, die kleinen Lehmtempel der Stationen als Nachtquartier zu benützen. Angeblaſen von den kühlen Nachtwinden, die von allen Seiten freien Zutritt hatten, ſchlummerte ich dann unter dem armſeligen Altare, beſchützt von den grimmig blickenden Göttergeſtalten, mutterſeelenallein bis nach Sonnenaufgang, und ließ mich erſt durch das Zwitſchern der kecken Sperlinge aus dem Schlafe wecken.

Die letzte Station vor Tung-hoan-ſhien heißt Kata-tſing. Das uns zugewieſene Quartier ſtellte unſere Genügſamkeit auf die härteſte Probe. Das Zimmer glich im vollſten Sinne des Wortes einem Lehmkaſten, deſſen Decke nur aus einigen rauchgeſchwärzten Schilf-Fragmenten beſtand. Ein großes Loch in der Mitte derſelben ermöglichte wenigſtens die freie Luftcirculation, denn das Zimmer war ſo klein, daß es nicht einmal einen Stuhl aufnehmen konnte. Der Kang beanſpruchte den ganzen Raum für ſich. Der Anblick des Quartiers machte einen ſo widerlichen Eindruck, daß ſelbſt der ſonſt ſo tolerante Dolmetſch Sin ganz entſetzt ſeinen Abſcheu ausſprach. Er war empört, daß der Magiſtrat von Tung-hoan-ſhien keine Möbel und eventuell Zelte hieher geſchickt hatte, was doch nach altem Herkommen ſeine Schuldigkeit geweſen wäre. „Ja," ſagte er, „dieſer Mandarin will Tautai von Su-tſchou werden. Aber ich werde es ſchon bei meiner Rückkunft Zo berichten, wie er die Befehle befolgt. Er fürchtet ſich nicht vor dem Vicekönig, wenn aber dieſer das hört, ſo kann es dem Stadtcommandanten ſchlecht ergehen. Er rechnet natürlich alle Auslagen auf, die er in Wirklichkeit erſparte, und wird nicht verſäumen, auch für den Transport von Möbeln nach Kata-tſing eine erkleckliche Summe zu beanſpruchen. Es iſt ſchamlos, nicht ein Huhn, nicht ein Ei hat der geizige Mann hieher geſendet, und wird gewiß für jedes

Ei, das wir zu dem Preiſe von 5 Caſh (1 kr.) auf eigene Rechnung verzehren, von Zo 25 Caſh verlangen.“

„So?“ entgegnete ich, „das klingt ja recht nobel. Zo rechnet dann gewiß dem Miniſterium des Auswärtigen für jedes Ei, welches wir uns kaufen, 500 Caſh auf!“

„So iſt es. Das thut er. — Es iſt einmal chineſiſche Sitte, a very good chinese custom (eine ſehr ſchöne, chineſiſche Sitte),“ fügte er mit wohlgefälligem Lächeln hinzu. Wir werden erſt ſpäter erfahren, in welchem Grade auch Sin dieſer landesüblichen Sitte ergeben war.

Vierzig Li vor Tung-hoan-ſhien erblickten wir das erſte, wirklich erfriſchende Grün in der Wüſte. Der Weg umgeht in einem großen Bogen nach Süden das verſumpfte Ufergelände eines anſehnlichen Teiches, in welchem ſich das Waſſer eines kleinen Flüßchens, nachdem es den Tapan-ſan durchbrochen, anſammelt. Die Ufer des Teiches ſind mit hohem Schilfe und ſpröden Grashalmen dicht bewachſen.

Schon von weiter Ferne feſſelte ein dunkler Streifen, welcher den ſanft anſteigenden Horizont krönte, unſere Aufmerkſamkeit. Je näher wir dem Dorfe Sing-tjen-gt am Weſtufer des Seebeckens kamen, deſto beſtimmtere Umriſſe gewannen die dunklen Contouren. Endlich konnten wir zu unſerem ſprachloſen Erſtaunen das durch die leiſe weſtliche Luftſtrömung wellenförmig bewegte Laubdach zahlreicher, herrlicher Bäume wahrnehmen, die ſich waldartig gruppirend, nicht allein den Abfluß des See's zum Tan-ho, ſondern auch die weitere Straße nach Tung-hoan-ſhien begleiten.

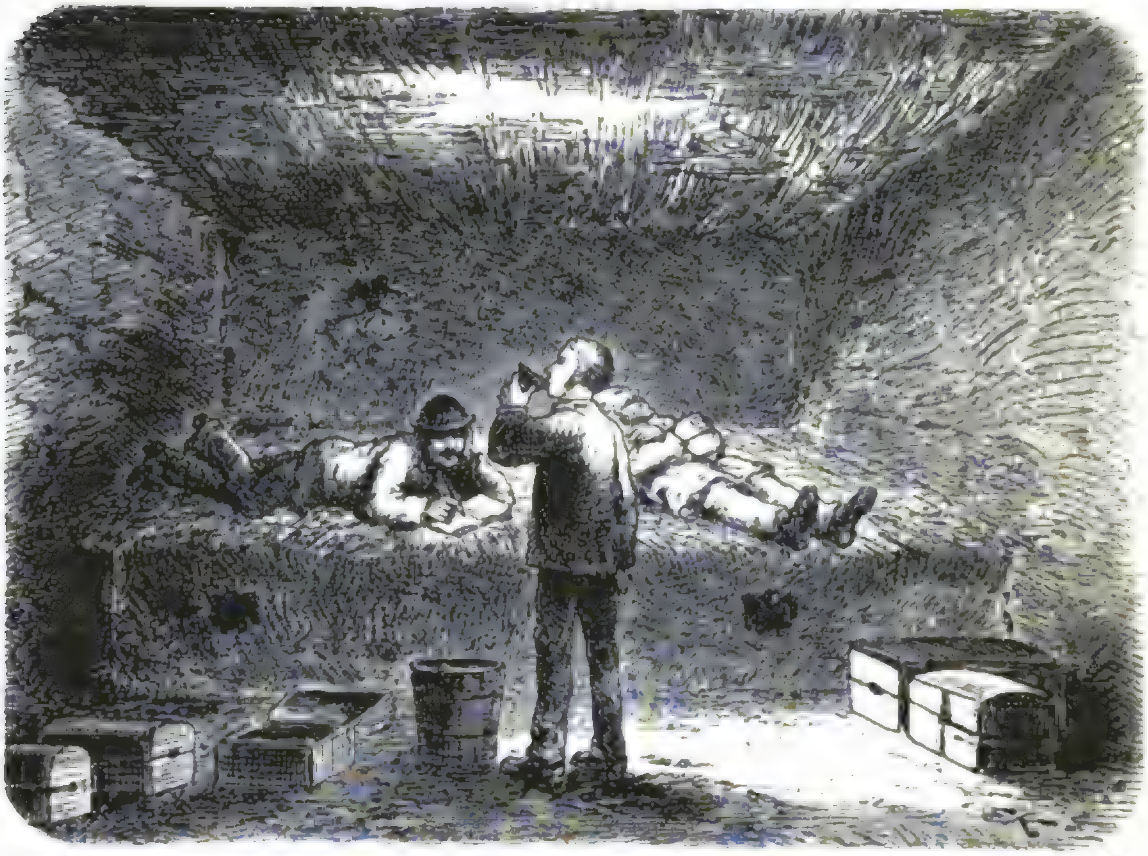
Das unerwartete Frühlingsbild der in allen Abſtufungen des Grün prangenden Weiden, Pappeln, Tamarisken ꝛc. gewinnt gegen Tung-hoan-ſhien durch die auf dem gelben Lößboden gedeihende Weizenſaat an Reiz. Da glücklicherweiſe die blühende Oaſe von dem Sturme der mohamedaniſchen Rebellion verſchont blieb, ſo ſind alle Ortſchaften und Gehöfte in gutem Zuſtande, obwohl dieſelben auch nur aus Lehm und Lößerde erbaut ſind.

Die Oaſe verdankt ihre Fruchtbarkeit hauptſächlich dem Waſſerreichthume des Tan-ho, der in den Gletſchern des Nan-ſan und Scha-ſan entſpringend, in ſeinem Oberlaufe durch wildromantiſche Schluchten brauſt, in ſeinem Mittellaufe das ſpärlich bewohnte Territorium der wilden Fan-zh (Tanguten) durchfließt, welche auf den ſaftigen Alpenmatten ihre Zelte aufgeſchlagen haben, endlich mit dem Verlaſſen des Gebirges die Stein- und Sandwüſte betritt, woſelbſt ein großer Theil der Waſſermenge verſickert.

Nach dem Durchbruche des dem Nan-ſan-Gebirge vorgelagerten Felsrückens Tapan-ſan theilt ſich der Fluß in mehrere Arme und ſein Inundationsgebiet umſpannt die fruchtbaren Gefilde der Oaſe. Bei dem Umſtande, daß Niederſchläge in der Wüſte, alſo auch in jeder innerhalb derſelben liegenden Oaſe zu den größten Seltenheiten gehören, ſo beziehen die Aecker die Waſſernahrung vom Tan-ho durch tauſende von Canälen, die mit bewunderungswürdigem Verſtändniß nivellirt und ausgehoben wurden. Ueber die Bildung des Löß an dieſer Stelle, 35—40 Kilometer vom Nordfuße des Nan-ſan entfernt, vermag ich keine genügende Auskunft zu geben. Daß derſelbe am Nan-ſan jedenfalls in mächtiger Ablagerung exiſtirt, ſcheint mir aus dem Vorhandenſein der Erde bei Tung-hoan-ſhien ſehr wahrſcheinlich. Die Löß-Oaſe von Tung-hoan-ſhien als Alluvialboden zu betrachten, fällt ſchwer, weil wir in der Erde die bekannten Schneckengehäuſe uhd Knochen finden. Und dennoch iſt ſie an das beſtimmt ausgeſprochene und abgegrenzte Inundationsgebiet des Tan-ho gebunden. So nahe es auch liegen mag, den Boden als Ablagerung des Fluſſes anzuſprechen, ſo ſehr ſteht dieſe Löſung der Frage mit der Theorie über die Entſtehung der Lößerde im Widerſpruch. Die Oaſe von Tung-hoan-ſhien umfaßt einen Flächenraum von beiläufig 500 Quadrat-Kilometer und zeichnet ſich überall durch üppige Feldcultur und dichte Baumpflanzungen aus.

Tung-hoan-ſhien liegt in einem wahren Garten, vom Laube der Bäume romantiſch verborgen. Erſt in unmittelbarer Nähe der crenelirten Umfaſſungsmauer werden die Spitzen der vielen Tempelpagoden ſichtbar.

Wir wurden in feierlicher Weiſe empfangen. Die ganze Garniſon war ausgerückt und formirte innerhalb der Umfaſſungsmauer bis zu unſerer Wohnung ein farbenreiches Spalier, in welchem beſonders der Scharfrichter der Stadt in rother Kleidung, mit ſeinem mächtigen, blank geputzten Richtbeile auffiel. Für die Bevölkerung, die niemals zuvor Europäer geſehen hatte, war unſer Einzug ein Freudenfeſt. Wer nicht gerade in den letzten Zügen lag, ſuchte ein günſtiges Plätzchen entweder auf der Gaſſe oder hoch oben auf den Ziegeldächern zu erobern, um die Fremdlinge zu muſtern. In der erſten Reihe der Zuſeher bemerkte ich durchgehends weißbärtige, ehrwürdige Männer, die ihren Enkeln auf dem Arme das unerhörte Ereigniß, ſo weit ſie es ſelber verſtanden, zu erklären bemüht waren.



Inneres eines Wirthshauſes in Kata-tſing.

Die Stadt liegt am Ende der unbedeutenden Handelsſtraße von An-ſi-fan und gilt als die weſtlichſte politiſche Station China's in dieſem Wüſtengebiete. Wenn Mandarine hieher reiſen, ſo folgen ſie nur ihrer Berufsbeſtimmung, und da ihnen die Amtsgebäude zur Verfügung ſtehen, entfällt die Nothwendigkeit, für reiſende Beamte ein Staatshotel zu erbauen. Wir erhielten aus dieſem Grunde anſtatt des Kun-kwan ein Wirthshaus als Quartier zugewieſen. Daſſelbe lag in der Mitte der Stadt und war geräumig genug für die Beherbergung ſämmtlicher Perſonen und des ganzen Troſſes der Expedition.

Digitized by Google

Die eine Seite unſeres Zimmers wurde in ihrer ganzen Länge von einem breiten Schlafkang eingenommen. Der übrige Raum genügte für die Aufſchichtung des Gepäckes und die Gruppirung der Tiſche, Stühle und Bänke, welche uns der Magiſtrat zur Benützung überlaſſen hatte. Kaum waren wir mit dem Ausbreiten der Schlafmatratzen auf der Lehmoberfläche des Schlafofens zu Ende, ſo ließen ſich die Honoratioren der Stadt zum Beſuche anmelden.

Der Bürgermeiſter, der General und noch zwei andere Mandarine überraſchten uns noch bei der Reinigung unſerer Kleidungsſtücke vom Wüſtenſande. Alle Herren zeigten gewinnende Manieren, beſonders war es der General, welcher ſich in den nächſtfolgenden Tagen beſtrebte, durch zuvorkommende Aufmerkſamkeit und beſonderes Geſchick als Fremdenführer ſich nahezu unentbehrlich zu machen.

Ich bemerkte ſofort, daß der Bürgermeiſter ſehr an Kurzſichtigkeit litt. Um den Uebelſtand noch mehr zu vergrößern, thronte auf ſeinem Stumpfnäschen eine runde Rieſenbrille mit convexen Gläſern. Augengläſer gelten in China als unerläſſiges Tribut der Intelligenz. Jeder Gelehrte, jeder Literat, jeder gebildete Kaufmann, ja ſelbſt der Laſtenträger, welcher 4000 Schriftzeichen zu leſen im Stande iſt, verſinnbildlicht gerne ſeine Kenntniſſe durch die Bewaffnung des Auges mit Brillen.

Die Oculare beſtehen aus runden Scheiben im Durchmeſſer von 4—5 Centimeter und ſind in 4 Millimeter ſtarken Ringen aus Schildkrot, Horn oder Holz eingefaßt. Ein maſſiver, rechteckig aufgebogener Steg aus Meſſing verbindet beide Oculare. Um die Brille auf der Naſe zu erhalten, dienen zweigliederige, ſtarke Meſſingarme mit flachpolirten, breiten Knöpfen an beiden Enden, welche ſich federartig an die Schädelwölbung anpreſſen. Die Brillenbehälter, flache Käſtchen aus Holz, Horn oder reich geſtickten Seidenſtoffen, hängen immer neben der Waſſerpfeife, dem Stahlfeuerzeuge und den Eßſtäbchen an dem Leibgurte des Beſitzers. Die Oculare werden im Allgemeinen aus Bergkryſtall und wolkigem Rauchtopas verfertigt. Ein derartiges Augenglas koſtet zum mindeſten 8—12 Taël; erſt in jüngſter Zeit werden Verſuche gemacht, das billigere Glas für die Brillenerzeugung zu verarbeiten. Der Schliff der Oculare iſt immer biplan oder biconvex. Die Wohlthaten concav geſchliffener Gläſer kennen die Chineſen noch nicht. Kanton gilt nicht nur für alle Nephritkunſtwerke, ſondern auch für die Schleiferei der Augengläſer als Hauptſtadt der einheimiſchen Induſtrie.

Wie alle Kurzſichtigen, ſo zwinkerte der Bürgermeiſter beſtändig mit den Augenwimpern, um im unbewußten Abwehren allzu vieler Lichſtrahlen ein ſchärferes Bild der nahen Objecte zu gewinnen. „Ihre Augen ſind ſehr geſchwächt," ſagte ich zu ihm. „Auch ſcheinen mir Ihre Brillen nicht zweckmäßig gewählt zu ſein. Wollen Sie mir erlauben, daß ich ſie unterſuche?" Bereitwillig überreichte er mir die Gläſer. „Ich will Ihnen ein anderes Glas ſchenken, vielleicht können Sie dann beſſer ſehen." Der Mandarin lächelte ungläubig, als ich aus meinem Handkoffer eine neue Wiener Brille mit Goldfaſſung hervorſuchte.

Er war lange Zeit unſchlüſſig und berieth ſich mit ſeinem Freunde, dem General, ob er das zierliche Glas vor ſeine Augen ſetzen ſollte oder nicht. Endlich legte er die eigene, ſchwere Bewaffnung langſam auf den Tiſch und erhob ebenſo zögernd das dargebotene Glas vor die Augen. Gerade ſo, wie nach einem ſchweren Wetter der Sonne lachende Strahlen alle Nebelwolken zerreißen, wie wenn ein armes Waiſenkind in ſprachloſem Entzücken auf ein unverhofftes Weihnachtsgeſchenk ſtiert, ſo erglänzten die Augen des Bürgermeiſters in begreiflicher Verklärung vor der bisher ungekannten Deutlichkeit des Bildes im ganzen Geſichtsfelde.

Nach einer geraumen Weile ſtummer Verwunderung fragte er mich in banger Unſchlüſſigkeit, ob ich ihm denn wirklich die Brille ſchenken werde. Nachdem ich bejahte, betrachtete er das Inſtrument eingehend von allen Seiten und bedauerte ſchließlich nur die Form, welche ſo ſehr von jener der landesüblichen Augengläſer abwich.

Bevor die Herren mit Beginn der Dunkelheit aufbrachen, verſprach der General, uns bei dem projectirten Ausfluge nach dem Tempel Tſien-fu-tung zu begleiten.

Kung-ſche ſervirte das Diner. Wir waren ermüdet und legten uns zeitlich zu Bette. Wenige Stunden ſpäter erwachte ich wieder mit einem ſchrecklichen Bewußtſein; ich fühlte, daß ich mich nicht mehr allein im Bette befand. Ich ſprang von der Matratze, ſuchte nach den Zündhölzchen und machte Licht. Gerechter Himmel! Nicht zu Hunderten, zu Tauſenden wimmelte es auf dem Kang und an den ſchmutzigen Wänden; in ganzen Colonnen waren die Inſekten, welche die Wiſſenſchaft Climex lectularius L. nennt, und die im 11. Jahrhundert von den Hugenotten nach Straßburg importirt wurden, aufmarſchirt. Gegen eine ſolche Ueberzahl wäre jeder Kampf ein wahnſinniges Beginnen geweſen. Nach kurzem Beſinnen ergriff ich die Matratze, die Decken und meinen Reiſeſtock und trug die Gegenſtände in den Hofraum. In einem Winkel durchklopfte ich das Bett, in dem entgegengeſetzten ſchlug ich hierauf mein Nachtquartier auf. Doch auch hier verfolgte mich noch die Zudringlichkeit der gierigen Inſekten.

Am nächſten Morgen errichtete ich mir in einer Ecke des Hofes aus Strohdecken eine kleine Hütte und ſicherte den Boden in jeder Hinſicht durch das Ausbreiten einer großen, getheerten Decke. Mit dem Einſetzen der warmen Sommertemperatur hatte ich viel von den Inſekten zu leiden; ich zog es daher vor, anſtatt in den Zimmern, entweder im Hofe, auf der Straße oder auf einem Wagen zu ſchlafen.

Wir erſtatteten am folgenden Tage den Mandarinen die Gegenbeſuche und beſichtigten unter der Leitung des Generals die Stadt.

Tung-hoan-ſhien wird durch die zwei Hauptſtraßen, welche in der Richtung der Himmelsgegenden zu den großartigen Thoren führen und ſich im Stadtcentrum durchkreuzen, in vier Theile abgeſondert, deren gut erhaltene Ziegel- und Holzhäuſer eine Menge ſchmutziger Seitengäßchen bilden, in welchen ſich der Ortsunkundige leicht verirrt.

Die erwähnten Hauptſtraßen gewinnen durch die geſchmackvolle Abwechslung in der Gruppirung der Holzpagoden, Tempel, Regierungsgebäude und Verkaufsläden ꝛc. ein farbenreiches Bild, das durch die reich bemalten Portale, die mächtigen Steintreppen und Rieſenlaternen einzelner Gebäude noch mehr an Effect gewinnt. Ein Holztempel in der Südweſtecke der Stadt iſt der Stolz der Einwohner, denn von der ſechs Stockwerke bildenden Pagode genießt man eine befriedigende Ueberſicht aller Dachgiebel und Baumkronen.

Der Handel iſt unbedeutend und erſtreckt ſich nur auf den Import ſolcher Artikel, welche den beſcheidenen Bedürfniſſen der Einwohner genügen, und auf den Export von Feldfrüchten nach An-ſi-fan und den naheliegenden Anſiedelungen der Wüſte.

Die Einwohnerzahl beträgt 12.000. Die Leute tragen chineſiſche Kleidung; Kinder bis zum Alter von 6 Jahren tummeln ſich, ohne irgendwie durch Kleidungsſtücke in der freien Bewegung eingeengt zu werden, in muthwilligem Durcheinander auf der Straße herum. Die Jugend verſteht es bei dem Mangel an Erfahrung ihrer Eltern noch nicht, den Europäer zu inſultiren, im Gegentheil, die Bevölkerung von Tung-hoan-ſhien zeigte ſich uns gegenüber zwar neugierig und mitunter zudringlich, aber im Allgemeinen friedlich, freundlich und zuvorkommend.

Erwähnenswerth iſt die große Anzahl von Hunden und Katzen, welche ich in der Stadt bemerkte. Die ſchön gewachſenen und ſtarken Hunde gleichen den ſiebenbürgiſchen Schäferhunden, und werden ihrer Bösartigkeit wegen an Ketten gehalten. Kleinere Arten, als Dachshunde, Spitze und ſelbſt Pintſche, werden nur von den reicheren Claſſen gehalten. Ueberall in China ſorgt man für eine kummerloſe Exiſtenz dieſer ſehr beliebten Thiere. Nicht nur, daß für dieſelben in jeder Gaſſe eine Waſſerſchüſſel jederzeit friſch angefüllt wird, ſo wirft auch jede Familie die Ueberreſte der Mahlzeiten als Hundefutter auf die Straße.

Die Katzen ſind auf jeden Fall von bedeutend kleinerer Geſtalt als unſere Hauskatzen und beſonders auffallend durch ihre runden, zierlichen Köpfe. Das weiche Fell iſt grau und ſchwarz getigert.

Wenn man durch das Weſtthor der Stadt in's Freie tritt, ſo erreicht man nach wenigen Minuten das rechte Ufer des Tan-ho. Die Tiefe des Waſſers im Hauptarme des Fluſſes beträgt im Durchſchnitte bei normalem Waſſerſtande 0·3 Meter. Eine 200 Schritte lange Holzbrücke, auf fünf Holzjochen ruhend, bringt uns auf das jenſeitige Ufer. Wir ſtehen auf dem Boden von Alt-Tung-hoan-ſhien. Die Ruinen gleichen jetzt einer vor vielen Jahren verlaſſenen Ziegelei, überall begegnet das Auge den Trümmern ehemaliger Größe und Bedeutung. Die Ueberreſte der Umfaſſungsmauer trotzen nur mehr an wenigen Partien der Vergänglichkeit, von den einſtigen ſtolzen Pagoden iſt keine Spur mehr vorhanden.

Satſchu-wej, die Stadt, welche auf allen Karten noch mit großen Lettern verzeichnet wird, exiſtirt heute nicht mehr. Die Zeiten, als Marco Polo vor 600 Jahren an dieſer Stelle mächtige Eindrücke von dem Reichthum des Eldorado's von „Satſchiu“ empfing und von der Liebenswürdigkeit ſeiner Bewohner entzückt wurde, ſind vorüber. Als ich die Trümmerhaufen auf der Suche nach Alterthümern durchwanderte, ergriffen mich bei dem Gedanken, daß ſeit Marco Polo kein Europäer dieſe Stelle betreten hatte, eigenthümliche Gefühle.

Ich will die Gelegenheit benützen, um einige Worte über den in ſeiner Art einzig daſtehenden venetianiſchen Reiſenden zu ſagen: Marco Polo, der Sohn eines reichen Kaufmanns Namens Nicolo Polo, wurde im Jahre 1255 zu Venedig geboren. Einige Monate vor dieſem Ereigniſſe hatte Nicolo Polo mit ſeinen zwei Brüdern eine Geſchäftsreiſe nach Conſtantinopel angetreten. In Folge der neuen Handelsverbindungen, die ſich zu jener Zeit dem Abendlande unerwartet im Oſten eröffneten, entſchloſſen ſich die drei Brüder, die Gelegenheit auszunützen, und reiſten mit einem reichen Vorrath von Edelſteinen in das neue Tatarenreich des Barka Khan's an der Wolga. Die Erfolge waren großartig. Angeſpornt durch ſolche Reſultate, gelang es ihnen ſogar, mit dem mächtigen Kublai Khan in Verbindung zu treten, der ſie an ſein Hoflager berief. Kublai Khan brachte den Europäern ſein ganzes Wohlwollen entgegen und beauftragte ſie, ihm nach ihrer Ankunft in der Heimat einige Miſſionäre zu ſenden.

Die Venetianer kamen indeß erſt nach 15 Jahren wieder in ihre Vaterſtadt zurück, und Nicolo wurde hier bereits von einem erwachſenen Sohne Marco begrüßt. Da gerade Papſt Clemens IV. geſtorben war und die Wahl eines neuen Oberhauptes ſich verzögerte, ſo gelang es den Brüdern nicht, den Auftrag Kublai Khan's in günſtiger Weiſe zu erledigen. Sie entſchloſſen ſich zu einer neuen Reiſe in die fernen Gebiete des Oſtens, an welcher auch der junge Marco theilnehmen durfte.

Im Jahre 1271 verließen ſie Venedig, und kamen zuerſt nach Paläſtina, wo ihnen der nachmalige Papſt Gregor X. nicht nur einige Miſſionäre, ſondern auch reiche Geſchenke für den Tatarenkaiſer mitgab. Ueber Badakſchan gelangten ſie zu den Gebirgen Mus-tag und Belu-tag. Nach deren Ueberſteigung durchzogen ſie einen Theil von Kaſchmir und erreichten endlich unter großen Mühſalen den Rand der großen centralaſiatiſchen Wüſte. Der gegenwärtig gänzlich vom Sande verſchüttete Weg durch das Tarim-Becken nach Oſten war damals eine Haupthandelsſtraße mit blühenden Etapenſtationen.

Auf dieſem Wege erreichten die Reiſenden Sa-tſchin und endlich mit Kan-tſchou die Grenze des Tatarenreiches. Kublai Khan empfing die Fremden mit dem gleichen Wohlwollen, als er ſie vor wenigen Jahren entließ. Beſonders war es Marco, welcher ſich die Gunſt des Kaiſers durch die ſchnelle Erlernung der Landesſprache im Sturme eroberte. Kublai Khan verwendete den Jüngling mit den beſten Erfolgen für die wichtigſten Miſſionen, er ſchenkte ihm ſein Vertrauen in jeder Richtung und ſogar in allen wichtigen politiſchen Fragen und Entſcheidungen. Endlich ernannte er Marco Polo zu dem einflußreichen Statthalter der Provinz Kiang-nan.

Nach 24jähriger Abweſenheit von der Heimat ſiegte das Heimweh über die Macht der Gewohnheit. Trotz der Gegenvorſtellungen Kublai Khan's entſchloſſen ſich die Venetianer zur Rückreiſe nach Europa. Reich beladen mit Schätzen nahmen ſie Abſchied von dem Lande des großen Khan. Sie wählten den Seeweg durch das oſt- und ſüdchineſiſche Meer, berührten Cochinchina, durchkreuzten das bengaliſche Meer und landeten bei Ormuzd in Taurien.

Von hier ſetzten ſie nach mehrmonatlichem Aufenthalte die Reiſe über Armenien nach Conſtantinopel fort und trafen endlich im Jahre 1295 in Venedig ein. Erſt die mitgebrachten Reichthümer waren im Stande, die Verwandten, welche ſich mittlerweile in dem feſten Glauben, daß die kühnen Reiſenden längſt geſtorben ſeien, deren Beſitzthümer angeeignet hatten, von der Wahrheit der märchenhaften Erzählungen zu überzeugen.

Marco Polo nahm bald nach ſeiner Rückkehr an einem Kriege zwiſchen Venedig und Genua theil, wurde gefangen genommen und ſoll im Gefängniſſe ſeine Reiſeerlebniſſe in lateiniſcher Sprache niedergeſchrieben haben. Einer andern Verſion zufolge erzählte Polo ſeine Schickſale und Abenteuer einem Leidensgenoſſen, der die Erzählung nach dem Tode des Reiſenden

veröffentlichte. Sei dem wie immer, die Nachrichten, welche uns dieſes Werk Marco Polo's gibt, gewinnen durch die Beſchreibung der ungeheuren Strecken, welche er kennen lernte, geſtützt auf den langjährigen, perſönlichen Verkehr mit den Bewohnern und — wenn man hie und da von Ueberſchwenglichkeiten abſieht — durch das klare Verſtändniß in der Auffaſſung des Autors einen unſchätzbaren Werth.

Wie ich bereits erwähnte, zählte Marco Polo die Bewohner nur nach Millionen; einen gleichen Maßſtab wendet er auch bei der Aufzählung der Reichthümer des Landes an. Schon ſeine Zeitgenoſſen nannten ihn deshalb „Meſſer Marco Millioni — den Millionen-Markus".

Sein Vater Nicolo ſtarb im Jahre 1316. Marco erhielt noch vor dem Tode ſeines Vaters die Freiheit, kehrte nach Venedig zurück, heiratete die Tochter eines Patriziers und ſtarb im Jahre 1323, hochgeehrt, in ſeiner Vaterſtadt. —

Am 2. Mai rüſteten wir uns bereits in aller Frühe für den Ausflug zu dem nur 44 Li von Tung-hoan-ſhien entfernten Kloſter Tſien-fu-tung. Der Weg führt zuerſt oſtwärts, dann nach Südoſten über den trockenen Sandboden der Wüſte, der gegen eine Schluchtöffnung im Tapan-ſan an Ausdehnung zunimmt. Das Kloſter liegt bereits im Innern der Schlucht, von einem Garten grünender Bäume umgeben, an einem plätſchernden Flüßchen, das aus dem Nan-ſan entſpringend, den Tapan-ſan in ſeiner Längenrichtung an jener Stelle durchbricht, wo die Maſſenanlage am breiteſten iſt, dann in die Wüſte tritt und in dem poröſen Boden verſickert. Das Waſſer ſammelt ſich wieder in dem Teiche, welchen wir bei Kata-tſing kennen lernten, und ergießt ſich dann in den Tan-ho.

Das Kloſter iſt weit und breit berühmt durch die vielen Grotten und Höhlen, welche in den Wänden des Sandſteingebirges ausgehauen wurden. Die Chineſen zählen 1000 ſolcher Tempelgrotten (thatſächlich dürfte die Anzahl derſelben eine weit geringere ſein). Einestheils war die für die Beſichtigung des Tempels feſtgeſetzte Zeit zu kurz, andererſeits die Möglichkeit einer Controle durch die Reichhaltigkeit des Sehenswerthen im vorhinein ausgeſchloſſen; darum bewunderte ich nur, ohne zu zählen.

Der Tempel wurde unter der Han-Dynaſtie erbaut und iſt in der Gegenwart nur mehr ein Schatten ſeiner einſtigen Größe. Die Grotten erheben ſich in unregelmäßigen Etagen und verſchiedenen Raumgrößen bis zur ſcharfen Höhenkante der ſenkrechten Thalwände. Der Grundriß der Höhlen iſt immer viereckig, die gewölbte Decke endet gewöhnlich in eine vierſeitige, abgeſtutzte Pyramide. An den Wänden bemerken wir alte Malereien, welche bald phantaſtiſche Gottheiten, bald Proceſſionen andächtiger Lamaprieſter und Nonnen, dann wieder lebhafte Tempelſcenen in grellen Farben vorſtellen. Im Hintergrunde, wie auch zu beiden Seiten der Grotten feſſeln die manchmal mit bewunderungswürdigem Geſchick aus Holz geſchnitzten Hauptgottheiten, denen die Tempel gewidmet ſind, die beſondere Aufmerkſamkeit des Beſuchers.

Eine ſolche Gruppe zeigt einen ſchlafenden Buddha, von einer Anzahl neugieriger Chineſen umgeben, die mit freudiger Spannung und heiterer Aufmerkſamkeit deſſen Erwachen abwarten. Der draſtiſche Geſichtsausdruck aller Geſtalten reizt durch den ausgeſprochenen Humor unwillkürlich zum Lachen. Ein zweites Bild, „Buddha, gehuldigt von frommen Prieſtern und Nonnen" fällt durch den unleugbaren, ſtark ausgeprägten ſemitiſchen Typus der Geſichtszüge beſonders auf.

Zwei große, ſitzende Buddha-Statuen, deren Köpfe über die Contouren des Felſen emporragen, als hätten ſie die Decke der ihnen geweihten Grotte gewaltſam durchſtoßen, ſind unſtreitig die impoſanteſten Objecte des Rieſentempels. Die Geſtalten ſind aus Lößlehm geformt, zu deſſen feſterer Verbindung Reisſtroh verwendet wurde. Mit anerkennenswerther Symmetrie in allen Gliedmaßen erreichen ſie die Höhe von 50 Meter. Die Füße allein ſind 8 Meter lang.

Die eine Gottheit wurde leider im Jahre 1870 von einer dunganiſchen Räuberbande übel behandelt. Die Mohamedaner errichteten einen Scheiterhaufen, deſſen Flammen die ehemalige Holzverſchalung des Tempels nahezu gänzlich zerſtörten und auch der Statue irreparable Schäden zufügten.

In allen Grotten macht ſich eine äußerſt angenehme Temperatur fühlbar, die das ganze Jahr hindurch gleich bleibt und alle Pilger veranlaßt, ſich hier einzuquartieren.

ſeinem Innern einige beſſere Räume, die im Vergleiche mit unſerem Stadtquartier in Bezug auf Reinlichkeit nur zu loben waren. Die Wände der Wohnzimmer ſind mit grotesken Malereien verſehen; die Bilder zu beſchreiben, fällt ſchwer. Bei längerem Betrachten machten ſie auf mich den Eindruck, als müßten die zu Hunderten gruppirten Helden, Götter und phantaſtiſchen Thierungethüme ſchließlich Leben gewinnen, um ſich der Feſſeln zu entledigen, welche der enge Raum ihrer freien Bewegung angelegt hat.

Um 5 Uhr Abends beſtiegen wir auf drei verſchiedenen Wegen das nahe Felſengebirge Tapan-ſan. Ich wählte unglückſeligerweiſe den ſchlechteſten Fußſteig, der, wie ich annahm, in directer Richtung gegen das Ziel, eine durch einen ſpitzigen Steinthurm markirte Kuppe, hinführte. Die Sonne brannte verſengend heiß.

Im Anfange, als das waſſerloſe Seitenthal noch flach und mit Gerölle bedeckt war, bot der Weg keine großen Schwierigkeiten. Bald aber wurde die Schlucht eng und ſteil. Mühſam kletterte ich von Block zu Block, von Kante zu Kante. Jede Spalte als Stützpunkt für die Füße, jeden Vorſprung der ſcharfen Ecken ausnützend, gewann ich das nach allen Seiten von ſteilen Wänden abgeſchloſſene Ende der Schlucht. Einen Moment ruhte ich von den Anſtrengungen des kurzen Spazierganges aus, dann betrachtete ich prüfend die Situation. Zurück wollte und konnte ich nicht. Alſo vorwärts! Nach einer eingehenden Recognoscirung des felſigen Trichtermantels im Oſten, hoffte ich, daß es vielleicht möglich wäre, an dieſer Stelle den fortlaufenden ſchmalen Rücken zu erreichen; denn, wenn der Hang auch auf den erſten Blick hin ungangbar erſchien, ſo bemerkte ich doch einige Kanten, die mir als Stützpunkte dienen konnten. Theils auf dem Bauche rutſchend, theils auf den Knien liegend, gelang es mir, vorwärts zu kommen, doch bald war meine Lage eine ſolche, daß ich mein waghalſiges Unternehmen bitter bereute. Meine Kehle wurde glühend trocken, die Zunge lag am Gaumen wie eine Stahlfeile.

Höchſtens noch zwei Meter Höhe trennten mich von der Einſattelung, aber welche Dimenſionen gewinnt eine kleine Entfernung unter ſolchen Verhältniſſen! Daß ich nicht weiter konnte, war mir ſofort klar. Mit einer

Schwenkung nach der Seite kletterte ich am kegelförmigen Hange gegen eine Rückfallskuppe aufwärts und hoffte auf dieſem Wege die Höhe erreichen zu zu können. So weit war ich nun, um mit den ausgeſtreckten Armen einige Schiefervorſprünge erfaſſen zu können, welche die Spitze krönten. Wie ich aber den erſten Verſuch machte, den Körper in die Höhe zu ziehen, brachen die morſchen Steine ab, ich verlor das Gleichgewicht und rutſchte nach abwärts.

Krampfhaft gruben ſich meine Hände und Arme in die Geſteine, ich hielt mich für verloren. — Da fühlten die Füße einen unerwarteten Stützpunkt. Mit dem Aufgebote aller Kräfte nützte ich den Vortheil aus, und ich konnte mich erhalten. — Ich ſah mich um. — Es war, als ſchwebte ich in der Luft, ſo ſteil und jäh ſtürzten die Felſen zur Tiefe. Mein Standpunkt bezeichnete im vollſten Sinne des Wortes den Rand des Grabes. Hätte nicht der glückliche Zufall meinen Sturz gehemmt, ſo läge ich ſchon mit zerſchellten Gliedern in der gähnenden Tiefe. Ein nervöſes Zittern durchflog meinen Körper, ich ſchloß die Augen, um neue Kräfte zu ſammeln.

Was ich verloren, mußte ich wieder gewinnen. Unter den größten Anſtrengungen, und mich wie eine Schlange nach aufwärts windend, erreichte ich nach einer weiteren viertel oder halben Stunde die verhängnißvollen Schieferecken.

Alle Nervenfaſern waren zum Zerſpringen geſpannt, als ich mich langſam, vorſichtig und doch mit aller Kraft ſo weit in die Höhe hob, daß ich den Fuß auf eine feſte Granitſtütze ſetzen konnte. Kaum war das geſchehen, ſo löſten ſich abermals — wahrſcheinlich in Folge der größeren Kraftentwickelung — die Steine los und rollten mit dumpfem Schalle in die Tiefe hinab, ich aber behauptete meinen gewonnenen Standpunkt, erfaßte eine andere Schieferkante und ſchwang mich endlich auf die Plattform, wo ich feſten Fuß gewann. Von hier aus konnte ich ohne Mühe eine Gebirgsnaſe im Weſten erreichen. In wenigen Minuten war ich dort und entdeckte einen gut erhaltenen Fußpfad, auf welchem ich in einer kleinen halben Stunde den Steinthurm erreichte, wo meine beiden Reiſegenoſſen ſeit geraumer Zeit ſchon die Umgebung bewunderten.

Digitized by Google

Bei dem deutlich wahrnehmbaren Urſprung des Tan-ho (auf eine Entfernung von mindeſtens 160 Kilometer) biegt der Hauptrücken des Nan-ſan unter einem ſcharfen Winkel nach Süden ab. Der ganze, ſichtbare Hauptrücken erglänzte in zuckerweißer Färbung und beſonders bei Sonnenuntergang hoben ſich die rieſigen Gletſcherflächen und Zungen vom dunklen Untergrunde deutlich ab.

Die höchſte Spitze des Gebirges, welches nahe den Tan-ho-Quellen von den Chineſen Scha-ſan genannt wird, erreicht nach meiner Schätzung die Höhe von 6400 Meter. Weiter im Weſten auf etwa 150 Kilometer Entfernung kennzeichnet eine große Lücke am Fuße des Gebirges das Thal eines bedeutenden Fluſſes. Die Chineſen von Tung-hoan-ſhien erzählten mir ſpäter, daß ſich dort ein großer See ausbreite, deſſen Ufer von einer zügelloſen Horde wilder Fan-zh bewohnt werden. Vom Standpunkte der bisherigen Erforſchung des Landes glaube ich keinen falſchen Schluß zu ziehen, wenn ich annehme, daß dieſer See den Zaidam-Fluß aufnimmt, deſſen ſalzhältige Gebiete Oberſt Prſchewalski im Jahre 1873 beſuchte. Jenſeits des Thales erheben ſich die Schneegebirge zu noch größeren Höhen. In dieſen mächtigen Gipfeln mit ihren kantigen, ſteilen Formen, welche noch von keinem Menſchen erklommen wurden, verkörperte ſich der Begriff und Name: Kwen-lun.

Wir haben dieſes Gebirge in ſeinem überwältigenden, großartigen Aufbau geſehen, es zu betreten, wurde uns nicht erlaubt. Den Namen Kwen-lun kannte Niemand in der weiten Umgebung. Alle Fragen nach einem Gebirge dieſes Namens blieben unbeantwortet. Die wenigen Chineſen, welche irgendwie über das von mir als nördlicher Kwen-lun bezeichnete Gebirge Auskunft ertheilen konnten, wußten nur das Tröſtende hervorzuheben, daß in den dortigen Thälern keine Fan-zh mehr leben, und das ganze Land weſtwärts unbewohnt ſei.

Ich ſchenkte den Ausſagen der Mandarine, die von einer Fortſetzung des Weges überhaupt nichts wiſſen wollten, keinen rechten Glauben. Die Leute, welche keine Idee hatten, wie weit es von Tung-hoan-ſhien bis zur Einmündung des Tan-ho in den Sula-ho ſei, ſtimmten in ſo auffallender Weiſe in der Beſchreibung der Unwirthſamkeit des Tarim-Beckens überein, daß ich zu der Annahme vollkommen berechtigt bin, ſie recitirten immer nur den memorirten Inhalt eines erhaltenen Befehles.

Gegen Weſten wird der Sand der Wüſte immer feiner und die Dünen gewinnen immer mehr an Höhe, ſo daß ſelbſt den Kameelen das Fortkommen beſchwerlich wird, dagegen glaube ich, daß es verhältnißmäßig leichter möglich wäre, längs des Nordfußes des Kwen-lun binnen drei Monaten Khotan zu erreichen; an Waſſer kann angeſichts der unüberſehbaren Gletſchermaſſen wohl kein Mangel herrſchen.

Wir kehrten am nächſten Morgen nach Tung-hoan-ſhien zurück, woſelbſt ich während der ſternenhellen Nacht die Länge und Breite der Stadt beſtimmte. Tags darauf verabſchiedeten wir uns von den Beamten und traten die Rückreiſe nach Su-tſchou an.

Tung-hoan-ſhien war der weſtlichſte Punkt unſerer Landreiſe und iſt im Ganzen und Großen eine Zierde China's, ein Wunderwerk der Natur, in der Mitte der Wüſte ein wohlthuender Ruheplatz für jeden Reiſenden.

Ein troſtloſes Gegenſtück zu Tung-hoan-ſhien boten uns die Ruinen der ehemaligen Stadt Kua-tſchou, welche wir — vom eigentlichen Hauptwege abzweigend — vor der Erreichung von An-ſi-fan beſichtigten.

Kua-tſchou war vor zehn Jahren noch eine bedeutende Stadt, größer als An-ſi-fan, größer als Su-tſchou. Mit dem Anpralle der mohamedaniſchen Rebellion an ihre Mauern war ihr Schickſal beſiegelt. Die Einwohner leiſteten nur geringen Widerſtand; die Flügel der Thore fielen bald unter den wuchtigen Axtſchlägen in Trümmer, und wie ein Alles vernichtender Lavaſtrom überflutheten die Rebellen das Innere der Stadt; ſie ſchonten weder Weiber noch Kinder, alles Lebende, was ſich nicht rechtzeitig geflüchtet hatte, wurde niedergemacht. Dann rafften die Wütheriche alle Werthſachen zuſammen und zündeten die Stadt an; was das Feuer verſchonte, wurde zuſammengeſchoſſen oder demolirt, kurz es blieb kein Stein auf dem andern ſtehen.

Wer von der in allen Landkarten mit großen Lettern verzeichneten Stadt Kua-tſchou eine Vorſtellung gewinnen will, betrachte das beigefügte Bild. Kein Erdbeben richtet eine Stadt ſo vollkommen zu Grunde, wie der erzürnte Menſch, keine Ueberſchwemmung vernichtet ſo unbarmherzig und vom Grunde aus die Gebilde der Menſchenhand als der Fanatismus.

Zehn Jahre waren ſeit jenen Schreckenstagen vergangen, und doch war es mir, als ich die wirre Unordnung der Ueberreſte betrachtete — da eine zerſtückelte Götterſtatue, dort wieder Fragmente von Theeſchalen und anderem Kochgeräthe wahrnahm, als ſeien die Räuberhorden erſt geſtern da geweſen. Nur die Leichen fehlten. Eine lautloſe Ruhe über den Trümmern verdoppelte noch den traurigen Eindruck des großen Grabes.

Wir reiſten ohne Unterbrechung und ohne Aufenthalt denſelben Weg zurück, auf welchem wir gekommen. Die ſpärliche Vegetation der Wüſte entfaltete bereits ihre Frühlingspracht. Friſche Dyruſumgräſer entſproſſen in zählbaren, mattgrünen Halmen dem Boden der Grasſteppen; an den Waſſerlinien blühten die Weiden, in den Obſtgärten die Pfirſiche.

Auch das Thierleben äußerte ſich mit der zunehmenden Kraft der Sonne in regerer Weiſe. Hoch oben in der Luft erblickten wir coloſſale Schwärme wilder Gänſe, dann wieder Kraniche und Reiher auf den Wanderzügen nach Norden; auf der ausgetretenen Straße krochen die Miſtkäfer langſam von einem Heim zum andern, unzählige Eidechſen ſchnappten nach Fliegen und tauſende von Gelſen waren im Vereine mit den Sandfliegen befliſſen, Menſch und Thier zur Verzweiflung zu bringen.

Mit Kia-yü-kwan erreichten wir wieder die Grenze der Civiliſation.

Wenn wir an der Richtigkeit dieſer Worte gezweifelt hätten, ſo wurden wir bei dem Anblick des mächtigen Thores davon überzeugt. Zu beiden Seiten der eiſenbeſchlagenen Thorflügel waren von dem Geländer des Ausluges Holzkäſtchen an Stricken herabgelaſſen worden, die nach Art der Vogelbauer mit Sproſſen verſehen, einen ausgiebigen Einblick in das Innere geſtatteten. Ich dachte urſprünglich, es wären Laternen, doch in der Nähe bot ſich ein gräßlicher Anblick.

Der ſcharfe Wind pfiff durch die Sproſſen und riß ein Büſchelchen ſchwarzer Haare heraus, welche dann unſtet hin und her flatterten. — In jedem Kaſten grinſte ein braunſchwarzer Menſchenkopf, vor einer Woche noch am Rumpfe des dazugehörigen Körpers, jetzt ein abſchreckendes Beiſpiel für alle Jene, die mit unlauterer Abſicht die Mauer des himmliſchen Reiches paſſiren wollten. Eine zudringliche Geſellſchaft krächzender Raben bemühte ſich erfolgreich, die Ueberreſte der Augen mit den Schnäbeln auszuhacken und die Wangen gänzlich zu zerfleiſchen.

Im Kun-kwan von Kia-yü-kwan erzählte mir der geſchwätzige Hausbeſorger folgende Geſchichte: Zo ſchickte vor einigen Monaten einen großen Reistransport zur Verpflegung der Armee von Su-tſchou nach Oſt-Turkeſtan. Die Caravane wurde von den Mongolen aufgehalten und gänzlich ausgeplündert.

Der Vicekönig machte die Mongolenfürſten inſofern für die Raubthat verantwortlich, als er von ihnen einen ausgiebigen Erſatz beanſpruchte. Da die Fürſten kein Geld beſaßen oder keines hergeben wollten, ſo bequemten ſie ſich dazu, 400 Pferde und Mauleſel als Entſchädigung anzubieten. Der Vicekönig ging auf den Vorſchlag ein, und entſandte eine Expedition erprobter Fachleute, um die Thiere zu übernehmen. Die Commiſſion beſtand aus einem Oberſt mit der rothen Knopfdecoration als Commandant, einem Officier niederen Ranges, fünf Pferdehändlern aus Barkul und zwei Kaufleuten aus Kia-yü-kwan.

Die Commiſſion beſichtigte die Pferde und fand an ihnen ſo großen Gefallen, daß ſie ſich am zweiten Tage entſchloß, die Thiere an mongoliſche Pferdehändler zu verkaufen.

Zo-zung-tang wartete vergebens auf das Eintreffen des Transportes. Endlich ſtellte er Recherchen an, und kam zur Einſicht, daß er ſich in der Treue ſeiner Lieblinge getäuſcht hatte. Seiner bewährten Schlauheit gelang es aber, die Bande ſammt dreien der Pferdehändler, welche den verbrecheriſchen Kauf abgeſchloſſen, einzufangen. Sie wurden nach Su-tſchou transportirt, wo mit ihnen ein kurzer Proceß vorgenommen wurde. Die mongoliſchen Händler wurden lebenslänglich deportirt, die ganze Pferdecommiſſion aber vor einer Woche im großen Hofe der Reſidenz enthauptet. Zo überwachte die Execution in eigener Perſon; er ſaß vor ſeinen Krupp'ſchen Kanonen und trank, wie es einem gerechten Richter geziemt, ohne das Jammergeſchrei der Unglücklichen zu beachten, eine Schale Thee nach der andern.

Während alſo die zwei Köpfe vor den Thoren von Kia-yü-kwan ehemals zwei ehrſamen Bürgern angehörten, wurden ſieben andere nach Barkul geſchickt und der dortigen Stadtverſchönerungs-Commiſſion übergeben.

Am 17. Mai hielten wir unſeren Einzug in Su-tſchou und am 19. meldeten wir dem Vicekönig unſere Ankunft. Er empfing uns, wie Graf Széchenyi richtig bemerkte, wie ein launenhaftes Kind, das eben aus dem Schlafe erwacht iſt. Halb mürriſch, halb weinerlich im Beginne, dann immer lebhafter werdend, wollte er in einer Beantwortung ſeiner confuſen Fragen alle unſere Erlebniſſe während der einmonatlichen Abweſenheit wiſſen. Nach einer Weile gelangte ſchließlich ſein guter Humor zur Durchbruch, er lachte und ſcherzte. Dann zog er wieder in komiſcher Art ſeine Augenbrauen bis zum Wimpernrande herab, ließ die Unterlippe trotzig hängen, um gleich darauf mit rauhem Tone in der Sprache und derber Mimik, europäiſche Sitten und Gewohnheiten perſiflirend, einen chineſiſchen Witz zu machen, der in ſeiner Darſtellung wahrhaftig zur Heiterkeit hinriß. Ueber die Fortſetzung unſerer Reiſe war er diesmal beſſer zu ſprechen.

„Meine Macht,“ ſagte er, „reicht nur bis zur Grenze des Gebietes von Kuku-nor. Ich will Euch ein Empfehlungsſchreiben an den Gouverneur von Sining-fu mitgeben, mache Euch aber ſchon jetzt darauf aufmerkſam, daß dieſer Mann erſt vor Kurzem vom Kaiſer dahin beordert wurde und als Mandſchu Euch keinesfalls dieſelbe Gewogenheit entgegenbringen wird, wie ich ſie empfinde. Gelingt es dem Herrn, die mongoliſchen Fürſten zu bewegen, daß ſie Euch die Weiterreiſe durch ihr Gebiet geſtatten, ſo ſeid Ihr geborgen, wenn nicht, ſo wäre es Wahnſinn, an einen Durchbruch zu denken. Seid vorſichtig und wachſam; Ihr ſeid nur Drei, und tauſend Feinde trachten Euch nach dem Leben.“

Zo entſchuldigte ſich hierauf, daß er vor einem Monate krankheitshalber verhindert war, uns ein Feſteſſen zu geben, und lud uns für den nächſten Tag zum Speiſen.

In den Reihen der Würdenträger entſtand eine Bewegung, die Gruppe öffnete ſich zum Spalier, Zo blickte mit ſchlauem Lachen bald auf uns, bald zur Thüre, und es gelang ihm auch, uns wirklich zu überraſchen. Ein

lag noch dichter Schnee, und der Boden, auf welchem Michaelis ſchlief, war ſteinhart gefroren. Die Kälte war um ſo empfindlicher, als in der entholzten Umgebung kein genügendes Brennmaterial vorhanden war. Er begegnete weder Menſchen noch Thieren. Seine 25 Mann ſtarke Militärbegleitung erkrankte bald ſammt und ſonders unter dem Einfluſſe des rauhen Klima's. Ohne die ſanguiniſchen Erwartungen Zo's auch nur einigermaßen durch den beſtrickenden Glanz edler Metalle anfachen zu können, kam Michaelis nach Su-tſchou zurück. Zo-zung-tang ſchmollte einige Stunden, in der Meinung, der Ingenieur beſitze ſchlechte Inſtrumente, als dieſer aber verſprach, in anderen Theilen des Nan-ſan Unterſuchungen mit vorausſichtlich beſſeren Reſultaten anzuſtellen, legte ſich des Vicekönigs Unmuth und Verdroſſenheit.

Michaelis bewohnte ein Officiersquartier in der Reſidenz. Das Zimmer war zwar klein, zeichnete ſich aber durch eine, in das Papierfenſter eingefügte, blaſenreiche, kleine Glasſcheibe aus, welche ihm Zo mit dem Bemerken zum Geſchenke machte, er möge ja Acht geben, daß das Glas nicht zerbrochen werde, denn es koſte 4 Taël. Die Großmuth Zo's verlieh ihm noch eine Sparlampe aus Blei nebſt einem dazu gehörigen Cylinderſtänder aus Meſſing.

Michaelis war im Beſitze eines Queckſilber-Barometers. Es bot ſich mir daher die erwünſchte Gelegenheit, meine Aneroide zu vergleichen. Zu meiner Freude erfuhr ich nun, daß das als Normalbarometer fungirende Inſtrument keinerlei Schaden erlitten hatte.

Das Galadiner fand am 20. Mai ſtatt. Wir waren für 12 Uhr Mittags geladen; um ½1 Uhr befanden wir uns in dem reich beflaggten Palaſt. Zo-zung-tang ſchlief noch bei unſerer Ankunft, darum empfing uns der Tautai und führte uns in das ſchon einmal aus ähnlichen Urſachen betretene Wartezimmer, woſelbſt wir Herrn Michaelis im ſchwarzen Salonanzuge trafen, während wir ſommerlich in blendendes Weiß gekleidet waren. Der Tautai hielt während des 1½ſtündigen Wartens über meine an ihn geſtellte Frage, ob er das Kwen-lun-Gebirge kenne, einen Vortrag über alle Gebirge ähnlichen Namens.

Nach der Ueberſetzung des Dolmetſchers kannte der Tautai eine Unmaſſe von Kwen-lun-ſan. Da aber bei den Chineſen die orographiſchen Kenntniſſe des Landes darin gipfeln, fünf Rieſenberge zu nennen, ſo wurde ich aus der verworrenen Erzählung nicht klüger und mußte leider verzichten, wirklich belehrende Aufſchlüſſe zu erhalten.

Um 2 Uhr erſtattete ein Diener die Meldung, daß Zo uns erwarte. Wir erhoben uns und ſchritten zum Yamen, wo der König von Kan-ſu und Schen-ſi im gelbſeidenen Staatskleide mit herablaſſendem, ſelbſtbewußtem Lächeln unſere Begrüßung erwiderte, mit dem Bedeuten, in die Wohnung voranzugehen.

In der Mitte des Empfangsſalons ſtand ein runder, unbedeckter, roher Holztiſch, worauf etliche Schüſſeln Süßigkeiten, Früchte, viereckig geformte Schinkenſchnittchen und ich glaube — kalte Hühnerbruſt aufgetragen waren; außerdem ſtand vor jedem Sitzplatze auf dem Tiſche ein Schüſſelchen aus Blei, zur einen Hälfte mit kleinen, guten Mandeln und zur anderen mit geröſteten Melonenkernen gefüllt. Zo führte die Gäſte in feierlicher Weiſe nach der Rangordnung zu den Plätzen, und zwar zuerſt den Grafen, dann mich, Michaelis und den Tautai. Er ergriff in ſalbungsvoller Stimmung die kleinen Porcellantaſſen mit warmem chineſiſchen Reisbranntwein, welche die Diener auf primitiven Blechunterlagen ſervirten, erhob ſie und ſetzte ſie jedem Gaſte vor. In gleicher Weiſe überreichte er uns die Eßſtäbchen. Zo begab ſich hierauf zu ſeinem Sitze, ließ ſich, wie der Tautai, von den Dienern ſeiner Oberkleider und des Hutes entledigen, löſte den Gürtel von dem voluminöſen Spitzbauche und gab das Zeichen zum Niederſetzen. Nach einem Zutrunke vertheilte er mit ſeinen Eßſtäbchen die reichen Gaben. Er gewahrte bald, daß uns das Eſſen mit den elfenbeinernen Stäbchen ſchwer wurde, und geſtattete mit gutmüthigem Lächeln, daß wir uns des europäiſchen Eßzeuges bedienten, welches ein Diener in Bereitſchaft hielt.

„Ihr Europäer,“ meinte er, „ſeid doch recht unbeholfene Leute. Wenn Ihr nicht beide Hände in Bewegung ſetzt, könnt Ihr gar nicht eſſen. Seht einmal mich an!“ Er langte mit dem Stäbchen in eine Schüſſel, ergriff eine Portion Seegras und ließ mit entzückender Grandezza das bandartige Gemüſe in den weit geöffneten Schlund hinabgleiten. 45 Schüſſeln warmer Speiſen mußten durchgekoſtet werden. Wenn der Hausherr einem oder dem anderen

Gaſte einen beſonderen Leckerbiſſen mit den triefenden Stäbchen in den Mund führte, ſo galt dies als eine beſonders huldvolle Auszeichnung.

Die kleinen Bleiteller, ſowie die größeren Silberlöffel, welche die Gedecke bildeten, wurden während der Mahlzeit nicht gewechſelt. Sowohl der Entenbraten, als die Haifiſchfloſſen waren delicat zubereitet. Weniger behagten mir die leimartig gekochten Fiſchmäuler und die ſchwarz gebeizten Enteneier; dafür mundeten mir wieder die in Suppe gekochten Taubeneier. Das Prachtſtück der Mahlzeit repräſentirte ein in ſeiner ganzen Größe gebratenes Schwein. Vier Diener brachten das braun glänzende Stück auf einem Blechbrette zur Tafel. Schmerzlich — wie zum Angſtſchrei verzerrt, grinſte mich der in der ſchönſten Jugendzeit zum Schweigen gebrachte Rüſſel an, und unwillkürlich erinnerte ich mich an die abgeſchlagenen Schreckensköpfe am Thore von Kia-yü-kwan.

Die noblen Chineſen eſſen nur die Schwarte, den Nacken und das Gehirn ſolcher Braten, der übrige Theil gehört den Hofbedienſteten. Großen Anklang fanden einige Schüſſeln Gemüſe, auf welche der Gaſtgeber beſonders ſtolz war, denn die Früchte ſtammten aus ſeinem Garten. Wiederholt fragte er uns, ob ſolche Rettige, Kohlarten, Salat ꝛc. auch in Europa wachſen, und ſchüttelte auf unſere Bejahung hin, halb väterlich, halb belehrend, dann wieder mit einem Anfluge von unbeſchreiblich verächtlichem Hoheitsgefühl das greiſe Haupt, und wehrte mit der kleinen, zarten Hand dieſe Anmaßung kategoriſch ab. „Mejo, Mejo! das gibt es bei Euch nicht!“

Zu Beginn der Mahlzeit tranken wir nur chineſiſchen Wein. Zo ſtellte plötzlich die Frage an uns, ob wir gerne europäiſchen Wein tränken. Ein freudiger Schrecken durchzuckte meine entwöhnte Kehle, und nie im Leben habe ich über meinen Geſchmack ein ſo überzeugendes Urtheil geſprochen, wie in jener Stunde: „Gewiß, ja!“ Die Diener rannten und huſchten umher, als wäre der Kellerſchlüſſel verlegt. Endlich brachten ſie einige beſtaubte Flaſchen von verſchiedener Größe und Form. Da Zo keine Gläſer beſaß, ſo wurde uns der Wein in winzig kleinen Porcellangefäßen ſervirt. Für den Beginn genügten die Kelche vollkommen, denn als die gelb ſchimmernde Flüſſigkeit zur Zunge gelangte, entdeckten wir, daß es nur Cognac ſei. Zo bemerkte die

Enttäuſchung und ließ eine neue Flaſche öffnen. Das war eine wirkliche Ueberraſchung! Echter ungariſcher Tokayer Ausbruch mit der Etiquette „Fiſcher, Preßburg!“

Freilich kam es mir oft vor, als leide ich wie Tantalus. Der Fingerhut war zu klein, um einen ordentlichen Schluck daraus thun zu können. Es war ein fortwährendes Koſten ohne Genuß.

Zo, angeregt durch die Anerkennung ſeiner Schätze, zeigte uns noch mehrere Flaſchen, darunter franzöſiſche Weine, Muskat ꝛc., ſowie einige Steinkrüge mit Selterswaſſer. Er erhielt die Getränke vor einigen Jahren von dem ruſſiſchen Oberſten Sſoßnowski zum Geſchenke.

Im Verlaufe der Unterhaltung fragte mich der Vicekönig, ob ich in der vorhergehenden Nacht wahrgenommen hätte, daß der Jupiter mit vier Hörnern verſehen war. Als ich ihm antwortete, er möge vielleicht die vier Monde wahrgenommen haben, ſchüttelte er ungläubig den Kopf und ſagte, daß der Planet vor dem Ausbruche der mohamedaniſchen Rebellion hell und groß geleuchtet habe, nach der Unterdrückung des Aufſtandes aber ſeinen ſchönen Glanz verloren habe. Meine Erklärung, daß dieſer Stern ſo wie der Mond ſeine Phaſen habe, ſchien den Vicekönig zu überraſchen, er begriff nicht, daß ein Europäer das wiſſen konnte. Wohlgefällig muſterte mich ſein kleines Auge vom Scheitel bis zur Sohle, und ich ſtieg augenſcheinlich in ſeiner Gunſt. Hierauf erkundigte er ſich bei dem Grafen, ob es wahr ſei, daß Frankreich hundert Poſtdampfer beſitze, und kritiſirte die Nachtheile der Panzerſchiffe. „Für China ſind ſolche Schiffe nicht praktiſch. Ich habe erfahren, daß zwei Kriegsſchiffe, welche der japaniſche Kaiſer in Europa bauen ließ, erſt kürzlich geſunken ſind. Das gelbe Meer iſt für eiſerne Fahrzeuge viel zu ſtürmiſch. Uebrigens geht man auch in Europa mit der Idee um, die Panzerſchiffe abzuſchaffen . . . .“

Er erkundigte ſich noch um die Stärke unſerer Marine und ob es wahr ſei, daß Oeſterreich gleich Rußland einen Doppeladler im Wappen führe.

Bevor wir aufbrachen, theilte uns Zo noch mit, daß zwei Wege von Ping-fan nach Sining-fu abzweigen, und überließ uns die Wahl der Reiſelinie. In Anbetracht deſſen, daß Prſchewalski den nördlichen Weg zu dem

Kloſter Tſchobſön im Jahre 1873 erforſchte, entſchloſſen wir uns für den ſüdlichen.

Nach drei Stunden war die reichliche Mahlzeit beendet. Ich ritt nach Hauſe, Graf Széchenyi aber behob das Silber, welches der Banquier Hu für ihn in der Schatzkammer des Vicekönigs deponirt hatte.

Die Schatzkammer befindet ſich in nächſter Nähe des Empfangsſalons und iſt ein feuerfeſtes, dunkles Gemach, worin die Reichthümer der Armee in der Geſtalt langer und dicker Silberbarren aufgeſpeichert liegen. Der Tautai überwachte im Namen des Vicekönigs die richtige Verabfolgung von 10.000 Taël an den Grafen. Das Gewicht des puren Silbers machte ſich ſpäterhin bei der Bepackung der Maulthiere ſehr fühlbar.

Am Abend vor unſerer Abreiſe von Su-tſchou erſchien der Oberſthofmeiſter und wollte uns die Abſchiedsgeſchenke ſeines Herrn überreichen. Er brachte drei Packete. Dolmetſch Sin öffnete das ſeine und war von dem Inhalte — 50 Silber-Taël — entzückt. Wie viel die unſeren enthielten, das weiß ich nicht, denn wir ſchickten dieſelben ſofort mit der Bemerkung zurück, daß wir keine Geldgeſchenke annehmen könnten. Um Mitternacht erſchien abermals der alte Mann und bat uns in rührender Weiſe, das Silber anzunehmen, denn er würde beſtraft, wenn wir das Geſchenk zurückweiſen. Erſt als der Graf dem Boten ein eigenhändiges Ablehnungsſchreiben für den Vicekönig übergab, ſchien die Sache erledigt. Doch am nächſten Morgen kam der Tautai und verſuchte, mit der Erklärung, daß es in China Sitte ſei, an die höchſten Mandarine Silberpräſente zu vertheilen, uns zur Annahme der Geſchenke zu bewegen. Als er einſah, daß ſeine Ueberredungsgabe von keinerlei Erfolg begleitet war, packte er die Silberklumpen in ein Papier und ſteckte ſie in ſeine eigene Taſche. Er übernahm hierauf vier Holzkiſten und verſprach, die Sammlungen nach Schanghai zu expediren.

Die Wagen waren beladen. In dem Momente, als wir die Pferde beſtiegen, um Su-tſchou zu verlaſſen, ſprengte ein Reiter in den Hof und überreichte uns die Karte des Vicekönigs mit deſſen Wünſchen für unſere glückliche Weiterreiſe.

XVII.

Von Su-tſchou nach Sining-fu.

Abreiſe. — Reiſende Mandarine. — Bitte um Regen. — Das Tatung-Thal. — Das Kloſter Kum-bum. — Anſichten der Chineſen über unſere Reiſe. — Einbruch in unſere Wohnung. — Aſtronomiſche Obſervationen. — Der See Kuku-nor und ſeine Umgebung.

Während der erſten Tage unſerer Rückreiſe ſtellte ſich eine ſo empfindliche Kälte ein, daß wir gezwungen waren, die Winterkleider wieder auszupacken. Dennoch bot die Strecke nach Kan-tſchou einen erquickenderen Anblick als vor einem Vierteljahre. Zahlreiche laubgeſchmückte Bäume, deren Exiſtenz im winterlichen Froſte gänzlich unbemerkt blieb, die gedeihenden Saaten, die Blüthen in den Obſtgärten, alles dies trug dazu bei, einerſeits den landſchaftlichen Reiz der Gegend zu heben, andererſeits den Contraſt zu den gelbgrauen Ruinen von Kua-tſchou zu verſchärfen.

Mit Ende Mai ſchwanden plötzlich die Annehmlichkeiten des Frühlings, und ohne merkbaren Uebergang machte ſich eine tropiſche Hitze geltend. Wenn auch in den cultivirten Gegenden der Oaſen die Tageshitze nicht ſo fühlbar war, ſo litten wir bei dem Paſſiren der Kies- und Sandfelder um ſo mehr. Die Steine glühten förmlich, und wenn nicht hin und wieder ein kühler Windſtoß von Nan-ſan dem Körper Erfriſchung zugefächelt hätte, wäre es zum Verſchmachten geweſen.

Es wunderte mich, daß, obgleich die Gipfel des Gebirges, beſonders in den Nachmittagsſtunden, mit dunklen Hauben bedeckt waren, ich keine Gewitteranzeichen bemerken konnte. Die Chineſen erzählten, daß in den Sommermonaten manchmal Regenſchauer eintreten. Dem plötzlichen Waſſerguſſe geht ein ſturmartiger Wind voran. Nach einer halben Stunde iſt das

Wetter vorüber, die Sonne ſendet neuerdings ihre verſengenden Strahlen zur Erde und der Niederſchlag verdunſtet ſofort.

Bevor wir Kan-tſchou erreichten, kreuzten wir die Caravane eines hohen Mandarins, des Vicegouverneurs von Sining-fu, welcher, bevor er ſeinen Poſten in der Provinz Hu-peh antrat, mit Kind und Kegel nach Su-tſchou reiſte, um ſich bei dem Vicekönige zu verabſchieden. Zuerſt begegneten wir 30 Soldaten, welche auf ihren Fahnenſtangen die großen Victualienkörbe trugen, dann folgten 10 Gepäckswagen. Nach einer Viertelſtunde erblickten wir die zahlreiche Militär-Escorte mit wehenden Fahnen.

Nach einer weiteren Viertelſtunde kamen endlich die Sänften. In dem erſten Seſſel, der von zwei Maulthieren getragen wurde, ſaß ein ſehr junges Mädchen mit weiß geſchminkten Wangen und neugierigen Augen, in weißen Seidenkleidern, die zweite Frau der Excellenz; die zweite Sänfte occupirte ein 17jähriges, pausbackiges Mädchen, die erſte Frau, deren dunkelrothe Wangen keiner Schminke bedurften, in lichtblauer Seide. Auch ſie betrachtete lächelnd und verwundert durch das Glasfenſter die europäiſchen Reiter. Die nächſte, reich verzierte Sänfte, in welcher ſich der hohe Beamte befand, wurde von vier Mann getragen und von 24 Mann mittelſt ſtarker Stricke gezogen. Wir grüßten den jungen Mandarin in europäiſcher Weiſe. Sichtlich überraſcht ob ſolcher Höflichkeit, dankte er mit freundlichem Lächeln. In der letzten Sänfte, welche ebenfalls von vier Soldaten getragen wurde, hockte wie eine Bildſäule eine weiß gekleidete, runzelige, in allen Farben geſchminkte, alte Dame, deren Haare ſich zu einer thurmartigen Friſur erhoben, die Mutter des Beamten. Hochgeachtet von dem ganzen Hofſtaate, folgt ſie ihrem Sohne überall nach und unterſtützt ſeine Entſchlüſſe durch ihre Rathſchläge. Mehrere reitende Mandarine beſchloſſen den Zug. Als wir zehn Minuten ſpäter das Kun-kwan betraten, wo die Herrſchaften übernachteten, verrieth noch ein ſcharfer Opiumgeruch das Mittel, womit ſich die hohen Reiſenden die Zeit verkürzt hatten.

Herr Loczy beabſichtigte, während unſeres fünftägigen Aufenthaltes in Kan-tſchou einen Ausflug in das nahe Nan-ſan-Gebirge zu unternehmen und meldete dies dem Stadtcommandanten. Der General legte in Anbetracht der Unſicherheit der Gegend ſein Veto ein, doch Loczy proteſtirte gegen das Verbot. Die ganze Nacht war keine Ruhe, Boten gingen und kamen ohne Unterlaß bis zum grauenden Morgen, um eine Einigung zu erzielen. Loczy ſchnitt die reſultatloſen Verhandlungen dadurch ab, daß er ſeinen Hammer umſchnallte und ohne Erlaubniß in das Gebirge wandern wollte. Seine Excurſion erſtreckte ſich nur bis zu dem Stadtthore, wo er von der Wache angehalten und zurückgewieſen wurde. Erbittert über dieſe Beſchränkung der Freiheit, begab er ſich zu dem Mandarin, der diesmal ohne Dolmetſch den Sinn der kernigen Rede verſtand. Was der diplomatiſchen Höflichkeit nicht zu erreichen gelang, das bewirkten ungeſchminkte Worte; binnen weniger Stunden meldeten ſich 14 Soldaten als Escorte, um Herrn Loczy in das Gebirge zu begleiten. Während Graf Széchenyi in der Umgebung jagte, machte ich aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen.

In der Nähe unſerer Wohnung befand ſich ein großer Tempel, aus welchem nicht allein während des Tages, ſondern auch bei Nacht ein ungeheurer Lärm bis in den großen Vorhof des Kun-kwan herüber drang, der mir die Beobachtung bedeutend erſchwerte. Das Volk wünſchte Regen und beſtürmte in unermüdlichem Gebete die Gottheiten des Heiligthums.

Die Ceremonien nahmen ſchon lange vor unſerem Eintreffen ihren Anfang; als man endlich einſah, daß in dieſer Art kein Erfolg erzielt werden konnte, legte man einigen hölzernen Göttergeſtalten Halseiſen und Ketten an. Da trat endlich eine Aenderung zum Beſſeren ein, die Temperatur fiel bedeutend, der Himmel umwölkte ſich, und der lang erſehnte Regen fiel in ſpärlichen Tropfen zur Erde. Tags darauf beſuchte ich den Tempel. Eine große Menſchenmenge ſtand im Vorhofe und verfolgte mit athemloſer Spannung die religiöſen Scenen, welche ſich auf einer großen Holztribune vor dem Hauptaltare abſpielten. Auf dem Podium ſaßen fünf Chineſen im Halbkreiſe; ſie ſpielten auf kleinen Trommeln ein betäubendes Lied. Ein alter, magerer Chineſe in ihrer Mitte hielt in der Rechten eine ähnliche Trommel, in der Linken einen Bambuſchlägel. In einem gewiſſen Rhythmus ſchlug er mit demſelben auf das Fell und ließ ſeine ſchweren Füße in komiſcher Abwechslung kreuzweiſe auf ſein Hintertheil emporſchnellen. Auf dem

Kopfe trug er eine Flachsperücke, an deren Zopfende einige Kupfermünzen befeſtigt waren. Er drehte den Kopf mit blitzſchnellen Bewegungen derartig, daß der Zopf ſich oberhalb im Kreiſe ſchwang. Ermüdet von der Anſtrengung, ruhte er einige Minuten aus, dann nahm er einen ſehr dicken Hanfſtrick, ſchlug ihn mit aller Gewalt auf die Erde, entzündete ein Räucherpapier und vollzog endlich das ſchon aus Hong-kong bekannte Mirakel mit den zwei kipfelförmigen Holzſtücken, die er zur Erde warf, um die Gottheit zu befragen, ob der ſegensreiche Regen anhalten würde oder nicht.

Das Innere des Tempels enthält einen mild blickenden Hauptgott und vier Schreckensgeſtalten zu beiden Seiten. Der Altartiſch beugte ſich förmlich unter der Laſt der reichen Opfergaben, als Hülſenfrüchte, Eier, Nüſſe ꝛc. Die Prieſter ſtanden bei der Tempelpforte und controlirten die Gaben des Volkes. Am folgenden Tage inſcenirten die Andächtigen eine feierliche Proceſſion. Die Straßenjugend, welche den Zug eröffnete, trug bunte Papierlaternen und blaue Seidenflaggen. Die Muſik der Prieſter, welche ſich anſchloß, beſtand aus einer Clarinette, etlichen Trommeln und verſchiedenen Klangbecken. Ein Prieſter handhabte eine Anzahl geſtimmter, flacher Glocken, die auf einem Holzgeſtelle befeſtigt waren, mit anerkennenswerther Virtuoſität. Der Hauptlama des Kloſters trug ein mit Gold- und Silberbändern reich verziertes Papierhäuschen.

Bei einer Ciſterne, nahe der Umfaſſungsmauer der Stadt, machte die Proceſſion Halt. Die Muſik intonirte einen betäubenden Lärm, das Abfeuern von Feuerwerkskörpern und Pöllern vergrößerte den Effect, Räucherpapiere wurden entzündet, als der Prieſter unter Abſingung eines Gebetes das Häuschen brennend in das Waſſer warf. Die Menge zertheilte ſich ſodann in mehrere Gruppen, die unter Führung betender Lama auf die Felder gingen, um dort im Beſonderen die Andacht zu wiederholen.

Herr Loczy kehrte nach einigen Tagen von ſeinem Ausfluge, welchen er zur Unterſuchung und zum Studium des Nordfußes des Nan-ſan ausbeutete, wohlbehalten nach Kan-tſchou zurück. Wie ſchon wiederholt, ſo bemerkte ich auch in der Durchfahrt des öſtlichen Thores dieſer Stadt einige Holzkäſtchen, die in ihrem Innern abgenützte Seidenſchuhe bargen. Wenn ein beliebter Mandarin ſeinen Poſten verläßt, um anderswo zu amtiren, ſo geben ihm jene Männer, die ſich ihm zum Danke verpflichtet glauben, das Geleite bis zur Grenze des Stadtrayons. In die Stadt zurückgekommen, kaufen ſich die Leute neue Schuhe, ziehen die alten aus und exponiren ſie zur Erinnerung an den Abſchied in der Thorpaſſage. Solche Schuhe findet man übrigens nur ſelten und wenige.

Seit der Abreiſe von Kan-tſchou fühlte ich mich immer unwohler, faſt täglich hatte ich einige Fieberanfälle. In Santa-ſhien war ich ſo ſchwach, daß ich mich nicht mehr zu Pferde erhalten konnte und mir für die weitere Reiſe einen Wagen miethen mußte. Die Fahrt in dieſem trug indeß nicht viel dazu bei, meinen Zuſtand zu mildern. Die Erſchütterungen ſpotten jeder Beſchreibung. Doch glaube ich, daß gerade die Wirkungen dieſer Unannehmlichkeiten auf die Circulation des Blutes, den Ausbruch eines hitzigen, typhöſen Fiebers verhinderten.

Mit Ausnahme deſſen, daß ich in Young-tſchang-ſhien eine rohe Rhabarberwurzel genoß, nahm ich keinerlei Medicamente ein; ich hungerte nur. Nach der Ausſage der Miſſionäre gehören Typhuserkrankungen zu den böſen Eigenſchaften der Wüſte. Jeder Europäer, der längere Zeit ſeinen Aufenthalt in derſelben nimmt, muß die Krankheit überſtehen. Diät iſt das beſte Mittel zu deren Bekämpfung. Derjenige, welcher ſich einem chineſiſchen Doctor anvertraut, iſt rettungslos verloren. Alljährlich ſtirbt ſelbſt eine Anzahl Chineſen an den verdächtigen Pillen der Aerzte. Ich litt während ſechs Wochen derart an Fieber, daß ich oft wie im Traume die Landſchaften an mir vorüberziehen ſah, doch niemals ſteigerte ſich die Krankheit zu einer ſolchen Heftigkeit, daß ich meine Berufsarbeiten hätte unterbrechen müſſen. Das Nachlaſſen der unausſtehlichen Hitze war überdies von günſtigem Einfluſſe.

Die ſchwarzen Regenwolken, welche den Nan-ſan verdunkelten, breiteten ſich immer mehr und mehr aus und überzogen endlich das ganze Firmament. Die Luft wehte friſch und erquickend. In Young-tſchang endlich erhellte ein heftiges Wetterleuchten das Dunkel der Nacht, der Donner grollte in dumpfen Schallwellen vom Gebirge herüber, daß die Häuſer erzitterten, und ein heftiger Regen ergoß ſich über den lechzenden Boden.

Tags darauf reiſten wir zwar bei umwölktem Himmel, jedoch ohne Regenſchauer nach Fnglou-pu. Im Gebirge regnete es mittlerweile in Strömen. Nicht nur, daß die Berge des Nan-ſan von den grauen Wolkenmaſſen erdrückt zu werden ſchienen, daß manchmal die Gebirgslandſchaft von den Regenſtreifen, die vor den Ausläufern vorbeizogen, ganz verdeckt wurde, ſo gaben die angeſchwollenen Flüſſe das beſte Zeugniß für die ſtarken Niederſchläge. Der Weg führte fort im Waſſer, die ganze Niederung war überſchwemmt.

Binnen weniger Tage war der ganze Schnee des Gebirges in Sehweite geſchmolzen. Es mag ſein, daß dieſer Umſtand mir die Berge bedeutend kleiner erſcheinen ließ als im vorhergegangenen Winter, da alle Kuppen mit Schnee bedeckt waren, denn meine Höhenſchätzungen differirten um einige hundert Fuß. Um den Fehler zu verringern, war ich nun gezwungen, das arithmetiſche Mittel zu nehmen. Wie beträchtlich dieſe Höhen ſind, mag daraus hervorgehen, daß ſelbſt die Saumwege von Youngtſchang-ſhien (fünf Tagreiſen) und von Liang-tſchou (vier Tagreiſen) nach Tatung-ſhien im Nan-ſan, Päſſe von mehr als 3000 Meter Höhe zu überwinden haben.

Ohne uns weiter in Liang-tſchou und Kulang-ſhien aufzuhalten, erreichten wir am 18. Juni wieder das Flußgebiet des Hoang-ho und mit der Stadt Ping-fan-ſhien das Ende der bekannten Marſchlinie. Ein ſchlechter Fahrweg führt von hier nach Weſten. Ohne beſonders merkliche Steigung gewannen wir den nur 40 Li entfernten Paß. Zuerſt in beſchwerlicher Steile, dann immer flacher ging es nun abwärts, dem Tatung-ho entgegen. Die Thäler ſind waſſerlos, die Lößhänge etwas grün, doch nirgends ſpendet ein Baum in der glühenden Sonnenhitze wohlthuenden Schatten. Nach allen Richtungen erblicken wir den gleichen Gebirgscharakter, runde und ſteile Formen ohne beſondere relative Ueberhöhungen. Unter ſolchen Verhältniſſen war es auch ſehr ſchwer, günſtige Ausſichtspunkte für meine Arbeiten ausfindig zu machen.

Von Zeit zu Zeit paſſirten wir eine armſelige Ortſchaft mit wenigen Häuſern, welche von Chineſen bewohnt wurden, die außer Ackerbau einige Viehzucht betreiben. Auf den Höhen macht ſich der Waſſermangel ſehr fühlbar, in den Thälern iſt das Waſſer ſchlecht und kaum genießbar.

Bei Tung-fan-ye (1850 Meter hoch) erblickten wir endlich das blaugrüne Waſſerband des Tatung-ho. Er entſpringt am Südfuße des Nan-ſan-Gebirges, durchfließt in ſeinem Oberlaufe — nach den eingeholten Erkundigungen — ein wildromantiſches, gänzlich unbewohntes Thal, nimmt mehrere kleine Nebenflüſſe auf, berührt das Gebiet des Kloſters Tſchertinton, gelangt durch eine düſtere Felsſchlucht mit ſtarkem Gefälle in die fruchtbare und erträgnißreiche, 10 Li breite und 40 Li lange Thalebene von Tung-fan-ye, welche er bewäſſert, und wendet ſich hierauf nach Süden gegen den Hoang-ho. An der Stelle, wo wir den Fluß auf Booten überſetzten, war das Waſſer 3 Meter tief. Die 8 Meter hohen Uferränder ſind in die Lößerde ſcharf eingeriſſen, das Bett des Fluſſes iſt grobſchotterig. Für den geringen Verkehr auf dieſer Straße genügt unter den gewöhnlichen Umſtänden das vorhandene Boot, welches 1 Wagen, 6 Pferde und 10 Perſonen faßt, vollkommen. Für die Ueberfuhr unſerer Colonne mußte das Boot fünf Mal verkehren und es verging nahezu der ganze Vormittag, bis der letzte Mann das jenſeitige Ufer gewann.

Nach einer mühevollen, anſtrengenden Wanderung erreichten wir während eines heftigen Gewitters den 2403 Meter hohen Gebirgspaß Ping-kou-ling, wo wir in den Lößhöhlen, die den Weg begleiten, gegen den ſtrömenden Regen Schutz ſuchten. Das Unwetter währte nur wenige Minuten, dann ſchien wieder die Sonne und beleuchtete die im Süden gähnende, düſtere Schlucht des Tatung-ho.

In zahlreichen Windungen ſchlängelt ſich der nur wenig ausgefahrene Weg — an einem ſchönen Tempel vorbei — ſteil nach abwärts. In den Abendſtunden gelangten wir mit dem Dorfe Lao-ja-ye in das breite Thal des Sining-ho. Lao-ja-ye liegt am linken Ufer des Fluſſes unter den Mauern einer mächtigen Befeſtigung im Schatten duftender Pfirſichbäume und beſteht aus ruinengleichen, niederen Holz- und Lehmhütten.

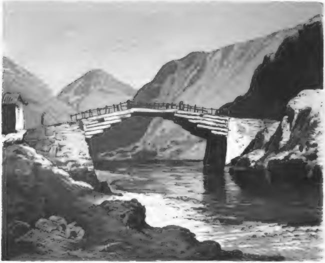
Bis Tſchung-pe-ſhien, einer kleinen Stadt von 10.000 Einwohnern, bleibt der Weg auf der linken Seite des Sining-ho, überſetzt dann in einer Furth den Fluß, deſſen gelbes Waſſer von 8 Meter hohen Lößufern begleitet iſt, und gewinnt von nun an mit jeder Stunde zuſehends an abſoluter Höhe.

Je mehr wir uns Sining-fu näherten, deſto reger geſtaltete ſich der Straßenverkehr. Es waren nicht nur Chineſen, die wir begegneten, bald erblickten wir eine mongoliſche Caravane mit ſchwer beladenen Kameelen, dann huſchten wieder einige verwahrloſte Fan-zh-Geſtalten ſcheu und furchtſam an uns vorüber; endlich feſſelte ein tibetaniſcher Lama mit einem ſteifen Strohhut auf dem Kopfe und härenem Gewande am Leibe, begleitet von einem großen Gefolge, unſere Aufmerkſamkeit. Doch mangelte Zeit und Gelegenheit, uns eingehender mit den intereſſanten Erſcheinungen zu beſchäftigen, wir hofften ja, in kurzer Zeit mit den buddhiſtiſchen Prieſtern engere Beziehungen anzuknüpfen.

Mit Ausnahme der ſtellenweiſe 5—8 Li breiten Thalebene, die mit Reis und Weizen bebaut iſt, macht die Umgebung einen troſtloſen Eindruck. Nicht nur die vollſtändige Baumloſigkeit, ſondern die todte, graue Färbung der vollkommen kahlen Bergabhänge geben ihr ein höchſt monotones Ausſehen.

Erſt 30 Li vor Sining-fu paſſirten wir eine ſchluchtartige Verengung des Thales, die einen Schatten vpn Romantik aufwies. Umgeben von ſchwarzen Felswänden, erhebt ſich ein zierliches Tempelchen aus Granitquadern über das rauſchende Waſſer des Sining-ho, über welchen an dieſer Stelle eine hoch aufgethürmte, luftige Holzbrücke führt. Am jenſeitigen Ufer zweigt ſich der Weg einerſeits zum Kloſter Tſchertinton und weiter über den Gadſchur nach Tſchako-ye am Ping-fan-ho, andererſeits am Kloſter Tſchobſön vorbei über den Nan-ſan nach Liang-tſchou ab. Im Weſten der Brücke ſchließt eine hohe Steinmauer als Defenſivbefeſtigung die Schlucht gegen die Ebene von Sining-fu ab.

Zwanzig Li trennen uns noch von der Stadt. Während wir die breite, nur theilweiſe bebaute Ebene im ſchnellen Tempo durcheilen, behalten wir die Umriſſe der Stadtmauern beſtändig im Auge. Auf einmal werden unverhofft in der Nähe dröhnende Salutſchüſſe abgefeuert, wir biegen um den zerfallenen Wall eines Lehmgehöftes und erblicken die Empfangsdeputation, welche uns in herkömmlicher Weiſe begrüßt. Trotz aller Gegenvorſtellungen geſtaltete ſich unſer Einzug in die Stadt zu einem höchſt feierlichen. Der Zug rangirte ſich folgendermaßen: voran eine Abtheilung Cavallerie mit wehenden Fahnen unter Commando eines berittenen Officiers; ihr folgte das unvermeidliche, rothe Ehrenparapluie; dann kam Herr Loczy zu Pferd, nach ihm eine Abtheilung Infanterie, dann Dolmetſch Sin und zwei Civilbeamte in chineſiſchen Galawagen und mein gebrechliches Fuhrwerk, deſſen zerriſſenes Strohdach mit den Seidendächern der vorfahrenden Wagen gar ſeltſam contraſtirte. Die Gepäckswagen und eine Infanteriebedeckung bildeten den Schluß. Graf Széchenyi, der, um abſeits zu jagen, die Marſchcolonne ſchon in den Nachmittagsſtunden verlaſſen hatte, traf erſt Abends in Sining-fu ein.



Schlucht vor Sining-fu.

Der Gouverneur hatte uns die Examinationshalle der Stadt als Quartier zur Verfügung geſtellt. In ſolchen Hallen finden von drei zu drei Jahren die Prüfungen der Mandarin-Candidaten ſtatt. In dem erſten Hofe ſtehen die langen Reihen der Prüfungsbänke, auf denen die Jünglinge, gänzlich abgeſchloſſen von der Außenwelt, die ihnen vorgelegten Fragen innerhalb

Digitized by Google

beſonders zur Zeit der Mahlzeiten eine Gruppe freundlich grinſender Männer nach der andern das Speiſezimmer betrat, einige Zeit hindurch heuchleriſch bewunderte, wie wir Löffel und Gabel handhabten, und ſchließlich dem ungeſchminkten Hohne freie Zügel laſſend, die Schwelle verließ.

Bevor wir die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten beſichtigten, drängte es uns, die Anſichten des Gouverneurs zu hören. Freilich waren unſere Hoffnungen nach den gemachten Erfahrungen ſo tief geſunken, daß wir uns ohne die geringſten Erwartungen auf den Weg machten, um den Etiquettebeſuch abzuſtatten. Der Gouverneur, eine ſtattliche, hohe Erſcheinung, empfing uns feierlich und mit ausgeſuchter Höflichkeit. Wenn er wirklich, wie uns Zo-zung-tang im Vertrauen mittheilte, ein Feind aller Europäer war, ſo ließ er ſeine Gefühle wahrlich nicht zum Durchbruche kommen.

Die Chineſen ſind aber Lügner von Geburt, ein wahres Wort geht ihnen ſo ſchwer über die Lippen, daß die Heuchelei, ſelbſt dann, wenn die Lüge gar keinen Vortheil einbringt, mit zur guten Erziehung gerechnet werden kann; darum überbot ſich der Mandſchu-Gouverneur in gewinnender Freundlichkeit und ſchlug endlich, die Hand am Herzen, als Beweis für ſeine wohlmeinende Offenheit, unſer Begehren um ſeine Unterſtützung für die Fortſetzung der Reiſe über die Hochplateaux nach Laſſa rundweg ab.

„Bis vor acht Jahren,“ ſagte er, „führte wohl ein Weg von Sining-fu nach Laſſa. Heute reiſt kein Chineſe mehr über Kuku-nor. Ihr wollt die Urſachen wiſſen? Ich will ſie Euch mittheilen. Vor acht Jahren entſchloß ſich der Amban von Laſſa (chineſiſcher Geſandter am Hofe des Dalai-lama), anſtatt, wie es ſich gehörte, über Batang und Tſching-tu-fu, durch die großen Wüſten im nordöſtlichen Tibet über Zaidam und Sining-fu nach Peking zu reiſen. Er hatte ſeine Geſchäfte in der tibetaniſchen Hauptſtadt nicht ſo geführt, wie es der Kaiſer wünſchte, und ſollte nun Rechenſchaft ablegen über die Reſultate ſeiner dreijährigen Thätigkeit in Tibet. Obwohl er auf ſeiner Reiſe viel mit Hinderniſſen zu kämpfen hatte, denn er fand weder Häuſer, noch Reis und erkrankte in Folge der böſen Ausdünſtungen auf den hohen Bergen (verdünnte Luft) in den Eingeweiden und im Magen, ſo gelang es ihm doch, die Gebiete der Fan-zh bei den Quellen des Hoang-ho zu erreichen. Kaum hatten die Räuber ſeine Ankunft vernommen, ſo vereinigten ſich ihre Fürſten, um den Amban zu züchtigen. Zwiſchen der Begleitung desſelben, die aus 300 Soldaten und 1000 Lama beſtand, und den Wilden entſpann ſich eine große Schlacht, die mehrere Stunden währte. Als die Escorte des Geſandten wahrgenommen hatte, daß bereits zwei ihrer Leute erſchlagen waren, ergriff ſie die Flucht und ließ ihren Herrn im Stiche. Die Räuber nahmen ihn gefangen und eigneten ſich ſein ganzes Gepäck an. Sogar die Kleider zogen ſie ihm vom Leibe. Der Amban erwartete gefaßt ſein Ende, doch die Fan-zh ſchonten ſein Leben und gaben ihm die Freiheit. Mit Hunger und Froſt kämpfend, erreichte er endlich Sining-fu. Der Kaiſer, welcher nun einſah, daß der hohe Beamte in Folge ſeiner Strenge von den Wilden ſo gehaßt wurde, belohnte den Amban reichlich für die treue Erfüllung ſeiner Pflichten. Seit jener Zeit hat noch kein Chineſe das Räubergebiet betreten. Es iſt daher abſolut unausführbar, daß Ihr Euch, wie es Euer Wunſch iſt, einer Caravane anſchließt."

„So werden wir eine eigene Caravane ausrüſten," entgegnete der Graf. „Es handelt ſich nur um die Miethe eines Führers und um die Beiſchaffung von Zelten. Geſtützt auf den vom Tſungli-yamen ausgeſtellten Paß, bitte ich Euer Excellenz um Ihre Unterſtützung. Die Schwierigkeiten der Route werden wir ſelbſt überwinden, legen Sie uns nicht weitere Hinderniſſe in den Weg."

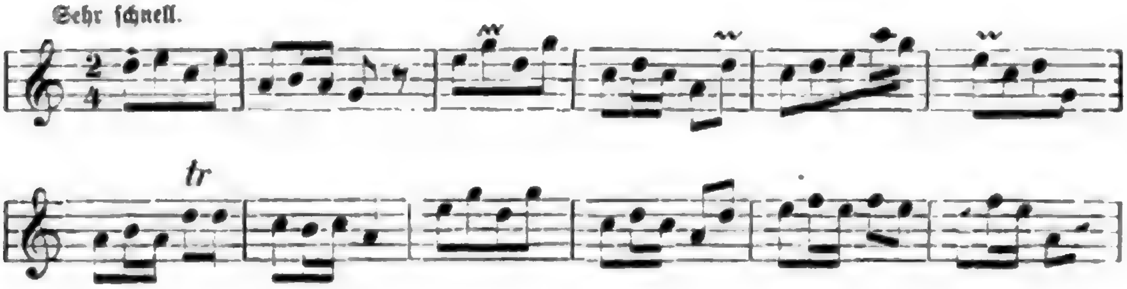
„Die Schwierigkeiten der entlegenen Wüſten ſind ſo groß, daß Ihr ihnen unterliegen müßt. Beſonders im Sommer ſind alle Flüſſe angeſchwollen; das Waſſer iſt tief und reißend. Wie wollt Ihr das jenſeitige Ufer erreichen, da keine Brücken und keine Fahrzeuge vorhanden ſind. Und gelingt es Euch auch, einige Flüſſe zu paſſiren, ſo werdet Ihr endlich auf einen Strom kommen, über welchen Ihr nicht hinüber kommen werdet. Zurückgehen könnt Ihr nicht mehr, denn die Flüſſe im Rücken ſind mittlerweile noch größer geworden, und ſo müßt Ihr in gräßlicher Weiſe verhungern. — Woher ſoll ich Zelte nehmen? — Ich ſelbſt beſitze keine, meine Soldaten benöthigen keine. Ihr wollt einige Tage hier bleiben; ſeht Euch ſelbſt nach Zelten um. Vielleicht findet Ihr auch einen Mann, der Euch nach Tibet führen will. Gelingt Euch das," fügte er mit malitiöſem Lächeln hinzu, „dann will ich Euch ohne Weiteres die Erlaubniß zur Reiſe ertheilen."

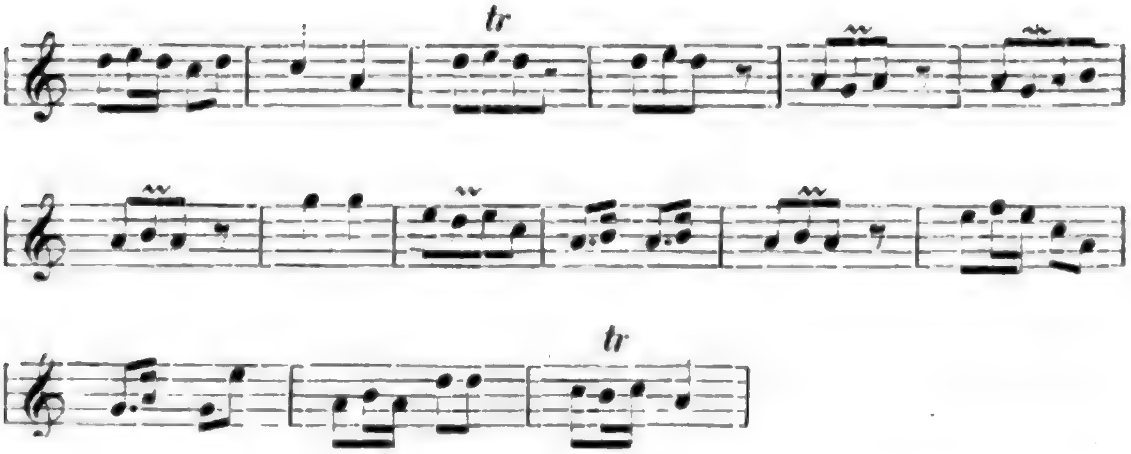
Nach mancherlei Einwendungen, die wir uns gegen eine ſolche Entſcheidung erlaubten, rief der Gouverneur einige im Vorzimmer harrende Zeugen vor, welche die Wahrheit ſeiner Ausſagen bekräftigen mußten, er ließ einen Stoß Acten herbeibringen, welche documentariſch die Geſchichte des Amban, ſowie zahlreiche andere von den Tanguten verübte Raubthaten nachweiſen ſollten, und ſchloß die Verhandlungen mit den Worten: „Seit acht Jahren geht überhaupt keine Caravane den Weg, folglich werdet auch Ihr Euch bequemen müſſen, nach Sze-tſchuen zu gehen, wo Euerem Projecte keine weiteren Hinderniſſe entgegenſtehen werden".

Wir verabſchiedeten uns in ziemlich kühler Weiſe von dem Gouverneur der Dependenz Kuku-nor, um den Tautai von Sining-fu zu beſuchen. Derſelbe bewohnt das ſchönſte Yamen der Stadt. Seine Gemächer beweiſen, daß der Beamte ſich bereits von der weltberühmten chineſiſchen Genügſamkeit losgeſagt hat, und in den Genüſſen, die ihm ſein Reichthum bietet, im vollſten Maße ſchwelgt.

Die Wände ſeines Empfangsſalons waren mit Goldleiſten verziert, die kunſtvoll geſchnitzten Stühle weich gepolſtert, die Tiſche mit Nippſachen und Kunſtwerken überbürdet und in allen Niſchen und Ecken ſtanden koſtbare Vaſen. Das reizende Boudoir einer Weltdame kann unmöglich mit dem feinen, echt orientaliſchen Wohlgeruche wetteifern, der den Salon des Tautai parfumirte.

Der Tautai iſt Muſikliebhaber und nennt eine Capelle ſein eigen, die ſechs Stunden des Tages auf einer Hoftribune poſtirt, ſtets dasſelbe Stück ſpielt. Unſere Wohnung grenzte an die des Tautai, ich hörte das Lied ſo oft, daß ich es ſchließlich trotz ſeiner ſchweren Melodie memorirte. Ich laſſe hier das Lied folgen:





Der Tautai konnte unſeren Zwecken weder nützen noch ſchaden, darum verzichteten wir darauf, dieſelben Worte zu hören, welche wir vom Gouverneur vernommen, und unterhielten uns mit Dingen, die einen chineſiſchen Lebemann mehr intereſſirten. Als wir aufbrachen, erſuchte er mich noch, ihm drei Uhren zu repariren. Wie gewöhnlich, ſo waren die Uhren nicht aufgezogen. In den folgenden Tagen bat er mich noch, ſein Fernrohr zu unterſuchen. Vor zwei Jahren habe daſſelbe noch ſo gut functionirt, „daß er beim Durchſchauen alle Gegenſtände mit der Hand erfaſſen konnte“, jetzt aber ſei das Glas verdorben und hülle Alles in Finſterniß wie die Nacht. Als ich das Inſtrument zerlegte, ſtellte es ſich heraus, daß das Rohr mit einem großen Stück Papier verſtopft war. Ich entfernte das Hinderniß und putzte die Gläſer. Der Tautai war von der Geſchicklichkeit entzückt und ſchickte mir zum Danke einen Korb herrlicher Pfirſiche.

Die hohen Herren beeilten ſich, uns die Gegenbeſuche abzuſtatten. Es kamen nicht nur der Gouverneur, der Tautai, der Magiſtrat, ſondern viele andere Mandarine, und zwar im Auftrage — ihrer Frauen. Die Sache verhielt ſich nämlich ſo: Es iſt Sitte, daß jede Viſite erwidert werden muß. Wir waren ſohin genöthigt, die Mandarine in ihren Häuſern zu beſuchen. Die Frauen und Töchter der Beamten, denen es nicht geſtattet iſt, ſich öffentlich auf der Gaſſe zu zeigen, bohrten nun, während die Gatten und Väter bei den fremden Leuten waren, in die Holzwände, welche ihre Gemächer von dem Salon trennten, eine Anzahl Löcher, durch welche ſie uns dann mit Muße betrachten konnten. Als wir ſpäterhin der Sache auf die Spur kamen, ignorirten wir alle unbegründeten Beſuche inſoferne, als wir uns die Gegenbeſuche erließen.

Sining-fu ſelbſt hatten wir bald kennen gelernt. Die Stadt liegt (2304 Meter hoch) am linken Ufer des Sining-ho, nahezu in der Mitte der 5 Kilometer breiten, mit Weizen bebauten Thalebene, und iſt von einem viereckigen, 10 Meter hohen Walle umſchloſſen. Wie alle chineſiſchen Städte nur von zwei Hauptſtraßen, die zu den, durch hohe Holzthürme markirten Thoren führen, durchzogen, zeichnen ſich die Häuſer durch ihre Größe und die geſchmackvolle Ausſtattung aus. Die meiſten Gebäude ſind aus Holz, nur einige wenige aus großen Bruchſteinen erbaut. Die zahlreichen Amtsgebäude geben mit ihren hohen Holzlaternen und wehenden Fahnen der Hauptſtraße ein feierliches Gepräge. Die Einwohner, 60.000 an der Zahl, ſind noch reine Chineſen und beſchäftigen ſich theils mit Ackerbau, theils mit dem Handel von Lebensmitteln, Medicamenten und Kleidungsſtoffen. Beſonders hervorragende Induſtriezweige und Gewerbe gibt es in Sining-fu nicht.

Die Bevölkerung iſt im Allgemeinen gutmüthig, fleißig und neugierig, ohne ausgeſprochene Böswilligkeit. Sining-fu iſt die erſte große, chineſiſche Stadt an der Nordoſtgrenze Tibets. Eine Tagreiſe ſüdlich der Stadt ſtoßen wir bereits auf ein großes tibetaniſches Kloſter.

Es gelang uns, vom Gouverneur die Bewilligung zu erhalten, das Kloſter Kum-bum zu beſuchen. Schon der Gedanke, mit den echten Repräſentanten der buddhiſtiſchen Religion in Verkehr zu treten, eiferte uns, abgeſehen von unſerer Erwartung, dort einen Führer für die Weiterreiſe zu finden, zu dieſem Ausfluge an.

Der Weg ſtieg zuerſt in dem bei Sining-fu einmündenden Nebenthale direct nach Süden an, und wandte ſich dann bei dem Dorfe Sing-tſchun nach Weſten, um einen niederen Paß zu überwinden. Jenſeits desſelben erblickten wir das Kloſter in einem engen Thalkeſſel zu unſeren Füßen.

Aus größerer Entfernung ſieht das Kloſter einer niedergebrannten Ortſchaft täuſchend ähnlich, erſt in unmittelbarer Nähe geſtaltet ſich das Landſchaftsbild freundlicher, und würde noch gewinnen, wären die Hänge der Berge nur einigermaßen bewaldet. Terraſſenförmig erheben ſich längs der Thalwände die dächerloſen, weiß getünchten Wohnhäuſer der Lamaprieſter über den Haupttempel, deſſen vergoldetes Dach ſogleich die Aufmerkſamkeit feſſelt. Zahlreiche Lamageſtalten wandelten auf den Fußpfaden. Sie waren roth gekleidet, und ihre Toga, welche die nackten Arme frei ließ, verlieh den Erſcheinungen einen altrömiſchen Charakter. Mir fiel beſonders die dunkle Hautfarbe der Prieſter auf, die um ſo greller hervortrat, weil eine Schichte Schmutz ſie bedeckte.

Dank dem Empfehlungsſchreiben des Gouverneurs von Kuku-nor wurden wir in einem netten und verhältnißmäßig reinen Hauſe untergebracht. Im Hofe ſtand ein großer Flaggenſtock, auf welchem lange, ſchmale, mit tibetaniſchen Lettern beſchriebene Fahnen befeſtigt waren. Das Innere des Wohngebäudes enthielt einen langen, ſchmalen Raum, und wurde durch zwei getäfelte Holzverſchalungen in drei Zimmer abgeſondert. Die Betten waren aus Holz, Stühle und Tiſche mangelten und wurden durch ein erhöhtes Podium erſetzt. Alsbald nach unſerem Eintreffen wurden wir von drei Würdenträgern des Kloſters beſucht. Sie waren keineswegs prunkvoll gekleidet, ſondern trugen dieſelben rothen, groben Gewänder wie ihre Brüder. Der Führer der Deputation, ein 68 Jahre alter Mann, hatte ein gutmüthiges, ſympathiſches Geſicht und nickte während der Verhandlung nur zuſtimmend mit dem Haupte, ohne zu ſprechen. Der Zweite, ſchwarzbraun wie ein Hindu, ſah eher einem Räuber gleich als einem Prieſter. Der Dritte, der als Oekonom des Kloſters das Wort führte, unterſchied ſich von den Anderen durch den verſchlagenen Geſichtsausdruck und eine in Gold und Silber geſtickte, ſchmutzige Weſte. Die drei Prieſter hatten in einem Nebenlocale unſerer Wohnung auf einer mit Filz bedeckten, breiten Bank nach orientaliſcher Sitte Platz genommen. Als wir erſchienen, erhoben ſie ſich und begrüßten uns mit einer ſtummen Verbeugung. Einige untergeordnete Prieſter brachten etliche Schüſſeln mit candirtem Zucker und getrockneten Früchten. Wir ſetzten uns, und die Verhandlungen begannen. Die Unterhaltung ſtieß bei dem Umſtande, daß die Prieſter nur tibetaniſch ſprachen, auf bedeutende Schwierigkeiten. Wir ſprachen engliſch, unſer Dolmetſch Sin überſetzte die Worte in's Chineſiſche, und ein zweiter Interpret, welchen uns der Gouverneur zur Verfügung geſtellt hatte, übermittelte den Inhalt dem tibetaniſchen Sprecher.

ihnen ſei je in Laſſa geweſen, ebenſo habe auch Keiner Luſt, dieſen Weg zu gehen, ſie ſeien in Folge der jüngſt verübten Raubzüge der Wilden erſchreckt. Wir mögen ſeinen Worten glauben, denn ein Lama lüge nie.

Als wir ſpäterhin mit den untergeordneten Lama Separat-Bündniſſe abzuſchließen verſuchten, erhielten wir ähnliche ausweichende Antworten.

Der Oekonom erzählte uns hierauf, daß das Kloſter im Jahre 1872 von den Muſelmännern zerſtört wurde. Zwei Jahre darauf habe eine Schaar buddhiſtiſcher Fan-zh das wenige Uebriggebliebene bis auf den Haupttempel, welchen ſie verſchonten, vernichtet. Vor jener Verwüſtung lebten 4000 Lama im Kloſter, zur Zeit unſeres Beſuches war deren Anzahl auf 2000 zuſammengeſchmolzen.

Auf die Frage, ob ſie zur gelben oder rothen Kirche gehören, antwortete er, daß ſie gelbe Lama ſeien*). Sie tragen wohl für gewöhnlich auch rothe Kleidung, doch im Ornate kennzeichnet der gelbe Hut ihre Secte.

Die Prieſter waren höchſt erſtaunt, als wir ihnen Mittheilungen über die Würde und die Wohnung der beiden Päpſte in Laſſa und Teſchulumbo machten; ſie konnten nicht begreifen, woher wir Alles wußten. Wir ſtellten nun das Anſuchen, dem Oberen des Kloſters vorgeſtellt zu werden, doch der Wortführer betheuerte, indem er ſeine Hände auf die Bruſt preßte, in feierlicher Weiſe, daß der Kutuktu von Kum-bum nach Kanton abgereiſt wäre.

Obgleich ein Lama nie lügt, ſo machte der Oekonom diesmal doch eine Ausnahme, denn wenige Minuten ſpäter erblickten wir den Heiligen im Vorhofe des Tempels. Wir erſuchten hierauf die Deputation, uns die Sehenswürdigkeiten des Kloſters zu zeigen. Bereitwillig leiſtete ſie dem Wunſche Folge.

Der Tempel liegt in einem großen, viereckigen Raume. Zahlreiche Nebengebäude mit Galerien aus Holz begrenzen einen großen Vorhof. Vor den langen Gebäuden im Hintergrunde erhebt ſich ein kleiner Thron aus Holz; dort ſaß der Kutuktu, ganz in gelbe Seide gekleidet, ſein Schooß war mit Schriften bedeckt, die er zu ſichten bemüht war und die er hie und da in die Höhe hob, als ſuche er etwas.

---

*) Wir kommen in einem folgenden Capitel auf dieſe Spaltung in der buddhiſtiſchen Religion zu ſprechen.

Vor ihm kniete, das Haupt am Boden, im Halbkreiſe eine Schaar Lama, die ſich nach einer Pauſe erhoben und ſich der Sandalen entledigten, bevor ſie die Stufen des Thrones betraten, um mit dem Heiligen zu ſprechen. Bald darauf wurden ſie von einer neuen Gruppe älterer Lama abgelöſt, die vorher in einer Ecke des Vorhofes nach orientaliſcher Sitte ſich niedergelaſſen hatten.

Amphitheatraliſch die Scene abſchließend, ſtanden im Vordergrunde zwei Reihen jüngerer Lama, Geſicht gegen Geſicht. Ein fürchterlicher Lärm begleitete ihre religiöſe Uebung. Mit Armen und Beinen, ja mit jeder Muskel des Geſichtes geſtikulirend, in allen Tonarten ſchreiend und tobend, den gelben Roſenkranz bald über den Kopf ſchwingend, bald über den bloßen Arm bis zur Achſel ſchleudernd, dann wieder die Hände zuſammenſchlagend, rief dieſe Scene den Eindruck zügelloſer, toller Heiterkeit hervor. Ein Lama klärte uns den Sachverhalt auf. Es war eine Art Religionsunterricht, in Fragen und Antworten, ein abſichtliches Irreführen der Schüler durch die Lehrer. Der Schüler aber überſchrie in ſeiner Freude den Verſucher: „Nein das iſt falſch, ich weiß es anders, es iſt ſo und ſo, denn ich las das Richtige dort und dort.“

Ueber einige Stufen gelangten wir zu dem Haupttempel. Vor ihm ſtand, von einem ſchützenden Gitter umgeben, jener Baum, von welchem Abbé Huc erzählt, daß ſeine Blätter von Natur aus das Bildniß Buddha's und das tibetaniſche Alphabet tragen. Wir ſuchten vergebens nach ſolchen Erſcheinungen. Kein Buddha-Bild, kein Buchſtabe, ſondern nur ein ſpöttiſches Lächeln um die Mundwinkel des alten Prieſters, der uns als Führer diente.

Auf unſere Frage um die Geſchichte des Baumes theilte uns der Prieſter mit, daß vor langer Zeit der Baum in der That Blätter mit dem Bildniſſe Buddha's trieb, in der Gegenwart aber nur höchſt ſelten das Wunder erſcheine. Nur wenige, von Gott begnadete Menſchen ſeien bevorzugt, ſolche Blätter zu entdecken. Der letzte Glückliche war ein frommer Mandarin, welcher vor 7 oder 8 Jahren das Kloſter beſuchte.

Am folgenden Tage war es Graf Széchenyi beſchieden, ein Blatt am Baum zu finden, auf welchem ein unförmliches Buddha-Bild — wahrſcheinlich mit einer Säure eingeätzt worden war. Blätter oder Blüthen von dem Baume zu pflücken, geſtatten die Lama Niemandem. Die abgefallenen Blätter werden ſorgfältig geſammelt und als heilſamer Thee gegen Kehlkopfleiden an die Pilger verkauft. Der Baum beſteht aus vier Stämmen in der Höhe von 6—8 Meter und war zur Zeit unſeres Beſuches im Kloſter dicht mit länglichen, runden, dunkelgrünen Blättern beſetzt. Die doldenartigen Blüthen waren gerade im Knoſpen. — Jedenfalls gehört der Baum zu den Gattungen der Oleaceen. Ich halte ihn für Syringa L. (weißer Hollunder, der aller Wahrſcheinlichkeit nach aus China nach Europa gebracht wurde).

Vor der mit einem ungemein ſorgfältig gearbeiteten Eiſengitter abgeſchloſſenen Hauptfront des Haupttempels beteten die Lama ein ſonderbares Gebet. Sie ſtanden, nur mit der Toga bekleidet, auf dem mit glatten Holzdielen bedeckten Gange, ſprachen einige Worte und rutſchten dann mit den Handflächen auf den Brettern nach vorne; 15 Centimeter tiefe, glatte Rinnen kennzeichnen bereits ihre Spuren.

Das Innere des Haupttempels überraſcht durch den Reichthum der Opfergaben; goldene Buddha-Statuen, Seidenſtoffe in den prächtigſten Farben, Schmuck, Edelſteine, Ornamente, Gold und Silber in ſchwerer Menge. Bemerkenswerth iſt ein Seitentempel mit unzähligen Todtenköpfen. Als wir wieder den Vorhof betraten, überraſchte uns ein anderes Bild; und wenn uns das erſte in ſeiner Lebhaftigkeit, Munterkeit und Ausgelaſſenheit intereſſirte, ſo zog uns dieſes durch ſeine weihevolle Stimmung an. Vor dem Throne kniete ein junger Lama mit ſchwarzem Schnurrbärtchen und ſtoppelgleich raſirtem Haupthaare. Er beſaß ein anziehendes, ovales Geſicht, aus dem uns ein Paar kluge Augen entgegenleuchteten. Ihm zugewendet ſaßen in vier Halbkreiſen, die mit einem Zirkel abgemeſſen ſchienen, die Lama. Die Geſellſchaft betete laut. Der Klang ihres Liedes glich genau einer abgeſungenen Litanei. Es war ein voller, reiner Accord, deſſen wirklich entzückende Harmonie nur von der klangvollen, tiefen Baßſtimme des jugendlichen Vorbeters übertönt wurde.

Wenn zur nächtlichen Stunde ähnliche Gebete abgehalten werden, wird der Tempel mit rothen Laternen beleuchtet, und der anziehende Geſang gewinnt durch den tiefen Ton der aus Menſchenknochen verfertigten Poſaunen an ergreifender Wirkung.

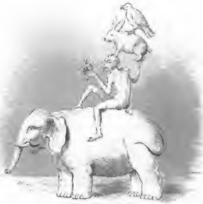
Die Facultät zu Kum-bum iſt in vier Abtheilungen geſondert, und zwar:

1. In die Schule zur Ergründung der Religionsgeheimniſſe;

2. in die Schule zur Erlernung der Ceremonien;

3. in die mediciniſche Schule zur Ergründung und Behandlung der 440 Krankheiten, und

4. in die Schule zur Erlernung der Gebete. Dieſe iſt am zahlreichſten beſucht.



Tempelbild in Tſchobjön.

Die Lama-Aerzte dürften, trotzdem ihr Wiſſen ein äußerſt geringes iſt, dennoch durch Erfahrung manches Heilmittel benützen, das für uns von großem Werthe ſein könnte.

Solche Inſtitute, wie jenes zu Kum-bum, werden ſehr ſtreng geleitet. Die größten körperlichen Strafen für geringe Fehler halten eine muſterhafte Disciplin aufrecht. Solche Zöglinge, welche ein größeres Vergehen begangen, werden auf der Stirne gebrandmarkt und entlaſſen. Alles geſchieht gemeinſchaftlich. Sie ſpeiſen und beten zuſammen, die Opfer werden zu gleichen Theilen verabfolgt u. ſ. w. Daß dabei trotzdem nicht eine gleiche Vertheilung des Beſitzes erzielt werden kann, liegt in den verſchiedenen Abſtufungen der Sparſamkeit des Einzelnen.

Nach der Beſichtigung des Tempels beſtiegen wir eine nahe Kuppe, die eine ausgiebige Rundſicht über die Umgebung geſtattete. Die Sonne ſtand ſchon tief, als wir die Höhe erreichten. Im Süden erheben ſich die ſchwarzen Felsmaſſen des Kuku-nor-Gebirges bis zur Höhe von 4000 Meter und erſtrecken ſich, ſo weit das Auge reicht, in der gleichen Höhe nach Weſten zu dem See Kuku-nor. Da es Tags vorher in den Thälern geregnet hatte, waren die höchſten Kuppen des ſcharfkantigen Gebirgsrückens mit einer dünnen Schneeſchichte bedeckt. Die Hänge fallen ſteil und kurz zu den breiten Thälern hinab und verflachen ſich ſchließlich zu relativ niedrigen und runden Lößformationen, welche mit üppigem Gras bewachſen ſind.

Ein Gewitter ſtand über dem Kuku-nor. Es war ein herrlicher Anblick. Während auf der einen Seite die Blitze aus den ſchweren Wolken nach allen Richtungen zuckten, zerriß auf der andern Seite das glühende Abendroth den ſchwarzgrauen Schleier des Firmaments. Die Gebirge des Nordens dominiren bei gleichem Charakter die rechtsſeitige Thalbegleitung des Sining-ho; die Seitenthäler ſind jedoch waſſerarm und mit Steingerölle ausgefüllt.

Am nächſten Morgen kehrte ich allein nach Sining-fu zurück, um mich für die aſtronomiſchen Obſervationen vorzubereiten. Außerdem zwang mich mein Unwohlſein zu einer mehrtägigen Ruhe und verhinderte mich, an den Excurſionen des Grafen theilzunehmen.

Bei meiner Ankunft in Sining-fu erzählte mir Kung-ſche, daß mittlerweile ein engliſcher Miſſionär eingetroffen ſei, der zum Ergötzen aller Chineſen und zum Entſetzen aller Beamten auf den Straßen öffentliche Predigten abgehalten habe. Mr. Eaſton beſuchte mich noch denſelben Abend. Er theilte mir mit, daß er aus der Provinz Sze-tſchuen käme, in Tſing-tſchou eine Miſſionsſtation errichtet hätte, ſich dort von ſeinem Collegen Mr. Cammeron trennte, der nach Laſſa aufbrach (an der tibetaniſchen Grenze aber — wie wir ſpäter erfuhren — zurückgewieſen wurde) und nun nach Sining-fu gekommen wäre, um zu ſehen, ob die Einwohner für die Grundzüge ſeiner Lehre empfänglich ſeien. Er habe ſchon in Tſchung-pe-ſhien vernommen, daß vor einigen Tagen eine Anzahl europäiſcher Männer nach Sining-fu gereiſt wäre. Die dortigen Bewohner zerbrachen ſich noch fort die Köpfe über die Abſichten, welche wir eigentlich mit unſerer Reiſe verfolgten.

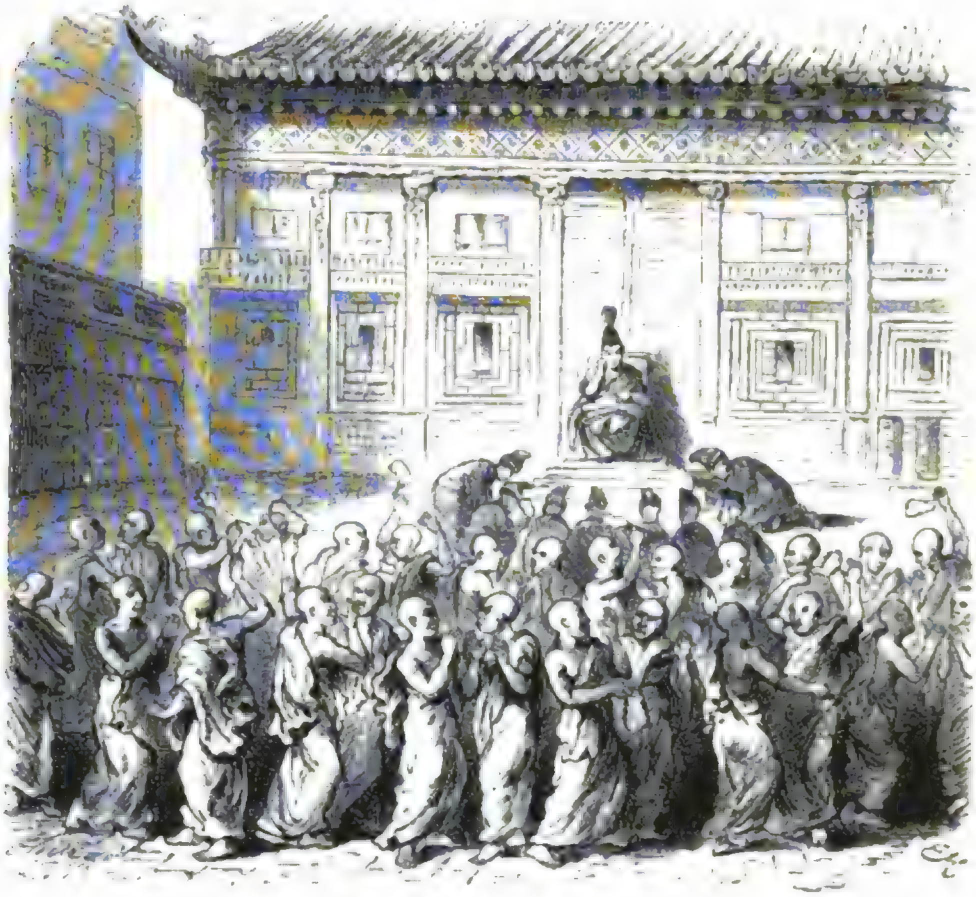
„Die drei Fremden," erzählten ſie Mr. Eaſton, „ſind gar ſonderbare Menſchen. Sie führen zwar eine große Anzahl Kiſten mit ſich, ſind aber trotzdem keine Kaufleute; denn die Kiſten enthalten weder Seidenſtoffe, noch Opium, noch ſonſtige Handelsartikel, ſondern nur große Steine, ſolche Steine, wie ſie zu Tauſenden in den Flüſſen und Gebirgen zu finden ſind, ohne Werth und ohne Spur von Silber. Schon dieſer Umſtand ließ uns vermuthen, daß es mit ihnen nicht ganz richtig beſtellt ſei. Als ſie nun in unſerer Stadt übernachteten, da blieb kein Zweifel mehr übrig, die Europäer ſind verrückt. Nachdem ſie das Kun-kwan bezogen hatten, warfen ſie die Filzbetten, welche ihnen der Magiſtrat auf dem Kang ausbreiten ließ, in den Hof, und vertheilten die Leckerbiſſen, welche die Gnade des Kaiſers ihnen zukommen ließ, an die Dienerſchaft. Jeder von ihnen nahm nun, anſtatt ſich von dem beſchwerlichen Wege auszuraſten, ein Stück Papier und ſchrieb auf demſelben verſchiedene unverſtändliche Zeichen. Sie ſprachen nichts, ſie aßen nichts, ſie tranken nur kaltes Waſſer."

Graf Széchenyi kam nach zwei Tagen von Kum-bum zurück, ohne den geringſten Erfolg erzielt zu haben. Die Prieſter behaupteten einſtimmig die Richtigkeit der Ausſagen des Gouverneurs. Als der Graf ſpäterhin auf der Rückreiſe von einem Ausfluge nach Quetä, einer Stadt am rechten Ufer des Hoang-ho, von wo augenſcheinlich ein Weg über die Wüſtenplateaux im Südweſten nach Zaidam und weiter zu den Quellen des Hoang-ho führt, abermals die Prieſter des Kloſters Kum-bum zu erweichen beſtrebt war, da wieſen ſie den Beſuch mit barſchen Worten ab, und es koſtete ſchwere Mühe, ein Nachtquartier zu erhalten.

Ein weiterer Verſuch, die Lama in den Klöſtern von Altin und Tſchobſön durch reiche Geldgeſchenke zur Unterſtützung für die Reiſe nach Tibet zu bewegen, ſcheiterte vollſtändig an der Unzugänglichkeit derſelben für das Project.

Dieſe beiden Klöſter liegen zwei Tagreiſen nördlich von Sining-fu 2800 Meter über dem Meere am Südabfalle des Mej-Gebirges in unbedeutender Entfernung von einander*). Sie ſind viel kleiner und ärmer als Kum-bum. Ein Altarbild des Haupttempels in Tſchobſön, einen Elephanten darſtellend, auf welchem ein Affe, ein Haſe und ein Rabe reiten, ſtammt jedenfalls aus der indiſchen Nachbarſchaft.

Während der Abweſenheit der beiden anderen Reiſegefährten kam eines Morgens Kung-ſche in mein Schlafzimmer und weckte mich auf. Er zitterte an allen Gliedern und konnte anfangs kein Wort über die Lippen bringen. Endlich klapperten ſeine Zähne: „Stehen Sie auf — kommen Sie — es ſind Räuber da!“



Religionsunterricht.

---

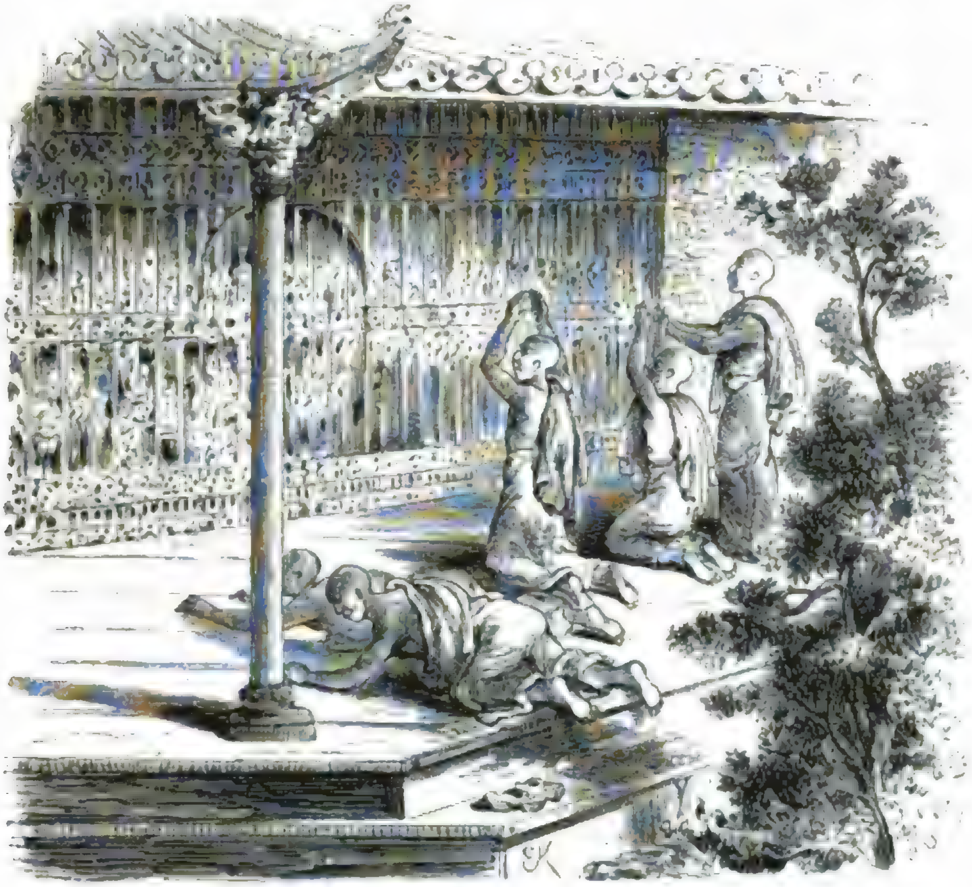
*) Ich will noch erwähnen, daß Prſchewalski irrig berichtet wurde, wenn er die Stadt Tatung-ſhien an den Tatung-ho verlegt. Sie liegt am Pej-tſchuen-ho, einem kleinen, bei Sining-fu einmündenden Nebenfluſſe, und kann von Altin in einem Tage erreicht werden.

Digitized by Google

„Wo?“ fragte ich, indem ich aufſprang. „In unſerem Hauſe?“

„Ja, gleich nebenan im Zimmer.“

Ich nahm den Revolver und ging dem furchtſamen Diener voran, der mit dem Finger auf ein Nebengebäude wies, wo unſer Gepäck untergebracht war. Ich horchte nach einem Geräuſche, doch im Hauſe und über den Straßen herrſchte lautloſe Stille. Bittend hob Kung-ſche die Hände empor, ich möchte keinen Verſuch machen, in das Local einzudringen, es könnte mir ſchlecht ergehen. Ohne mich durch den Widerſtand des Dieners beirren zu laſſen, öffnete ich die Thüre. Keine Seele war in der Kammer. — Bei der herrſchenden Dunkelheit konnte ich im erſten Augenblicke nichts Ungewöhnliches wahrnehmen, als aber Kung-ſche nun auch muthiger wurde und die Thürflügel angelweit öffnete, ſah ich wohl aus der vorhandenen Unordnung, daß die Induſtrieritter von Sining-fu uns einen Beſuch abgeſtattet hatten.



Lama-Andacht.

Digitized by Google

Die Diebe hatten von der Straße aus durch die Mauer des Zimmers, welches ſonſt der Dolmetſch bewohnte, ein rundes Loch von ſolcher Größe gebrochen, daß nur ein geſchmeidiger Chineſe durchzuſchlüpfen vermochte. Sin's großer Koffer widerſtand den Aufſprengungsverſuchen, dagegen war der Koffer eines Dieners gänzlich geleert. Unſere Habſeligkeiten übten auf die Gauner einen geringen Reiz aus. Die europäiſchen Effecten hätten nur dazu beigetragen, die Uebelthäter zu verrathen, und ſo warfen ſie unter Anderem auch einen Feldſtecher, welchen ein Mitglied der Bande mit ſich genommen hatte, während des Rückzuges wieder fort. Ich fand ihn auf der Straße. Der Einbruch mußte kurz nach Mitternacht ſtattgefunden haben, zu einer Stunde, zu welcher ſelbſt der Nachtwächter, welchem die Sicherheit des Hauſes anvertraut war, ſein großes Klangbecken als Kopfkiſſen benützte und vor den Papierfenſtern des Zimmers, in welches die Diebe einbrachen, der Ruhe pflegte.

Ich machte im Laufe des nächſten Vormittags dem Polizei-Chef der Stadt die Anzeige über den Vorfall. Ohne es der Mühe werth zu halten, den Thatbeſtand aufzunehmen, erſtattete mir in ſeinem Auftrage ein Soldat die Meldung, daß in fünf Tagen der Dieb geſtellt ſein würde. Damit war aber auch Alles geſchehen. —

Einige angeſehene Kaufleute, die von meinen aſtronomiſchen Beobachtungen gehört hatten, baten mich in den folgenden Tagen um Erlaubniß, den Obſervationen beiwohnen zu dürfen. Ich geſtattete Ihnen unter der Bedingung, daß ſie ſich ruhig verhalten und mich in keinerlei Weiſe beläſtigen würden, den Eintritt in den Hof, wo ich das Paſſage-Inſtrument aufgeſtellt hatte.

Nach Beendigung meiner Arbeiten beſchäftigte ich mich mit den Gäſten. Ich richtete mein Teleſkop auf den Mond und ließ Einen nach dem Anderen durchblicken. Die Chineſen ſind recht tüchtige Handelsleute, aber keine Aſtronomen. Ihre Anſichten über alle Gegenſtände, die ſie nicht mit der Hand erfaſſen können, ſind confus und verſchwommen. So auch erklären ſie die Sterne und Planeten als brennende Lichter und die Sonne als ein böſes, gefährliches Feuer im Himmelsraume. Die ehemalige Bedeutung der Sternwarte in Peking für China iſt längſt erloſchen, die daſelbſt creirten Würdenſtellen ſind ſchon ſeit vielen Jahren unbeſetzt. Um aber für die Sonnen- und Mondesfinſterniſſe die zeitgerechten Daten zur Abhaltung der vorgeſchriebenen Andachten zu erlangen, verfaßt Profeſſor Fritſche, bei dem Mangel an chineſiſchen Aſtronomen, als Subdirector der Anſtalt, den jährlichen Kalender.

Meine Gäſte zeigten ein unleugbares Intereſſe an dem Anblicke der zerriſſenen Krateroberfläche des Mondes, ſie hörten mit lautloſer Spannung meiner Erklärung über die Bewegung des Mondes um die Erde und die Sonne zu, die ihnen Kung-ſche in draſtiſcher Weiſe überſetzte, ſie betrachteten mit gleicher Aufmerkſamkeit die Monde des Jupiter und den Ring des Saturn — aber ich vermochte ſie nicht zu überzeugen. Kopfſchüttelnd verließen ſie gegen Mitternacht das Haus. Kung-ſche öffnete ihnen das Thor und hörte noch, wie ein alter Mann ſeinen Mitbürgern lachend zuflüſterte: „Solch' ein Unſinn! Der muß uns für ſehr dumme Leute halten. Es iſt Alles nicht wahr.“

Ich unternahm häufig Ritte in der Umgebung und es gelang mir, nicht nur die Indifferenz der Bevölkerung zu beſiegen, ſondern mit Geduld und freundlichem Entgegenkommen ſogar einige Freunde zu erwerben. Beſonders war es ein im Süden der Stadt auf einem Hügel erbauter Tempel, zu deſſen Füßen ſich Sining-fu maleriſch ausbreitete, den ich häufig beſuchte. Ich wurde endlich mit den Leuten ſo bekannt, daß ich es wagen durfte, den photographiſchen Apparat mitzunehmen, um den Tempel und die Stadt aufzunehmen. Als ich eines Abends vom Spazierritte nach Hauſe kam, ſtand vor dem Thore eine große Menſchenmenge, die mich mit Heulen und Johlen empfing. Der Thorhüter hatte mich ſchon erſpäht und ſo brauchte ich nur meinen Stock zu heben, um mit einem Satze durch den blitzſchnell geöffneten Eingang zu verſchwinden. Nachdem das Thor wieder verſchloſſen war, erreichte der Lärm ſeinen Höhepunkt und man begann die Thorflügel mit großen Steinen zu bewerfen.

Ueber die Urſache dieſer Volksaufregung befragt, theilte mir Kung-ſche das verbreitete Gerücht mit, ich hätte mit einer ſchönen Frau geſprochen und um dies zu erreichen, den Thorhüter des Hauſes durch ein Geſchenk von 90 Taël beſtochen.

Nachdem ich eine ſalbungsvolle und an wohlmeinenden Vorwürfen reiche Rede Kung-ſche's über dieſen Punkt über mich hatte ergehen laſſen, beruhigte ich ihn und ſagte ihm, er wiſſe ſo gut wie jeder andere Chineſe, daß jede Frau und jedes Mädchen verloren und für ihr ganzes Leben geächtet wäre, welche nur ein einziges Wort mit einem Europäer wechſeln würde. Nichts läge mir aber ferner, als eine ſolche Annäherung zu verſuchen, weil ſie nur mit Folgen verbunden wäre, die mich lächerlich machen müßten. Ich forderte ihn auf, ſich nach den näheren Umſtänden des Vergehens, deſſen man mich beſchuldigte, zu erkundigen und die Leute von der Haltloſigkeit ihres Verdachtes zu überzeugen.

Kung-ſche that, was ich ihm geheißen, und ſeiner Ueberredungsgabe gelang es bald, die Zudringlichen zu beſchwichtigen.

Von der Höhe, die das Kloſter Kum-bum gegen die rauhen Weſtſtürme ſichert, erblickten wir bereits die Felſenmauer, welche als Begrenzung des Horizontes das Becken des großen Landſee's Kuku-nor*) nach Süden abſchließt. Wir wollen uns nun etwas eingehender mit dieſem intereſſanten See beſchäftigen:

In unſeren Culturländern ſtoßen wir auf zahlreiche Legenden und Märchen über die Entſtehung von ſchon im grauen Alterthume bekannten und von den Anwohnern mehr oder minder geſchätzten und ausgenützten Terraintheilen, als: Seen, Heilquellen, Gebirge, Berge ꝛc.

Die Mythe hat all' dieſen Oertlichkeiten einen poetiſchen Charakter, einen Reiz verliehen, deſſen Einfluſſe ſich ſelbſt unſer nüchternes Jahrhundert nicht ganz entziehen kann.

Aehnlich und doch verſchieden von unſeren Verhältniſſen zeigt ſich die Mythe im Inneren Aſiens auf jenen Hochplateaux, die ſpärlich bewohnt ſind und deren Bewohner auf einer kindlich einfachen, geiſtigen Stufe ſtehen.

Die Naturerſcheinungen, die in die Augen ſpringenden Terraingegenſtände, alle unerklärbaren Vorgänge nehmen in dem ſchwachen Vorſtellungsvermögen der Bewohner rieſige Dimenſionen an, und die auf's höchſte gereizte Einbildungskraft weiht die bezüglichen Objecte den Göttern, ſie erklärt ſie „heilig“; ſowie ſie auch Menſchen, denen ſie etwas Beſonderes verdanken zu müſſen glauben, dieſen Titel beilegen.

---

*) Nor bedeutet im Mongoliſchen: See.

Die Zahl der Objecte, um welche ein mythiſcher Zauber gewoben, iſt eine ganz kleine, im Gegenſatze zu uns aber im ganzen Lande weit und breit wohlbekannt, und Jung und Alt ſpricht nur mit heiliger Scheu und Verehrung von dem „heiligen See“, von dem „heiligen Tempel“ u. ſ. w. So heißt auch der Kuku-nor: „der heilige Kuku-nor“.

Die Legende der Entſtehung dieſes See's iſt in Kürze folgende: Vor langer Zeit lebte in Tibet ein König, welcher ſich entſchloß, zu Ehren Buddha's einen mächtigen Tempelbau aufzuführen. Der Tempel war nahezu vollendet, als er ohne erklärbare Gründe zuſammenſtürzte. Die Arbeit wurde von Neuem begonnen. Aus der Thalebene und dem Tieflande des Sampu ſtrömten tauſende Arbeiter herbei, um das gottgefällige Werk zu Ende zu führen, aber es ſollte nicht ſein, abermals brach der Bau zuſammen. Auch der dritte Verſuch erlitt ein gleiches Schickſal.

Der König, durch dieſe Ereigniſſe an den Rand der Verzweiflung gebracht, conſultirte die Heiligen des Landes. Sie vermochten keine genügende Auskunft zu ertheilen, und nur einer von ihnen machte dem Könige die Mittheilung, daß ferne in der Mongolei ein Heiliger lebe, welcher allein das Geheimniß aufzuklären im Stande ſei. Dieſer Mann müſſe gefunden werden, denn nur dann könne der Tempel vollendet werden. Der König fand auch bald einen Prieſter, der in Folge ſeiner beſonderen Fähigkeiten die glückliche Durchführung dieſer Miſſion erwarten ließ, und ſchickte ihn aus, den Heiligen aufzufinden.

Der Lama bereiſte alle berühmten buddhiſtiſchen Klöſter in China und in der Mongolei, er ſprach mit vielen Kloſtervorſtänden, welche als Heilige mit dem Namen „Gigen“ bezeichnet werden, ohne aber den richtigen aufgefunden zu haben. Keiner wußte eine Erklärung zu geben. Betrübt über den Mißerfolg, wollte der Prieſter in ſeine Heimat zurückkehren. Er wählte den kürzeſten Weg durch die ſandigen und kahlen Steppen der Plateaux, welche ſich zwiſchen der Mongolei und Tibet ausdehnen. Eines Tages zerbrach ihm die Schnalle ſeines Sattelgurtes und um ſelbe auszubeſſern, betrat er das nächſte ärmliche Zelt. Hier traf er einen gutmüthigen, blinden Greis, welcher ihm bereitwillig ſeine eigene Schnalle anbot. Der Prieſter gab dem alten Manne auf ſeine Frage um den Zweck ſeiner Reiſe die ausweichende Antwort, er komme aus China und beabſichtige, in allen großen, buddhiſtiſchen Tempeln ſeine Andacht zu verrichten.

Der geſchwätzige Greis nannte ihm hierauf die Namen aller berühmten Tempel und kam auch auf den vereitelten Tempelbau des Königs von Tibet zu ſprechen. „Ja,“ ſagte er, „dort müht man ſich vergebens ab, den Bau zu vollenden, denn ein unterirdiſcher, unruhiger See, welcher die Erde bewege, läßt keinen Stein auf dem andern ſtehen. Würde aber das Geheimniß des See's verrathen, ſo würden die Gewäſſer hieher ſtrömen und Land und Leute verderben.“ Kaum hatte der Lama die Rede vernommen, ſo gab er ſich als den Prieſter zu erkennen, welcher das Geheimniß ergründen ſollte, ſchwang ſich auf ſein Pferd und ritt davon.

Heulend und wehklagend erwartete nun der Greis in ſeiner Jurte die Rückkunft ſeiner Söhne, denn er ſelbſt war zu ſchwach, um den Entflohenen zu verfolgen. Als ſein Sohn mit der Heerde nach Hauſe kam, trug er ihm ſogleich auf, den Lama aufzuſuchen, ihm die Sprache, d. h. das Geheimniß zu entreißen und ihn zu ermorden. Nun bedeutet aber das Wort „Chyle“ im Mongoliſchen ſowohl Sprache als Schnalle.

Sein Sohn eilte davon und holte den Lama mit einbrechender Nacht glücklich ein. Er verlangte von ihm die Rückgabe der Chyle. Unverweilt händigte ihm der Reiſende die Schnalle ein, worauf der Sohn eiligſt nach Hauſe ritt. Dort erſt klärte ſich das Mißverſtändniß auf, aber es war bereits zu ſpät, den Lama nochmals zu erreichen.

Schon in der folgenden Nacht hörte man das Toben und Brauſen der anrückenden Fluthen. Ohne Widerſtand ſprudelte das Waſſer aus einer breiten Bodenöffnung und überfluthete die Umgebung, Alles vernichtend, was auf ſeinem Wege lag. Auch der Greis, ſeine Söhne und Heerden ertranken. Endlich erbarmte ſich Gott der Sünder und entſandte einen großen Vogel, welcher mit einem rieſigen Felsblock die Bodenöffnung, aus welcher das Waſſer emporquoll, verſtopfte.

Während nunmehr der tibetaniſche König ungehindert den Tempelbau ausführen konnte, bildete der ſo entſtandene Abfluß des unterirdiſchen See's den großen Landſee Kuku-nor, oder wie ihn die Chineſen nennen: „Tſing-hai“, im Herzen Aſiens *). Dies die Legende über die Entſtehung des See's.

Die natürliche Entſtehung desſelben dürfte aber anderen Urſachen zuzuſchreiben ſein. Die geographiſchen Eigenthümlichkeiten der Umgebung geben uns immer die ſicherſten Anhaltspunkte, derartige Fragen zu löſen. Darum betrachten wir die Lage des Binnenſee's etwas eingehender. Im Norden wird das Gebiet des Kuku-nor von dem maſſiven, von Weſten nach Oſten ſtreichenden Mej-ſan begrenzt. Dieſe Gebirgskette bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem Flußnetze vom Kuku-nor und jenem des Tatung-ho, deſſen waſſerreiche Quellen nordweſtlich des See's in den Südabfällen des Nan-ſan zu finden ſind. Dieſe impoſante Gebirgskette läuft parallel mit dem Mej-ſan, zur Linken des Tatung-ho. Beide Gebirgszüge zeigen dieſelbe coloſſale Structur und Formation.

Im Weſten iſt der See durch ein breites Gebirgsland begrenzt, das nach Süden und Oſten ſtreicht, vom Nan-ſan-Gebirge unter dem Namen Kuku-nor-ſan abzweigt und den See auch im Süden umrahmt. Seine Ausläufer und Veräſtungen fallen in ſteilen Abſtürzen zum See ab. Im Oſten aber wird das Ufer durch ein flaches, mit Steppengräſern bedecktes, ſanft abfallendes, welliges Terrain gebildet, das zum mindeſten zwei Mal ſo groß an Fläche wie der See ſelbſt, von zahlreichen Waſſeradern durchfurcht iſt, die im Tatung-Gebirge oder Mej-ſan entſpringen, ſich in einer breiten, öden Thalſohle vereinigen und unter dem Namen Sining-ho über Tonkerr zum Tatung-ho ſtrömen.

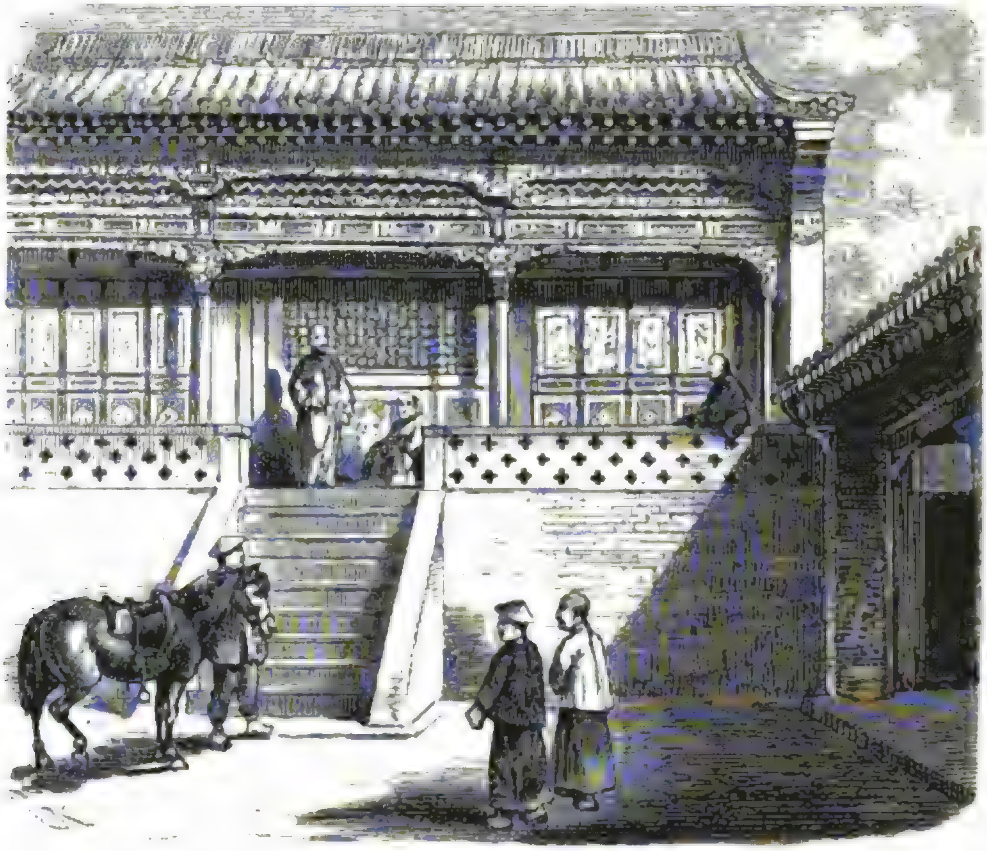
Die drei erſterwähnten Gebirge, welche den Keſſel des Kuku-nor nach Norden, Weſten und Süden begrenzen, ſind coloſſale Granitmaſſen, die im Norden, hauptſächlich aber im Mej-ſan, den pittoresken Charakter unſerer Hochalpen aufweiſen, im Weſten und Süden dagegen als plumpe, maſſive,

---

*) Der tibetaniſche Name lautet: Jong-chom-bo.

eintönige Formen ſehr geringen landſchaftlichen Reiz beſitzen, was um ſo greller hervortritt, als im Gegenſatze zu dem erſteren Gebirgszuge hier nur ein ſpärlicher Baumwuchs, und zwar nur in beträchtlicher Höhe gedeiht.

Die erwähnten Gebirge im Norden und Weſten gehören nach der Eintheilung Richthofen's dem mittleren Kwen-lun-Syſteme an, deſſen allgemeine Charakteriſtik er mit wenigen Worten ſchildert: „Der mittlere Kwen-lun beſteht aus einer breiten Reihenfolge mächtiger Parallelketten, welche größtentheils im abflußloſen Lande liegen und dann meiſt mit abgerundeten Formen aus den breiten, die Längsthäler erfüllenden Steppenablagerungen hervorragen. Zum Theile ſind ſie in den Bereich des peripheriſchen Waſſerabfluſſes gezogen.“



Tempel in Sining-fu.

Die Randgebirge des Kuku-nor ſtürzen ſteil zu den düſteren, unzugänglichen Schluchten ihrer Torrenten hinab, welche den See ſpeiſen. Die felſigen Grate begrenzen als ausgezackte Linien den Horizont, bald ſteil hinanfſtrebend

Digitized by Google

zu einer unnahbaren Kuppe, bald wieder hinabſtürzend zu tief eingeſchnittenen Einſattelungen. Die mittlere Höhe der vom See aus ſichtbaren Gebirgsrücken iſt 4000 Meter, die Höhe der hervorragendſten Kuppen reicht ſelbſt bis über 5000 Meter; doch nirgends feſſelt der bläuliche Glanz eines Eisfeldes das Auge des Naturfreundes, ja zur Zeit unſerer Anweſenheit in der Umgebung des See's, in den Monaten Juli und Auguſt 1879, waren ſelbſt die höchſten Kuppen ſchneefrei.

Das erwähnte flache Gebiet, welches den Kuku-nor an ſeinem Oſtende begrenzt, und ſich bis zum Mej-ſan-Gebirge erſtreckt, iſt eine eigenthümliche Erſcheinung und ſticht durch ſeinen Gegenſatz von dem Geſammtbilde der Gebirgslandſchaft ſofort ab. Unwillkürlich empfängt der Beobachter den Eindruck, als würden die Begrenzungslinien des Steilen und des Flachen die urſprünglichen Ufer des See's bezeichnen, es iſt, als hätten ſich die Fluthen des Kuku-nor vor langer Zeit dort an den felſigen Wänden beim Anpralle in Staub und Sand verwandelt; ebenſo unwillkürlich malt ſich das Auge eine Waſſerfläche aus, die das geſammte Flachland bedeckt und die in der durch die Natur geformten großen Oeffnung nach Oſten ihren Abfluß fand. Aus dieſen Eindrücken entſpringt die Frage, warum das Becken des Kuku-nor nicht dieſelbe Vergangenheit beſitzen ſoll, wie etwa jene ungeheuren Wüſten Kopi und Schamo, über deren troſtloſen Boden vor Jahrtauſenden ein Meer wogte, deſſen Exiſtenz in den chineſiſchen Chroniken als „Han-hai“ bezeichnet wird, und das ſchließlich gleichfalls nach Oſten ſeinen Durchbruch fand.

Der Spiegel des See's Kuku-nor iſt um mehr als 1000 Meter höher*) als die höchſten Partien der flachen, großen, central-aſiatiſchen Wüſte; allein es ſprechen noch andere Anzeichen für dieſe Annahme.

Ich erwähnte vorhin eines Fluſſes, des Sining-ho, welcher im Norden des See's entſpringend, das flache, wellige Terrain durchſchneidet und ſtreng öſtlich laufend, dem Tatung-ho und weiter dem Hoang-ho zufließt; dieſer Fluß bewäſſert nach der Paſſirung des felſigen Defilé's von Tonkerr (2736 Meter hoch) die fruchtbare breite Thalebene der Stadt Sining-fu (2304 Meter hoch), durchbricht unter gleich wechſelnden Verhältniſſen noch zwei weitere Felsthore und ergießt ſich bei Santa in den Tatung-ho. Iſt es nicht bemerkenswerth, daß der an dieſer Stelle ſo mächtige Strom Tatung-ho unter einem vollkommen rechten Winkel ſeinen Lauf ändert und der beibehaltenen Weſt-oſt-Richtung des unbedeutenden Gewäſſers des Sining-ho folgt? Wird man nicht dadurch verleitet, anzunehmen, daß das letztere, kleine Flüßchen einmal dem mächtigen Tatung-Strome zum mindeſten ebenbürtig war? Und das konnte nur möglich ſein, wenn ſeinerzeit der jetzt abflußloſe Kuku-nor wirklich an ſeiner Oſtküſte den Abfluß fand, als ſeine Gewäſſer noch die Felshänge des Mej-ſan-Gebirges beſpülten.

---

*) Die abſolute Höhe des See's beträgt nach meiner Berechnung 3333 Meter. Die von Priſchewalski angegebene Höhe beträgt 3315 Meter, eine zufällige Uebereinſtimmung, wie ſie ſich unter den wechſelnden meteorologiſchen Verhältniſſen, bei ſo ausgedehnten wiſſenſchaftlichen Expeditionen nur ſelten ereignet.

Richthofen ſagt, daß das Becken des Kuku-nor ſich noch durch die Zuflüſſe mit Waſſer fülle, und daß es jetzt dem Ueberfließen nahe ſei. Er führt für ſeine Anſicht folgende Umſtände an: Der See ſei von den anderen Steppenſeen weſentlich verſchieden, denn der Salzgehalt des Waſſers ſei ein weitaus geringerer, und das ſaftige Grün der üppigen Ufer reiche bis an den Waſſerſpiegel.

Weit entfernt, der Behauptung des großen Gelehrten nahe treten zu wollen, erlaube ich mir nur meine eigenen Anſichten auszuſprechen, die dahin lauten, daß der See durch die Abſchwemmungen zurückgedrängt wurde, welche ſich im Oſten des See's ablagerten und hier den flachen Alluvialquerriegel bilden, auf welchem beſonders der ſpröde Halm des ſalzigen Dyruſumgraſes gedeiht.

Die Form des See's iſt nahezu eine Ellipſe, deren Längenachſe von Weſt nach Oſt verläuft. Die Ufer beſtehen aus großen, flachen, bogenartigen, wenig entwickelten oder gegliederten Einbuchtungen. Aus der Mitte des ſüdlichen See-Ufers erſtreckt ſich eine ſpitzige, flache Landzunge in das dunkelblaue Waſſer hinein, und in der Richtung dieſer Landzunge liegt als einzige Inſel jener Stein, mit welchem, der Sage nach, Buddha ſeinerzeit die Oeffnung verſtopfte, aus welcher die Fluthen hervorbrachen. Ihr Name iſt Tſchagan. Der

Umfang des See's beträgt beiläufig 400 Kilometer und ein guter Fußgeher benöthigt zehn Tage, um den See zu umkreiſen. Das Waſſer iſt ſalzig, bitter und ungenießbar. Die Tiefe ſoll unergründlich ſein, ſo berichten wenigſtens die Chineſen, welche in Tonkerr und Sining-fu leben.

Meſſungen über die Tiefe des See's anzuſtellen, gehört bei den gegenwärtigen Verhältniſſen zu den Unmöglichkeiten, da auf dem See gar keine Boote oder ſonſtigen Fahrzeuge exiſtiren.

An Fiſchen iſt kein Mangel, in der Nähe der Inſel Tſchagan werden ſie von den in dem dortigen Kloſter lebenden Lama gefangen und gegeſſen; an der Küſte gehören ſie alle nur einer, und zwar neuen Species aus der Gattung Schizopygopsis an. Der Fiſchfang wird hauptſächlich mit kleinen Netzen an der Einmündung der Gebirgswäſſer betrieben, und die Beute von den wenigen Mongolen, die ſich mit dieſem Erwerbszweige befaſſen, nach Tonkerr oder Sining-fu zu Markte gebracht.

Der Kuku-nor nimmt eine große Anzahl von kleinen Zuflüſſen auf, von denen der Buchain-gol der bedeutendſte iſt. Er mündet im Weſten in mehreren Armen in den See und verſumpft die ganze Umgebung ſeines Delta's. Die Tiefe des Waſſers iſt gering und es kann der Fluß bei jeder Jahreszeit anſtandslos durchwatet werden. Wenn Abbé Huc in der Schilderung ſeiner Reiſe nach Tibet in den Jahren 1844—1846, den Fluß als ein gefährliches Reiſehinderniß darſtellt, ſo müſſen ſich die Verhältniſſe bis zum Jahre 1873 ſo geändert haben, daß Prſchewalski deſſen Ausſagen total umſtoßen konnte.

Huc beſchreibt in ſeinem Werke den Flußübergang folgendermaßen: „Sechs Tage nach unſerer Abreiſe waren wir gezwungen, den Buchain-gol zu überſetzen, einen Fluß, welcher in den Abhängen des Nan-ſan-Gebirges entſpringt und ſich in den blauen See (Kuku-nor) ergießt. Sein Gewäſſer iſt zwar nicht beſonders tief, doch iſt es in mehrere Arme getheilt, die eine anſehnliche Breite einnehmen. Wir erreichten leider das Flußufer lange vor Tagesanbruch. Das Waſſer war zugefroren, doch beiweitem nicht zu der Dicke, um als Brücke zu dienen. Die Pferde, welche zuerſt den Fluß erreichten, wurden ſtützig und wollten nicht vorwärts gehen. Während dem trafen die übrigen Tragthiere ein, und bald war die ganze Caravane an dem Uebergangspunkte verſammelt. Es wäre unmöglich, die Verwirrung zu beſchreiben, welche ſich bei der ungeheuren Größe der Caravane inmitten der Nacht abſpielte. Endlich unternahmen es einige Treiber, den Zug anzuführen. Das Eis krachte nach allen Richtungen, die Thiere glitten auf der glatten Fläche aus, die Männer ſchrien und fluchten, kurz der Tumult erreichte ſeine größte Höhe. Nachdem wir den erſten Flußarm im Rücken hatten, hieß es den zweiten, den dritten und die nächſten zu überwinden. Endlich mit Tagesanbruch empfanden wir das Vergnügen, den Buchain-gol hinter uns zu wiſſen, doch all' unſer poetiſches Gefühl war verſchwunden, und wir fühlten dieſe Art Reiſen abſcheulich. Und doch jubelte Jedermann vor Luſt und Freude auf, in ſo glücklicher Weiſe den Buchain-gol überſchritten zu haben, denn nur ein Mann hatte das Bein gebrochen und nur zwei Tragthiere waren ertrunken."

Dagegen leſen wir in Prſchewalski's Beſchreibung, daß der Fluß an der Stelle, wo der Weg nach Tibet führt, nur aus einem Waſſerarm beſteht, welcher bei einer Breite von 30 Meter eine ſo geringe Tiefe beſitzt, daß darin nicht einmal ein Haſe, geſchweige denn ein Yak zu ertrinken braucht, wenn er nicht will.

Die flache Niederung des Seebeckens enthält die üppigſten Weideplätze, die fruchtbarſten Steppen, ſie ſind gleichſam große Oaſen Central-Aſiens, welche durch die felſigen Randgebirge, die Waſſerſcheidelinien des Seegebietes, von den ungeheueren Stein- und Sandflächen der central-aſiatiſchen Wüſte und den unfruchtbaren, wüſtengleichen Plateaux in Zaidam und Tibet getrennt werden.

Hohe Dyruſumgeſträuche verleihen der Landſchaft am Fuße der Berge und Thäler ein üppiges Grün, und obwohl bei dem faſt gänzlichen Mangel an Baumſtämmen die Umgebung an Eintönigkeit leidet, ſo iſt der Contraſt zwiſchen den fahlen, vertrockneten, todten Lößlandſchaften weiter im Oſten ein ungemein wohlthuender und erfriſchender. Nicht allein die Productivität des Bodens, ſondern auch das angenehme Klima in dem gegen die rauhen tibetaniſchen Stürme geſchützten Keſſel und die Reichhaltigkeit der Fauna laſſen den See als ein Paradies für die ſonſt ſo armen Nachbarländer erſcheinen; freilich nur als ein Paradies für den Aſiaten, denn wir, die wir die ſaftigen Gebirgsmatten, die dunklen Waldungen, darüber die Adlerhorſte in den Felswänden und noch höher die herrlichen Gletſcher der Alpenlandſchaften kennen, finden am Kuku-nor nur den Reiz der Originalität.

Die Nordhänge des Kuku-nor-Gebirges, beſonders jene humusreichen Schluchten, in welchen ſich die abgewaſchene, kräftige, fette Erde ablagerte, ſind die Heimat einer Pflanze, deren heilſame Kräfte nicht allein in China bekannt ſind, ſondern auch auf dem ganzen Erdenrunde die wohlverdiente Anerkennung erlangt haben. Von der Thalſohle angefangen, bis zur Grenze der Waldregion, welche im Kuku-nor-Gebiete die Höhe von 3200 Meter erreicht, mitunter auch in noch größerer Höhe, gedeiht der Rhabarberſtrauch. Nicht nur die Tanguten, ſondern auch die Chineſen aus Sining-fu befaſſen ſich mit der Gewinnung ſeiner Wurzel. Sie nehmen an, daß das Frühjahr und der Herbſt die günſtigſten Jahreszeiten zu deren Ausgrabung ſind, weil dann die Wurzelſäfte am kräftigſten ſeien. Die Pflanze erreicht oft die Höhe von und über 3 Meter und beſteht aus einem 3—4 Centimeter ſtarken Stengel, an welchem ſich am unteren Theile drei bis zehn große, dunkelgrüne, herzförmige, geſpaltene Blätter anſetzen. Am oberen Theile zweigen ſich mehrere bis zu ½ Meter lange Stielchen ab, um welche ſich die kleinen, weißen Blüthen gruppiren. Die Rhabarberpflanze blüht hier im Monate Juli, der Same reift Ende Auguſt, er wird im September zu gleicher Zeit mit den Wurzeln von den Tanguten geſammelt, welche die Pflanze auch in der Nähe ihrer Zelte anbauen.

Der Wurzelſtock beſteht aus 25 länglichen Knollen, an welche ſich zahlreiche dünne und lange Nebenwurzeln anſchließen. Letztere werden bei der Gewinnung als unbrauchbar abgeſchnitten, die Hauptwurzel aber an der Sonne getrocknet und ſchließlich auf Laſtthieren nach Sining-fu, dem Hauptmarkte dieſes ſchätzbaren Medicamentes, transportirt. Die Wurzeln ſind an Ort und Stelle überraſchend billig; für einige Kupfermünzen erhält man eine ſolche Menge, daß eine leidende Familie für das ganze Leben verſorgt wäre, doch der koſtſpielige Transport von Sining-fu nach Peking, von wo die Rhabarberwurzel in den Welthandel gelangt, vertheuert ſie um das Zwanzigfache dieſes Preiſes.

In den zahlreichen Steppen des Kuku-nor ſtößt der Jäger auf ein Thier, das in ſeiner Art das höchſte Intereſſe hervorrufen wird. Es iſt das der wilde Eſel. Schon in den Abhängen des Nan-ſan-Gebirges, nördlich von Lan-tſchou-fu, war es mir vergönnt, ein einzelnes Exemplar zu Geſichte zu bekommen, aber ohne Gelegenheit, ſich ihm zu nähern, verſchwand es ſogleich in einer nahen Bergſchlucht. Der wilde Eſel gleicht in Größe und Geſtalt vollkommen dem zahmen, nur dürfte ſein Kopf etwas voluminöſer ſein. Die Hauptfarbe iſt hellbraun und längs des Rückens zieht ſich ein ſchwarzer Streifen, welcher ſich über die Lenden kreuzförmig abzweigt. Die Mähne iſt von derſelben dunklen Farbe wie das Kreuz. Das Haar iſt wollig und mitunter gekrauſt.

Der wilde Eſel kommt ſelten einzeln vor, er liebt die Geſelligkeit. Zehn bis zwanzig Stuten weiden auf den ſaftigen Matten unter der Führung eines beſorgten und umſichtigen Hengſtes. Die Thiere ſind ungemein ſcheu und einmal aus ihrer Unbeſorgtheit aufgeſchreckt, iſt es nahezu unmöglich, ſich ihnen wieder auf Schußweite zu nähern.

Die günſtigſte Gelegenheit, den wilden Eſel zu erlegen, bietet ſich des Abends, wenn die Heerde zum Fluſſe oder zur Quelle wandert, um zu trinken. Wenn man dann eine ſolche Stelle ausgekundſchaftet hat, ſo genügt es, gedeckt durch einen Stein, ruhig zu warten, bis die Thiere der alten Gewohnheit nachgehen, doch ſei hiebei ein beſonderes Augenmerk dem Umſtande gewidmet, daß der Hengſt ſeine Schützlinge immer gegen den Wind führt, und daß der Geruchsſinn dieſer Thiere ein äußerſt ſcharfer iſt. Verwundet, verliert der wilde Eſel nicht ſo bald den Muth oder die Fähigkeit, der Gefahr zu entfliehen. Wenn er auch das zerſchmetterte Bein nach ſich ſchleppen muß, ſo folgt er mit bewundernswerther Ausdauer der fliehenden Heerde, ſo lange, bis er endlich vom Blutverluſte entkräftet in kaum erreichbarer Ferne zuſammenbricht und hier verendet.

Ein anderes bemerkenswerthes Thier, welches ſich jedoch nur ſelten in die Niederungen der Seeſteppen verirrt, deſſen Heimat hingegen weiter im

Weſten und Norden der ruhigen, von Menſchen weniger berührten Partien des Nan-ſan, Schuga- und Barkhanbuddha-Gebirges liegt, iſt der wilde Yak. Ein ausgewachſener Yak-Stier mißt von der Schwanzwurzel bis zur Naſenſpitze bis 3½ Meter. Der Schwanz ſelbſt erreicht die Länge von 1 Meter. Die Geſtalt des Yak weiſt durchaus keine große Aehnlichkeit mit dem europäiſchen Rinde auf.

Um die Bruſt maſſiv und ſtark, verjüngt ſich der Körper gegen die Hüften, welche vergleichsweiſe ſogar ſchlank genannt werden können. Die Vorderfüße erſcheinen demnach kürzer und gedrungener als die Hinterfüße. Der Kopf iſt für die Größe des Thieres klein und ſitzt etwas nach abwärts geneigt auf einem ſtarken Nacken, der ſich oberhalb der Schulterblätter zu einem flachrunden Höcker wölbt. Die Spitzen der proportionirten Hörner winden ſich S-förmig nach abwärts, als eine Waffe, die fürchterlich werden könnte, verſtünde es das Thier, ſie zu gebrauchen. Längs des Unterleibes hängt eine Schichte langer und glatter Haare wie Franſen faſt bis zum Boden; ſie werden von den niederen chineſiſchen Beamten gerne von den Jägern erſtanden, um ſie als rothgefärbten Schmuck an ihren Mandarinshüten anzubringen. Der Schwanz iſt ebenfalls mit langen Haaren bedeckt, während der übrige Körper eine kurze und rauhe Behaarung zeigt. Der Grundton der Haarfarbe iſt dunkelbraun und ſchwarz.

Der Yak iſt, was ſeine Nahrung anbelangt, ein äußerſt genügſames Thier. Wenn er nur Waſſer in ſeiner Nähe weiß, ſo genügen einer Heerde von oft bis zu 1000 Thieren die ſpärlichen Gräſer der tibetaniſchen Wüſte vollkommen.

Für die Nomadenſtämme jener Gegenden, für die Reiſenden, welche über die baumloſen Wüſtenplateaux Tibets ihren Weg nach Laſſa richten, iſt die Exiſtenz der großen Yakheerden eine Wohlthat des Himmels; der Miſt der Thiere iſt das einzige Brennmaterial in dieſen unüberſehbaren Gebieten.

Der Yak-Stier nähert ſich nur zur Brunſtzeit den großen Heerden der Weibchen und Kälber, zu welcher Zeit auch zwiſchen den einzelnen Männchen erbitterte Kämpfe ſtattfinden, ſonſt liebt er es, allein zu graſen. So impoſant und mächtig das Männchen ausſieht, ebenſo gefährlich wird es bei der Jagd.

Verwundet, attaquirt es gewöhnlich den Jäger. Nur die angeborne Stupidität des Thieres, die lange Zeit, welche das Thier benöthigt, um die Situation zu begreifen, dazu noch der Umſtand, daß der Yak ein ſchwach ausgebildetes Geſicht beſitzt, laſſen dem kühnen Jäger hinreichend Muße, ſich zu ſchützen. Die großen Heerden der Weibchen und Kälber aber fliehen nach dem erſten Schuſſe. Mit aufgeblähten Nüſtern und nach aufwärts geſchwungenem Schwanze ſchlagen ſie die entgegengeſetzte Richtung ein. Nach einer halben Stunde wird die Gangart ſchwächer, endlich machen ſie Halt und blicken ſtumpfſinnig zurück. War es dem Jäger möglich, auf einem ſchnellfüßigen Pferde nachzujagen, ſo iſt es ihm mitunter gegönnt, noch einen Schuß auf die Heerde abzugeben, in den meiſten Fällen aber kommt er nicht mehr in die Gelegenheit, dies zu thun; die aufgeſcheuchte Heerde wittert ſeine Nähe, obgleich ſie ihn nicht recht wahrnehmen kann, und ſetzt die unterbrochene Flucht fort.

Die Mongolen eſſen ſowohl das Fleiſch des erlegten Yak, als das des wilden Eſels mit großer Vorliebe und verwenden das Herz und das Blut als Arzneimittel gegen verſchiedene Krankheiten.

Das am häufigſten in der Umgebung des Kuku-nor vorkommende Thier iſt der Pfeifhaſe (Lagomys), und zwar in zwei Species, von denen die an Geſtalt kleinere ſich mehr in den wilden Schluchten, die größere in den breiten Niederungen des See's aufhält, und hier den Boden durchwühlt und unterminirt. Die niedlichen Thiere eilen von Loch zu Loch ihrer Behauſungen, verſchmähen auch nicht, eine Stunde lang in den warmen Sonnenſtrahlen der Ruhe zu pflegen und verfolgen den nahenden Menſchen neugierig mit den großen Augen, die aus den fauſtgroßen Oeffnungen ihrer unterirdiſchen Labyrinthe hervorglotzen. Auch Spitz- und Feldmäuſe, ſowie andere Nagethiere haben ihr Heim in den offenen Thalmündungen.

Der herrliche Geſang einer auffallend großen Lerche wird von dem lauten, melancholiſchen Geſchrei des tibetaniſchen Steppenvogels ſecundirt. Wilde Gänſe und Enten, ſowie Seeraben und Möven bevölkern die Oberfläche des See's.

Das Klima im Kuku-nor-Becken iſt weſentlich verſchieden von jenem der im Norden und Oſten angrenzenden Provinz Kan-ſu und der im Weſten liegenden Dependenz Zaidam. Die hohe Lage des See's, andererſeits die natürlichen, felſigen Schutzmauern ſind Urſachen, daß ſich bereits im November eine trockene, ruhige Kälte über die Waſſerfläche lagert und ſelbe zum Gefrieren bringt. Binnen weniger Tage iſt der ganze See eine glatte Eisfläche, deren Dicke vom December bis Jänner bis zu einem Meter anwächſt. Dann, wenn in dieſer Weiſe eine natürliche Brücke die Inſel Tſchagan mit dem Feſtlande verbindet, beginnen die Pilgerwanderungen der Mongolen zu dem auf der Inſel erbauten Kloſter. Die zehn Lama, welche durch volle 7½ Monate von jedem Verkehr abgeſchloſſen waren, nehmen dankbarſt die Opfergaben der Pilger entgegen und ſegnen durch weihevolle Sprüche die mildthätigen Menſchen, welche ſie vor dem Verhungern retten. Wie die Chineſen in Tonkerr erzählen, ereignet es ſich nicht ſelten, daß die fürchterlichſten Weſtſtürme, welche die Höhe der tibetaniſchen Plateau-Landſchaften mit unwiderſtehlicher Gewalt heimſuchen, auch bis in die Niederungen des See's dringen, Dyruſumgeſträuche entwurzeln und über das Eis ausſtreuen, wo ſie dann anfrieren.

In der zweiten Hälfte des Monats März hat die Sonne bereits eine ſolche Kraft, um mitunter innerhalb 14 Tage die immenſe Eisfläche zum Schmelzen und Verſchwinden zu bringen.

Der Frühling charakteriſirt ſich nicht in gleich ſchöner und anziehender Weiſe wie in unſeren gemäßigten Himmelsſtrichen. Wenn auch tagsüber die wohlthuende Wärme der Sonne den Boden belebt, ſo vernichtet wieder der mit der Nacht hereinbrechende Froſt jedes junge Pflanzenleben, denn die Temperatur ſinkt vor Sonnenaufgang Anfangs April noch bis auf —10° C. Die angenehmſte Jahreszeit iſt der Sommer, hier erreicht die Wärme niemals unerträgliche Grade, die kühlen Nächte und tagsüber die über den See ſtreichenden Briſen geſtalten das Klima des Sommers zu einem ſehr einladenden. Der Herbſt iſt nur von kurzer Dauer und ſehr trocken. Vom Klima der benachbarten Gebiete unterſcheidet ſich jenes des Kuku-nor beſonders durch die zu allen Jahreszeiten ſtattfindenden Niederſchläge. Das Abſterben der Vegetation beginnt mit dem Einſetzen der weſtlichen Stürme im October.

Wenden wir uns nun nach der gedrängten Schilderung des See's, ſeiner Umgebung, der Fauna, Flora und der klimatiſchen Verhältniſſe den Bewohnern zu, die unmittelbar am weſtlichen Ufer (das öſtliche iſt nahezu unbewohnt) oder in den nahen Gebirgen wohnen. Sie ſind Mongolen oder Tanguten.

Der Mongole iſt von mittelmäßiger, kräftig gebauter Statur. Sein eckiger Kopf ſitzt proportionirt auf den breiten Schultern, doch ſein breites, flaches Geſicht mit den kleinen, ſchief geſchlitzten, dunklen Augen, der kurzen, platten Naſe, dem verhältnißmäßig großen Munde, auf deſſen Oberlippe das Barthaar nur ſpärlich gedeiht, und den abſtehenden großen Ohren, kann auf Schönheit keinen Anſpruch machen. Die Haut beſitzt eine bräunliche Färbung, das dicke, ſpröde Kopfhaar iſt ſchwarz; die Friſur gleicht jener der Chineſen. Bei glattraſirtem Vorhaupte wallt der echte oder falſche Zopf nach rückwärts bis zum Boden.

Die Mongolinen ſind wie die Chineſinen zarte, ſchwächlich conſtruirte Weſen, deren Geſichtsbildung von jener der Männer nur inſoferne abweicht, als ihnen kein Bart wächſt und der Teint etwas weniger ſonnenverbrannt iſt. Die mongoliſche Frauenwelt trägt das Haar in zwei langen, mit Glasperlen, Korallen und Silberſpangen geſchmückten Flechten. Die Tracht der Männer beſteht wie die der Chineſen aus einem talarähnlichen, bis zu den Knien reichenden, faltigen Baumwollgewande, welches um die Hüften von einem Ledergürtel feſtgehalten wird, aus chineſiſchen Seidenſchuhen und Stiefeln und endlich aus einem dunklen Filzhute mit aufgebogener Krämpe. Die Frauen tragen ein kürzeres Oberkleid über ein faltenreiches Unterkleid, gleiche Hüte und Schuhe wie die Männer, denn ihre Füße ſind groß und nicht verunſtaltet.

Die Mongolen leben in leicht transportablen Zelten aus Filz von 1⅓ Meter Höhe und 25—30 Meter Umfang, deren Gerüſte aus Holzſtangen zuſammengefügt ſind. Ihr Lebensberuf iſt die Viehzucht. Hauptſächlich iſt es der Beſitz großer Schafheerden, welche dem Mongolen das Anſehen des Reichthums geben, außerdem aber züchtet er noch Rinder, Pferde und Kameele. Hiedurch iſt ſeine Lebensart ſchon gekennzeichnet. Nomade im vollſten

Sinne des Wortes durch die Abhängigkeit von ſeinem Beſitze, ändert ſich ſein Wohnſitz nach der Ueppigkeit der Wieſen und Weideplätze. Er ſchlägt ohne Rückſicht auf ſein perſönliches Wohlbefinden die Jurte dort auf, wo ſeine Heerde das ſaftigſte Futter findet.

Die Tugenden des Mongolen aufzuzählen, fällt ſchwer, leichter iſt es, ſeine Schattenſeiten zuerſt in's Auge zu faſſen. Eine Haupt-Charaktereigenſchaft iſt die Gefräßigkeit. Ein Tag vergeht unter Eſſen und Trinken wie der andere. Die Milch in ihren verſchiedenſten Formen iſt der Hauptbeſtandtheil ſeiner Nahrung, bald als Flüſſigkeit, bald als geronnene Maſſe, bald als Butter oder Käſe, endlich als berauſchendes Getränk. Verendet hin und wieder einmal ein Hammel, ſo gilt der Braten, beſonders der Fettſchwanz, als beſondere Feſtmahlzeit. Tag und Nacht hängt der Theekeſſel über dem verglimmenden Kameelmiſte, er wird nie leer, trotzdem eine Schale nach der andern gefüllt wurde. Der Thee, welcher von den Mongolen nur in Ziegelform verbraucht wird, gewinnt durch das Auskochen in ſalzigem Waſſer, dem etwas Butter und Hammelfett und ſchließlich eine Handvoll geröſtete Gerſtenkleie beigegeben wird, einen abſonderlichen, unſerem Gaumen keineswegs zuſagenden Geſchmack. Gelingt es dem Mongolen, von einem Chineſen einen Krug Reisbranntwein zu gewinnen, ſo findet er weder Ruhe noch Raſt, bis nicht der letzte Tropfen in Geſellſchaft ſeiner Freunde verſchwunden iſt.

Die zweite Haupteigenſchaft des Mongolen iſt die fabelhafte Unreinlichkeit. Waſſer als Reinigungsmittel ſcheut der Mongole mehr denn als Getränk. Von früheſter Jugend weicht er dieſer Flüſſigkeit mit heiliger Scheu aus; wie das Kameel, empfindet er bei hereinbrechendem Regen die böſen Folgen auf ſeine Geſundheit, meiſt ſtirbt er als Greis ohne ſich ein einziges Mal ſein Antlitz gewaſchen zu haben.

Aber nicht allein beim Volke, ſondern auch unter den Fürſten werden außer den Schafheerden noch andere Hausthierchen gepflegt, deren Blut der Mongole, ſobald er ſich einmal entſchloß, dasſelbe mit beiden Daumen zu tödten, mit Behagen von dem Fingernagel ſaugt. Manchmal läßt er ſich auch herbei, die Blutſauger mit den Zähnen zu zerquetſchen. — Die Filzdecken ſeiner Jurte werden nie geſäubert, die Ueberbleibſel der ranzigen

Butter vermiſchen ſich mit dem angeſammelten Staube zu einer ekelhaften, klebrigen Maſſe, welche die Wände bedeckt.

Die dritte Hauptcharakteriſtik iſt ſeine Feigheit, die aus der angebornen Trägheit entſpringt. Der Mongole überläßt das Hüten ſeiner Heerden ſeinen Kindern oder Miethlingen, das Melken der Yak-Kühe ſeiner Frau und reitet von Jurte zu Jurte, um dort ſtundenlang ſeines Nachbars Thee zu trinken und zu plaudern. Jagd bietet ihm wenig Reiz und nur in Stunden höchſter Langweile greift der Mongole zu Pfeil und Bogen oder zu dem Luntengewehr, um einen wilden Eſel oder ein anderes Wild zu erlegen. Im Kampfe mit ſeinen Feinden hält er die geſchickt durchgeführte Flucht für den ſchönſten Sieg.

Wie anders waren doch die Mongolen zur Zeit des großen Kublai-Khan und wie tief ſind ſie von ihrer ehemaligen Größe zu der jetzigen Verkommenheit herabgeſunken!

Ich will noch kurz erwähnen, daß die Mongolen nur eine rechtmäßige Frau, doch mehrere Nebenfrauen beſitzen, deren Loos bei der ſclaviſchen Abhängigkeit ein bedauernswerthes genannt werden muß. In überwiegender Mehrzahl bekennen ſich die Mongolen zum Buddhismus, zu deſſen treueſten Anhängern ſie gezählt werden dürfen.

Schon in der äußeren Erſcheinung weicht der Tangute vom Mongolen ab und nähert ſich dem Tibetaner. Und wäre dies auch nicht der Fall, ſo weiſt die Aehnlichkeit der Sprache unzweifelhaft deren Familienzuſammengehörigkeit nach. Die Tanguten bewohnen die Gebirgslandſchaften des Nan-ſan in der öſtlichen Provinz Kan-ſu, die Niederungen im Kuku-nor, den öſtlichen Theil der Dependenz Zaidam, beſonders zahlreich treten ſie an den Quellen des Hoang-ho oder des gelben Fluſſes auf. Die letzteren nennen ſich Chara-tanguten und unterſcheiden ſich von den erſteren durch ihr wilderes Naturell und den kräftigeren Körperbau.

Die Größe der Tanguten variirt bei 5 Fuß. Der ovale, trotzige Kopf, mit den feurig ſchwarzen, großen, horizontal liegenden Augen und der geraden Naſe könnte in gewiſſer Beziehung ſchön genannt werden; denn wenn auch die Backenknochen vorſpringen, iſt dies nicht in dem Maße wie bei den Mongolen der Fall. Die Lippen ſind groß und mitunter wulſtig, und in dem Dunkel der Geſichtsfarbe gewinnen die Zähne an blendendem Glanze. Während die Männer ihr pechſchwarzes Haar gleich den Chineſen und Mongolen friſiren, flechten die Weiber es in eine Unzahl kleiner, flacher Zöpfe, welche das geſchminkte Geſicht umrahmen.

Die Kleidung der Tanguten beſteht im Sommer aus rohem Schafwollzeuge, im Winter aus Schafpelzen, welche ſie mit der Wolle nach auswärts um die Schultern hängen. Der Rock reicht nur bis zu den Knien. Dieſe ſowohl wie der rechte Arm und die rechte Bruſtſeite bleiben immer nackt. Auf dem Kopfe ſitzt keck der runde Filzhut der Chineſen. Ein tibetaniſches, gerades Schwert, deſſen Griffknopf durch eine koſtbare Koralle geſchmückt iſt, bildet den werthvollſten Theil der etwas romantiſchen Männertracht. Die Tracht der Frauen iſt jener der Männer gleich, nur gewinnt ſie durch das Schmücken der Zöpfe mit Korallen und rothen Glasperlen an äußerem Glanz.

Die Tanguten wohnen in ſchwarzen Zelten aus grobem Tuche, welches ſie aus den langen Haaren ihres Hausthieres, des zahmen Yak, verfertigen. Die Wohnſtätten erhalten, wenn ſie mittelſt Pflöcken und Stangen aufgepflanzt ſind, die Form einer breiten, abgeſtutzten Pyramide. In der Decke befinden ſich eine oder zwei Oeffnungen zum Durchlaſſen des Rauches, welche bei Regenwetter mittelſt eigener Klappen geſchloſſen werden können. Im Inneren wird ein beſtändiges Feuer unterhalten. Das Lager der Tanguten bildet eine Schichte Streu von Steppengräſern, über welche zuweilen halbverfaulte Filzdecken ausgebreitet werden.

Das Volk, ein ausſchließlich viehzuchttreibender Nomadenſtamm, nährt ſich von importirter, geröſteter Gerſtenkleie, welche mit Thee angefeuchtet, in der Hand zu runden Klößen — Tſamba genannt — geformt wird, von Milch, Butter, erlegtem Wilde, gefallenen Stücken ihrer Heerde und Thee. Die Tanguten mögen vielleicht in Bezug auf Unreinlichkeit die Mongolen noch übertreffen, doch berechtigen ſie ihre anderen Charaktereigenſchaften, die ſich in Muth, Energie und Verſchlagenheit zuſammenfaſſen laſſen, die Mongolen zu beherrſchen und zu tyranniſiren. Auch die Tanguten ſind zum großen Theile Buddhiſten vom reinſten Waſſer, die Prieſter genießen eine abgöttiſche

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

vollkommen gleich, nur unterſcheidet ſich ihre Lebensweiſe dadurch, daß ſie gleich allen chineſiſchen Mohamedanern geiſtige Getränke und auch den Tabak verſchmähen.

Die Tanguten im Gebiete Kuku-nor, ſowie in Odontala, dem Quellennetze des Hoang-ho, und in der Dependenz Zaidam ſind Räuber. Gewöhnlich erſtrecken ſich ihre Streifzüge zu den Anſiedelungen der Mongolen, denen ſie ihre Habſeligkeiten und Heerden wegnehmen. Gelingt es ihnen, einen oder den andern der fliehenden Mongolen zu erhaſchen, ſo wird derſelbe als Gefangener mitgenommen und hat im Tangutenlager die niedrigſten Dienſte zu verrichten. Auch dann, wenn ſie in ihren Zelten friedlich neben den Jurten der Mongolen lagern, dominiren ſie die letzteren in jeder Hinſicht. Der Mongole iſt dann der Spielball der Launen derſelben, und ſeine Feigheit läßt es nicht zu, daß er ſich einer ſolchen Willkürherrſchaft zu entziehen verſuchte. So von allen Seiten von den wilden Bergbewohnern umzingelt, vermindert ſich die Zahl der Mongolen im Kuku-nor-Gebiete von Jahr zu Jahr, und es iſt anzunehmen, daß ſie in kurzer Zeit ihre Schafe nicht mehr am Kuku-nor zur Weide treiben werden, um ſo mehr, als ihre eigentliche Heimat doch die große Wüſte Kopi iſt.

Seit dem Ende der mohamedaniſchen Rebellion in China, die auch die Stämme in der Umgebung des Kuku-nor in wilden Aufruhr gebracht hatte, ſind die grasreichen Steppenniederungen im Oſten des See's öde und verlaſſen. Die Mongolen ſind von hier geflohen, und die Tanguten meiden die Nähe der Chineſen.

Unter den Bergbewohnern findet man hie und da Abnormitäten, die, wie die Chineſen in Sining-fu erzählten, nicht ſelten auftreten. Ich ſah deren in Sining-fu zwei, und zwar Knaben im Alter von 8 und 14 Jahren. Beide, in Größe und Körperbau ziemlich entwickelt, beſaßen hellblondes, der eine beinahe weißes Haar und blaue Augen. Die Geſichtsfarbe war licht und ſtach von der gelben Farbe der Chineſen ſcharf ab. Die Intelligenz beider Kinder ſtand jedoch auf tiefſter Stufe; ſie ſprachen ein lallendes Chineſiſch, und das blöde Lachen kennzeichnete die Idioten. Die Kinder waren von ihren Vätern, echten Bergtanguten, an die Chineſen in Sining-fu als Sclaven verkauft worden.

Das Gebiet Kuku-nor iſt eine Dependenz von China und umfaßt zum mindeſten eine Fläche von 100.000 Quadrat-Kilometer. In politiſch-adminiſtrativer Hinſicht gehören das Gebiet von Zaidam und das Quellgebiet des Hoang-ho zu jenem von Kuku-nor. Wir haben den Gouverneur desſelben bereits in Sining-fu kennen gelernt. Die Einwohner dieſer, wenn ich ſo ſagen darf, chineſiſchen Provinz werden in 28 Banner getheilt, jedes unter dem Oberbefehl eines einheimiſchen Fürſten, welcher dem Gouverneur in Sining-fu untergeordnet und verpflichtet iſt, alle zwei Jahre den feſtgeſetzten Tribut in Fellen, Silber und Goldſtaub (welchen ſie durch Waſchungen in den Flußbetten gewinnen) der Reichsregierung in Peking ſelbſt zu überbringen.

Dieſe Verpflichtung könnte ein feſtes Band bilden, welches die wilden Bergbewohner dem chineſiſchen Einfluſſe näher bringen müßte, wenn ſie überhaupt eingehalten würde. Bei den gegenwärtigen Verhältniſſen begnügt ſich der Gouverneur damit, zeitweilig kleine Detachements chineſiſcher Truppen nach Weſten zu entſenden, um die Raubzüge der abhängigen Fürſten aus der Ferne zu beobachten. Nach einigen Wochen kehren ſie wieder nach Sining-fu zurück mit haarſträubenden Erzählungen von der anarchiſchen Wirthſchaft und Willkürherrſchaft der in vollſter Unabhängigkeit auftretenden Fürſten der einzelnen Banner. Der Gouverneur ſchreibt hierauf den ſchönſten Bericht über die muſterhafte Ordnung, welche im Gebiete Kuku-nor herrſcht, an die Centralgewalt in Peking; uns aber, die wir mit den Verhältniſſen näher vertraut waren, eröffnet er mit bewunderungswerther Zuverſicht die Mittheilung, daß wir um fünf Jahre zu früh gekommen wären, denn bis dahin werde er die Leute ſchon gebändigt haben.

Selbſt die wenigen und verhältnißmäßig ruhigen Mongolen am Weſtufer des See's befanden ſich während unſerer Anweſenheit in einigem Aufruhr, es hatten ſich unter ihnen wegen der Beſetzung der Fürſtenſtelle Parteien gebildet.

Die frühere „Wan"-Familie war ausgeſtorben. Der letzte Fürſt, ein 18jähriger, hübſcher Burſche, machte im Jahre 1876 gelegentlich ſeines Regierungsantrittes dem Kaiſer von China in Peking ſeine Aufwartung, um dieſem ſeinen Dank für die Beſtätigung ſeiner Würde auszudrücken. Der Kaiſer decorirte ihn bei dieſer Gelegenheit mit dem rothen Mandarinsknopfe und der Pfauenfeder. Als er den Palaſt verließ, riß ihm ein Windſtoß die Feder vom Hute. Darüber beſtürzt, weil er den Zufall als ein ſchlechtes Omen deutete, eilte er nach Hauſe und durchſchnitt ſich die Kehle. Der junge Mann ſoll übrigens bereits an Säuferwahnſinn gelitten haben. So endete der Letzte des alten und einſt mächtigen, mongoliſchen Fürſtenſtammes vom Kuku-nor.

Es iſt nicht zu wundern, daß unter ſolchen Umſtänden der ehemals ſo blühende Handelsmarkt von Tonkerr, zwei Tagreiſen im Oſten des See's, wo ſich, nicht allein zu Zeiten Marco Polo's, ſondern auch als der franzöſiſche Miſſionär Huc und ſelbſt Prſchewalski Bericht erſtatteten, die Caravanenzüge von und nach Tibet begegneten, als die Straßen des Ortes in den bunten Farbennuancen von zehnerlei Nationaltrachten ſchimmerten, Geld und Waaren von Hand zu Hand floſſen — plötzlich von ſeiner Höhe zu einem ruinenhaften Trümmerhaufen herabſank, ohne Handel, ohne Verkehr, ohne Mittel, die Breſchen zu repariren, welche die mohamedaniſche Rebellion ſchlug.

Auf der einſt ſo belebten Straße über Kuku-nor nach Laſſa wächſt hohes Gras, auf den Plateaux der ausgedehnten Wüſteneien hat der Flugſand theilweiſe die Wegſpur verwiſcht, und die großartigen Caravanenzüge reicher Kaufleute und frommer Pilger wählen den ſicheren Weg über Tſching-tu-fu und Batang im Süden. Es iſt, als hätte der Geiſt der Vernichtung die Oberhand gewonnen über das rieſige Gebiet von Kuku-nor. Ich wünſche nur, daß es dem Gouverneur von Kuku-nor glücken möge, innerhalb der feſtgeſetzten fünf Jahre wieder Ordnung und Sicherheit in ſein Land einzuführen, denn jeder Aufſchwung im Handel und Gewerbe, die Begründung des Wohlſtandes und das Wohlbefinden ſowohl des Einzelnen als der Geſammtmaſſe ſind damit innig verknüpft.

XVIII.

Von Sining-fu nach Tſching-tu-fu.

Ernte. — Einmündung des Tatung-ho in den Hoang-ho. — Ueberſetzung des letzteren. — Gewaltſame Einquartierung in Lan-tſchou-fu. — Alte Bekannte. — Erdbeben. — Der Wej-ho. — Tſing-tſchou. — Landſchaftliches. — Mittel gegen ſchreiende Maulthiere. — Paj-ſuj-kiang. — Lojang-ſhien. — Das große Wort „Mintjen“. — Nachtleben in Kwan-juön. — Chineſiſcher Wahrſager. — Uon-mjao-Tempel. — Ein Kranker. — Steintreppenwege. — Die Ebene von Tſching-tu-fu. — Steinportale. — Ankunft in der Hauptſtadt der Provinz Sze-tſchuen.

„Suchen Sie ſich ſelbſt einen Führer nach Laſſa. Finden Sie einen, dann habe ich nichts mehr gegen Ihre Reiſe nach Tibet einzuwenden.“ Der Gouverneur konnte mit Beruhigung dieſe Worte mit einem vielſagenden Lächeln begleiten, er konnte ſich auf den Vollzug ſeiner an die Untergebenen erlaſſenen Befehle blindlings verlaſſen.

Alle unſere Bemühungen, eine eigene Caravane auszurüſten, ſcheiterten an der Weigerung von Seite der Bevölkerung; weder Geld noch gute Worte vermochten den ſtarren Sinn der Leute zu brechen. Von der Nutzloſigkeit unſeres längeren Verweilens überzeugt, entſchloſſen wir uns zur Reiſe nach Süden, hatte uns doch der Gouverneur ſein Wort verpfändet, daß der Statthalter der Provinz Sze-tſchuen unſere Reiſe nach Laſſa unterſtützen werde.

Am 10. Auguſt 1879 verließen wir Sining-fu. Drei Tage lang, und zwar bis Lao-ja-ye verfolgten wir denſelben Weg, den wir gekommen. Die chineſiſchen Bauern waren in voller Thätigkeit, um die Feldfrüchte zu ernten. Obwohl die Sonnenſtrahlen verſengend herabbrannten (im Schatten + 35° C.), ſo gönnten ſich die emſigen Leute weder Ruhe noch Raſt. Männer und Frauen, Greiſe und Kinder arbeiteten mit ſichtlicher Luſt und Freude. Eine Arbeiterpartie ſchnitt den Weizen mittelſt kleiner Handſicheln, eine andere trug die zierlichen Garben auf ein umgeackertes Feld und ſchichtete ſie zu anſehnlichen Schobern auf. In der Nähe der Dörfer wurde die bereits unter Dach gebrachte Ernte ausgedroſchen. Die Halme werden auf einer zu dieſem Zwecke hart geſtampften Lößebene in dünnen Schichten ausgebreitet und ſodann mittelſt einer kantigen Steinwalze, welche ein vorgeſpannter Ochſe über die Aehren zieht, der Körner entledigt. Bei windigem Wetter wird hierauf die Leſe zuſammengekehrt und ſchaufelweiſe in die Luft geworfen, um die Spreu und die Staubtheile abzuſondern.

Im Allgemeinen war der Boden mit Weizen bebaut; ich bemerkte auf der ganzen Strecke bis Lao-ja-ye nur zwei Haferfelder und wenige Maisäcker. Kartoffeln, Erbſen, Hirſe und Haidekorn fanden wir meiſtens in der unmittelbaren Nähe der Dörfer. Alle Feldfrüchte werden in noch unreifem Zuſtande geſchnitten und 2—3 Tage lang der Gluth der Sonne ausgeſetzt, bevor ſie ausgedroſchen werden. Ein ähnliches Verfahren wenden die Chineſen bei dem Obſte an, um die Saiſon zu verlängern.

Auf der weiteren Strecke nach Lan-tſchou-fu war die Ernte der Hülſenfrüchte bereits vorüber. Wir konnten uns bei der beſtändig wachſenden Hitze allerorts durch den Genuß verſchiedener Melonenarten erfriſchen, welche direct vom Felde an die Reiſenden verkauft werden.

Die Früchte erreichen eine mächtige Größe, ſind ſaftig, wohlſchmeckend und ſtaunend billig. Selbſt der ganz unbemittelte Laſtträger vergönnt ſich die Wohlthaten der Melone im vollſten Maße, er ſtiehlt eine Frucht nach der andern, etwa in der Art, wie man bei uns ein Wieſenblümchen pflückt, und erfreut ſich ſo lange an dem ſüßen Saft, bis er endlich, um mit dem Gouverneur von Kuku-nor zu reden, „im Magen und in den Eingeweiden erkrankt iſt“. Während in Ungarn die Zuckermelonen hauptſächlich in gelblicher Fleiſchfarbe, und die Waſſermelonen in mattrother Farbe gedeihen, finden wir in den Niederungen des Hoang-ho beide Arten bald in dieſer, bald in jener Farbe.

Auch die Obſtſorten, welche wir bei unſeren Abendſpaziergängen in den Gärten der Stationen zu verkoſten bekamen, verdienten unſer Lob. Bald waren es rothbackige Aprikoſen und Pfirſiſche, bald ſaftige Aepfel, dann auf dem

Obſtmarkte zu Lan-tſchou-fu ſogar halbreife, ſchwarze Weintrauben, welche den Gaumen reizten und uns in Verſuchung führten.

In Lao-ja-ye waren wir gezwungen, die Gepäckswagen mit Tragthieren zu vertauſchen, da wir nicht geſonnen waren, die bereits bekannte und längere Route über Ping-fan-ſhien nach Lan-tſchou-fu einzuſchlagen. Eine zwei Stunden lange, ſteile Felsſchlucht engt im Oſten von Lao-ja-ye den Sining-ho ein. Der Reitweg zwängt ſich wie eine Schlange bergauf und bergab über die Kanten und Vorſprünge des Geſteins, nicht ohne manchmal den bequemſten der chineſiſchen Reiter hinreichenden Grund zum Ueberlegen zu bieten, ob es rathſamer ſei, abzuſteigen, oder der Gefahr zu trotzen, ſich Hals und Beine zu brechen. Endlich öffnet ſich das Thal, die Felſen treten zurück und die Lößerde macht ſich breit. Von Süden münden einige anmuthige Seitenthäler in das Hauptthal des Sining-ho; ihre bebauten Sohlen ſind bewohnt und mit Obſtgärten geziert, während das Hauptthal und die angrenzenden Höhen vollſtändig entholzt und ſteril ſind.

Wir erreichten das ſchmutzige Dorf Santa lange vor einbrechender Abenddämmerung. Es blieb uns daher genügend Zeit, den nahen Tatung-ho zu beſuchen und zu beſichtigen. Er bricht aus einer düſteren Felsſchlucht im Norden der Station hervor und bewäſſert in dem anſchließenden 5 Li langen Laufe bis zur Aufnahme des Sining-ho eine mächtige Mure von 10 Kilometer Breite und biegt dann endlich unter einem rechten Winkel nach Oſten ab. Seine Tiefe bei Santa iſt 4—6 Meter und ſein metallgrünes Waſſer von ſolcher Klarheit, daß die Steine auf dem Grunde zu zählen waren. In der Betrachtung desſelben verſunken, bemerkten wir gar nicht, daß wir von einer ausgelaſſenen Schaar ehrſamer und züchtiger Santaer Bürger verfolgt wurden. Ohne lange zu überlegen, entledigten wir uns der Kleider und ſprangen zum Schrecken der Alten und zur Freude der Jugend in den Fluß.

Alsbald aber beobachteten ſie unſere Bewegungen mit lautloſer Erregung, ſie wußten ja, daß die Füße unmöglich den Grund des Fluſſes erreichen konnten, und wenn je einer unter ihnen an der Thatſache gezweifelt hätte, daß die Europäer wie auf dem Lande, ſo auch im Waſſer leben können

ſo ſah er hier die Beweiſe. Ueberzeugt ging er nach Hauſe. Als es Nacht wurde, da ziſchelten die Gruppen in den Vorhöfen einander in die Ohren: „Es iſt doch wahr!“ Den Chineſen iſt nämlich die Schwimmkunſt fremd.

Die Holzbrücke, über welche wir am nächſten Morgen am Ende der Felsſchlucht auf das jenſeitige Ufer des Tatung-ho gelangten, iſt ein ſchwindeliger Bau. 50 Meter über dem Waſſerſpiegel auf einigen eingerammten Sprengpfeilern ruhend, iſt die geländerloſe, 25 Schritt lange Decke nur ſo breit, daß ein vorſichtiges Maulthier ungefährdet paſſiren kann.

Nach der mir zur Verfügung ſtehenden chineſiſchen Karte, hoffte ich, bald den Hoang-ho zu erblicken. Doch er ließ lange auf ſich warten. Wir übernachteten mittlerweile noch in Che-dſui-tſa (1718 Meter hoch) und benöthigten am nächſten Tage noch einen, gute 50 Li langen Marſch, bevor wir ſein linkes Ufer betraten. Alle Thäler der Umgebung ſind tief eingeſchnitten, ſo auch das des Hoang-ho. Er tritt aus einer von kahlen Felſen und Lößformationen gebildeten Schlucht heraus, ohne daß man den Strom vom linken Ufer des Tatung-ho bemerken kann, denn ſeine Thalebene, in der das Waſſer 30 Meter tief ſich eingeriſſen hat, iſt dicht mit Obſtbäumen beſetzt. Die Einmündung des Tatung-ho in den Hoang-ho erfolgt bei dem kleinen, circa 25 Meter über dem Flußſpiegel auf einer gut bebauten Terraſſe liegenden Orte Chia-zl-kou.

Die Reiſenden nach Lan-tſchou-fu überſetzen hier den Strom. Wenngleich auch am linken Ufer ein Reitweg nach Lan-tſchou-fu weiterführt, ſo iſt ſeine Beſchaffenheit derartig ſchlecht, daß ſchwer beladene Maulthiere nicht fortkommen können. Die Tragthiere mußten in einer ſteilen Felsrinne hinabklettern zu dem Stückchen Sandufer, an dem das Fahrzeug anlegen kann. Jedes europäiſche Pferd müßte ſich auf dem kurzen, aber gefährlichen Wege alle Füße brechen.

Ein flaches Boot, für die Aufnahme von 10 Maulthieren ſammt Gepäck und den dazu gehörigen 10—12 Treibern geeignet, verkehrt den ganzen Tag von einem Ufer zum anderen. Die Ueberfuhr iſt bei der reißenden Strömung des Waſſers für die Schiffer ein hartes Stück Arbeit. Das ſchwerfällige Seitenruder wird von 6—8 kräftigen Chineſen mit dem Aufgebote der ganzen Stärke mühſam und langſam bewegt, das noch größere Steuerruder hat eine ſolche Schwere, daß 9 Mann es kaum zu regieren vermögen.

Zur Zeit des Hochwaſſers kommt es häufig vor, daß die Bootsbemannung trotz einer anſehnlichen Verſtärkung nicht im Stande iſt, das Fahrzeug an das jenſeitige Ufer zu ſteuern. Fortgeriſſen von der Strömung, trachten nur die Leute, das Schiffchen vor den Klippen und Riffen des trügeriſchen Stromes zu wahren und landen ſchließlich im günſtigen Falle irgendwo in der Nähe von Lan-tſchou-fu, wo das Thalgefälle ein weitaus geringeres iſt.

Während der Ueberfuhr frug ich Dolmetſch Sin, ob er wohl den Namen des Fluſſes wiſſe. Sichtlich indignirt über dieſe Frage, warf er die Unterlippe auf: „— Der Tatung-ho!“

„Wie heißt dann jener Fluß?“ — ich deutete auf die Stelle, wo der Tatung-ho in den bedeutend größeren Hoang-ho einmündete.

„Siling-ho!“ lautete die Antwort.

Als er meine Aufklärung über die richtige Bezeichnung zurückwies: „Das iſt nicht richtig, der Hoang-ho kommt erſt auf 50 Li Entfernung“, erſuchte ich ihn, ja recht Acht zu geben, und mich, ſobald er des Stromes anſichtig ſei, davon zu verſtändigen.

Ich blieb fort in ſeiner Nähe. Erſt als wir der Stadt Lan-tſchou-fu anſichtig wurden, deutete er auf die ſilbernen Waſſeradern, welche die breite Thalebene durchſchlängeln, und ſagte, trotzdem der Weg fort an der Seite desſelben Stromes blieb, überzeugend: „Das iſt der Hoang-ho“.

Um den Feldern auch bei gänzlichem Regenmangel die nöthige Feuchtigkeit zukommen zu laſſen, haben die Chineſen bei dem Umſtande, daß die Flußufer beträchtlich hoch und die Seitenthäler waſſerarm ſind, längs der Ufer des Hoang-ho und Tatung-ho coloſſale Holzräder erbaut, welche in ihrer ſinnreichen Conſtruction das Waſſer in die Höhe befördern. Nach Art unſerer Mühlräder conſtruirt, beſitzen ſie an der Felgenperipherie des Rades eine große Anzahl von Schöpfeimern in der Form länglicher, vierſeitiger, ſchief geſtellter Holzprismen, deren Boden ſich immer an eine innere Schaufelkante ſtützt und deren erhöhte Oeffnung die Flucht des Rades gegen das Ufer zu übergreift. Während der durch die Stromſchnelle bewerkſtelligten Umdrehung des Rades gelangen die Oeffnungen der Holzprismen zuerſt in das Waſſer, die Schöpfeimer füllen ſich theilweiſe mit Waſſer und entleeren ſchließlich ihren Inhalt in eine Rinne. Von dem Reſervoir fließt das Waſſer in Bambusrohren oder ſtarken Holzrinnen auf die Felder.

Wir erreichten Lan-tſchou-fu am 16. Auguſt um die Mittagsſtunde. Trotz eines Empfehlungsbriefes Zo-zung-tang's fanden wir diesmal eine kühle Aufnahme; es gelang uns nicht einmal, ein Quartier aufzutreiben.

Nach mancherlei fruchtloſen Verſuchen, in irgend einem Hauſe Eingang zu finden, entſchloſſen wir uns, die leer ſtehende Examinationshalle der Stadt mit Beſchlag zu belegen.

Der ahnungsloſe Thorwächter proteſtirte zwar in lärmenden Worten gegen den Einzug der unverhofften Gäſte in das ihm anvertraute Amtsgebäude; doch es half ihm nichts; die luftigen Räumlichkeiten entſprachen zu ſehr den kühnſten Erwartungen auf eine bequeme Wohnung, als daß ſein Proteſt uns zur Nachgiebigkeit hätte bewegen können. Mit ſcheelen Augen verfolgte er einige Minuten lang unſer Gebahren, donnerte dann einige Drohungen in die Abendluft und verſchwand mit einem Satze durch das zur Straße führende Thor, deſſen Flügel er hinter ſich dröhnend zuſchlug.

Nach einer weiteren Viertelſtunde rührten ſich endlich die Mandarine, die früher ausgeſtorben ſchienen. Die Stadtdiener kamen von allen Seiten. Ein Wortführer übermittelte uns die Anordnung des Bürgermeiſters, wir hätten unverzüglich das Yamen zu verlaſſen, ein anderer entledigte ſich in unverſchämter Weiſe ſeines Auftrages: der Gouverneur dulde uns überhaupt nicht in der Stadt, er wolle uns ein Quartier außerhalb der Mauer anweiſen. Auf dieſes hin ertheilte Graf Széchenyi den Maulthiertreibern den Befehl, das Gepäck abzuladen.

Da ſtellte ſich ein dritter Polizeimann mit rollenden Augen in die Mitte des Hofes und ſtieß etliche Verwünſchungen gegen uns aus, die er mit der Behauptung begründete, wir hätten das Haus erbrochen und alle Thüren zertrümmert; der Gouverneur ſei wüthend und verlange unſeren augenblicklichen Abzug. Dolmetſch Sin antwortete ihm in echt chineſiſcher

Weiſe. Er nahm einen kurzen Anlauf und ſprang ihm mit ſeinen Mandarinſtiefeln auf den Bauch.

Heulend verließ der Abgeſandte das Yamen. Die Folge dieſer Rohheit ließ nicht lange auf ſich warten. Der Gouverneur ſchickte uns ſeine Karte, Stühle, Tiſche, Betten, einige Blechbüchſen mit Thee, mit dem ſonderbaren Ausſpruche: es ſei jetzt Alles in Ordnung, wir können in der Examinationshalle bleiben.

Ich fand in Lan-tſchou-fu einen alten Bekannten aus Schanghai, Herrn Hagge, welcher als Vertreter der Firma Tölge & Co. den Bau und die Einrichtung der Tuchfabrik beſorgen ſollte. Nebſt ihm waren noch zwei andere Deutſche anweſend, der Director der Fabrik Strom und Herr Lanzius, ein Waſſer-Ingenieur. Ein dritter Deutſcher hatte vor einigen Wochen aus Heimweh die Rückreiſe nach Europa angetreten. In Sing-njing-tſchou, einer Stadt, ſieben Tagreiſen ſüdöſtlich von Lan-tſchou-fu, durchſchnitt ſich der Arme die Kehle und ſtarb. Man kann ſich das Entſetzen der Beamten vorſtellen, die rathlos dem unerhörten Ereigniſſe gegenüber ſtanden, ihre Angſt wuchs bei dem Gedanken, daß Niemand an einen Selbſtmord des Fremden glauben, vielmehr eine gewaltſame Tödtung desſelben annehmen könnte.

Während der Todte von einer Abtheilung Soldaten bewacht wurde, flogen die Couriere nach allen Seiten. Trotzdem Herr Hagge unverweilt nach dem Einlangen der Nachricht die Reiſe nach Sing-njing-tſchou antrat, ſo vergingen doch acht Tage bis er die Unglücksſtätte erreichte. Der Leichnam lag noch immer an derſelben Stelle, wo er gefunden worden, und war bereits in einem Zuſtande der Verweſung, welcher jeder Beſchreibung ſpottet. Der Magiſtrat hatte keine Geldopfer geſcheut, um einen eleganten Sarg (er koſtete 300 Taël) auf eigene Koſten beizuſtellen. Bevor jedoch nicht von maßgebender Seite der Selbſtmord beſtätigt worden war, lag dem Beamten ſeine eigene Stellung mehr am Herzen, als das Wohlbefinden der Bewohner jenes Schreckenshauſes. Erſt als Herr Hagge ein Schriftſtück unterfertigte, worin der Thatbeſtand conſtatirt und der Mandarin von jeder Schuld freigeſprochen wurde, konnte der Leichnam in feierlicher Weiſe begraben werden. Die deutſchen Herren klagten übrigens viel über die Läſſigkeit, den Eigenſinn und den Mangel an Verſtändniß bei den Chineſen, die Alles beſſer wiſſen wollten und den Projecten mit unbegreiflichem Eigenſinne entgegentraten. So ſollten die Fabrik und das Maſchinenhaus aus Lehm und Lößerde, anſtatt aus Stein und Ziegel, erbaut werden; der Bauplatz mußte wiederholt aus religiöſen Bedenken verlegt werden, einmal ſollte das Thor im Süden, das andere Mal wieder im Norden ſtehen, dann feſſelte wieder der Dachſtuhl die Gedanken der literaturkundigen Beamten, während die Ausmaße der Geiſtermauer den Prieſtern eines großen Tempels zur Begutachtung vorgelegt wurden.

Fünf Monate waren bereits, ohne erhebliche Reſultate erzielt zu haben, vergangen. Endlich riß den Deutſchen die Geduld. Sie erklärten dem Gouverneur, im Falle ihren Anordnungen fernerhin keine Folge geleiſtet würde, möge er ſich ſelbſt eine Fabrik erbauen, ſie blieben auch nicht eine Stunde länger in Lan-tſchou-fu. Das Wort übte Wunder. Der Gouverneur ſtellte der Expedition 200 Soldaten zur Verfügung, die während unſerer Anweſenheit gerade beſchäftigt waren, den Grund für das Gebäude auszuheben.

Wie ich nun vor Kurzem in Schanghaier Blättern las, iſt die Fabrik bereits zur Zufriedenheit des Vicekönigs Zo-zung-tang und der deutſchen Unternehmer im Gange. Zo-zung-tang hat ſeinen Hofſtaat um einen Würdenträger vermehrt, um mit den Mitgliedern der Expedition einen ununterbrochenen Verkehr unterhalten zu können. Dieſe Stelle eines Secretärs bekleidet Herr Hermann Mandl, ein junger, ſtrebſamer Wiener, der innerhalb kurzer Zeit die chineſiſche Sprache in Wort und Schrift erlernte und dann ſeinen Poſten als Zollbeamter in Schanghai mit dem eines Günſtlings des bedeutendſten Mannes in China vertauſchte.

Pater Janſen, der liebenswürdige, heitere Miſſionär, welchen wir ſchon bei unſerem erſten Beſuche in Lan-tſchou-fu kennen lernten, wohnte noch immer im Hauſe des Ehrenmandarins. Letzterem aber hatte dieſer Umſtand böſe Früchte eingetragen. Zo-zung-tang hatte ſeine unterſtehenden Organe beauftragt, der Urſache nachzuforſchen, warum die Provinz Kan-ſu auf einmal von ſo vielen Miſſionären heimgeſucht werde.

Eines Morgens nun drang eine Gerichtscommiſſion in das Haus, worin Janſen logirte, und führte ohne Weiteres den Hausherrn als

Gefangenen ab. Er wurde zur Strafe dafür, „daß er die fremden Prieſter in das Land locke“, degradirt und auf unbeſtimmte Zeit, mit anderen Worten auf immer, in Haft genommen.

Da die Gerichtsbehörde die Miſſionäre nicht ausweiſen durfte, glaubte ſie mit dieſem Vorgehen das Richtige gefunden zu haben, um die gehaßten Prieſter zum Rückzuge zu zwingen. Die franzöſiſche Geſandtſchaft in Peking war aber anderer Anſicht. Nicht allein, daß ſie das perſönliche Intereſſe der franzöſiſchen Miſſionäre mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln verficht, ſo ſieht ſie es auch als eine Ehrenſache an, die Chineſen, welche ſich den Bekehrern anſchließen, vor der Willkürherrſchaft der eigenen Gerichte zu ſchützen.

Ihrem Einfluſſe und ihren energiſchen Proteſten hatte es der Gaſtgeber Pater Janſen's zu verdanken, daß er nach einer kurzen Haft wieder in Freiheit geſetzt wurde und heute, wie vorher, auf ſeinem Hute die Decoration des blauen Knopfes tragen darf.

Bereits in Sining-fu hörten wir von einem furchtbaren Erdbeben, das am 1. Juli die Stadt Lan-tſchou-fu verwüſtet hätte. Janſen erzählte uns darüber Folgendes: Es war an dem genannten Tage, gegen 4 Uhr Morgens, als er in ziemlich unſanfter Weiſe aus dem Schlafe geweckt wurde. Er ſprang auf und bemerkte noch das Pendeln einiger an der Wand befeſtigten Gegenſtände. Um 6 Uhr erfolgte ein zweiter heftiger Erdſtoß, der mehrere Secunden währte und zur Folge hatte, daß vier Häuſer und einige Tempelbuden am jenſeitigen Ufer des Hoang-ho zuſammenſtürzten. Die Chineſen übertrieben natürlich das Ereigniß und erzählten ſogleich von etlichen hundert Perſonen, die dabei zu Grunde gegangen waren. In der That aber verunglückte keine Seele. Bekannt mit dieſer Eigenſchaft im chineſiſchen Weſen, ſchenkten wir allen Nachrichten über das Naturereigniß, mit welchen uns die Beamten in den Reiſeprojecten umzuſtimmen bemüht waren, keinen Glauben, ſo wie wir auch die in der Stadt Senſation erregende Depeſche eines Couriers, daß Tſchi-fu am 1. Juli in das Meer geſtürzt ſei, mit großer Reſerve anhörten.

Ich will die dreitägige Strecke, welche uns von Lan-tſchou-fu nach Anting-ſhien, der Stadt, in welcher wir im vergangenen Winter den Soldaten-

Digitized by Google

krawall erlebt hatten, übergehen, denn es ereignete ſich nichts Erzählenswerthes während unſeres Marſches, und die Lößlandſchaft bot denſelben traurigen Anblick wie früher.

Wir ſagen dem bekannten Wege, der vor dem nördlichen Stadtthore in öſtlicher Richtung nach Si-ngan-fu abzweigt, Lebewohl und wenden uns nach Süden einem neuen Reiſeziele zu. 25 Li führt der Weg noch im Thale des Tſchang-kou-ho aufwärts, überſetzt dann den Fluß und bringt uns endlich auf einen ſchmalen, mäßig anſteigenden, entholzten Rücken, deſſen üppig wuchernde Hutweide ein gutes Futter für Rind- und Schafheerden liefern könnte. Doch findet man ſelbſt vereinzelte Thiere, die ſich an der Weide delectiren, nur als Raritäten. Auf der mit dem Namen Hau-ti-tſchang-leang bezeichneten Waſſerſcheide des Hoang-ho und Wej-ho befindet ſich ein Wächterhaus (2330 Meter hoch), deſſen Beſatzung ein einträgliches Geſchäft mit wirklich gutem Trinkwaſſer betreibt. Jeder Reiſende läßt es ſich einige Kupfermünzen koſten, um hier ſeinen Durſt zu löſchen.

Nach einem kurzen, aber mühevollen, ſteilen Abſtiege erreichten wir ein kleines Nebenthal des Wej-ho, welches Flüßchen, 30—50 Meter tief in die Lößfläche eingeſchnitten, ſich träge nach Süden windet. Die Thalebene iſt 2 Kilometer breit und reichlich mit Hirſe, Gerſte, Weizen und Mais bebaut. Dagegen leben weit und breit nur wenige Menſchen. Die ſpärlichen Ortſchaften zählen nur wenige Häuſer. Ehemals dürfte das Thal mehr bevölkert geweſen ſein, denn wir begegneten auf dem weiteren Wege mehreren, gänzlich verlaſſenen Dorfruinen; ebenſo beweiſen die Spuren eines in früherer Zeit reicheren Feldanbaues auf den künſtlichen Terraſſen am Fuße der Berge, daß ſich dort, wo jetzt Gras und Unkraut wuchert, einmal tauſend fleißige Hände gerührt haben mußten. Es mag ſein, daß die Schwierigkeit, das Waſſer aus den tief eingeriſſenen Flüſſen zu den Feldern zu leiten, der Grund war, warum die ehemaligen Anwohner das fruchtbar ſcheinende Thal verließen.

Die Gebirgslandſchaft iſt außerordentlich gegliedert und zerriſſen; doch fällt die bemerkenswerthe Symmetrie in der Anlage der parallelen Ausläufer, die, wie die Seitenthäler ſenkrecht zum Hauptthale abfallen, beſonders in die Augen.

Sobald man den Wej-ho erreicht, ändert ſich das bisher eintönige und öde Bild der Natur. Die bei Kun-tſchou 8 Kilometer breite Thalebene geſtaltet ſich zu einem grünenden Gemüſegarten, in welchem ſogar einige Obſtbäume prangen. Der Wej-ho fließt bei Kun-tſchou in einem breiten, nur 1 Meter tief eingeſchnittenen, ſandigen Bette.

Das in verhältnißmäßig großer Fülle aus einer im Weſten der Stadt ſich öffnenden Gebirgsſchlucht hervorbrechende Waſſer hat eine röthliche Farbe und iſt kaum $^1/_2$ Meter tief. Die rechte Thalbegleitung dominirt die linke und zeichnet ſich durch einzelne hervorragende, felſige Kuppen aus, während die linke nur aus runden, weichen Lößformationen beſteht.

Kun-tſchou iſt eine Stadt von 50.000—55.000 Einwohnern. Ihre äußere Umfaſſungsmauer umſchließt eine coloſſale Fläche, in deren Centrum die gleichfalls ummauerte innere Stadt bedeutend zuſammenſchrumpft. Die innere Stadt enthält beſſere Häuſer aus Ziegel und Stein, die durchaus mit Ziegeln eingedeckt ſind, die Vorſtadt beſteht nur aus vier armſeligen Gaſſen, die zu den Stadtthoren führen, der übrige wüſte Theil repräſentirt den geräumigen Friedhof der Stadt. Von Kun-tſchou führen gute Reitwege nach Tyda (210 Li) und nach Min am Ta-ho (240 Li). Auch der Weg nach Tſing-tſchou iſt als Reitweg von ganz beſonderer Qualität und wird weiter abwärts ſogar von Holzkarren befahren, obgleich ſchmale Partien vorkommen, wo für zwei ſich begegnende Fuhrwerke guter Rath theuer wird.

Auf der Strecke zwiſchen den Magiſtratsſtädten Njing-juen und Fu-tſchang muß der Wej-ho zwei Mal durchſchritten werden, weil ſich das rechte Ufer an die ſenkrechten Felsabſtürze ſeiner Thalbegleitung ſo anſchmiegt, daß nicht der geringſte Raum für die Anlage eines Weges übrig bleibt. Die Furten ſind bei gewöhnlichem Waſſerſtande 0·6 Meter tief und führen über ſteinigen Grund. Einzelne Seitenthäler bringen nach jedem Regen ſo viel Steingerölle in die Niederung, daß ausgedehnte Steinmuren entſtehen, welche den Lauf des Wej-ho an einzelnen Stellen ſtauen. Das Waſſer überſchwemmt dann die Felder und vernichtet die Hoffnungen des Landmannes mit einem Schlage. Nichtsdeſtoweniger macht die Thalebene den Eindruck außerordentlicher Fruchtbarkeit. Die Feldfrüchte ſchießen zu großer Höhe empor (die Flachshalme waren z. B.

im Durchſchnitte 3 Meter lang). Die Obſtbäume beugen ſich unter der Laſt ihrer Früchte.

Auch die landſchaftliche Scenerie gewinnt mit jedem Schritte an Mannigfaltigkeit und Abwechslung. Das Dorf Lomen z. B. iſt ein reizender Ort. Eingeengt von dunklen Felswänden, aus deren Spalten Farrenkräuter und Schlinggewächſe zu dem Tempelchen auf der kantigen Höhe emporwuchern, beſchattet ein duftendes Wäldchen aus Ahorn, Weiden, Pappeln, Aepfel-, Birn-, Aprikoſen- und Pfirſichbäumen die freundlichen Häuſer des Dorfes.

Bevor wir Fu-tſchang-ſhien erreichen, erblicken wir zur Rechten ein anmuthiges Kloſter, deſſen gut erhaltene Tempelbuden die Höhe umrahmen, auf welcher ein Rieſen-Buddha Platz genommen hat und die Rechte ſegnend über das reiche Thal erhebt. Ein vier Stock hohes, braunes Holzgerüſte ſchützt mit ſeinen breiten Ziegeldächern die glänzenden Farben der Statue gegen allfällige Regengüſſe.

Bei der erwähnten Stadt verließen wir den Wej-ho und erſtiegen, um das Si-Thal und die Stadt Tſing-tſchou zu gewinnen, den 1780 Meter hohen Kwan-tſe-ſan. Sowohl der Aufſtieg als der Abſtieg boten in Folge der vielfachen Wegſteilen hauptſächlich für die Tragthiere mancherlei Mühſeligkeiten. Die Hitze war geradezu unausſtehlich, und wenn es uns auch ermöglicht wurde, von den nach Fu-tſchang reiſenden Obſthändlern einige ſaftige Pfirſiche zu kaufen, für die Laſtthiere gab es keine Linderung, denn alle Riſſe und Muldenböden waren waſſerlos. Erſt mit der Erreichung des rauſchenden Gebirgswaſſers Si-ho, an deſſen Ufern der Weg ſich weiterhin anſchmiegt, konnten die Thiere in kräftigen Zügen ſich ſatt trinken.

Am 28. Auguſt kamen wir in Tſing-tſchou an. Der Magiſtrat ließ uns, als wir gleich nach dem Eintreffen ein anſtändiges Quartier beanſpruchen wollten, die Thüre ſeines Yamen vor der Naſe zuſperren. Ohne uns weiter dadurch beirren zu laſſen, da wir bereits das beſte Verfahren in ſolchen Fällen in Lan-tſchou-fu erprobt hatten, fanden wir bald unter der Leitung eines Bürgers die leer ſtehende Examinationshalle. Sie war verſchloſſen. Wir klopften an und der Thorhüter öffnete die Thüre. Ohne ihm Zeit zu fruchtloſen Auseinanderſetzungen zu laſſen, drangen wir in den Hof ein und beſetzten die Localitäten. Eine Stunde ſpäter erſchien der Bürgermeiſter in voller Parade, begrüßte uns auf das freundlichſte und betheuerte zu wiederholten Malen, wie ſehr es ihn freue, wenn es uns in dem Amtsgebäude gefalle. Wir mögen nur recht lange ſeine Gäſte bleiben.

Tſing-tſchou beſteht eigentlich aus fünf Städten, die ſich aneinander ſchließen und gegenſeitig durch hohe Mauern abgegrenzt ſind. Jede Stadt beſitzt ein prachtvolles Amtsgebäude, doch centraliſirt ſich die adminiſtrative Verwaltung in der Perſon des Bürgermeiſters, welchen wir eben kennen lernten. Nicht allein in den prächtigen Kaufgewölben, ſondern hauptſächlich in den zahlreichen und koſtbaren Tempeln, deren Pagodenſpitzen über die Laubkronen der Kaſtanien- und Nußbäume emporragen, gibt ſich der Reichthum der Stadt zu erkennen.

Thee, Tabak und Indigo ſind die der Stadt eigenthümlichen Handelsartikel. Die Induſtrie erſtreckt ſich auf Seidenweberei, Seidenſtickerei und Schmiedearbeiten. Tſing-tſchou zählt beiläufig 160.000 Einwohner.

Wir trafen in der Stadt einen alten Bekannten, Mr. Eaſton, den engliſchen Miſſionär, welcher in Sining-fu vergebliche Verſuche gemacht hatte, die dortigen Chineſen zu bekehren. Unſer Wiederſehen war ein herzliches. Wir beſuchten Mr. Eaſton in ſeinem eigenen Hauſe, worin er eine kleine Capelle für die wenigen Anhänger ſeiner Lehre errichtet hatte.

Auch er theilte uns einige Daten über das Erdbeben am 1. Juli mit. In Tſing-tſchou ſtürzten einige Dächer ein, in Tyda verunglückten ſogar einige Menſchen. Im Ganzen ſollen in der Provinz Kan-ſu 4000 Menſchen dem Ereigniſſe zum Opfer gefallen ſein.

Mich intereſſirte am meiſten eine chineſiſche Marſchroutenkarte, die Mr. Eaſton von einem Mandarin zum Geſchenke erhalten hatte. Sie enthielt alle Marſchſtationen von Su-tſchou nach Karaſchar, mit Angabe der Diſtanzen. In der Mitte der Zeichnung befand ſich ein großer See (der Lop-nor) mit folgender Aufklärung: „Hier iſt die Quelle des Hoang-ho, der von hier nach Sining-fu und Lan-tſchou-fu fließt und ſich bei Peking in das gelbe Meer ergießt“.

Wenn die Chineſen von ihren eigenen Geographen ſolche ſchauerliche Nachrichten erhalten, dann iſt es nicht zu wundern, daß der Kaiſer Kang-hi zu den europäiſchen Miſſionären ſeine Zuflucht nahm, um eine richtige Vorſtellung von ſeinem Reiche zu gewinnen *).

Von Tſing-tſchou laufen zwei Wege nach Hoj-ſhien, der letzten Stadt der großen Provinz Kan-ſu. Der erſte, der ſogenannte Mandarinenweg, iſt zwei Tagereiſen länger. Dafür berührt er beſſere Wirthshäuſer und weicht allzu großen Anſtrengungen aus. Der zweite, welchen wir einſchlugen, durchſchneidet das Ta-tja-Gebirge in einer geraden Linie und geht durch Dick und Dünn ſeinem ſüdlichen Ziele zu. Wir hörten zwar, daß dieſe Straße gänzlich ungangbar ſei, da ſie von dem Erdbeben zerſtört wurde; dieſe Beſchreibung erwies ſich aber als falſch. Wenn auch die Dächer einzelner Häuſer mehr oder minder beſchädigt waren, ſo fanden wir keine Spur von den bis in's kleinſte Detail geſchilderten Bergſtürzen. Immerhin aber iſt der Weg herzlich ſchlecht und ſteil; beſonders nach einem Regen werden die Steine ſo ſchlüpfrig, daß es gerathen iſt, nur zu Fuß zu wandern. Der Verkehr auf dieſer Strecke iſt nicht bedeutend.

Wir begegneten nur wenigen Maulthier-Caravanen, die, aus Süden kommend, Papier, Holz und Kohle in die Provinz Kan-ſu trugen. Mandarine reiſen hier niemals, darum gehören die Tragſeſſel im Ta-tja-ſan zu den größten Seltenheiten. Mit Tſing-tſchou hört gleichwie mit Si-ngan-fu der Wagenverkehr nach Süden auf.

Am erſten Reiſetage ſtiegen wir in einem romantiſchen Nebenthale aufwärts. Je weiter wir nach Süden kamen, deſto dichter wurde der Baumwuchs. Das Thal iſt zwar nicht breit, doch überall bebaut. Die Gehöfte ſehen aus der Ferne wie Schweizerhäuſer aus, ſie haben geradlinige, mit altersſchwachen Ziegeln eingedeckte Dächer, deren Enden weit über die Mauern

---

*) Mr. Caſton publicirte vor einigen Monaten in Kiepert's Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde „Globus" die ihm von mir in Sining-fu mitgetheilten Daten über die Höhe und geographiſche Lage dieſer Stadt. Ich ſehe mich nun genöthigt, hier anzuführen, daß dieſe Daten auf einer ganz oberflächlichen Berechnung beruhten (mir mangelten nämlich zu jener Zeit genaue Logarithmentafeln und Ephemeriden) und nun bei der Publication meiner Aufnahmen richtig geſtellt werden.

in den Thälern üppig gedeiht, beeinträchtigt. Wir bemerken echte Kaſtanien, Granatäpfel und Tſu-tſe. Wenn der Laſtenträger bei Lan-tſchou-fu ſich an dem Genuſſe der Melonen erfreute, ſo waren es hier die Granatäpfel in Hülle und Fülle, welche den Kuli in Verſuchung führten, ſeine Hand nach fremdem Gute auszuſtrecken. Die Felder produciren Reis, Flachs, Mais, Indigo und Kau-leang, eine drei und mehr Meter hoch wachſende Hirſeart, deren große, halbreife Körner zur Bereitung eines ſtarken Branntweines, „Kau-leang“, ausgepreßt werden.

Die Scenerie wird von Schritt zu Schritt ſchöner; zuerſt wird das Gebüſch dichter und dichter, dann mehren ſich die alten, hohen Bäume und vereinigen ſich endlich zu prachtvollen Waldungen, die nicht allein die ſteilen Hänge bedecken, ſondern auch hie und da das Thal ſchattig umrahmen. Sie beſtehen hauptſächlich aus Laubholz, vermiſcht mit Tannen, Cypreſſen und Lärchen. Ich bemerkte auch Haſelnußſtauden, deren körnerloſe Früchte mehr verſteinerten Hopfenblüthen glichen. Wilde Pfirſich- und Apfelbäume begleiteten den Weg. Die Pfirſiche ſind ſo groß wie eine Wallnuß und beſitzen einen ſäuerlich-bitteren Geſchmack, die Aepfelchen ſind etwas kleiner als wilde Kirſchen und werden des herben Geſchmackes wegen nicht genoſſen. An Erdbeeren iſt kein Mangel, doch auch ſie werden trotz der einladenden Größe und purpurrothen Farbe ihres faden und wäſſerigen Geſchmackes halber verſchmäht.

Die Thalwieſen ſtrotzen im ſaftigſten Grün. Johannisblumen mit einem violetten Anhauche, weiße und gelbe Strohroſen in zierlichen Dolden, wilder Kümmel, Nachtſchatten, Fleiſcherblumen, Schachtelhalme aller Art färben in bunter Abwechslung die grünen Raine der Felder; Farrenkräuter und Mooſe überwuchern die naßkalten Geſteine der traulichen Ruheplätzchen am Waldesſaume. Die Thäler ſind enge und geſtalten ſich mitunter zu romantiſchen Schluchten. Zu beiden Seiten thürmen ſich die ſteilen Felswände empor und engen das Flüßchen auf wenige Schritte ein. Aus den Spalten des todten Geſteines zwängt ſich ein Tannenbaum empor, als wollte er dem beſchatteten Tempelchen auf der Felſenkante ſeine Huldigung darbringen. Hoch oben wiegen ſich die zahlloſen Wipfel des Walddomes im leiſen Lufthauche und drunten im Thale perlt der Waſſerſtaub über das große Rad einer klappernden Mühle. An dieſer reizenden Idylle bei Schamen-kwan zogen unſere Leute theilnahmslos vorüber, wir aber, die wir ſeit zwei Jahren kein ähnliches Bild vor Augen hatten, blieben ſtehen, wählten uns ein ſtilles Raſtplätzchen und genoſſen in der herrlichen Waldeinſamkeit mit wahrem Vergnügen die trockene Brodkruſte des Mittagmahles und tranken friſches, klares Waſſer dazu.

Sämmtliche größere Dörfer bis Hoj-ſhien beſtehen nur aus einer Gaſſe, die kleineren aus vereinzelten Gehöften. Die Wirthshäuſer (Kun-kwan gibt es keine) ſind ſchlecht, ſchmutzig und voll von Ungeziefer aller Art.

In dem Raume, wo wir übernachteten, waren auch die Pferde, Ochſen und Schafe untergebracht. Während der Nacht verleideten uns die Mauleſel durch ihr Geſchrei, mit dem Morgengrauen die lärmenden Treiber den heiß erſehnten Schlaf. Wir verſuchten zwar nach dem Rathe des Abbé Huc die Thiere dadurch zum Schweigen zu bringen, daß wir ihnen ſchwere Steine an den Schweif banden, das Mittel fruchtete aber wenig. Es mag ſein, und ich ſpreche aus Erfahrung, daß ein plötzliches Niederziehen des Schweifes in dem Momente, als der Mauleſel den Kopf zum durchdringenden Rufe erhebt, das halbgeöffnete Maul wieder zum Schweigen bringt, doch auf die Dauer gewöhnt ſich das Thier ſelbſt an eine ſolche gleichmäßige Belaſtung ſeines Rückgrates. Es läßt vielleicht eine Stunde lang den Kopf traurig hängen, um dann zuerſt in ſchwachen Verſuchen, endlich aber mit angſtgepreßter Kehle die entſetzliche Melodie von Neuem anzuſtimmen.

Von Schamen-kwan bis Hoj-ſhien ſchwindet immer mehr der Hochgebirgs-Charakter, auch die Waldungen werden immer lichter. Die Gebirgsausläufer bilden ein niederes Bergland, deſſen fruchtbarer Boden überall bebaut wird.

Auf den einzelnen, waldgeſchmückten Kuppen darf man mit Sicherheit den Anblick eines Kloſters oder Tempels erwarten. Alle Gebäude ſind in gutem Zuſtande und zeugen dafür, daß die Mohamedaner ihr Verwüſtungswerk nicht bis hieher auszudehnen vermochten. Wir erreichten Hoj-ſhien am 3. September, nachdem wir ſeit Tſing-tſchou ſechs Gebirgspäſſe in einer relativen Ueberhöhung von 300—500 Meter im Ta-tja-ſan überſtiegen hatten. Ich halte den vorletzten, 1392 Meter hohen Sattel für die Waſſerſcheide zwiſchen Hoang-ho und Yang-tze-kiang; das Streichen des Gebirgszuges von Oſt nach Weſt, ſowie die Laufrichtung der Gewäſſer nach Norden, reſpective nach Süden ſprechen dafür, wenn auch die Ueberſicht für eine unumſtößliche Behauptung ſich als unzureichend erwies. Den Namen Pej-ling, den europäiſche Geographen dieſem Gebirgszuge beilegten, kennt hier Niemand.

Von Hoj-ſhien wird der Weg mit jedem Schritte ſchlechter. Im Süden liegt das zerklüftete Felſengebirge Schita-ſan vor uns, welches überſtiegen werden muß. Im Südoſten überragen einige ſpitzige Kuppen weithin die Maſſen des Gebirges. Der Schita-ſan ſtreicht von Oſten nach Weſten und wird 30 Li im Oſten von Hoj-ſhien von dem Flüßchen, welches die Thalebene der Stadt bewäſſert, in einer ungangbaren Felsſchlucht durchſchnitten. Obwohl der Paß nicht höher als 1200 Meter über dem Meere liegt, war der Anſtieg ein ſehr mühſamer; die ſteilen Partien des Weges ſind gepflaſtert, um ihn vor der Zerſtörung durch die Waſſergewalt zu ſichern. So lange das Pflaſter noch wenig betreten war, mag es große Vortheile geboten haben, jetzt erfordern die Kanten und Spalten zwiſchen den regellos daliegenden Steinen die größte Vorſicht.

Es war ſchon Abend, als wir nach einem beſchwerlichen, ſteilen Abſtiege mit dem rechten Ufer des Paj-ſuj-Fluſſes die Grenze der Provinz Kan-ſu erreichten. Wir überſetzten das ſchmutzig-gelbe Waſſer des Paj-ſuj (weißes Waſſer) auf einer fliegenden Fähre und betraten mit dem Städtchen Paj-ſuj-kiang den Boden der Provinz Schen-ſi. Die Stadt liegt maleriſch am Fuße eines ſteilen, felſigen Berges. Ein uralter Tempel mit reich verzierten Dächern nebſt einer ſchlanken Pagode oberhalb eines zweiten Tempels verleihen dem Bilde einen anmuthigen Charakter, der aber ſofort ſchwindet, wenn man die im Unrathe ſchwimmenden Gaſſen betritt. Es regnete in Strömen. Die Einwohner hatten ſich in die Häuſer geflüchtet und die Schweine aus den Stuben auf die Gaſſe getrieben, wo ſie ſich im fußhohen Kothe wälzten. Der Magiſtrat war bereits von unſerer Ankunft unterrichtet und trug uns nach einer energiſchen Aufforderung von Seite des Grafen ſchließlich ſeine Dienſte für die Weiterreiſe an. Es berührte ihn recht unangenehm, zu erfahren, daß wir bis Kwan-juön zu Waſſer reiſen wollten, denn dadurch verlor er einen anſehnlichen Verdienſt, der bei der Miethe der Maulthiere für ihn abgefallen wäre, und er mühte ſich vergebens ab, die Waſſerreiſe als zeitraubend und gefährlich zu ſchildern.

Der Paj-ſuj-kiang wird nämlich bei der Stadt gleichen Namens ſchiffbar. Im September betrug ſeine Breite 50 Schritte und ſeine Tiefe 2—3 Meter. Letztere ſinkt jedoch zur trockenen Zeit derartig, daß die Bootfahrt wegen der vielen Klippen eingeſtellt werden muß. Das Waſſer iſt reißend, die Geſchwindigkeit erreicht nach einer rohen Berechnung 2·6 Meter in der Sekunde.

An den ſteinigen Ufern ankerten bei 20 Boote, roh gezimmerte Fahrzeuge von 18—24 Schritt Länge und einer Maximalbreite von nahezu 4 Meter; ihr Tiefgang betrug höchſtens 1·3 Meter.

Das Innere eines ſolchen Fahrzeuges iſt in 7—8 Zellen getheilt; bei Regenwetter können die Schiffchen mit Bambugeflechten, welche eine Zwiſchenlage getrockneter Blätter enthalten, bogenartig eingedeckt werden. Das coloſſale Steuerruder bewegt ſich in einem Zapfen am Vordertheile des Schiffes, und beſteht aus mehreren ſchweren Stämmen, welche mit Bambuſtricken aneinandergekoppelt ſind. Eventuell muß ein großer Stein am leichteren Ende des Ruders das fehlende Gleichgewicht herſtellen. Da dasſelbe mit ſeiner auswärtigen Schaufel 10—12 Meter vom Schiffe abſteht, ſo erfordert die oft ſchwierige Steuerung je nach der Stromgeſchwindigkeit 4—8 Männer, die ihre ganzen Kräfte anwenden müſſen, um das Ungethüm zu handhaben. Das am rückwärtigen Ende angebrachte kleinere Steuerruder wird nur bei ſehr ſcharfen Krümmungen in Bewegung geſetzt. Die Verankerung geſchieht durch Holzpfeiler, welche durch ein in den Schiffskörper gezimmertes Loch in den Flußgrund getrieben werden, und durch Bambuſtricke, welche an feſte Holzpflöcke der Ufer gebunden werden. Die Boote haben keine Segel, doch wird bei der Bergfahrt ein Maſtbaum aufgeſtellt, um das Zugſeil daran zu befeſtigen. Die Schiffsleute weigerten ſich, Pferde in die Boote aufzunehmen, und ſo entſchloß ſich Herr Loczy, mit den Thieren über das Gebirge nach Lo-jang zu gehen, während der Graf und ich mit dem Gepäcke die Waſſerreiſe antraten.

Wir fuhren am 5. September um 11 Uhr Morgens ab und bereuten keinen Augenblick unſer Unternehmen, denn die Fahrt übertraf in Bezug auf Großartigkeit und Schönheit der Natur alle Erwartungen. Bald waren es Felspartien, über deren Wände die Waſſerfälle aus großer Höhe zur Tiefe rauſchten, bald freundlich bewaldete Berglehnen, aus deren Lichtungen einzelne Häuſer hervorſchimmerten, dann wieder in der Verlängerung des Fluſſes die mit einer Nebelhaube verſehenen, ſchwarzen Umriſſe eines himmelanſtrebenden Berges, oder ein unter ſchattigen Bäumen anmuthig gruppirtes Dorf, eine Fülle abwechslungsreicher Scenerien, die mit Blitzesſchnelle wie in einem Kaleidoſkop an unſeren Augen vorüberflogen. Das Boot glitt mit einer Durchſchnittsgeſchwindigkeit von 10 Kilometer in der Stunde über das dahineilende Gewäſſer.

Die Fahrt ſtromaufwärts iſt nicht nur ſehr langſam, ſondern auch ſehr mühevoll, denn die Fahrzeuge werden von der Bootsbemannung gezogen. Der Treppelweg läuft bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer und ſchmiegt ſich in ſeiner ſinnreichen Anlage allen nur einigermaßen gangbaren Stellen an. An ſolchen Partien, wo der Fluß beiderſeits von unzugänglichen Felſen eingeengt wird, ſind in den Wänden etwa 2 Meter über dem Waſſerſtand auf Meterdiſtanz viereckige Löcher eingemeißelt, worin maſſive Steinpflöcke ruhen, über welche eine Art Brücke bis zur nächſten Thalerweiterung führt. Hie und da iſt dieſer Weg zuſammengebrochen und die Löcher allein müſſen den Arbeitern genügen, das Schiff vorwärts zu bringen.

Schon nach ſechsſtündiger Fahrt hatten wir Lo-jang-ſhien, deſſen Entfernung uns der Mandarin von Paj-ſuj-kiang zu zwei Tagreiſen angab, erreicht. Die Stadt liegt auf einer ſchmalen, durch die Einmündung des Patu-ho in den Paj-ſuj gebildeten Landzunge, umrahmt von bewaldeten Bergen, 520 Meter über dem Meeresſpiegel, und zählt 400 Häuſer mit 5000 Einwohnern. Wir warteten auf Loczy, der erſt am nächſten Tage Nachmittags eintraf, bevor wir die Boote wechſelten, um weiter zu fahren. Die Fahrzeuge waren nun bedeutend größer, und ſo konnten auch die Pferde ihr Unterkommen finden.

Mit der, wenn auch wenig merklichen Abnahme in der Stromgeſchwindigkeit, trat von Lojang-ſhien ab ein Wechſel im landſchaftlichen Charakter des Flußthales ein. Die nackten, grauen Felſenmauern waren verſchwunden, die Berge freundlich grün mit Gebüſch, Wald und üppigem Graswuchs bedeckt. Wo es dem Chineſen nur einigermaßen möglich war, bebaute er die Terraſſen der ſteilen Berghänge mit Mais. Wohl wieſen die von Nord nach Süd ziehenden Höhenzüge noch eine relative Ueberhöhung von 1000 Meter auf, wohl wurde der Fluß noch an mancher Stelle zur engen Schlucht eingeengt und gab den Schiffern in den Stromſchnellen manch' hartes Stück Arbeit zu überwinden, doch mit der Erreichung der Provinz Sze-tſchuen bei dem Dorfe Jampakwan war der herrliche Theil der Bootfahrt zu Ende. Der Fluß wird in dem niederen angrenzenden Berglande breit, träge und ſeicht, und ſein Thal öffnet ſich den Strahlen der heißen ſüdlichen Sonne.

20 Li im Norden der Stadt Kwan-juön paſſirten wir am rechten Ufer ein ergiebiges Kohlenbergwerk, und 10 Li von der Stadt am linken Ufer den Grottentempel Tſien-fu-njai, mit zahlreichen in Stein gehauenen Göttergeſtalten.

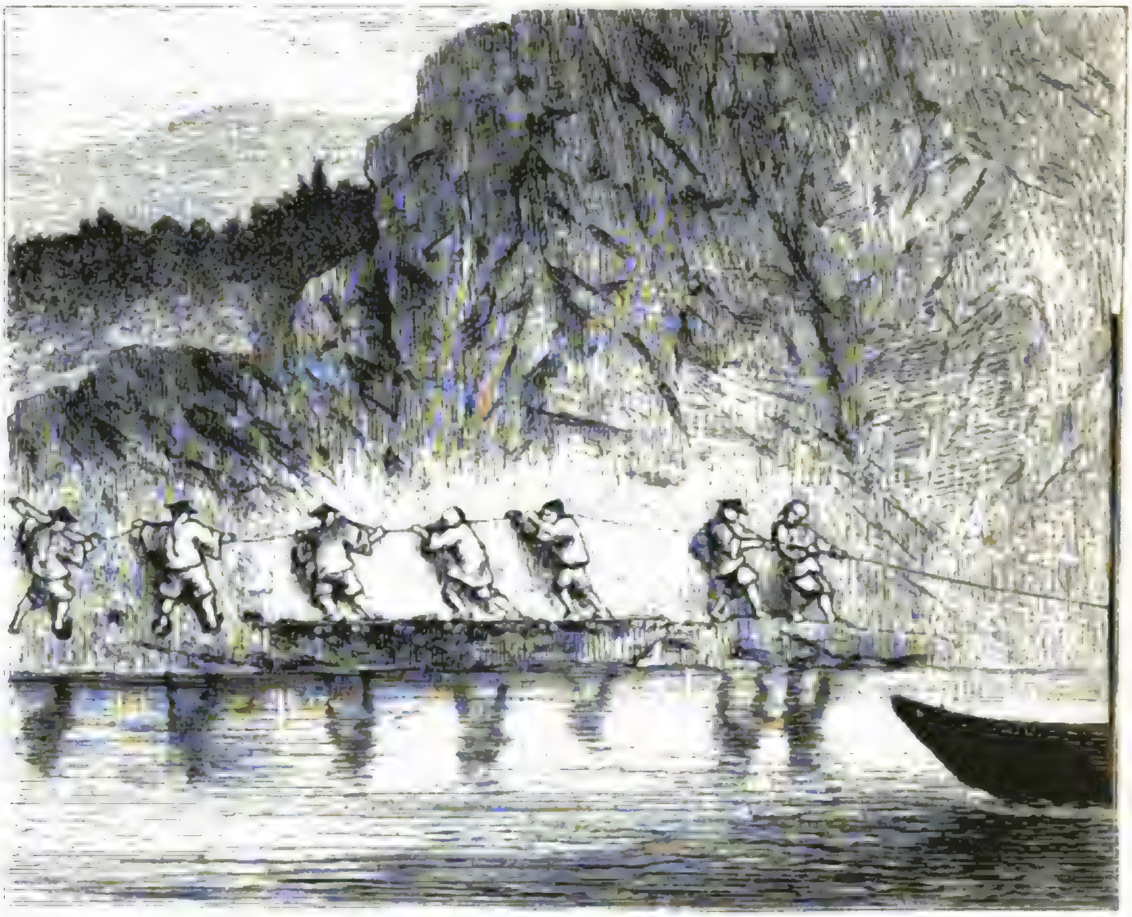
Kwan-juön, die erſte Stadt, welche wir in der Provinz Sze-tſchuen betraten, iſt am linken Ufer des Paj-ſuj-kiang, welcher hier den Namen Kia-ling annimmt, gelegen; ihre Umfaſſungsmauern ſind, wie auch viele Häuſer im Innern, aus Bruchſteinen erbaut und verleihen der Stadt durch ihre außergewöhnliche Reinlichkeit ein vortheilhaftes Gepräge. Wir verließen die Boote, um das Kun-kwan zu beziehen, denn wie uns Sin mittheilte, war an eine Weiterreiſe vor zwei Tagen nicht zu denken. Der Bürgermeiſter von Kwan-juön war ein alter Mann von echt chineſiſch conſervativer Geſinnung. Bei ſeinem erſten Beſuche behauptete er, es wären in der ganzen, 14.000 Einwohner zählenden Stadt keine Maulthiere aufzutreiben, denn der Examinator bei den Mandarins-Prüfungen hätte vor zwei Tagen alle 60 Maulthiere der Umgebung für ſeine Reiſe nach Lan-tſchou-fu benöthigt. Dieſer Herr aber iſt während ſeiner einjährigen Amtsthätigkeit der höchſte Würdenträger des Reiches, denn er wird vom Kaiſer ernannt und die Gouverneure der Provinzen müſſen ſich vor ihm zu Boden werfen.

Zur Zeit der Prüfungen verſammeln ſich alle jene Knaben, Jünglinge, Männer und Greiſe, welche auf eine Mandarinſtellung aſpiriren, in der Examinationshalle der Stadt und nehmen auf den Bänken Platz. Jeder Candidat erhält als Prüfungsſtück irgend einen Ausſpruch eines beliebigen Claſſikers, welchen er in einer langen Schrift behandeln und erläutern muß, ohne daß es ihm erlaubt wäre, Hilfsbücher zu gebrauchen, oder früher ſeinen Platz zu verlaſſen, bevor er ſeine Aufgabe beendet. Kenntniſſe nach unſerem Sinne, als Arithmetik, Geographie, Naturwiſſenſchaften ꝛc., werden von ihnen nicht gefordert. Es genügt, um Mandarin zu werden, die nach chineſiſchem Maßſtabe richtige Auffaſſung und Erklärung der Claſſiker und etwas Geſchichte des Landes. Die Examinatoren werden alljährlich ernannt und ſinken nach ihrer Amtsthätigkeit in den beſcheidenen Rang zurück, den ſie vielleicht früher bekleideten.

Ein ſolcher Mandarin hatte die ſämmtlichen Maulthiere von Kwan-juön entführt. Der Magiſtrat erzählte uns die traurige Nachricht und beſchwichtigte uns mit dem Worte: Mintjen. Es iſt dies ein großes, vielbedeutendes chineſiſches Wort. Frug ich unſeren Dolmetſch um irgend eine Auskunft, antwortete er: Mintjen; erkundigte ich mich bei dem Koche, ob er die ſchönen Kartoffeln in der Stadt bemerkt habe, zuckte er lächelnd die Achſeln: Mintjen; ſtellte ich den Diener zur Rede, warum er die Schuhe nicht eingefettet hatte, hieß es: Mintjen; ſollen Wagen oder Maulthiere ſchnell beigeſtellt werden, ſo hört man nur eine Stimme: Scha, ſcha — ja, ja. Es wird ſpät und ſpäter, weder Wagen noch Maulthiere kommen, endlich wird es Nacht. Ja, wo bleiben denn die Thiere? Mit merkwürdiger Uebereinſtimmung antworten die Getreuen: Mintjen.

Nur wenn der Reis in vollen Schüſſeln in der Runde kreiſt, wenn der Theekeſſel über dem Feuer ſein einladendes Lied ſummt, wenn die Opiumpfeife neben der brennenden Lampe einen Chineſen nach dem andern in Verſuchung führt, dann heißt es niemals Mintjen. Wenn ich nun ſage, daß manche fortſchrittliche Bewegung in China an dem kleinen Wörtchen ſcheiterte und viele noch ſcheitern werden, ſo erübrigt mir nur noch die Ueberſetzung. Mintjen heißt nichts Anderes als: — Morgen.

Der Magiſtrat von Kwan-juön ſchien aber noch mit der Vertröſtung auf morgen nur von der Abſicht geleitet zu werden, uns an der Weiterreiſe zu hindern. Obgleich der Stadtbeamte von Lo-jang-ſhien uns verſichert hatte, an ſeinen Amtscollegen in Kwan-juön ein Recommandationsſchreiben abzuſenden, ſo war dieſer Brief noch nicht angekommen, und wir hielten bereits ſeine Ausſage für eine landesübliche Lüge. Leider ſind dieſe Empfehlungsbriefe eine unerläßliche Nothwendigkeit, wenn man auf die Förderung und Unterſtützung ſeiner Pläne von Seite der maßgebenden Beamten rechnen will.



Schiffzieher am Paj-ſuj-kiang.

Auf uns ſelbſt angewieſen, gelang es uns auch in der That, am zweiten Tage ſechs Mauleſel ausfindig zu machen und mit deren Beſitzer eine Einigung über die Miethe zu erzielen. Kaum hatte der Bürgermeiſter die Nachricht, welche ſeine eigenen Ausſagen in ein bedenkliches Licht ſetzte, ver-

nommen, ſo hieß er in der folgenden Nacht den Chineſen mit ſeinen Thieren die Stadt verlaſſen.

Ein zweiter Verſuch, in einem entfernteren Dorfe 16 Maulthiere zu miethen, endete damit, daß der Eigenthümer eine bedeutende Summe, welche er Abends vorher als Angabe in Empfang nahm, mit grauendem Morgen wieder zurückerſtattete. Er habe es ſich anders überlegt, ſagte er, und benöthige ſeine Maulthiere für einen hohen Mandarin, welcher nach Han-tſchung-fu reiſen müſſe. Selbſt die Drohung, das ganze Gepäck auf die Verantwortung des Bürgermeiſters zurückzulaſſen und ihn dem Vicekönig von Sze-tſchuen zur Beſtrafung anzuzeigen, hatte nicht den geringſten Erfolg. Es blieb uns alſo nichts übrig, als die Ereigniſſe geduldig abzuwarten.

Das Kun-kwan war zwar groß und reinlich genug, um den gezwungenen Aufenthalt nicht gänzlich zu verleiden, doch bot das Haus auch manche Widerwärtigkeiten, die mit der ſüdlichen und tiefen Lage der Stadt (32° 30′ nördlicher Breite, 365 Meter über dem Meere) im engen Zuſammenhange ſtanden. In erſter Linie waren es die Mosquitos, welche uns in ungezählten Schaaren überfielen und weidlich quälten. Ihr weiß und ſchwarz geſtreifter Leib iſt größer als jener der gewöhnlichen Gelſen. Der Stich ſchmerzt tagelang. Sobald ſich die Fliege auf das Hand- oder Fußgelenk (ihr Lieblingsplätzchen) niedergelaſſen, ſo hat ſie auch ſchon den Saugrüſſel durch die Haut geſpießt. Die Haut ſchwillt ſofort an, und es bildet ſich eine ſchmerzhafte, harte Puſtel, die erſt nach einigen Wochen verſchwindet. Sobald es zu dunkeln beginnt, kommen die Mosquitos in dichten Schwärmen aus den Verſtecken, in denen ſie ſich tagsüber aufhalten, hervor. Sie ſummen ein Lied, das eine gewiſſe Mordgier erzeugt und jedes gefangene Exemplar dem ſicheren Tode überliefert. Die Genugthuung dieſer Rache iſt ſo groß, daß der Chineſe jeden ſolchen Plagegeiſt, welcher ſich allzu unvorſichtig auf der Wange niederließ, mittelſt einer ſtarken Maulſchelle, die er ſich ſelber verſetzt, umzubringen verſucht.

Eine andere ekelhafte Plage des ſüdlichen China ſind die Tauſendfüßler. Der dunkelbraune Leib des Rieſenſkolopender iſt 12—15 Centimeter lang (20 Centimeter lange Thiere ſind Ausnahmen) und 1 Centimeter dick, 17 ſchmutzig-weiße Fußpaare verleihen dem Gliederthiere eine bewunderns-werthe Agilität. Der getrennte, runde Kopf von ähnlicher Farbe iſt mit zwei ſpitzigen Fängern verſehen, deren Biß oft bedenkliche Folgen nach ſich zieht. In Indien iſt der Biß zuweilen tödtlich. Die Thiere lieben die feuchte Wärme und verirren ſich nicht ſelten in die Betten. In Kwan-juön biß mich während des Schlafes ein Rieſenſkolopender in den Oberſchenkel. Die verwundete Stelle zeigte deutlich die Spuren der Fänger in der Geſtalt dreier harter Puſteln, nicht größer als Stecknadelköpfe. Am folgenden Morgen verurſachte die handbreit entzündete Haut ein unausſtehliches Brennen und Jucken, welchen Schmerz ich nur einigermaßen durch kalte Umſchläge zu lindern im Stande war.

Ich hatte mein Bett auf dem harten und unebenen Pflaſter des Vorhofes aufgeſchlagen und legte mich gewöhnlich gegen 10 Uhr zur Ruhe. Da die Mosquitos mit einer Spitzfindigkeit ohne Gleichen den kleinſten bloßen Theil des Körpers für ihre Blutgelüſte ausfindig machen, hüllte ich mich trotz der drückenden Schwüle in die dicke Wolldecke ein. Es dauert nicht lange, da vernehme ich über meinem Kopfe ein durch Mark und Bein dringendes Pfeifen. Trotzdem ich das vorüberfliegende Thier nicht wahrnehmen konnte, erkannte ich den Ton recht gut. Ich hatte ihn im zoologiſchen Garten zu Calcutta zu wiederholten Malen gehört. Dort ſah ich die unheimlichen Thiere in ihren Käfigen. Sie hingen mit einem Fuße kopfabwärts an der Decke und hüllten den 14 Centimeter langen, hellbraunen, behaarten Leib in ihre häutigen Flügel. Berührte man die anſcheinend ſchlafenden Vampyre (fliegende Hunde, Vampyrus spectrum) mit einem Stocke, ſo gaben ſie jene pfeifenden Töne von ſich, die immer erinnerlich bleiben, wenn man ſie einmal vernommen.

Etwas ſpäter rührten ſich die unzähligen Ratten des Hauſes. Sie ſprangen im Hofe herum und quiekten in allen Tonarten. Wenn ich mich nun der unangenehmen Aufgabe entledigte, ſie aus meiner Nähe zu verjagen, dann ſah ich gewiß in die glühenden Augen eines großen, fremden Hundes, welcher die Ueberreſte der Mahlzeiten ausfindig machen wollte, und nun mit einſchüchterndem Knurren das Bett beroch. Doch der Stock lag an meiner rechten Seite, ein kräftiger Hieb und der unfreundliche Gaſt ſuchte das Weite.

Unter den eintönig melancholiſchen Klängen eines Trauerliedes, welches im Nachbarhauſe von einem Trio vor dem Sarge eines Verſtorbenen abgeſungen wird, ſchließen ſich endlich die müden Augen. Erſt wenn eine Ratte in kühnem Sprunge über meinen Kopf ſetzt, erwache ich wieder und höre dann noch immer den traurigen Geſang nebenan.

Vor dem Kun-kwan ſaß an einem Tiſchchen ein Wahrſager, der beſtändig in ſeinen alten Folianten ſtudirte, und abwechſelnd ſchrieb. Einestheils zur Verkürzung der Zeit, andererſeits aus Neugierde ließ ich ihn auf das Yamen rufen und ihm mittheilen, daß ich ſeinen prophetiſchen Ausſpruch zu hören wünſche. Er brachte ſeine Schreibmaterialien, ſowie drei Zauberbücher mit. Die Bücher waren mit Zeichen beſchrieben, welche ſelbſt der beleſene Dolmetſch nicht zu enträthſeln vermochte.

Während der Mann in affectirter Weiſe Platz nahm, fächelte er ſich mit einem Fächer friſche Luft zu. Er breitete ſeine Schriften auf dem Tiſche aus und fragte mich um das Alter, den Tag und die Stunde der Geburt. Nach meiner Antwort ſchlug er eines der viel gebrauchten Bücher auf, ſchrieb dann auf einem Blatte Papier, indem er ein komiſches Selbſtgeſpräch mit lebhaftem Geberdenſpiele begleitete, eine große Abhandlung über meine Zukunft nieder, und bekräftigte ſchließlich jeden Schriftcharakter nach der Weiſung des Zauberbuches mit einer ſchnörkelhaften Unterſchrift.

Ernſt und gedankenvoll, die niedergeſchriebenen, geheimnißvollen Schnörkel und Zeichen ohne Unterlaß conſultirend, ertheilte der Mann alle Antworten mit ausdrucksvollem und hohem Selbſtbewußtſein, auch wenn ſie oft die ſeltſamſten Widerſprüche enthielten. Die Eile, mit welcher er nach Empfang ſeines Lohnes (500 Caſh) das Haus verließ, ſchien mir dafür zu ſprechen, daß ſeine Kunſt ihm zuweilen, ſtatt des verdienten Lohnes, andere landläufige Münze einträgt.

Die Bevölkerung der Stadt betrug ſich ziemlich geſittet, es war ſogar möglich, ohne Militärbegleitung kurze Spaziergänge zu unternehmen. Trotz des großen Umfanges des Stadtwalles iſt die Anzahl der Häuſer nur eine geringe (400); der größte Theil der von der Wallmauer umgrenzten Fläche iſt mit Gemüſen und Cerealien bebaut. Der Wall ſchließt im Norden einen niederen Hügel in ſein Bereich, von welchem wir eine reiche Ueberſicht der Stadt und Umgebung genoſſen.

Im Süden der Stadt wendet ſich der Kia-ling unter einem großen Buge nach Südweſten und nimmt hier einen von Oſten kommenden, waſſerreichen Nebenfluß auf, deſſen 1200 Schritte breites Thal ungewöhnlich üppig bebaut und dicht bevölkert iſt. Zahlreiche Bäume, darunter ſchon Orangen, mildern als friſche Umrahmung das etwas düſtere Colorit der ſchwarzen Ziegeldächer der Häuſer zu unſeren Füßen.

Am grünen Hange des Berges liegt ein hübſches Kloſter Namens Tſchang-non-mjao, welches wir beſuchten, da dieſe Sorte der Tempel, deren allgemeine Bezeichnung Uon-mjao iſt, manche intereſſante Darſtellung chineſiſcher Phantaſiegeſtalten bietet.

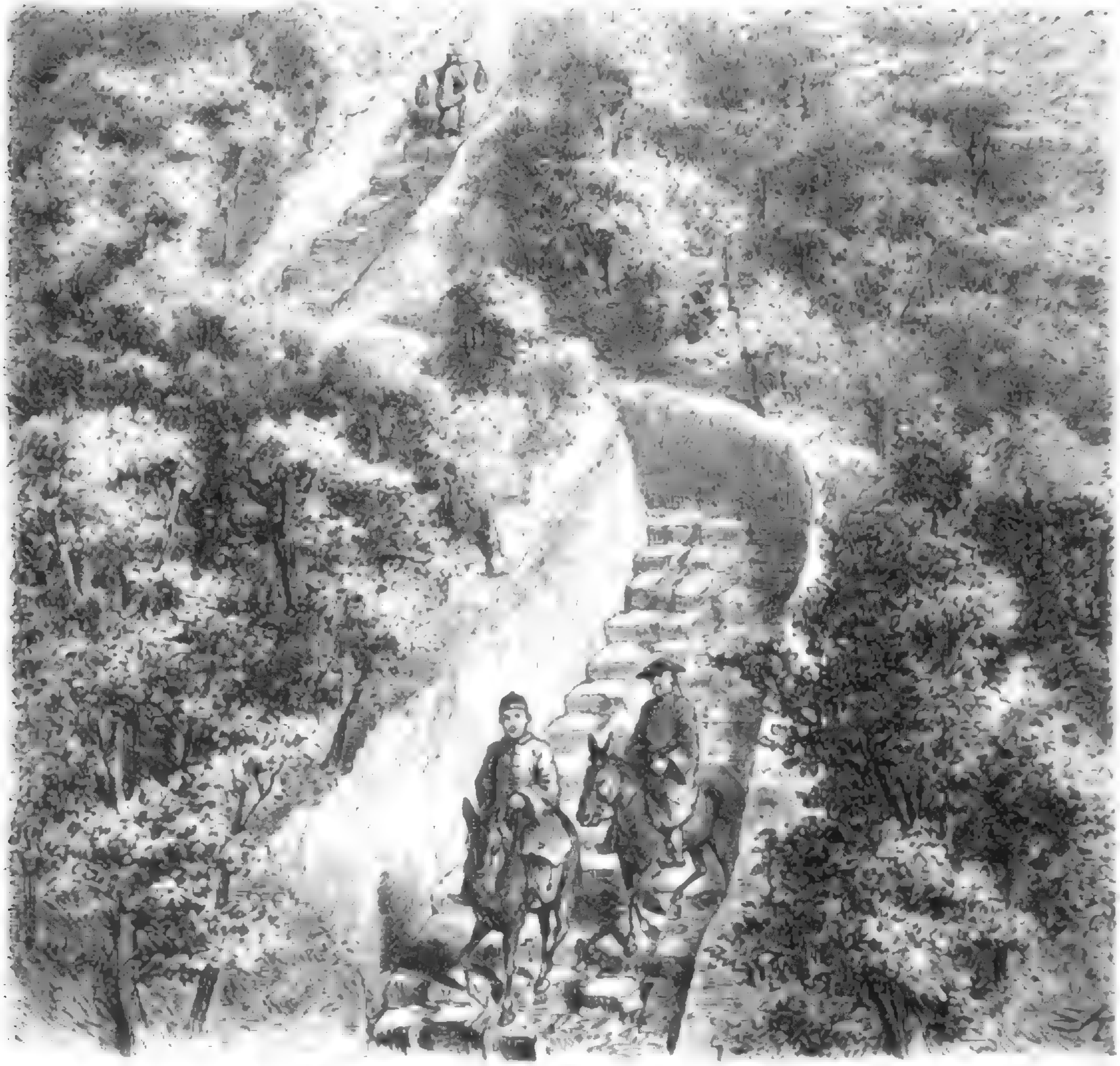
Zahlreiche Holzfiguren in halber Menſchengröße ſind in den einzelnen Abtheilungen des weitläufigen Gebäudes zu lebhaften Scenen gruppirt. Den meiſten Raum nimmt — wenn der Ausdruck zuläſſig wäre — die Darſtellung der Hölle ein. Merkwürdigerweiſe ſind es nur Frauen, welche von gräßlichen Unholden in ſchrecklicher Weiſe gemartert werden.

Mandarine haben inmitten des Schauplatzes ihren Gerichtshof aufgeſchlagen, und die ſündige Geſellſchaft kniet bei der Publication des Urtheiles vor dem Tiſche. Einige Teufelsgeſtalten, denen die Mordgier aus den rollenden Augen hervorblitzt, haben ſchon mehrere Opfer der gerechten Richterſentenz bei den Haaren erfaßt und ſchleppen ſie zu den Folterwerkzeugen, an denen wahrlich kein Mangel herrſcht. Einzelne gelungene Gruppen verlachen höhnend die Unglücklichen. Da wird eine Frau von einem rothen Teufel in eine Mühle geſteckt, aus der anſtatt Mehl ein rother Blutſtrom zu Boden quillt. Dort hängt eine Frau mit dem aufgelöſten Haare an einem Baume und ihr Peiniger klammert ſich mit aller Gewalt an ihre Füße, um die Gelenke aus den Fugen zu bringen. Hier ſchneidet ein grinſender Teufel einem armen Weſen die Brüſte ab, während ſein Genoſſe ſich bemüht, einem zweiten Opfer die Haut von dem Leibe zu löſen, dort zerſägt ein ſcheußlicher Rieſe den Körper eines jungen Mädchens und ſeine Helfershelfer zerſtampfen die Knochen zahlreicher Leichen in einem großen Mörſer zu Pulver. Im Hintergrunde liegt eine ſich ſchmerzlich windende Frau auf glühenden Kohlen und wird von einer Anzahl von Teufeln verhöhnt und in kaum wiederzugebender Weiſe mißhandelt. Am Rande des Gruppenbildes ſehen wir einen ſteilen Felſen, von deſſen Spitze eine Unglückliche nach der andern in die Tiefe geſtürzt wird. Die verſtümmelten Körper hängen dutzendweiſe an den Kanten und Spitzen der Felsvorſprünge, wo ſie ſich im Falle aufgeſpießt haben. Im Allgemeinen ſehen wir da die Verkörperung einer ſolchen Grauſamkeit, wie ſie bei der ſchwerſten Beſtrafung der Verbrechen ſelbſt nicht mehr in China zur Anwendung gelangt.

Die anſcheinend widerſinnige Gruppirung der Figuren ſchwindet langſam bei der eingehenden Beſichtigung. Alle Gruppen greifen mit einer Logik, die einer beſſeren Sache würdig wäre, in einander und erzählen gewiſſermaßen eine einzige Geſchichte vom Anfange bis zum Ende. Ich unterhielt mich während einer Stunde mit der Beſichtigung der Einzelnheiten des Tempels ganz vortreſſlich. Als ich nach Hauſe kam, hörte ich, daß der Bürgermeiſter im Verlaufe des Nachmittags einige ſeiner Diener mit einem aus Fleiſch und Reis beſtehenden Geſchenke zu dem Grafen entſendet hatte. Graf Széchenyi wies die Gaben mit den Worten zurück: Der Mandarin thäte beſſer, uns Maulthiere zu ſenden.

Das Zurückweiſen eines Artigkeitsgeſchenkes iſt in China gleichbedeutend mit der Kündigung der Freundſchaft und entwürdigt den Abſender in den Augen ſeiner Freunde und Untergebenen. Graf Széchenyi hätte trotzdem nichts Beſſeres thun können, um unſere Pläne zu fördern. Es dauerte nicht lange, und es erſchien der Bürgermeiſter, um mit allen erdenklichen Ausflüchten ſeine Unſchuld an der Verzögerung der Abreiſe zu betheuern.

Ich trug dem Dolmetſch auf, ihn zu fragen, warum er die von uns gemietheten ſechs Maulthiere ſammt dem Beſitzer aus der Stadt entfernt habe. Eine ſolche Gewiſſensfrage iſt nach chineſiſchen Anſichten unſchicklich. Deshalb wandte ſich Sin etwas zögernd zu dem Mandarin, ſprach einige Minuten lang mit ihm und wollte dann die Antwort übermitteln: „He said .. he said ...“, begann er, doch ich fiel ihm in die Rede: „He said nothing — er ſagte noch gar Nichts, bis jetzt ſprachen nur Sie und der Mandarin hörte zu“. Es war das erſte Mal, daß der Dolmetſch überwieſen werden konnte, anders geſprochen zu haben, als er ſollte. Der Beſuch des Stadtbeamten endete damit, daß er uns die Beiſtellung der Maulthiere für den nächſten Tag zuſagte, welches Verſprechen er auch pünktlich hielt. Am 11. September ſchieden wir von dieſem nichts weniger als einladenden Aufenthaltsorte.



Treppenweg in der Provinz Sze-tſchuen.

Das Thal des Kia-ling-kiang wird von Kwan-juön bis Tſchau-chwa, der nächſten Nachtſtation, in einer Breite von 15 Kilometer von niederen

Hügelzügen begleitet, welche ſich den ſteilen Gebirgsformen vorlagern. Bei Tſchau-chwa treten die Felſen wieder knapp an das Ufer. Der Weg bleibt am linken Ufer und wird einerſeits durch den Fluß, andererſeits durch den Fuß der ſteil abſtürzenden Berge zu einem Defilé eingeengt. Er iſt durchaus mit großen, viereckigen, breiten Steinplatten gepflaſtert, die in flachem Terrain den Marſch ſehr erleichtern, im Gebirge aber mühſelig zu überwindende Treppen bilden. Die Maulthiere und Pferde ſind an dieſe Wege gewöhnt, ſie ſteigen die ſteilen Stufen mit großer Sicherheit auf und ab, ohne einen Fehltritt zu thun.

Nördlich von Tſchau-chwa nimmt der Kia-ling-kiang einen ebenſo großen Nebenfluß, den in den Südabhängen des Pej-ling entſpringenden Pej-ſuj-ho, auf. Nach der Vereinigung gewinnt der Kia-ling-kiang bei einer Tiefe von 1½—3 Meter die anſehnliche Breite von 250 Schritt. Weiter ſüdlich verengt ſich ſein Thal zur Schlucht. Wie groß das Gefälle, wie reißend der Fluß an dieſer Stelle iſt, das konnten wir am beſten aus der mühſamen Art erſehen, wie die Bootsleute einer Barke dieſelbe von einem zu dem andern Ufer beförderten. Sämmtliche acht Schiffer ſtiegen zuerſt aus dem verankerten Boote in das Waſſer, welches ihnen bis über die Bruſt reichte, und brachten während des unfreiwilligen Bades das Bambuziehſeil an das jenſeitige Ufer. Wieder auf dem Trockenen, ſpannten ſie den Strick zur größtmöglichen Straffheit an und wanden deſſen auslaufende Enden um den Leib. Einer von ihnen intonirte ein monotones Lied. Mit einem Male fielen ſeine Kameraden in den Geſang ein und machten wie auf Commando drei bis vier ſchnelle Schritte nach vorwärts. Der Strick, welcher vor dem Beginne des Manövers leicht den Waſſerſpiegel berührte, ſchnellte empor und peitſchte einen Perlenſchauer glänzender Waſſertropfen in die Höhe. Kaum merklich bewegte ſich das Schiffchen vom Flecke; als es nach geraumer Zeit die Mitte des Stromſtriches erreichte, krochen die Arbeiter bereits auf allen Vieren auf dem ſandigen Ufer, und man ſah es an dem verzerrten Geſichtsausdrucke, an den roth unterlaufenen Augen, die aus den Höhlen zu dringen drohten, und aus der Rinne, welche der Strick in die Achſeln ſchnitt, mit welch' unſäglicher Anſtrengung die Armen bemüht waren, der Gefahr vorzubeugen, über den rauhen Boden in das Waſſer geſchleift zu werden. Es dauerte eine ganze Stunde, bevor das Boot an dem Ufer anlegte und verankert wurde.

Tſchau-chwa, eine Stadt mit circa 12.000 Einwohnern, liegt am rechten Ufer. Wir mußten daher den Fluß auf unſcheinbaren Holzfahrzeugen überſetzen. Bevor wir zum Stadtthore gelangten, ſahen wir eine nackte Geſtalt am Wege liegen. Wir glaubten zuerſt, es ſei ein Todter; als wir aber näher kamen, da bemerkten wir deutlich, wie im Kranken ein hitziges Fieber — aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Dysenteriekrampf — wüthete. Der Körper des noch jungen Chineſen beſtand nur aus Haut und Knochen, ſeine Gliedmaßen glichen jungen Bambuſproſſen. Keine Seele kümmerte ſich um den Kranken, der in vollſtändiger Lethargie ſich nicht einmal der zahlreichen Fliegen zu erwehren verſuchte, die in zudringlichen Schwärmen die Augenhöhlen und die Mundwinkel des wachsgelben Geſichtes beſetzt hielten. Es war ein erſchütternder Anblick, der Menſch mußte ſterben, wenn er noch länger hilflos dalag.

Nachdem wir uns im beſten Wirthshauſe des Ortes einlogirt hatten, eilten wir zu dem Verlaſſenen zurück, um ihn möglicherweiſe noch zu retten. Er lag noch ſo wie zuvor, obgleich alle nach der Stadt heimkehrenden Chineſen ihn geſehen haben mußten. Seine Glieder waren bereits eiskalt, der Pulsſchlag kaum fühlbar. Graf Széchenyi ſchüttete ihm mit meiner Unterſtützung ein Morphinpulver zwiſchen die gewaltſam geöffneten, blauen Lippen. Nach einer Weile ſchlug er die Augen auf, ſein gläſerner Blick ruhte einen Moment auf uns, dann betaſteten ſeine zitternden Hände den hohlen Bruſtkorb von oben bis unten und machten ſchließlich inſtinctive Bewegungen, das einzige Kleidungsſtück, welches er überhaupt trug — einen Bindfaden — feſter um den Unterleib zu knüpfen.

Mittlerweile hatte ſich eine Gruppe Neugieriger um uns verſammelt, die mit einem ſonderbaren, halb verwunderten, halb gutmüthigen Lächeln unſer Gebahren verfolgten. Graf Széchenyi legte, bevor wir den Kranken verließen, vor den Augen der Zuſchauer einen großen Kranz landesüblicher Kupfermünzen zu den Füßen desſelben. Kaum hatten die Chineſen bemerkt, daß ihr Mitbürger etwas Geld beſitze, da nahmen ſie ſich ſeiner an und ſchleppten ihn in die Stadt.

Als wir nach einer Stunde von einem Spaziergange heimkehrten, lag der Kranke auf einer Schichte Reisſtroh unter dem Stadtthore. Anſtatt ihm eine Reisſuppe zu geben, bewirtheten ihn ſeine Pfleger mit kaltem Waſſer, das ein Chineſe überhaupt nie trinkt. Mit freundlichem Grinſen machten ihn die Umherſtehenden auf die fremden Leute aufmerkſam, die ihn vom Hungertode errettet hatten. Ich glaube, daß, wenn die unverhofften Freunde ihn nicht nach unſerer Abreiſe ſeiner Baarſchaft beraubt und wieder in das Freie geſetzt haben, er der einzige Chineſe ſein wird, der ſich unſer oft und gerne erinnern wird. So ſprachen wenigſtens ſeine Augen bei der letzten Begegnung.

Mit der Stadt Tſchau-chwa verließen wir den Kia-ling-kiang und erſtiegen deſſen rechtsſeitige, ſüdweſtlich laufende Thalbegleitung, einen ſteilen Nebenrücken mit hervorragenden Felskuppen. Zu unſerem Bedauern mußten wir die gewonnene Rückenlinie zu wiederholten Malen verlaſſen, um dem mit einer peinlichen Genauigkeit in ſchnurgerader Richtung tracirten Wege zu folgen. Ueber die zahlreichen Gebirgsbäche, welche die Straße überſchreitet, führen ſteinerne Brücken von erſtaunlich zweckmäßiger und gediegener Conſtruction.

Beſondere Erwähnung verdient eine ſolche Brücke vor Tjemen-kwan. Von beiden Seiten führen circa zehn Steinſtufen zu der mächtigen Brückendecke, die aus fußdicken, 2 Meter langen und 1 Meter breiten Sandſteinen zuſammengefügt, auf drei ſchwungvollen Spitzbögen ruht. Auf dem maſſiven Steingeländer ſteht eine Anzahl kunſtvoll gemeißelter Drachenfiguren.

Obgleich der Reitweg im Allgemeinen nur für ein Tragthier berechnet iſt, beträgt die Breite der Brücke mehr als 2 Meter.

Die Scenerie im Süden geſtaltet ſich immer ſchöner und anziehender. Zuerſt wird unſere Aufmerkſamkeit von einigen Felskuppen gefeſſelt, welche das Grün der Wälder, des Gebüſches und des üppigen Graſes majeſtätiſch überragen. Auf einer derſelben — ſie gleicht einem ſpitzigen Zuckerhute — ſteht ein Tempel.

Dann windet ſich der Weg durch ſteinige, mit Farrenkräutern und Schlinggewächſen überwucherte Schluchten zu einer kleinen Ortſchaft, von deren umſäumenden Höhen das kryſtallhelle Waſſer in kleinen Fällen zur Tiefe rieſelt. Jetzt wandern wir im Schatten einer Allee uralter Cypreſſenbäume zu dem Tempelchen, vor deſſen Schwelle ein Prieſter in's Land auslugt. Er bemerkt den Reiſenden aus weiter Entfernung und läßt die Handglocke erklingen, um jedem Zeitverluſt, der allenfalls mit dem Almoſengeben verknüpft wäre, rechtzeitig vorzubeugen. Endlich öffnet ſich das Thal zu einem freundlichen Bilde. Auf den fruchtbaren Feldern lagen in großen Schobern die Früchte der Ernte, Alt und Jung überbot ſich an geſchäftiger Emſigkeit.

Unmittelbar vor Tjemen-kwan durchſtreifen wir noch eine beſonders wildromantiſche Gegend. Schon von ferne erblicken wir einige Felsrücken, an deren ſcharfen Kanten die hohen Tannenſtämme des lichten Waldes gleichſam wie unermüdliche Wächter in das myſtiſche Dunkel der Tiefe hinabblicken.

Die aus ſteinigen Conglomeraten zuſammengeſetzten Züge ſtreichen in wachſender Ueberhöhung von Oſten nach Weſten. An ihre ſenkrechten, mitunter überhängenden Wände ſchließt ſich ein Trümmerhaufen herabgeſtürzter, hausgroßer, mit dunkelgrünem Mooſe überwucherter Blöcke und endlich der dichte Wald an. Im Weſten drohen dieſe Steine von der ſtark geneigten Grasfläche im nächſten Augenblicke über den Weg zum ſchäumenden Wildbache zu rollen; die über den gähnenden Spalten hängenden Felſenmaſſen ſcheinen in der Luft zu ſchweben. Unwillkürlich treibt man das Reitpferd zur größeren Eile, um über die ſteil anſteigende Treppe des Weges ſo ſchnell als möglich das Steinthor zu erreichen, deſſen vergoldete Inſchrift dem Reiſenden von der Höhe entgegenſchimmert.

Wir glauben mit dem Steinportale die Paßhöhe gewonnen zu haben. Wer würde aber ahnen, daß dasſelbe Waſſer, welches vorher ſpritzend und ſprudelnd über Steine und Felſen rauſchte, hier oben in ſeinem trägen Laufe an einigen Stellen noch tief genug für ein erfriſchendes Schwimmbad iſt. Die flachen Höhen des nur wenige Meilen breiten Plateau's ſind mit Humus bedeckt und bebaut. Zahlreiche zur Bewäſſerung der Felder ausgehobene, kleine Teiche glitzern ſilberhell aus dem ſaftigen Wieſenboden hervor. Der Wald wird durch Obſtgärten (Birnen und Granatäpfel) erſetzt, deren Laubkronen die freundlichen Dörfer nahezu ganz verſtecken; doch ſchon am nächſten Reiſetage ſchwindet der Plateau-Charakter.

Die Stadt Thien-tſchou (352 Meter über dem Meere, 9000 Einwohner), die wir nun erreichten, liegt bereits wieder in der Niederung.

Mit dem Dorfe Wulien-ye müſſen wir vom Hochgebirge Abſchied nehmen. Der bisher durchreiſte Theil der Provinz Sze-tſchuen iſt nur dünn bevölkert, die Ortſchaften beſtehen meiſt nur aus einer Häuſerzeile zu beiden Seiten der Straße, ſelbſt die Städte ſtehen ihrem Umfange nach weit hinter jenen der Provinz Kan-ſu.

Wulien-ye liegt an einem Nebenfluſſe des Kia-ling, mit Namen Ta-ho, der, in dem höchſten Theile des Schento-ſan entſpringend, bei Pau-ling-fu (Pau-ning) mündet. Sein Quellengebiet iſt inſoferne merkwürdig, als es von fünf ſpitzigen Felskuppen begrenzt wird, die ſymmetriſch aneinandergereiht, aus der Ferne einer rieſigen, fünfzackigen Ritterkrone gleichen. Wir überſchritten den Ta-ho (großer Fluß) auf einer ſoliden, aber geländerloſen, auf 13 Steinpfeilern ruhenden Steinbrücke von 91 Schritt Länge und 2 Meter Breite, deren Decke aus rechteckigen Quaderſteinen von 7 Schritt Länge und 2 Schritt Breite zuſammengefügt iſt.

Wir betreten nun ein Gebiet von ausgeſprochenem Flachland-Charakter, die Berge erreichen kaum mehr als 160 Meter Höhe (bei Ds-ting-ſhien), ihre ſpitzigen Kuppen überragen nur wenig die Einſattelungen des ſchmalen Kammes, auf ihren terraſſenförmigen Hängen gewahren wir in bunter Abwechslung Felder, Cypreſſenwaldungen und Hutweiden.

Wenn wir uns im Verlaufe der ganzen Landreiſe über das Wetter nicht zu beklagen hatten, denn wir wanderten ſozuſagen beſtändig unter einem heiteren Himmel, ſo mahnten uns die letzten drei Tage in läſtiger Weiſe an die Vergänglichkeit alles irdiſchen Glückes. Es regnete ſo gewaltig, daß wir jeden Tag bis auf die Haut durchnäßt wurden. Meine Schuhe, die bis jetzt allen Einflüſſen und den ſchlechteſten Wegen getrotzt hatten, zeigten klaffende Sprünge. Meine in China erworbene Fertigkeit in der Schuhflickerei ließ mich vollkommen im Stich, und wenn vor dem Marſche der Bindfaden in der Naht das Beſte verſprach, ſo überzeugte mich die nächſte Stunde von der Richtigkeit meiner Hoffnungen. Endlich war das Schuhleder ſo durchlöchert, daß ich mich, wenn auch mit ſchwerem Herzen, von meinen bisherigen Begleitern auf einer 5500 Kilometer langen Landtour trennen mußte.

Südlich der circa 18.000 Einwohner zählenden Stadt Ds-ting-ſhien überſchritten wir abermals eine große, ſteinerne Bogenbrücke, deren wirklicher Kunſtbau in gar keinem Verhältniſſe zu dem ſchmalen Reitwege ſteht, welchen wir verfolgen. Bergauf, bergab ſchlängelt ſich die Straße über flache, mit Palmen, Cedern und Pinus excelsa bewaldete Hügelzüge, über fruchtbare, flache Mulden und reich bebaute Thalebenen der waſſerreichen Flüßchen, nach Südweſten; wir betreten den fruchtbarſten Theil der Provinz Sze-tſchuen, ja vielleicht ganz China's.

Vor der Stadt Mjen-tſchou (70.000 Einwohner) ſtoßen wir auf den zweiten bedeutenden Fluß der Provinz Sze-tſchuen, den Mjen-tſchou-pej-ho, oder wie er landläufig genannt wird, den Ta-ho. Sein Name ändert ſich übrigens in den einzelnen Theilen ſeines Laufes. Er entſpringt im Sue-ſan (Schneeberg) öſtlich von Sung-pan-ting und heißt im Oberlaufe bis Lu-ngan-fu Siao-ho, bekommt hier den Localnamen Mukwa-ho, fließt über Mjen und Tung-tſchuen, wo er wieder Fwa-ho genannt wird, und ergießt ſich bei Ho-fu in den Kia-ling-kiang.

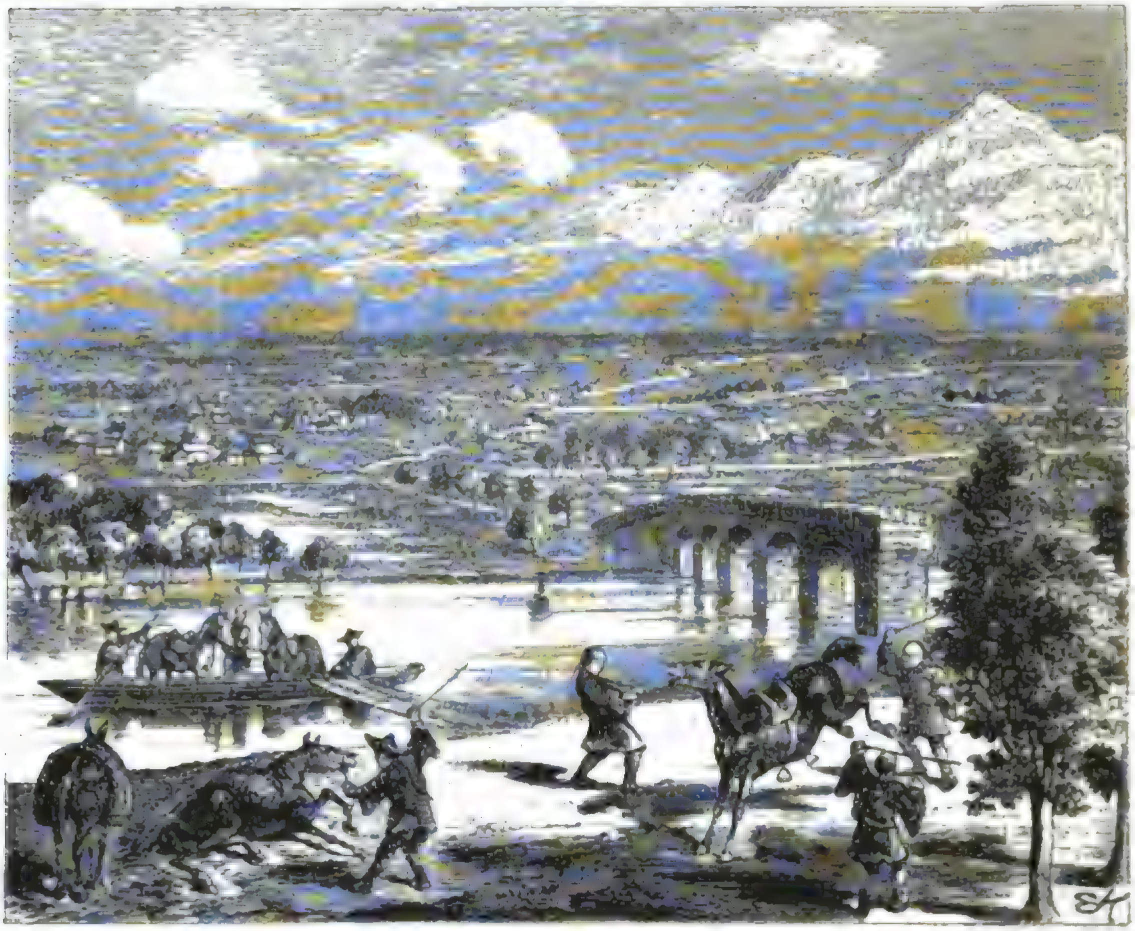
Die Breite des Fluſſes beträgt vor Mjen-tſchou, an der Stelle, wo wir ihn auf Kähnen überſetzten, 200 Schritte, ſeine Tiefe, trotzdem die eigentliche Regenzeit im Gebirge (Juli und Auguſt) vorüber war, 6 Meter. Obgleich er ſchon bei Lu-ngan-fu ſchiffbar iſt, ſo wird der Haupthandel nach Norden (Tabak und Reis) meiſtens zu Lande, und zwar durch Laſtträger beſorgt.

Die Kaufleute von Mjen-tſchou leugneten zwar die Forſetzung des Weges über Lu-ngan-fu bis Sung-pan-ting; es exiſtiren aber über dieſe Frage keine weiteren Zweifel, ſeit Capitän Gill die Strecke aus eigener Erfahrung kennen lernte.

Mjen-tſchou, eine recht hübſche Stadt, liegt unmittelbar am rechten Ufer des Fluſſes und iſt gegen die Gefahr des Hochwaſſers durch drei große und etliche Nebenſporen geſichert. Die rieſigen Steine, aus welchen dieſe quaiartigen Mauern aufgebaut wurden, ſind cementirt. Die vier Eingangsthore des 8 Meter hohen Umfaſſungswalles der Stadt ſind mit den üblichen Thürmen markirt. Die Häuſer und engen Gaſſen im Inneren kann ich für China in Bezug auf Reinlichkeit nur loben; beſonders ſind es die Verkaufsläden, welche ſich durch eine muſterhafte Ordnung der ausgeſtellten Handelsartikel, als prachtvolle Porcellanwaaren, Seidenſtoffe und Silberarbeiten, auszeichnen.

Nachdem wir am nächſten Morgen im Weſten der Stadt einen in den Ta-ho einmündenden Nebenfluß auf Booten überſetzt hatten, marſchirten wir circa 20 Li thalaufwärts und wandten uns hierauf in das nach Südweſten ſich ausbreitende Flachland. Die runden Hügelkuppen erheben ſich nur mehr 30 Meter über die Reisfelder der Thalſohlen, die Waldungen hören mit der Zunahme der Feldcultur auf, endlich öffnet ſich die vorliegende Gegend zu einer ausgedehnten Fläche. Wir haben noch drei Steinſtufen hinabzuſteigen und begrüßen die große Ebene von Tſching-tu-fu. Bevor wir auf dem mit flachen Schiefertafeln gepflaſterten Wege die Ebene durchkreuzen, ſei es mir geſtattet, hier anzuführen, wie viel Steinſtufen wir ſeit Kwanjuön während unſeres Marſches auf- und abſteigen mußten. Am erſten Tage 600, am zweiten 6200, am dritten 4000, am vierten 3600, am fünften 2800, am ſechſten 1000, am ſiebenten 2100, am achten 600, am neunten 300; zuſammen 21.200 Stufen.

Die große Ebene von Tſching-tu-fu umfaßt ein Areale von 5000 Quadrat-Kilometer und wird im Nordweſten von der Hochgebirgskette des Lo-ſan und Si-ſan, im Südweſten von den flachen Ausläufern des Le-hoa-ſan, im Süden von dem Tung-ho und im Oſten von dem Mjen-yan-ho (in ſeinem weiteren Laufe Pej-tja-ho genannt) und dem anſchließenden Hügellande begrenzt. Die Neigung der Ebene von ihrem Weſt- bis zum Oſtrande beträgt beiläufig 50—70 Meter. Zu beiden Seiten fließen zwei waſſerreiche Flüſſe von Nord nach Süd, und zwar der bereits erwähnte Pej-tja-ho und der von Sung-pan-tin kommende Si-ho. Letzter Fluß hat nun bei dem Eintritte in die Ebene zwei Beſtrebungen: erſtens in ſeiner Laufrichtung zu bleiben, und zweitens dem ſtärkeren Gefälle nach Oſten zu folgen. In dieſer Art mögen auch bei dem jährlichen Hochwaſſer die ausgetretenen Fluthen zuerſt ihren Weg nach Oſten gefunden haben, und es bildeten ſich ſo von ſelbſt die vielen Flußarme in dieſer Richtung, deren Größe und Tiefe nirgends die Anlage einer Furt zuläßt.



Die Ebene von Tſching-tu-fu.

Die angeſchwemmte Erde ſchuf einen vorzüglichen Boden für die Feldcultur. Die Chineſen ſtrömten maſſenweiſe hieher, denn das für den Reisanbau nöthige Waſſer war im Ueberfluſſe vorhanden. Für die Anlage der Felder war weder große Mühe noch Kenntniß erforderlich. Der Bauer brauchte nur einfach eine tiefe Furche zu ziehen, um das Waſſer auf ſeinen Acker zu leiten. So entſtand mit der Zeit die bewundernswerthe Anzahl der durchſchnittlich 1½ Meter tiefen Waſſeradern, welche die Ebene in ihrer

Digitized by Google

wendigkeit, als den Anforderungen der Kunſt entſpricht. Die einzige wirklich ſchöne Brücke bei Sintu-ſhien war vom letzten Hochwaſſer zerſtört worden und wir mußten abermals zu den gebrechlichen Fahrzeugen unſere Zuflucht nehmen, um auf das jenſeitige Ufer zu gelangen. Als hätten unſere Pferde geahnt, daß die Brücke wieder aufgebaut werden wird, ſo widerſetzten ſie ſich mit einer Halsſtörrigkeit, die ſie früher niemals zeigten, der Einbarkirung. Es bedurfte einer ſtarken Bambu-Nachhilfe, bevor ſie in das Boot geſchleppt werden konnten.

Beiläufig in der Mitte der Ebene hört die Wegpflaſterung auf, und es wurde bei der Fußpartie nothwendig, das unergründliche Kothmeer der Straße früher mit einem Stocke zu ſondiren, bevor man den Fuß auf die nächſte trügeriſche Inſel ſetzte.

Der Verkehr wurde zuſehends reger und lebendiger. Ganze Proceſſionen lärmender und ſchreiender Laſtträger wanderten nord- und ſüdwärts. Mancher in ihrer Schaar hatte wie ein zu Tode geſchundenes Laſtthier erbarmenswerth aufgedrückte Schultern. Kaum, daß er noch ein Plätzchen am Nacken ausfindig machen konnte, um darauf die Tragſtange ſeiner Laſten zu ſtützen und anzulehnen. Das ergreifende, ſchrille Pfeifen ungeſchmierter Wheelbarrowräder (Schiebkarren) und das Scheppern der vielen Kling-klang-Inſtrumente, welche die hauſirenden Händler kunſtfertig handhaben, übertönte nur zu häufig das friſche Zwitſchern der Vögel in den Palmen und Cypreſſen, welche die Straße begleiten.

Wir nähern uns ja einer Großſtadt und hören bereits das Summen und geräuſchvolle Treiben ihres Handels und Wandels. Man meint, eine rieſengroße Vorſtadt zu durchwandern, ohne Anfang und ohne Ende reihen ſich die Ortſchaften an einander. Wirklich ſchön ſind die monumentalen Steinthore, welche in vielen Fällen die einzigen Merkmale ſind, an welchen wir die Rayonsgrenze der einzelnen Dörfer zu unterſcheiden vermögen.

Die meiſten Thore ſind ſehr alt und dann im geſchmackvollen Style erbaut, die jüngeren dagegen ſind durch eine Ueberfülle und Ueberſchwenglichkeit der Ornamentik erkenntlich. Ein ſolches Steinkunſtwerk beſteht aus vier Steinſäulen, deren äußere 4 Meter, die inneren 6 Meter hoch ſind, und einigen Querbalken, die ſich zu einem reich verſchnörkelten Spitzbogen aufthürmen. Zwiſchen den viereckigen Steinſäulen ſind große, in der zierlichſten Weiſe durchbrochene Granitplatten eingefügt; Ornamente aus verſchlungenen Blättern und Blumen umkränzen die Gruppen der Tiger, Elephanten und Drachen in den Ecken dieſer Steine. Die übrige Fläche ſtellt Reliefbilder aus dem ſocialen Leben der Chineſen dar.

Gewöhnlich wählte ſich der Bildhauer eine Scene aus dem Gerichtsſaale zum Stoffe ſeines Tableau's: ein hoher Würdenträger ſitzt hinter einem langen Tiſche und verurtheilt einige Verbrecher. Sein Gefolge ſteht, die Delinquenten knien. Der erübrigte Theil der Steinplatten enthält die Namen jener Männer, welche ihr Schärflein zur Errichtung des Denkmales beigetragen haben. Sämmtliche Thore waren ehemals reich vergoldet, jetzt entdeckt man kaum mehr die Spuren dieſer Verſchwendung.

Die Steinſtufen der Thore ſind der Lieblingsaufenthalt aller Krüppel und Bettler der jeweiligen Ortſchaften, die mit ekelhaften Krankheiten behaftet, ihre verſtümmelten Gliedmaßen der Sonnengluth ausſetzen. Keine Caravane paſſirt ein ſolches Portal, ohne den Obolus der Mildthätigkeit auf das Granitpflaſter hinzuwerfen.

Am 24. September mußten wir uns förmlich gewaltſam Bahn brechen, um auf der Straße nach Tſching-tu-fu vorwärts zu kommen. Um die Mittagsſtunde paſſirten wir endlich das Nordthor der Stadt.

XIX.

Von Tſching-tu-fu nach Ta-tſien-lu.

Beſchreibung von Tſching-tu-fu und deſſen Einwohnern. — Die franzöſiſche Miſſion. — Der Gouverneur und ſeine Gaſtfreundſchaft. — Abreiſe. — Die Brücke von Tſchjong-tſchou. — Reiſe-Unfälle. — Landſchaftliches. — Die Kettenbrücke von Lou-ting-kjao. — Ankunft in Ta-tſien-lu.

Tſching-tu-fu, die Hauptſtadt der Provinz Sze-tſchuen, iſt die ſchönſte Stadt China's. Sie iſt von einem 20 Meter breiten Steinwalle von 15 Kilometer Umfang umgeben. Durch die Mauer führen vier rieſige Thore in das Innere der Stadt, und zwar eines im Nordoſten, eines im Südoſten, eines im Nordweſten und das vierte im Südweſten.

Außerhalb dieſer wahrhaft chineſiſchen Mauer ſchließt ſich an das Nordoſt- und Südweſtthor eine größere Vorſtadt an, während durch das Südoſtthor der Weg zu den Haupttempeln und den nahen Ortſchaften führt.

Die Umfaſſungsmauer iſt in ihrer ganzen Ausdehnung von einem breiten und tiefen Waſſercanal begleitet, über welchen an ſechs Stellen ſolide Holz- und Steinbrücken führen. Dieſer Hauptcanal ſendet einen ſpiralförmig laufenden Arm in das Innere der Stadt.

Die Tatarenſtadt lehnt ſich an die weſtliche Stadtmauer an und bildet in ihrer Abgeſchloſſenheit einen Separattheil im Innern der Hauptſtadt. Die Mandſchu-Bevölkerung miſcht ſich wenig mit den Chineſen, ſie lebt für ſich innerhalb der Mauern ihrer eigenen Stadt. Die Tracht iſt jener der Chineſen gleich, doch unterſcheiden ſich die Mandſchu-Frauen und Mädchen von den Chineſinen durch die natürlich ausgebildeten Füße.

Im Centrum von Tſching-tu-fu befindet ſich die ſogenannte „alte Stadt“, die ehemalige Kaiſer-Reſidenz. Sie wird gegenwärtig nicht bewohnt,

macher, deren es eine Menge gibt, anderswo Schuhmacher, Steinſchleifer, Seidenhändler, Sticker, Silberarbeiter (Hauptgewerbe der Stadt), Theekeſſelſchmiede, Seidenweber ꝛc. Nur die Wirthshäuſer mit ihrem widerlichen Geruche von ranzigem Oele ſind über die ganze Stadt zerſtreut. Krüppel der verſchiedenſten Art durchziehen ſingend oder fiedelnd die Straßen. Vorherrſchend ſind es Blinde, und es iſt zum Staunen, daß bei dem rückſichtsloſen Eilen der Tragſeſſel- oder Laſtenträger nicht alle zuſammengetreten werden. Der Blinde taſtet in dem Gedränge entweder mit ſeinem Stocke nach den Hinderniſſen oder er läßt ſich von einem Kind, einem Hunde oder einem Einäugigen führen.

Zu den beſonderen Merkwürdigkeiten der Stadt zählen zwei Photographen, die ihre Kunſt in Schanghai erlernten, und ſodann in der Anhoffung guter Geſchäfte in ihrer Vaterſtadt ſich niederließen, um nur Enttäuſchungen zu erleben. Die wenigen Bilder, welche ihre Ateliers zieren, waren mißlungene Portraits der in Tſching-tu-fu anſäſſigen franzöſiſchen und chineſiſchen Prieſter der katholiſchen Miſſion. Die reichen Chineſen der Hauptſtadt weichen den Photographen mit ängſtlicher Scheu aus, und für die ärmeren Leute koſtet eine Photographie zu viel.

Im Allgemeinen ſcheint die Bevölkerung (Tſching-tu-fu dürfte circa 800.000 Einwohner beſitzen) hier mehr an Europäer gewöhnt ſein. Ich fand wenigſtens einen ſehr günſtigen Unterſchied zwiſchen ihr und den Chineſen der Provinzen Hu-peh und Kan-ſu. Trotz der dichten Bevölkerung und des regen Lebens dieſer Stadt wird der Europäer auf ſeinen Wanderungen nur wenig moleſtirt, und ſtatt des anderwärts üblichen Rufes „Yang-kwej-tze“ (fremder Teufel) hörte ich nur „Yang-ſchen“ oder „Yang-ye“ (fremder Herr). Das Klima ſcheint trotz der ausnehmend großen Feuchtigkeit der Luft nicht allzu ungeſund zu ſein.

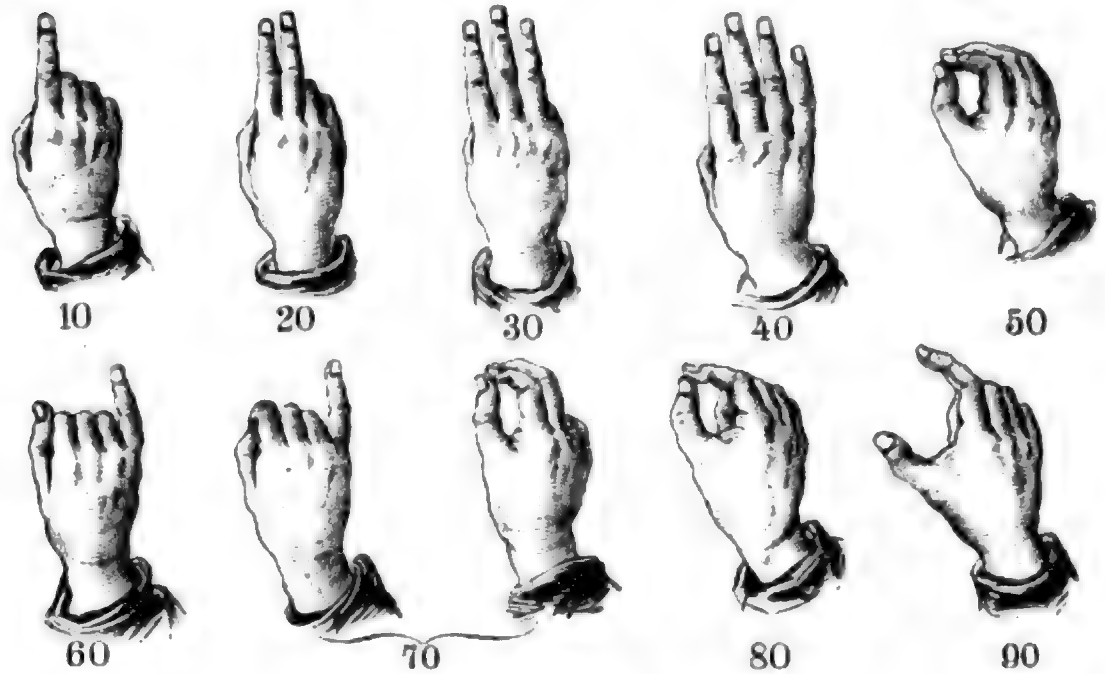
Tſching-tu-fu iſt der Sitz einer franzöſiſchen Miſſion. Sie bewohnt im Süden der Stadt ein großes Gebäude, das ehemalige Yamen eines Mandarins, der vor circa 64 Jahren den Miſſionsbiſchof Tambraca in demſelben köpfen ließ. Nun hat es die Miſſion angekauft und der gegenwärtige Biſchof Pinchont iſt Herr des Yamens. In dem geräumigen Gebäude befindet ſich eine größere Holzkirche und eine Hauscapelle. Die Diöceſe des Biſchofs reicht nach Weſten nicht weit. Nach drei Tagreiſen beginnt ſchon der Sprengel des Biſchofs von Ta-tſien-lu, Mſgr. Biet. Dieſe Chriſtengemeinde reicht bis Batang und heißt das tibetaniſche Bisthum.

Biſchof Pinchont lud uns zum Speiſen ein. Nebſt mancherlei Aufklärungen über die Verhältniſſe in Ta-tſien-lu (deren Richtigkeit wir ſpäter ſelbſt erfuhren), ertheilte uns der Biſchof den Rath, während der Weiterreiſe ja recht vorſichtig in Bezug auf unſere Nahrung zu ſein, da die Bevölkerung dem Aberglauben huldige, es falle ihr das Vermögen eines reichen Reiſenden, wenn ſie ihn vergifte, über kurz oder lang in irgend einer übernatürlichen Weiſe zu. Vor nicht Langem fielen drei Miſſionäre dieſem Glauben zum Opfer. Ueber das Gift ſelbſt circuliren die verſchiedenſten Verſionen. Es ſoll eine ſchleichende Wirkung haben, und der Giftmiſcher ſoll im Stande ſein, im vorhinein auf Monat und Tag den Tod ſeines Opfers beſtimmen zu können.

Der Secretär des Biſchofs, Pater Aloiſius Gni-en, iſt ein Chineſe. Ein verhältnißmäßig vielgereiſter Mann, hatte er vor einigen Jahren Singapore beſucht, nachdem er im chineſiſch-franzöſiſchen Kriege bei der Regierung als Interpret fungirt hatte. Auch die „Barbaren" des nordweſtlichen Tibet zählte er zu ſeinen perſönlichen Bekannten. Er bereicherte meine geographiſchen Notizen über Tibet um ſo manches werthvolle Blatt.

Schade, daß unſerer Unterhaltung der Mangel an genauerer Verſtändlichkeit anklebte, da wir uns der lateiniſchen Sprache zur Converſation bedienen mußten. Unſer Dolmetſch Sin war, da er ſich nämlich kürzlich verehelichte, nur noch ſelten zu erblicken und zu haben. Dieſer 22jährige Burſche hatte in Kwan-juön die Tochter unſeres Wohnungshüters geheiratet. Mittags waren wir dort angekommen, bald darauf ſah er ſie, ein blutjunges, garſtiges Mädchen; Nachmittags einigte er ſich mit den Eltern um den Kaufpreis. Da in China jeder Mann ſeine Frau kaufen muß, ſo zahlte er nach einigem Handeln den vereinbarten Preis von 43 Taël (129 fl.). Abends folgte ein kleines Feſteſſen, und dann ward ſie ſeine Frau. Der Menſch ſchien vor Liebe verrückt geworden zu ſein. Heute, kaum drei Wochen nach der Hochzeit, hat er ſeine Frau ſchon ſatt, aber er tröſtet ſich damit,

ſchiedenheit der Dialecte bedeutend die Verſtändigung mit den zu Rathe gezogenen Laſtträgern und Landbewohnern, die in der Regel der ſogenannten Mandarinen- oder Gelehrtenſprache nicht mächtig waren. Andererſeits iſt die Betonung und die ſingartige Modulation in der Ausſprache der einzelnen Worte eine ſo feine, daß ein europäiſches Ohr ſich durch jahrelange Uebung erſt daran gewöhnen muß. „Der Chineſe wird einen Fremden nie verſtehen, wenn dieſer das Chineſiſche nicht richtig betont,“ ſagt Joſef Haas in ſeinem deutſch-chineſiſchen Converſationsbuche, und führt zur Beurtheilung der Schwierigkeit in der Betonung folgendes draſtiſche Beiſpiel an: Man denke ſich einen Handwerker mit ſeinen zwei Lehrjungen, denen er die Art und Weiſe der Benützung irgend eines Werkzeuges klar macht. Meiſter: „So“ (nämlich: müßt Ihr es machen!) Erſter Lehrling, indem er die Verrichtung ausübt, fragend: „Alſo ſo?“ Zweiter Lehrling, der es ſich anders vorgeſtellt, verwundernd und zweifelnd: „So?“ Meiſter: „Ja, ſo!“ Die vier verſchiedenen Ausſpruchsarten des o geben uns nur annähernd die vier Hauptmodulationen der einzelnen Vocale im Peking-Idiome wieder. Vergegenwärtigen wir uns noch den Umſtand, daß die chineſiſche Sprache an Original-



Das Zählen mit der Hand.

worten ſehr arm iſt, und die meiſten Begriffe erſt durch Combinationen aus lauter einſilbigen Worten, von denen jedes einzelne zum mindeſten den vier Modulationen unterworfen iſt, zuſammengeſtellt werden können, dann wird es einleuchten, daß ſelbſt der Chineſe nebſt der Sprache noch andere Mittel zur Verſtändigung anwenden muß, wenn er längere Reiſen unternimmt. Die Art, mit der Hand Zahlen auszudrücken, kam auch uns wiederholt zugute; denn wir erfuhren dadurch zum mindeſten die richtigen Diſtanzen und Entfernungen. Zu der beigefügten Zeichnung erübrigt mir nur noch die Bemerkung, daß Einheiten, Zehner und Hunderte in gleicher Weiſe verſinnbildlicht werden.

In der alten Stadt waren zur Zeit unſerer Anweſenheit gerade die Mandarinsprüfungen, welche alle drei Jahre ſtattfinden. 14.000 Candidaten ſaßen mit der Prüfungscommiſſion da drinnen hinter Schloß und Riegel. Die Commiſſion beſtand aus dem Examinator, dem Vicekönig, zwei Tautai (Gouverneuren) und unzähligen Mandarinen. Jeder dieſer großen Herren durfte nur einen Diener mit ſich nehmen und innerhalb 27 Tagen das Yamen nur jeden neunten Tag, nach einem Prüfungs-Cyklus, verlaſſen. Dieſe Vorſchrift wurde vom Kaiſer deshalb angeordnet, damit die Commiſſion nicht beſtochen werden könne. Wie aber böſe Zungen erzählen, ſollen die Privatdiener der Mandarine, welchen geſtattet iſt, das Yamen verlaſſen zu dürfen, mit der Aufgabe betraut ſein, alle einlaufenden Gelder für ihre Herren in Empfang zu nehmen.

Der Vicekönig ließ Graf Széchenyi wiederholt ſchriftlich erſuchen, ſo lange in Tſching-tu-fu zu verweilen, bis der erſte Cyklus der Prüfungen abgeſchloſſen ſei, da er ihm wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Eine Weigerung hätte wohl nichts genützt, und ſo beſchloß der Graf, längſtens bis 5. October in Tſching-tu-fu zu bleiben. Wir bewohnten während der erſten Nacht unſeres Aufenthaltes ein ſchmutziges Wirthshaus. Der Magiſtrat ſorgte für keine beſſere Unterkunft, und die Prieſter eines buddhiſtiſchen Tempels, in deſſen Theaterbude wir zu übernachten beabſichtigten, nahmen uns nicht auf. Am zweiten Tage miethete der Graf ein Privat-Kun-kwan, welches der hieſigen Kaufmannſchaft angehörte; dieſe ganz zerfallene Holzbaracke bot wenigſtens genügenden Raum. Hier erwarteten wir den Beſuch des Vicekönigs. Da es in China Sitte der höchſten Würdenträger iſt, früher keinen Beſuch zu machen, bevor ſie nicht ſelbſt aufgeſucht wurden, ſo gaben wir im Laufe des Vormittags im Namen des Vicekönigs Tinkum-pao und des Tataren-Generals unſere Karten ab. Punkt 4 Uhr Nachmittags erſtatteten ſie die präciſe angeſagten Gegenviſiten. Zuerſt erſchien der Stadtmandarin mit etlichen Subaltern-Beamten, Alles in Gala gekleidet. Zwanzig gelbgekleidete (Kaiſerfarbe) Soldaten eröffneten den Zug; ihnen folgten zehn Officiere in voller Mandarinentracht und dann kam die Sänfte des Generals mit ihrem werthvollen Inhalte. Eine Abtheilung Mandarinen, die Leibgarde des Vicekönigs, und dieſer ſelbſt in einem Tragſeſſel bildeten den Glanzpunkt des Zuges, welcher durch weitere zwanzig Soldaten in würdiger Weiſe geſchloſſen ward. Kein Lärm, keine betäubende Gongmuſik, keine Pöllerſchüſſe, wie ſonſt üblich, verkündeten die Ankunft der hohen Gäſte; eine feierliche Stille und Ordnung herrſchte in den Straßen. Nach einer ceremoniellen Begrüßung begleiteten wir die Herren in das für den Empfang eingerichtete Zimmer. Die rothen Polſter der Stühle und die Decken der Tiſche hatten wir uns ausgeliehen und ebenſo Sorge getragen, daß die Fenſter gut mit Papier verklebt waren. Eine Stunde ſpäter ſahen dieſelben wie Siebe aus, weil die neugierigen Chineſen ihre Finger durchſtießen, um beſſer ſehen und hören zu können. Der General nahm auf dem erhöhten Ehrenſitze die linke, der Vicekönig die rechte Seite ein, und Graf Szécheny̆i offerirte ihnen in der üblichen Weiſe den Thee.

Der Tataren-General, eine kleine, ſchwächliche Geſtalt, deſſen glänzendes, ſorgfältig gepflegtes, pergamentartiges Geſicht durch den ſchwachen, ſchwarzen Schnurrbart etwas Martialiſches gewinnen ſollte, war beiläufig 45 Jahre alt. Seine Kleidung erſchien tadellos und muſtergiltig. Er trug auf dem Sammthute den rothen Knopf mit der Pfauenfeder und auf der Bruſt und dem Rücken ſeines ſeidenglitzernden Oberkleides das reich geſtickte Bildniß des Löwen, die höchſte militäriſche Auszeichnung.

Der Gouverneur, ein älterer Herr, imponirte nicht allein im Gegenſatze zu dem General durch ſeine würdevolle Erſcheinung, ſondern eroberte ſich durch ſein leutſeliges Weſen ſofort unſere Sympathien. Sein gutes, breites, von einem röthlichen Schimmer überfluthetes Angeſicht ſchien von einem ſchwachen, ſilberhaarigen Vollbart umrahmt zu ſein. Bei näherer Betrachtung jedoch erwieſen ſich die Wangen bartlos, denn zwei Büſchchen langer Haare wallten von den Schläfen bis zum Kinn herab. Die Kleidung des hohen Beamten war bereits ſehr abgetragen, an einigen Stellen geflickt, an anderen zerriſſen. Trotz der mächtigen Rangſtellung trug der ſelbſtſtändige Vicekönig der ſchönen Provinz Sze-tſchuen nur einen dunkelblauen Decorationsknopf auf ſeinem Hut. Tinkum-pao war vor Kurzem degradirt worden, weil er einen Mandarin, gegen welchen die Bevölkerung die Anklage erhob, er ſei bei der Unterdrückung eines Aufſtandes zu grauſam vorgegangen, nicht beſtrafte. Die Kläger wandten ſich direct an die Kaiſerinen, welche dem Vicekönig den blaßrothen Knopf wegnahmen, ohne aber ſeine Machtſtellung zu beſchränken.

Nach einigen höflichen Fragen über den Verlauf unſerer Reiſe, kam der Gouverneur auf unſere Weiterreiſe nach Tibet zu ſprechen. Wir hörten nichts Erfreuliches.

„Tibet,“ ſagte Tinkum-pao, „iſt ein Land, über welches das Tſungliyamen gar keine oder nur unrichtige Informationen beſitzt. Es iſt gleichzuſtellen wie Korea zu China, oder Frankreich, Deutſchland und Oeſterreich gegenſeitig und zu Europa. Tibet hat auch einen eigenen Kaiſer, den Dalai-lama. Glaubt mir, das iſt aber nur ein Name, denn der Dalai-lama wird ſelten alt. Gewöhnlich ſchon als Kind ſchaffen ihn die Prieſter aus der Welt. Nicht etwa, daß ſie ihn todtſchlagen, vergiften, erſchießen oder ſonſt wie gewaltſam umbringen, nein, ſie laſſen ihn verhungern. Durch volle ſieben Tage erhält das Kind keine Nahrung. Lebt es dann noch, ſo fallen ſie auf die Knie, jubeln, beten und preiſen Buddha. Unter fortgeſetztem Geſange, Gongſchlagen und Trompetenfanfaren wird das Kind in einen Topf gelegt, worin es ſchließlich ſtirbt. Ein neues Kind wird Dalai-lama und die Geſchichte wiederholt ſich. — Ihr lacht und zweifelt an der Wahrheit meiner Worte. Und doch iſt es ſo: Die Prieſter regieren Tibet, und nicht der Dalai-lama. Die Lama aber ſind gar ſonderbare Leute, ſie arbeiten nicht, ſie handeln nicht, ſie bebauen keine Felder, ſondern befaſſen ſich nur mit Beten, Eſſen und Schlafen, gerade wie die franzöſiſchen Miſſionäre in China*). Die Lama dulden keine Europäer in ihrem Lande. Sie verſperren jedem Gaſte ſelbſt mit Gewalt die Grenze. Mein College in Laſſa iſt ein armſeliger Mann, er beſitzt keine Macht über die Buddhiſten und wird von ihnen wie ein Laſtenträger behandelt.

Ich ſelbſt ſandte vor einem Jahre einen Mandarin gegen Laſſa, damit er über Tibet Indien erreiche und von dort nach Europa reiſe. Die Lama, welche von dem Zwecke und Endziele der Reiſe unterrichtet wurden, hielten ihn in Batang auf. Er wartete drei Monate lang vergebens auf deren Nachgiebigkeit, und mußte ſich endlich zu dem Wege über Yü-nan nach Indien entſchließen.

Meine Macht reicht nur bis Batang. Bis dorthin will ich Euch drei Mandarine und 30 Soldaten als Escorte mitgeben. Hat der Amban von Laſſa Soldaten nach Batang geſchickt, dann gelingt es Euch vielleicht, unter dieſem Schutz nach Laſſa zu kommen; hat er das nicht gethan, dann denkt weiter nicht an eine Unmöglichkeit."

Der Tataren-General, beiweitem dem Gouverneur geiſtig untergeordnet, ſecundirte nur der Erzählung durch ein beſtändiges, zuſtimmendes Nicken des Kopfes; Tinkum-pao führte in freundlicher und nahezu Vertrauen erweckender Weiſe das Geſpräch allein.

Der Gouverneur gab uns das feierliche Verſprechen, ſowohl nach Peking, als nach Laſſa Staatscouriere zu entſenden, um die Regierung, wie den tibetaniſchen Amban von unſerem Entſchluſſe, nach Laſſa zu gehen, zu unterrichten. Graf Széchenyi benützte dieſe Gelegenheit zu einem Schreiben an das Tſungli-yamen, wie an die vaterländiſche Vertretung in Peking, worin er um Unterſtützung ſeiner Pläne anſuchte.

Nach einer intereſſant verplauderten Stunde brachen beide Herren auf, nicht ohne uns zu einem Diner für den 7. October geladen zu haben. Wie wir ſpäter erfuhren, wurde dem Magiſtrate der Stadt von allerhöchſter Seite ein bedeutender Würdenträger als Helfer für die Vorbereitungen zu dem

---

*) Wörtliche Ueberſetzung.

Feſteſſen beigegeben. Dasſelbe ſollte am gedachten Tage um 12 Uhr Mittags ſtattfinden. Die ganze Stadt war alarmirt. Alle Delicateſſen-Handlungen mußten Verzeichniſſe ihrer beſten Waaren bei den Vätern der Stadt einreichen, und alle Winkel wurden durchſtöbert, um uns wo möglich auch einen europäiſchen Genuß zu verſchaffen, kurz und gut, im Magiſtratsgebäude arbeitete man ſelbſt während der Nacht.

Tag und Stunde kamen. Der Vicekönig ſchickte ſeine Karte mit der Botſchaft, daß er uns erwarte. Wir beſtiegen die Pferde. Auf der Straße warteten Hunderte von Menſchen, und je mehr wir uns dem Hauſe näherten, deſto mehr ſteigerte ſich das Gedränge. Eine Abtheilung Militär, die in der letzten Gaſſe Spalier formirte, drängte den Pöbel zurück. Das Diner wurde in mehreren großen, luftigen Holzgebäuden eines Tempelgartens ſervirt. In der Mitte des Gartens breitete ſich ein großer Teich aus, deſſen Spiegelfläche mit einem dicken, ſchlammartigen, grünen Ueberzuge verdeckt war, aus welchem eine kleine Steininſel mit einem Pavillon emporragte. Die Chineſen lieben dieſe grüne Farbe des Waſſers. Der Vorhof war mit Mandarinen aller Rangclaſſen überfüllt, deren Prachtanzüge mit unſeren abgenützten Reiſekleidern ſeltſam contraſtirten. Der Magiſtrat, welcher uns beim Eintritte empfangen hatte, führte uns durch etliche Zimmer und Gänge, dann beim Teiche vorüber in den Salon, wo uns der Vicekönig und der Mandſchu-General begrüßten und uns die Ehrenſitze anwieſen.

Eine kurze Weile converſirten wir hier bei Thee und recht guten, warmen Bäckereien, womit die Gaſtgeber perſönlich aufwarteten. Daneben rührte es ſich wie Silberklang und Porcellanmuſik. Die Diener deckten den großen, runden Tiſch im Salon und trugen kleine Schalen mit kaltem, würfelförmig geſchnittenem Fleiſche, Fiſchen, Bäckereien, Gemüſen, Früchten, Mandeln und Melonenkernen auf, die während der Dauer des Diners auf dem Tiſche blieben.

Dann geleiteten uns die Herren zu Tiſche und offerirten uns in ceremonieller Weiſe das Getränk und die Eßſtäbchen. Die Paradehüte vertauſchten ſie mit ſchwarzen, runden Seidenkappen, ſchnallten ſich die Leibriemen locker, und das „Tſchao-tſchao“ begann. Ein Gericht verdrängte das andere; bei der zwanzigſten Schüſſel hörte ich mit dem Zählen auf. Es mochten wohl bei ſechzig Gänge geweſen ſein. Alles, was China an pikanten Leckerbiſſen aufzuweiſen im Stande iſt, zog anfangs am Geſchmacke, dann aber nur an den Augen vorüber. Die Zubereitung der Speiſen war ſo delicat, daß ich es vermochte, aus einer Schüſſel Haifiſchfloſſen, welche in Oel ſchwammen, drei Portionen zu nehmen.

Während die Chineſen Reiswein tranken, wurde uns Europäern, und zwar jedem extra, eine Flaſche Kirſchbranntwein ſervirt, den der Vicekönig bei irgend einem Händler aufgeſtöbert hatte.

An der Ehrentafel ſaßen die zwei Mandarine, wir drei Europäer und unſer Dolmetſch Sin, alſo ſechs Perſonen. Uns bedienten aber über ſechzig Diener. In den Nebenlocalitäten ſpeiſten die übrigen Mandarine, in Summe circa 200 Perſonen, die von 600 Lakaien bedient wurden.

Der Vicekönig ſprach viel und ließ ſich erzählen, wie das ungariſche Muſeum ausſchaue, was für Schätze es enthalte und welches die werthvollſten Gegenſtände darin ſeien; er zeigte im Allgemeinen mehr wiſſenſchaftlichen Sinn, als wir bei den Chineſen zu finden gewohnt waren. So beſchrieb er nicht allein die Goldminen in Tibet, die Nephritgruben in Awa, ſondern auch die Eiſen-, Kupfer- und Bleibergwerke in China. Doch betonte er da beſonders die Koſten der Metallgewinnung. Dann erwähnte er eines Arſenales, welches noch vor Kurzem in Tſching-tu-fu im Betrieb war. Er habe aber die Arbeiten einſtellen müſſen, was ihm ſehr leid thue. Wir wußten recht gut, daß alle in dieſer Fabrik erzeugten Geſchütze bei dem erſten Schuſſe geplatzt waren. Trotzdem erkundigte ſich Graf Széchenyi um die Urſache, warum das Arſenal aufgelaſſen wurde. Der Gouverneur ging leicht über die Frage hinweg und ſprach in gewinnender Weiſe von dem ſchönen Garten, in welchem wir ſpeiſten, daß ihn ſein Vorgänger anlegen ließ, daß der Koch ein ungeſchickter Menſch ſei, daß das Klima der Stadt viele Krankheiten erzeuge u. ſ. w.

Graf Széchenyi erzählte den Herren von der Schnelligkeit des Reiſens in Europa, von Eiſenbahnen, Telegraphen und ähnlichen Wundern. Der General ſprach wenig und beſtätigte nur die Ausſagen des Vicekönigs. Da

verſchleiert war, und mit Ausnützung der ganzen langen, trügeriſchen Nächte zwei Obſervationen durchgeführt hätte, ſo hätte ich in den ſpäteren Tagen darauf verzichten müſſen, die Länge und Breite von Tſching-tu-fu zu beſtimmen.

Wir hatten bereits alle Gaſſen der Stadt durchwandert, die merkwürdigſten Tempel und öffentlichen Gebäude beſichtigt, ja ſogar den Pfeilſchießübungen der Soldaten auf dem wundervoll gepflaſterten Stadtwalle beigewohnt und waren herzlich froh, als wir am 11. October die poſitive Nachricht erhielten, am nächſten Tage abreiſen zu dürfen. Waren wir doch immer und allerorts nur höflich behandelte Gefangene der Beamten, die wohlweislich Tag und Stunde für die Beiſtellung der Maulthiere ausrechneten, um noch rechtzeitig die nächſten Behörden mit Verhaltungsbefehlen verſehen zu können. Am 12. October Morgens ſtellten ſich die drei Mandarine, welche uns nach Batang begleiten ſollten, junge, heitere und höfliche Officiere, vor, dann kamen die Maulthiere und ihre Treiber. Wir überließen das Aufpacken der Gepäcksſtücke dem bewährten Diener Kung-ſche und entflohen dem ſinnbetäubenden Lärm, welcher ſich bei dieſem Geſchäfte abſpielte, dadurch, daß wir die Pferde beſtiegen und dem im Auftrage des Gouverneurs erſchienenen Bürgermeiſter ein herzliches Adieu ſagten. Nach Paſſirung des Südthores erblickten wir einige prachtvolle Tempelbauten, die, von duftenden Bäumen beſchattet, rechts und links vom gepflaſterten Wege lagen. Dann hörte das Pflaſter auf, der grundloſe Weg verengte ſich von 3 Meter zu 1 Meter Breite, der in der Nähe der Hauptſtadt ſo lebhafte Straßenverkehr ſtockte mit der Zunahme der Entfernung immer mehr und mehr, endlich hört der Reiſende die kreiſchenden Töne der Wheelbarrows nur mehr wie ein leiſes Wehklagen aus weiter Ferne.

Nach 3½ ſtündigem Ritte in der Ebene erblickten wir die erſten mit Bambuwaldungen bedeckten niederen Hügel, welche die Oſtſeite des Weges bis zum Si-ho begleiten. Die zwei Arme des Fluſſes überſetzten wir in gebrechlichen Holzfahrzeugen und erreichten hierauf in wenigen Minuten die erſte Station, Sin-tſing-ſhien.

Die Stadt iſt wunderſchön gelegen. Während ſich die ſüdliche Mauer an die grünen, gartengleichen Hänge eines üppig bewaldeten Höhenzuges anlehnt, breitet ſich im Norden die große Ebene in ihrer ſcheinbaren Unermeßlichkeit über den ganzen Horizont aus. Am nächſten Tage reiſten wir noch in der mäßig anſteigenden Ebene, die mit der Stadt Tſchjong-tſchou ihr Ende erreicht, um uns dann nach Südweſten in das Gebirge zu wenden. Fünf Li im Süden der erwähnten Magiſtratsſtadt führt der Weg zu einer Brücke über den Tung-ho, welche wohl zu den ſchönſten Bauten im ganzen Reiche gezählt werden darf. Sie iſt ein ſolider, maſſiver Steinbau mit 15 ſpitzbogenförmigen Oeffnungen, die hoch genug ſind, um den Maſtbäumen der Boote kein Hinderniß zu ſetzen. Die 15 Schritt breite und 320 Schritt lange Brückendecke iſt aus Quaderſteinen zuſammengefügt, beſitzt eine ſchwache, bogenförmige Krümmung und erhebt ſich 18 Meter über den Waſſerſpiegel. In ihrer Mitte ſteht eine von 6 Steinpfeilern getragene, ſteinerne Rotunde, in ähnlichem Style erbaut wie die Portale an den beiden Enden der Brücke.

Das durchbrochene Steingeländer von 1½ Meter Höhe gab der Kunſtfertigkeit chineſiſcher Steinmetze ein glänzendes Zeugniß. Die Brückendecke iſt ſo geräumig, daß große Märkte darauf abgehalten werden.

Der Tung-ho iſt an dieſer Stelle nichts Anderes als die ſtrahlenförmige Vereinigung zahlreicher und waſſerreicher Wildbäche, die im Hochgebirge Ta-uong-tin entſpringen. Nichtsdeſtoweniger beſitzt der Fluß eine Breite von mehr als 100 Schritten und eine beträchtliche Tiefe, da ihn ſelbſt größere Boote anſtandslos befahren. Die Boote verkehren ſowohl von hier als von Tſching-tu-fu regelmäßig über Kia-ting-fu bis Sui-fu am Yang-tze-kiang, auch wohl am letzten Strome auf- und abwärts bis zur Küſte des oſt-chineſiſchen Meeres.

Das ſchöne Bild der impoſanten Brücke gewinnt noch durch die maleriſche Umgebung. Jenſeits des Fluſſes erhebt ſich eine ſchlanke Pagode über den zierlichen Tempelbau auf einem reizend bewaldeten Hügel, im fernen Hintergrunde ſehen wir bereits in der reinen Gebirgsluft die zerzackten Grate eines mächtigen Gebirgsſtockes, deſſen blaugrüne Hänge ſchroff zur Tiefe hinabſtürzen. Der zuerſt mäßig, aber continuirlich anſteigende Boden zu beiden Seiten des Weges iſt mit Reis bebaut, und die inundirten Felder glitzern zwiſchen den kleinen Waldparcellen (Tannen, Föhren, Fichten, Eichen) wie flüſſiges Silber hervor. Mit dem Betreten des Hügellandes war die Straße wohl wieder gepflaſtert, und zwar mit großen, runden Steinen, doch die Pferde verloren ihre Sicherheit, ſtürzten und ſtolperten ohne Unterlaß, ſo daß wir gezwungen waren, zu Fuß zu wandern. Nur die Maulthiere und Laſtträger bewährten auch auf dieſer Communication die alte Sicherheit.

Die Straße führt auf einem breiten, durchwegs mit Reis und Mais bebauten Rücken und verläßt ihn erſt wenige Li vor der in einem romantiſchen Thalkeſſel liegenden Stadt Min-ſan-ſhien.

Während die Gegend zwiſchen Tſchjong-tſchou und Min-ſan-ſhien einen plateauartigen Charakter behält, und ſämmtliche Rücken flach und breit zu den 30—40 Meter tief eingeriſſenen Waſſerlinien abfallen, ändert ſich nun mit einem Schlage die Landſchaft. Die runden Formen verſchwinden, die Höhenlinien werden kantiger, die Berglehnen ſteiler. Jede folgende Nachtſtation bringt uns auf größere abſolute Höhen; wir erſteigen nämlich den Oſtrand des gewaltigen, tibetaniſchen Hochlandes, längs deſſen Fuße wir ſeit Monaten nach Süden reiſten.

Wir paſſiren im Süden von Min-ſan-ſhien noch einen niederen Sattel und gelangen in das Ya-ho-Thal, deſſen ſchäumendes Waſſer wir vor der Stadt Ya-tſchou-fu auf kleinen Booten überſetzen.

Der Ya-ho gewinnt durch den Zuſammenfluß mehrerer waſſerreicher Nebenflüſſe, die von Norden, Weſten und Süden aus dem Hochgebirge herabbrauſen, bei Ya-tſchou-fu eine Breite von 100 Schritten und eine Tiefe von mehr als 3 Meter. Der reißende Lauf des Fluſſes erſchwert den Verkehr zu Waſſer nach Kiatin-fu ſo ſehr, daß beſonders flußaufwärts alle Waaren durch Laſtträger befördert werden. Ya-tſchou-fu, eine größere Stadt mit 3000 Häuſern und circa 50.000 Einwohnern, iſt für den Handel nach Tibet ein bedeutender Platz. Thee und Tabak liegen in den Magazinen der reichen Kaufleute in enormen Quantitäten für den Export nach Laſſa aufgeſpeichert, und jeden Tag brechen Hunderte von Trägern mit centnerſchweren Laſten auf, um den beſchwerlichen Marſch nach Weſten anzutreten. Die Kuli benützen hier nicht mehr die in Central-China üblichen Hebeltragſtangen für den Transport ihrer Laſten, ſondern zweckmäßig conſtruirte Holzgerüſte, auf welchen die Theepackete geſchichtet und angebunden werden, und die wie ein Torniſter auf dem Rücken getragen werden. Ein Reiſeſtock in Form eines wuchtigen Ziegenhainers, deſſen ſtärkeres Ende mit einem ſpitzigen Eiſenſchuh beſchlagen iſt, dient den Leuten als Stützpunkt der ſchweren Trage, wenn ſie erſchöpft ſtehen bleiben und mit der Hand den Schweiß von den ängſtlich und unruhig blickenden Augen wiſchen. Es klingt faſt unglaublich, und doch iſt es Thatſache, daß die ganze, lange Straße bis Ta-tſien-lu über und über von den langen Spitzen dieſer Spazierſtöcke oft ſo durchlöchert iſt, daß ich an manchen Flächen 30—40 eng aneinander gereihte Spuren nachzählen konnte.

Von Ya-tſchou-fu kann man auf zwei Wegen nach Ta-tſien-lu gelangen. Der eine Weg geht in nahezu gerader, weſtlicher Richtung über das Hochgebirge nach Lou-ting-kjao, wird jedoch wegen ſeiner ſchlechten Beſchaffenheit nur von ſolchen Fußgehern benützt, die kein Gepäck mit ſich führen. Der zweite Weg, den auch wir einſchlugen, wendet ſich ſogleich beim Südthore der Stadt nach Südweſten in ein ſchluchtenartiges Nebenthal des Ya-ho und verbleibt beſtändig auf dem ſteilen Hange in einer relativen Höhe von 40—50 Meter über dem Flüßchen.

Trotz der zahlreichen Waldparcellen ermöglicht die günſtige Anlage der Straße überall einen ergiebigen Ueberblick der Terrainformen, die ſich im Süden und Südweſten zu der mächtigen Waſſerſcheide zwiſchen dem Ya-ho und dem Lu-ho (oder Tatu-ho) erheben.

In dem Städtchen Lin-tſchin-ſhien erhielten wir einen kleinen Einblick in die Eiſeninduſtrie China's. Das Eiſen wird in den nahen Gebirgen als reichhaltiger Magneteiſenſtein gewonnen, dann geſchmolzen, oberflächlich von der Schlacke gereinigt und endlich hauptſächlich zu gußeiſernen Kochkeſſeln verarbeitet. Als Schmiedeiſen verwenden es die in der Umgebung maſſenhaft beſchäftigten Schmiede zu der Erzeugung von Hufeiſen, Nägeln und endlich zur Verfertigung von Tragketten, welche wir ſpäterhin bei der Conſtruction der Kettenbrücken kennen lernen werden. Die erwähnten Kochkeſſel und die Hufeiſen werden nach allen Theilen des weſtlichen und ſüdlichen China exportirt. Unſere eigenen Pferde verbrauchten nicht nur auf den elenden Communicationen eine erſchreckliche Anzahl von Hufeiſen, ſondern wurden auch ſofort lahm, wenn ſie unbeſchlagen einige Stunden lang über die unebenen Steine ſchreiten mußten.

Die Bewohner der Gebirgslandſchaften kommen ſolchen Uebelſtänden dadurch zuvor, daß ſie ihre Pferde überhaupt nie beſchlagen, und es iſt merkwürdig, wie ausdauernd die tibetaniſchen Pferde alle Terrainſchwierigkeiten zu überwinden verſtehen.

Mit dem 2890 Meter hohen Paſſe Ta-hſian-ling befanden wir uns auf der Waſſerſcheide; der Weg führt von hier in äußerſt beſchwerlichen Serpentinen zu der Stadt Tſing-tſchi-ſhien hinab, die von oben geſehen in einer breiten Thalebene zu liegen ſcheint, in Wirklichkeit aber auf einer coloſſalen Erdmure erbaut iſt, deren ſchroffe Abſtürze bei 50 Meter zu dem engen Nebenthale abfallen. Die Umgebung der Stadt und ſelbſt die Hänge des fernen Gebirges ſind völlig entholzt.

Wir bezogen in Tſing-tſchi-ſhien ein neugebautes Kun-kwan, in deſſen Räumlichkeiten ſich alsbald eine kleine Schlacht zwiſchen Kung-ſche und einigen Dienern wegen der Wahl der Bettſtätten entwickelte, die inſofern recht unglücklich endete, als Kung-ſche, der ſich bei der Schlichtung der wichtigen Frage beeinträchtigt und in ſeiner Würde verletzt fühlte — den Dienſt kündigte. Auch unſer Dolmetſch Sin ließ hin und wieder Worte fallen, wie ſchwer es ihm kommen werde, nach dem bevorſtehenden Ablauf ſeines contractmäßigen Dienſtjahres uns binnen Kurzem verlaſſen zu müſſen. Es waren dies die zwei einzigen Chineſen, mit welchen wir uns einigermaßen verſtändigen konnten, und wenn ſie uns verließen, ſo ſtanden wir rathlos inmitten einer feindſeligen Bevölkerung. Schwere Gewitterwolken ſammelten ſich über unſeren Reiſeplänen, ſie ſollten ſich in Ta-tſien-lu entladen.

Am nächſten Morgen überſtiegen wir den 1713 Meter hohen Sattel San-hſian-ling und erreichten nach einem dreiſtündigen Marſche mit dem freundlich gelegenen Dorfe Y-ton-tſchang das Thal des Fu-jung-ho, eines Gebirgsfluſſes mit ſehr ſtarkem Gefälle, an deſſen linkem Uferhange der Saumweg dem Reiſenden ähnliche Hinderniſſe entgegenſtellt, wie die Klippen im Meere dem Schiffer. Seine Breite iſt ſo gering, daß die Maulthiere oft nur mit größter Vorſicht die ſchwindelnden Stellen paſſiren können. Der Tag verging auch nicht ohne Unfälle. Zuerſt ſtürzte ein Maulthier von der Höhe hinab und brachte die Ladung, einige Inſtrumentenkiſten, in die größte Gefahr, von dem Wildbach verſchlungen zu werden. Kung-ſche, der in einem Tragſeſſel der Caravane folgte, ſah das Unglück und ſtieß einen Angſtſchrei aus, worüber der erſte Träger ſo erſchrak, daß er zu Boden ſtürzte. Die Sänfte rollte mit Blitzesſchnelle über die ſteile Böſchung. Kung-ſche hatte Geiſtesgegenwart genug, ſich an einem Baume anzuklammern, um nicht das Schickſal der Sänfte zu theilen, die durch den Fall in ihren Grundfeſten erſchüttert und für den weiteren Marſch unbrauchbar wurde. Kung-ſche kam mit einigen Hautabſchürfungen davon, die ihm aber weniger das Herz erſchwerten, als der troſtloſe Gedanke, den 2900 Meter hohen Berg Fi-lung-kwan zu Fuß erſteigen zu müſſen. Es war auch keine kleine Aufgabe.

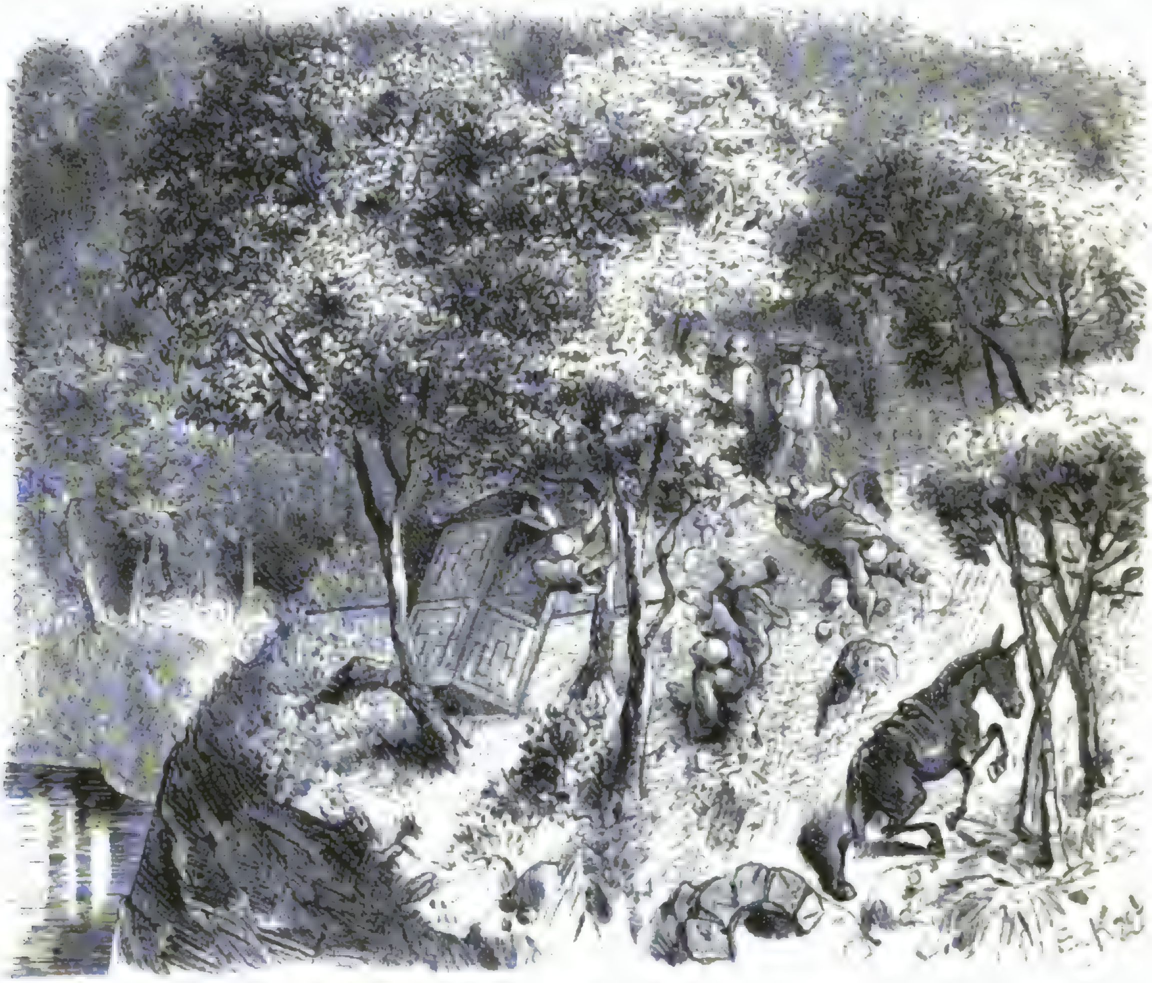
Der mit runden Steinen gepflaſterte Weg führt zuerſt am linksſeitigen Uferhange und dann im Flußbette ſelbſt aufwärts. Die letzte, ſteile Wand wird in mehreren Serpentinen überwältigt. Auf dem Sattel ſteht ein Haus, daneben ein baufälliges Holzthor, welches dem Paſſe den Namen gibt. Kwan bedeutet nämlich ein Thor.

Nachdem wir dieſe beſchwerliche Tour glücklich überſtanden, bekamen wir von dieſem Punkte aus einen Vorbegriff deſſen, was nun folgen ſollte. Düſter in Nebelwolken verhüllt, erhoben ſich vor uns die Felsgiganten zu ſchwindelnder Höhe. Die Kuppen blieben unſichtbar, nur hie und da ſahen wir in den Nebelmaſſen einen verſchwommenen Umriß, welchen wir zuerſt für eine Regenwolke hielten, und der ſich erſt ſpäter als der Hang einer kahlen Felsſpitze entpuppte, deren Rinnen und Verſchneidungen mit Schnee ausgefüllt waren.

Wie das Gefolge erzählte, kommt es ſehr ſelten vor, daß man von Fi-lung-kwan das vorliegende Terrain überſehen kann. Für gewöhnlich liegt die Höhe im Wolkenmeere verborgen.

Einige ſteile Serpentinen brachten uns zu dem auf einer Rückfallskuppe gelegenen Dorfe Hoa-ling-pu, dem Stabsquartier des General Lin.

Kaum hatten wir unſere Wohnung, einen im Centrum des Ortes ſituirten Tempel, bezogen, ſo erhielten wir den Beſuch des verdienten Feldherrn, für deſſen bewährten Heldenmuth ein Dutzend Narben rühmliches Zeugniß ablegten. Lin war eine ſympathiſche Erſcheinung, die Freundlichkeit ſelbſt, und wenn wir nicht ſpäter Gelegenheit gehabt hätten, ſeine Kunſt, zu beſchwichtigen, ſelbſt zu erfahren, ſo ließ ſich dieſe Tugend aus dem gutmüthigen Blinzeln ſeiner glänzend ſchwarzen Augen leicht errathen.

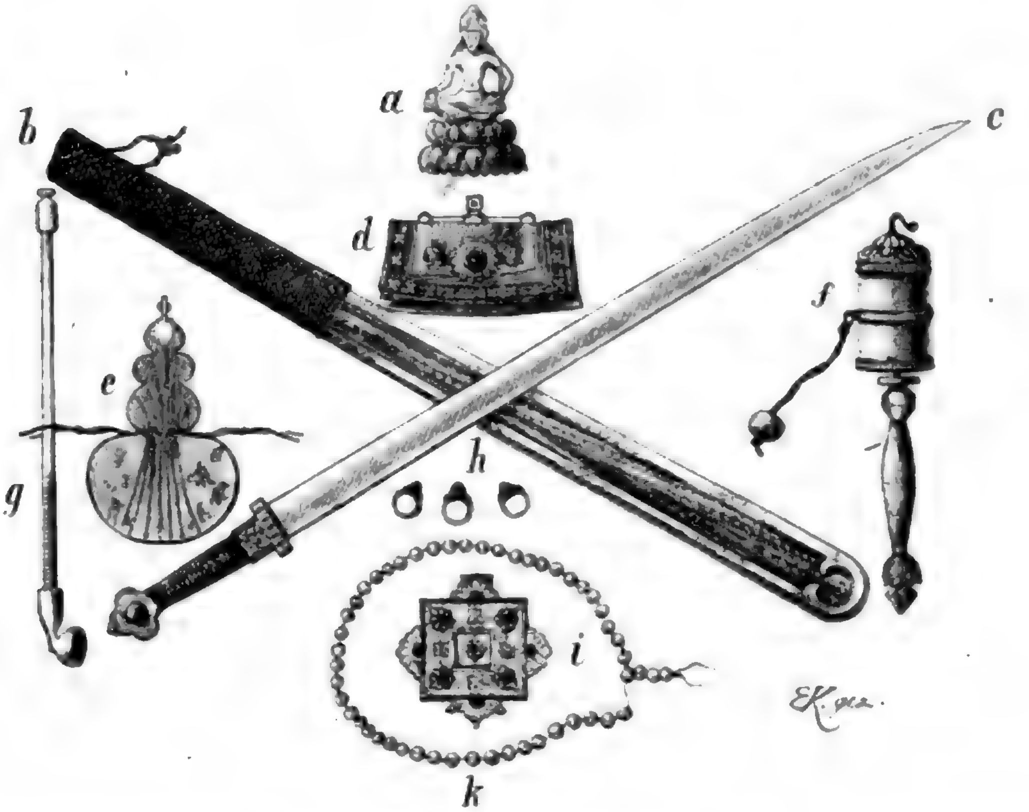


Reiſe-Unfall auf dem Wege nach Hoa-ling-pu.

Lin theilte uns mit, daß er von dem Vicekönig der Provinz Sze-tſchuen den Auftrag erhalten habe, den Oberbefehl über unſere Escorte zu übernehmen, und morgen ſchon mit uns Hoa-ling-pu verlaſſen würde. Er erwartete uns am nächſten Morgen beim Ausgange des Dorfes mit circa

Digitized by Google

30 Mann eigener Soldaten und knüpfte ſofort ein vertrauliches Geſpräch an; trotzdem er bald darüber aufgeklärt war, daß wir ihn nicht verſtanden, ließ er ſich in ſeiner Redſeligkeit nicht irre machen, er ſprach weiter — zwei Monate lang, und brachte es ſchließlich in ſeiner Conſequenz ſo weit, daß unſere Kenntniſſe im Chineſiſchen bedeutend wuchſen. Der Abſtieg bis zu dem Thale des Tatu-ho hat eine Länge von 30 Li; mit dem Dorfe Leng-tje endlich befanden wir uns am linken Ufer des waſſerreichen Stromes.



Tibetaniſche Induſtrie-Erzeugniſſe.

a Buddha-Statue aus Meſſing; b Schwertſcheide; c Schwertklinge; d Stahlfeuerzeug; e Tabaksbeutel; f Gebetcylinder; g Tabakspfeife; h Fingerringe; i Amuletkapſel aus Gold, mit Edelſteinen beſetzt; k Roſenkranz.

Der Tatu-ho entſpringt weit im Norden von Ta-tſien-lu, beiläufig unter dem 34. Breitegrad in den tibetaniſchen Hochlanden, berührt die tibetaniſchen Dörfer Schang-apa, Tſchung-apa und Hſia-apa und bildet ſodann die weſtliche Grenze des Fürſtenthumes Somo, welches von drei Brüdern, die in

Somo, Sunkön und Tamba reſidiren, regiert wird. Die ſüdliche Umgebung der Stadt Somo ſoll nach der Ausſage des Paters Aloiſius Gni-en troſtlos ſein. Er ſah dort weder Menſchen noch Thiere, weder Bäume noch Pflanzen, weder Quellen, noch Erde, nur Felsgebirge und Steingerölle.

Im Süden der Stadt Ko-rh-tan-ſſu, bei welcher der Somo-ho als Südgrenze des Fürſtenthumes in den Tatu-ho einmündet, erhebt ſich die öſtliche Thalbegleitung zu dem mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgsſtock Melto-ſan, als unüberſteigbare Mauer zwiſchen den Chineſen, die in der Stadt Mong-kong-ting von einem kaiſerlichen Beamten in Zaum und Zügel gehalten werden, und den „Barbaren", die den ganzen Oberlauf des Tatu-ho beherrſchen. Erwähnenswerth wäre noch das kleine tibetaniſche Gebiet Mupin, ſüdlich von Mong-kong-ting, welches zwar von einem eigenen Fürſten verwaltet wird, der jedoch ganz unter der Botmäßigkeit des Vicekönigs von Sze-tſchuen ſteht. Bis vor Kurzem befand ſich in der Stadt Mupin ein katholiſches Seminar für jene chineſiſchen Jünglinge, welche ſich dem geiſtlichen Berufe widmen wollten. Die Entlegenheit und Oede des Ortes verurſachte aber dem Leiter der theologiſchen Facultät ſolche Schwierigkeiten, daß der Biſchof von Ta-tſien-lu die Schule auflöſte.

Strenge in ſeiner Richtung bleibend, fließt der Tatu-ho in raſender Eile durch ein enges Thal, von Nord nach Süd. Die zahlreichen Riſſe und Verſchneidungen der ſchroffen Gebirgshänge enden in kleine fächerförmige Muren, die mit Reis, Kauleang und Buchweizen bebaut ſind.

Ungefähr 60 Kilometer im Süden von Leng-tje wendet ſich der Tatu-ho unter dem Namen Lu-ho nach Oſten und mündet nach der Aufnahme des Ya-ho bei Kiatin-fu in den Si-ho, welcher hier den Namen Min-kiang annimmt.

Leng-tje liegt in einer fruchtbaren Thalweitung im Schatten zahlreicher Tſu-tſe- und herrliche Früchte tragender Birnbäume am linken Ufer des Fluſſes. Der Weg erklimmt im Norden des Dorfes den Gebirgshang und bleibt in ſeinen vielfachen Windungen fortwährend 100—200 Meter über dem Waſſer. Obgleich ſeine Breite nur ſehr gering, iſt derſelbe, weil ungepflaſtert, weit prakticabler als bisher.

In Lou-ting-kjao erwartete uns eine angenehme Ueberraſchung. Müde und erſchöpft erreichten wir bei Sonnenuntergang den Marktflecken. Menſch und Thier athmeten mit innigem Wohlbehagen den friſchen, von den Schneegebirgen im Weſten herüberſtreichenden Lufthauch. Im Schatten des erſten Hauſes ſtand ein Chineſe, der mit der Rechten eine große, rothe Viſitkarte ſchwang und, als er unſer anſichtig wurde, freundlich grüßend in die Knie ſank. Wir glaubten, er ſei ein Diener des Bürgermeiſters und folgten ſeinen Spuren. Richtig, er führte uns in ein freundliches Wirthshaus, allem Anſcheine nach das beſte der Stadt.

Schon während der Wanderung durch die Gaſſen ſchien es mir, als ſei Lou-ting-kjao gar keine chineſiſche Stadt, die Leute ſchrien nicht, ſie drängten und ſtießen ſich nicht in ſo unbezwingbarer Neugierde, ſie verhöhnten uns nicht, wie es ſonſt zu thun die Chineſen gewohnt ſind. Es war, als befänden wir uns mit einem Male in einer Oaſe der Geſittung inmitten der großen Wüſte chineſiſcher Unduldſamkeit und Zudringlichkeit. Als wir nun gar bei dem Eintritte in unſere Behauſung einen gedeckten Tiſch fanden, worauf ein köſtlich gebratenes Huhn, daneben ein Laib friſchen, duftenden Brodes und endlich zwei Flaſchen Wein lagen, da ſtanden wir ſprachlos vor dem verkörperten Sehnſuchtsgedanken langer, entbehrungsreicher Monde.

Es dauerte nicht lange, da erſchien der Zauberer in der Geſtalt eines in chineſiſcher Tracht gekleideten Landsmannes. So begrüßte uns wenigſtens Pater Careau, ein franzöſiſcher Miſſionär, der ebenſo gut wie wir in ſeiner Abgeſchiedenheit von aller Civiliſation gelernt hatte, jeden Europäer als Landsmann zu betrachten. Wie köſtlich mundete uns das einfache Mahl bei der Erinnerung an die endloſen Feſtgelage, welche die chineſiſchen Machthaber in Su-tſchou und Tſching-tu-fu uns zu Ehren veranſtalteten; wie wohlthuend und anregend verliefen die Abendſtunden bei der Rückhaltloſigkeit, mit welcher die Converſation geführt werden konnte.

Pater Careau's menſchenfreundliche Tendenz in der Ausübung ſeines Berufes trug die ſchönſten Früchte. Eine große Anzahl der Bewohner des Ta-tu-Thales ſind Chriſten und wir lernten bereits deren Tugenden in Lou-ting-kjao kennen.

Am nächſten Morgen überſetzten wir den Tatu-ho auf einer Kettenbrücke. Ein waghalſiger Bau! Die Brücke beſteht aus 13 ſtarken Eiſenketten, von denen neun als Brückenunterlage und vier, d. i. an jeder Seite zwei, als Geländer dienen. Sie ſind an beiden Ufern verankert. Ueber die Tragketten liegen, der Brückenbreite entſprechend, loſe Bretter; die Zwiſchenräume, welche durch die jeweilige Verſchiebung der Bretter entſtehen, ſind mitunter ſo groß, daß man nur ſprungweiſe von einem feſten Punkte zu dem andern gelangen kann. Daß unter ſolchen Umſtänden oft Menſchen, noch mehr aber Thiere, von der Brücke in den ſchäumenden Gebirgsſtrom ſtürzen, iſt nicht zu wundern.

Die Brücke ſchwankt nicht allein in horizontaler Richtung, ſondern auch wie eine Rieſenſchaukel nach beiden Seiten. Am Abend unſerer Ankunft bemerkte ich das Schauſpiel, wie alle Menſchen, die gerade die Brücke paſſirten, wie auf ein Commando ſich zu Boden warfen, die Ketten umklammerten und ſo lange in der Stellung verblieben, bis die Schwingungen nachließen. Die Spannweite der Kettenbrücke, deren Decke 18 Meter über dem Waſſerſpiegel ſich erhebt, beträgt 140 Schritte, ihre Breite 4 Schritte.

Pater Careau begleitete uns eine kurze Strecke, und verabſchiedete ſich dann in herzlicher Weiſe. Auch er verließ ſeine Station, um auf einige Wochen zur Inſpicirung ſeines Miſſionsſprengels nach Süden zu reiſen. Unſer Weg blieb am rechtsſeitigen Uferhange des Tatu-ho und ſchmiegte ſich, von ungangbaren Steilen eingeengt, allen Terrainfalten an.

Nur in kurzen Strecken gepflaſtert, läßt ſeine Gangbarkeit wenig zu wünſchen übrig, obgleich einzelne Stellen, wo die Trace in ſenkrechten Felswänden ausgeſprengt wurde, zur größten Vorſicht mahnen.

Die Gebirgsbewohner verſtehen es, wie geſchickte Katzen, auf den Felſen herumzuklettern. Wir entnahmen das an den der Früchte beraubten Cactusſtauden, die in den Spalten des Geſteines in anſehnlicher Menge gediehen. Die länglichen Früchte ſind ihres ſäuerlichen, erfriſchenden Geſchmackes wegen ſehr beliebt, und der Laſtträger ſchlägt oft ſein Leben in die Schanze, um derſelben habhaft zu werden. Wie oft bemerkte ich erſchöpfte Kuli während einer kurzen Raſt zu einer unerreichbaren Felsſpalte in die Höhe blicken, wo ein kleiner Cactuswald mit rothen Früchten überfüllt, nur den zwitſchernden Vögeln Gelegenheit zum Ruhen und Naſchen bot.

In den flacheren Theilen des Gebirges ſtoßen wir auf einzelne Häuſer, ja ſelbſt auf kleine Ortſchaften. Die Häuſer ſind noch durchwegs im chineſiſchen Style erbaut, doch mit der Zunahme der Wildheit im Charakter der Umgebung verwildert auch das Aeußere der Bewohner. Zerlumpt in der Kleidung, verwahrloſt in der Friſur und in der Pflege des Körpers, geben dieſe kräftigen Geſtalten in den entlegenen, ſtillen Gegenden genügende Anhaltspunkte zu mancherlei Bedenken.

Das enge Seitenthal, in welches wir mit Tagesneige nach Weſten einbogen, um nach Waſe-kou und ſchließlich nach Ta-tſien-lu zu kommen, bot ein wunderbar ſchönes Bild. Mit donnerartigem Getöſe ziſcht und toſt der Wildbach über das zerklüftete Geſtein; Rieſen-Farrenkräuter und dunkelgrüne Mooſe bedecken die Abſtürze der Felſenmauern, die in abwechſelnden Farbentönen ſenkrecht bis in die Wolken emporragen; tiefe Einſamkeit und Grabesſtille herrſcht rings umher. Wir ſtehen vor der engen Pforte des höchſten Königreiches der Welt, vor dem Hochlande von Bodyul, vor dem Portale des größten Tempels, vor dem Lande der buddhiſtiſchen Lama.

Die Spitzen der Gebirgsſtöcke waren während unſerer Tour im Thale aufwärts nicht ſichtbar, da dunkelgraue Wolken bis in das Thal herabhingen. Die Steigung des Weges, der am rechten Ufer bleibt, iſt ſo ſtark, daß das reichliche Waſſer des Fluſſes nur als weißer Schaum erſcheint. Von beiden Seiten ſtürzen Gletſcherbäche aus immenſer Höhe über die nur ſpärlich bewaldeten Felswände in das Thal. Es iſt eine Hochalpenlandſchaft voll größten romantiſchen Reizes. Von Strecke zu Strecke iſt über den Fluß eine ſeltſame Brücke geſpannt, die aus einem ſtarken Bambuſeile beſteht, deſſen Enden entweder an große Felsblöcke feſtgebunden oder auf andere Art in dem Boden verankert ſind.

Will man eine ſolche Brücke paſſiren, ſo ſetzt man ſich auf ein horizontales Sitzbrettchen, das von einem auf dem Seile verſchiebbaren Bamburinge nach abwärts hängt, und rutſcht ſodann mit raſender Geſchwindigkeit bis zum tiefſten Punkte des loſe geſpannten Strickes. So leicht es war, bis hieher zu kommen, eben ſo ſchwer wird nun die Gewinnung des jenſeitigen Ufers, da der Paſſagier mit dem Aufwande aller Kräfte ſich mit den Händen empor arbeiten muß.

An größeren tibetaniſchen Strömen ſuchte man dieſen Schwierigkeiten dadurch auszuweichen, indem man immer zwei Seilbrücken neben einander anlegte, die nur in einer Richtung befahren werden können. Das eine Ende des Seiles liegt bedeutend höher als das andere, und ſo iſt es möglich, ohne Unterbrechung der kurzen Fahrt und ohne beſondere Anſtrengung das gegenüber liegende Ufer zu erreichen.

Nach ſechsſtündigem Marſche betraten wir eine kleine, von freundlich bewaldeten Höhen umſäumte Thalerweiterung. An dem Zuſammenfluſſe zweier Gebirgsflüſſe liegt hier recht romantiſch das nette, offene Städtchen Ta-tſien-lu. Die Häuſer machen nicht allein aus der Ferne einen günſtigen Eindruck, ſondern erweiſen ſich auch in der Nähe als zierliche, verhältnißmäßig reinliche Holz- und Steinbauten.

Das erſte Haus in Ta-tſien-lu iſt ein Zollhaus. Der chineſiſche Beamte trat, indem er eine tiefe Verbeugung machte, aus ſeinem Bureau, ließ uns aber ungehindert paſſiren. Die ganze Bevölkerung der Stadt war auf den Beinen. Als wir die alte Holzbrücke über den Fluß überſchritten, welcher Ta-tſien-lu in zwei Hälften theilt, da wurde das Gedränge ſo ſtark, daß es ſchwere Mühe koſtete, vorwärts zu kommen. Es war ein origineller Anblick. Wir erblickten zum erſten Male die bunten Typen der Tibetaner in anziehenden Gruppen, und ich muß ſagen, ich war von dem Bilde entzückt. Die Leute waren aus den hohen Gebirgen und den wilden Schluchten ihrer Heimat herabgekommen, um uns Europäer anzuſtaunen. Nicht allein durch ihre impoſante Erſcheinung, ſondern durch die ernſte Ruhe und die Aufrechthaltung einer muſterhaften Ordnung in dem Schwarme der ſchreienden und lärmenden Stadtbevölkerung war der Contraſt zwiſchen dieſer und jenen ſcharf ausgeprägt.

Dieſe robuſten, muskulöſen Geſtalten mit den wettergebräunten, durchfurchten, mageren, ernſten Geſichtern, das waren alſo die „Wilden“, wie ſie die

Chineſen nennen! Und wie blitzte in den ſchwarzen, tiefliegenden Augen — umflattert von einem wirren Wald verwahrloſter Haare — das unheimliche Feuer eines religiöſen Fanatismus!

Vergegenwärtigen wir uns noch die rothbraune Kleidung, entweder als langes, faltiges Gewand, das mit einer gelben Leibſchärpe als Träger des Feuerzeuges und der Rauchrequiſiten feſtgehalten wurde, oder in Art einer römiſchen Toga um die Achſel geworfen war, ſo daß die bronzene Farbe der Bruſt und des rechten Armes vollends zur Geltung gelangt, dazu noch die mächtigen Kettenglieder der goldenen und ſilbernen, mit kleinen Türkiſen überſäeten Ohrgehänge und endlich die aus gelbem Leder verfertigten hohen Stiefel, ſo wird man zugeben, daß der hervorgerufene Totaleindruck nur ein günſtiger ſein kann.

Die Männer ſind immer bewaffnet. Wenn auch nicht alle mit dem chineſiſchen Luntengewehre ausgerüſtet ſind (die Tibetaner ſchießen immer knieend und auf geringe Diſtanz mit einer außerordentlichen Sicherheit), ſo beſitzt doch jeder ein gerades, tibetaniſches Schwert, das oft mit einer bewunderungswürdigen Kunſtfertigkeit hergeſtellt wird, in ſeinem Gürtel. Der Griffknopf iſt gewöhnlich mit einer großen Koralle oder einem werthvollen Türkiſe geziert, die Scheide reich mit Ciſelirarbeit ausgeſtattet. Die ſchönſten Schwerter werden in Njarum, einer tibetaniſchen Stadt am mittleren Ya-long-kiang, verfertigt.

Nahezu jeder Tibetaner trägt auf ſeiner Bruſt eine Kapſel aus Gold, Silber oder Kupfer, mit verſchiedenen Beſchwörungsformeln als Amulet gegen die böſen Dämonen. Solche Kapſeln aus Gold ſind, beſonders wenn ſie reichlich mit Türkiſen geſchmückt ſind, von hohem Werthe. Auch die Frauen und Mädchen mit dem in zwei Zöpfe geflochtenen, rabenſchwarzen Haare, den in Geſundheit ſtrotzenden, rothen Wangen, mit ihren faltenreichen, buntfarbigen Röcken, die im Schnitte jenen der Männer glichen, mit ihren aus Gold, Silber, Korallen und ſonſtigen Edelſteinen zuſammengefügten Ohr-, Hals- und Armringen ſchlugen ihre chineſiſchen Genoſſinen aus dem Felde.

Die Tibetaner in Ta-tſien-lu leben mit den anſäſſigen Chineſen im guten Einvernehmen. Letztere handeln mit Edelſteinen, Tabak, Thee und

Digitized by Google

der unumſchränkten Jurisdiction eigentlich nur das Kleid der Würde tragen, ohne irgend welche beſondere Macht zu beſitzen.

Im Bedarfsfalle ordnen die Prinzen über Aufforderung der Prieſter die Aushebung eines Milizheeres an. Jede Familie iſt dann verpflichtet, 1—2 wehrfähige Männer beizuſtellen. Dieſe Art der Verwaltung des tibetaniſchen Volkes reicht nur bis Batang, jenſeits dieſes Ortes beginnt das eigentliche Reich der Prieſter.

Der Futai ließ uns durch einen Diener in das Kun-kwan geleiten, in welchem wir uns — in Gewärtigung eines längeren Aufenthaltes — häuslich einrichteten. Wir ſuchten zuerſt die warmen Kleider hervor, denn die Höhen der Berge ſchimmerten bereits im winterlichen Weiß, und die Abendluft wehte eiſigkalt durch die Fugen der Holzwände in die primitiven Localitäten.

Unſer Quartier lag unter einem Lama-Tempel. Schon in der erſten Nacht ſtörten die religiöſen Andachten der Prieſter die erſehnte Ruhe. Bald drang das harmoniſche Geſumme hundertſtimmiger Lieder, dann wieder der dumpfe Ton langgezogener Poſaunenfanfaren von der Galerie des Tempels zu uns herab.

Ich benützte den nächſten Morgen zum Beſuche der Lamaſerie. Auf der kleinen Anhöhe, wo der Holztempel mit ſeinen kühn gebogenen Dächern die Lama-Caſerne und andere Wirthſchaftsgebäude hoch überragt, erlitt ich die erſte Enttäuſchung. Scheu wichen die roth gekleideten Prieſter dem Fremdling aus, die Kugeln des Roſenkranzes glitten mit doppelter Schnelligkeit zwiſchen den Fingern durch, kaum daß Einer einen flüchtigen, ſcheuen Blick für mich hatte, der ich mich erfrechte, ihr Heiligthum zu betreten. Ich näherte mich zuerſt dem Thore des Wohnhauſes, um möglicherweiſe mit einem Buddhiſten Freundſchaft zu ſchließen, doch die eichenen Flügel ſchloſſen ſich bei meiner Annäherung wie vor einem Peſtkranken. Das gleiche Schickſal ereilte mich, als ich den Tempel betreten wollte. Mir blieb nichts Anderes übrig, als der Rückzug. Ich nahm einen anderen Weg nach Hauſe und ſtieß während des Spazierganges auf einige heiße Schwefelquellen, worin wunderbarerweiſe Chineſinen ihre ſchmutzige Wäſche wuſchen.

Um die Mittagsſtunde beſuchten wir den Miſſionsbiſchof Biêt. Sein Haus befindet ſich am Weſtende der Stadt neben dem zweiten chineſiſchen Zollhauſe und ſticht nicht allein durch die elegante Bauart, ſondern hauptſächlich durch die Anlage eines ſchönen Ziergartens von den Nachbarhäuſern vortheilhaft ab.

Biſchof Biêt, ein noch junger Herr, empfing uns mit liebenswürdiger Gaſtfreundſchaft, die wir im Allgemeinen an den franzöſiſchen Prieſtern nicht genug dankend erwähnen können. Er ſtellte uns zwei anweſende Miſſionäre vor, von denen der eine zu unſerer Freude ſich als der rühmlichſt bekannte Abbé Desgodins entpuppte. Auf ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaft komme ich an einer anderen Stelle zu ſprechen, heute lernen wir ihn nur als den ſympathiſchen, geiſtreichen Mann kennen, der es verſteht, der Unterhaltung eine unerſchöpfliche Würze herzlichen Humors beizumiſchen.

Abbé Desgodins wird bei 50 Jahre zählen. Kräftig und ſtark gebaut, erfreut er ſich trotz ſeines raſtloſen Wanderlebens einer vorzüglichen Geſundheit. Sein von einem graumelirten Vollbarte umrahmtes Geſicht allein erzählt eine lange Geſchichte von Gefahren, Entbehrungen und Mühſalen aller Art, die der verdienſtvolle Mann beſtanden und überwunden hat. Unter allen Tibetanern gekannt und ſeiner Energie wegen gefürchtet, entkam er einige Male nur mit knapper Noth den Anſchlägen gegen ſein Leben. Wie ſpannend verſtand er es zu erzählen, wie er ſammt einem Collegen aus Bonga vertrieben, über die in Schwankungen verſetzte Kettenbrücke glücklich auf das andere Ufer kam, während ſein Gefährte, von einer Kugel durchbohrt, in den Fluß ſtürzte und darin ſein kühles Grab fand. Seine jetzige Station Yarkalo iſt an der Grenze des unabhängigen, tibetaniſchen Gebietes Dzauarung am oberen Lan-tſan-kiang gelegen und berühmt durch großartige Salzſalinen.

Daß wir zufälligerweiſe Abbé Desgodins in Ta-tſien-lu begegneten, verdanken wir blos dem Umſtande, daß er gerade eine Reiſe nach Schanghai angetreten hatte, wo er ein tibetaniſches Wörterbuch zu publiciren gedachte. Vor Kurzem erhielt Desgodins von der Pariſer geographiſchen Geſellſchaft einen prächtigen Chronometer und einen Spiegelſextanten als Zeichen der Anerkennung ſeiner unermüdlichen Thätigkeit als Forſcher auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiete zugeſchickt. Er war glücklich, in mir Jemand gefunden zu haben, der ihm in der Handhabung der Inſtrumente mit Rath und That behilflich war. Stundenlang ſaß er an ſeinem Arbeitstiſch und hatte nicht eher Ruhe und Raſt, bevor er nicht das volle Verſtändniß des Gebrauches derſelben ſich erworben hatte.

Alle Miſſionäre von Ta-tſien-lu ſtimmten in ihrer Anſicht überein, daß wir kaum Batang, viel weniger Laſſa erreichen würden, da bereits von Seite der Lama nicht allein gegen uns, ſondern auch gegen das Vordringen des ruſſiſchen Oberſten Prſchewalski Vorſichtsmaßregeln getroffen worden ſeien. Biſchof Biêt theilte uns ferner mit, daß die hieſigen Lama jeden Tag einen Courier mit Verhaltungsmaßregeln und präciſen Weiſungen, wie man ſich „der vielen bewaffneten Europäer erwehren müſſe, die Laſſa erſtürmen wollen, um den Dalai-lama zu ſtehlen“, nach Weſten abſenden.

Es iſt eine oft bewährte Thatſache, daß die Gefahr wächſt, je mehr man ſich ihrem Ausgangspunkte nähert. Wir erfuhren dies vollinhaltlich während unſerer Vorſtellung bei dem Futai. Wenn die chineſiſchen Mandarine im Inneren China's es nicht wagten, uns die Wahrheit über die Reiſe nach Tibet in's Geſicht zu ſagen, und unter leeren Verſprechungen immer die Möglichkeit derſelben wie einen Hoffnungsſtrahl durchſchimmern ließen, ſo ſcheute ſich dagegen der Futai von Ta-tſien-lu nicht mehr, die verblümte Aeußerung zu thun: „Ihr kommt nicht nach Tibet!“ Freilich beſaß er einen ſo hohen Grad anerzogener Höflichkeit, daß er uns die bittere Pille dadurch zu verſüßen trachtete, daß er uns zum Speiſen einlud, aber er ahnte ſicherlich nicht, uns dadurch eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen, die mit einem Gaſtricismus enden ſollte. Die Chineſen ſind der Anſicht, daß alle Leckerbiſſen ihres Gaumens auch dem Europäer ſchmecken müſſen, doch Jeder von ihnen würde eher ſich aller Nahrung enthalten, bevor er auch nur einen Biſſen einer europäiſchen Speiſe verkoſten würde.

An dem Gaſtmahle nahm auch der tibetaniſche Fürſt theil. Er kam zu Pferd in das Yamen und trug, wie ſeine Dienerſchaft, chineſiſche Paradekleider. Der Fürſt hat das Wilde ſeines Volkes ganz verloren und machte im Grunde genommen einen erbarmenswerthen Eindruck. Seiner abgehärmten Geſtalt entſprach auch das an ſervile Unterwürfigkeit grenzende Benehmen. Der 50jährige Mann war unbeholfen wie ein Kind und erröthete förmlich bei jeder an ihn gerichteten Frage, vor deren einſilbiger Beantwortung er immer erſt einen fragenden Blick auf den Futai richtete, ob dieſer auch mit dem Gegenſtande der Converſation einverſtanden ſei. Der Fürſt ſaß während des Feſteſſens an dem unterſten Platze der Tafel, ſelbſt die chineſiſchen Subaltern-Mandarine genießen den Vortritt und die Bevorzugung vor den abhängigen tibetaniſchen Fürſten.

Der Fürſt von Ta-tſien-lu iſt übrigens ein kranker Mann. In ſeinen Jugendjahren war er ein leidenſchaftlicher und geſchickter Jäger. Vor einigen Jahren zog er ſich bei ſeinem Sportvergnügen ein Bruſtleiden zu und mußte nun über ausdrücklichen Wunſch ſeiner rüſtigen Mutter immer zu Hauſe bleiben. Seit jener Zeit darf Niemand in den Bergen ſeines Reiches jagen, da die alte Frau, welche ihren Sohn unendlich liebt, von dem Glauben befangen iſt, er müßte ſofort ſterben, ſobald ein Hirſch von einer Kugel durchbohrt würde. Daß der Fürſt dennoch dem Grafen Széchenyi geſtattete, das Terrain — freilich erfolglos — abzupürſchen, ja ihm ſogar ſeine Jagdhütte im Weſten von Ta-tſien-lu zur Verfügung ſtellte, geſchah gewiß ohne Wiſſen und Einwilligung ſeiner Mutter und in der erſten Freudenwallung ob des prächtigen Hinterladers, den ihm der Graf als Ehrengabe überreichte. Der Fürſt war von dem Geſchenke ſo entzückt, daß er auch verſprach, ſo bald als möglich die „Wula“ beizuſtellen.

Wenn ein chineſiſcher Mandarin nach Tibet reiſt, ſo haben alle tibetaniſchen Fürſten die Verpflichtung, die nöthigen Maulthiere und Laſtträger ohne Entgelt zu beſorgen. Gewöhnlich geſchieht das ſo, daß der Fürſt ſeine Untergebenen beauftragt, die gewünſchte Anzahl von Reitpferden und Tragthieren dem Reiſenden zur Verfügung zu ſtellen und ihnen dafür einen Percentſatz an Steuern (Goldſtaub, Geld, Felle und Lebensmittel) erläßt.

Eine in dieſer Weiſe zuſammengeſetzte Caravane nennen ſowohl die Chineſen, die in Tibet wohnen, ſowie alle Eingebornen Wula. Trotz aller Weigerung des Grafen ließ es ſich der Fürſt von Ta-tſien-lu nicht nehmen, ihm als reiſendem Mandarin die Wula-Beneficien aufzunöthigen. Doch es koſtete noch vieler Ueberredung und zeitraubender Verhandlungen, bevor der Futai unſerer Anſicht beipflichtete, es ſei endlich Zeit zur Abreiſe. Mittlerweile beſorgte Graf Széchenyi mit Hilfe des Biſchofs Biet die Umwechslung des Silbers in Goldſtangen und indiſche Silberrupien.

Das Gold, welches im gediegenen Zuſtande von den Tibetanern in den Flüſſen durch Waſchung gewonnen wird, zeichnet ſich durch einen beſonderen Feingehalt aus. Die chineſiſchen Kaufleute, welche es im Waarenumſatze unter den vortheilhafteſten Bedingungen an ſich zu bringen verſtehen, ſchmieden die Goldkörnchen zu kleinen viereckigen Stangen von circa 8—10 Centimeter Länge und 1 Centimeter Dicke zuſammen und treiben trotz des Verbotes der Regierung damit ein einträgliches Geſchäft mit den Händlern in Schanghai, die es nach Europa exportiren. In Birma wird das tibetaniſche Gold minder geſchätzt als das eigene, welches hauptſächlich in Plättchen courſirt. Durch die Umwechslung des reinen Silbers in Gold wurde unſer Geldgepäck um das Zwanzigfache vermindert, und wenn früher für den Geldtransport drei Maulthiere nothwendig waren, ſo genügte jetzt für dieſelbe Werthladung der ſchwächſte Mauleſel.

Als gangbarſtes Geld Tibets circuliren bereits in Ta-tſien-lu die indiſchen Rupien mit dem Bildniſſe der Königin Victoria. Sie kommen aus Indien über Sikkim, Bhutan und Nepal auf das Hochland und werden von den Eingebornen der Einheit wegen, welche das Abwiegen überflüſſig macht, dem chineſiſchen Gelde vorgezogen. Bei Auszahlung geringerer Beträge zerſchneiden aber die Tibetaner die Silbermünzen in kleinere Theile, die dennoch abgewogen werden müſſen.

Schon in den erſten Tagen unſeres Aufenthaltes hatte Kung-ſche ſein Bündel geſchnürt, um die Rückreiſe nach Schanghai zu ſeinem Weibe und den Kindern anzutreten, denen er einige Koffer, gefüllt mit Ueberraſchungen aller Art, mitbringen wollte. Wie es kam, daß der Diener, der doch regelmäßig ſeinen Lohn nach Schanghai ſchickte, ſein Reiſegepäck in ſo überraſchender Weiſe vermehrte, in welcher Weiſe er in den Beſitz ſchöner Seidenkleider und anderer Werthſachen, ja zu einem anſcheinend hohen Reiſefond gelangte, konnten wir errathen, als wir unſer Augenmerk dem Dolmetſch Sin zuwandten, deſſen Benehmen in Ta-tſien-lu ein räthſelhaftes genannt werden mußte.

Das contractmäßige Jahr ſeiner Dienſtleiſtung lief in wenigen Tagen ab. Die Nothwendigkeit einer Contracterneuerung trat uns Allen in ihrer ganzen Tragweite vor Augen. Was ſollte aus uns werden, wenn nun auch Sin, vielleicht gar in Folge einer Verabredung, Kung-ſche nacheilte, um in Geſellſchaft deſto billiger reiſen zu können? In welcher Weiſe vermochten wir uns mit den Tibetanern zu verſtändigen, wenn die Vermittlerrolle mit dem tibetaniſchen Dolmetſch, der übrigens erſt gefunden werden ſollte, unbeſetzt blieb?

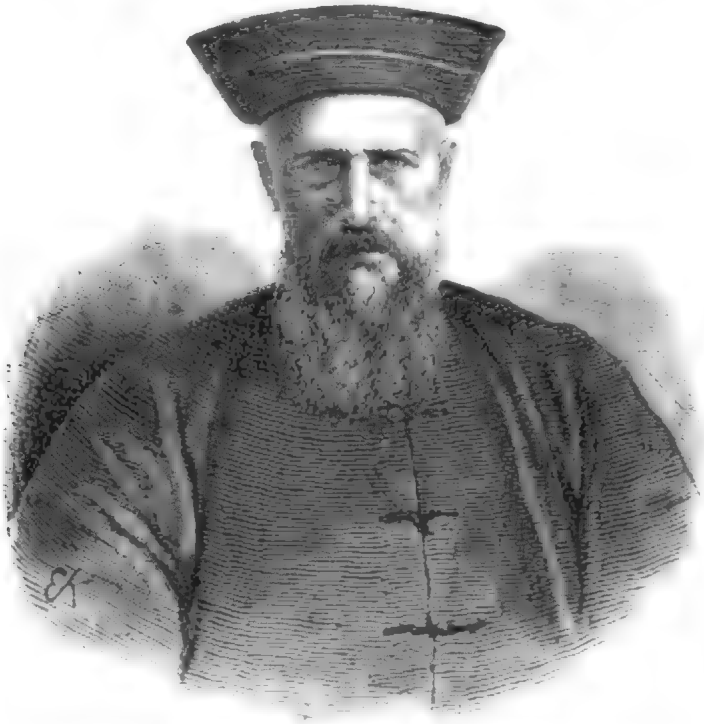
Sin durfte uns nicht verlaſſen, wenn wir nicht unbeholfen und gebunden daſtehen wollten, beraubt des erſten und unentbehrlichſten Reiſemittels — der Verſtändigung. So überlegten wir, und Graf Széchenyi verſuchte alle Mittel, die zu einer Einigung führen ſollten. Er verſprach dem Interpreten dreifachen, ja fünffachen Lohn, er ſagte ihm die freie Fahrt von Rangun nach Schanghai und eine Extra-Remuneration zu, umſonſt; weder glänzende Anerbieten noch Drohungen konnten den ſtarren Sinn des Chineſen beugen, er blieb bei ſeinem Entſchluſſe.

„Mein Jahr iſt um,“ ſagte er, „ich kehre heim. Wir ſtehen vor Tibet, das Volk iſt böſe und wird nicht allein Sie, ſondern auch mich erſchlagen, ſobald Sie noch weiter in die Gebirge reiſen. Ich fürchte mich, denn mein Leben iſt mir lieber als Ihr Geld. Wenn Sie vernünftig handeln wollen, ſo kehren Sie um, reiſen Sie nach Schanghai und ich will Ihr Diener bleiben. Nach Weſten gehe ich keinen Schritt weiter, es wäre ein wahnwitziges Beginnen, das mit einem Unglück oder einer Flucht nach Oſten enden müßte.“ Dabei blieb er. Selbſt das Zureden des Futai, uns nicht im Stiche zu laſſen, hatte keinen anderen Erfolg, als daß Mr. Sin deſto eifriger die Vorbereitungen zu ſeiner Rückreiſe betrieb.

Seine Frau war nicht nach Ta-tſien-lu gekommen, ſondern erwartete bei ihren Verwandten in Tſching-tu-fu die Rückkehr ihres Gemals. Schon dieſer Umſtand ließ uns dahin ſchließen, daß die Kündigung im letzten Augenblicke ein wohlüberlegter Schritt war.

Sin verließ uns richtig am 3. November und bereitete der Expedition durch ſeine Treuloſigkeit die größten Schwierigkeiten an dem bedeutungsvollſten und wichtigſten Punkte der Route. Dank der liebenswürdigen Theilnahme des Mſgr. Biêt gelang es uns noch in Ta-tſien-lu, den ſcheinbar unerſetzlichen Verluſt wieder auszugleichen.

Wie ich ſchon erwähnte, befand ſich in Mupin noch vor einigen Jahren ein Seminar, in welchem chineſiſche Knaben zu Prieſtern herangebildet wurden. Die Zöglinge erhielten den Unterricht in lateiniſcher Sprache*). Bei der Auflöſung dieſer Facultät zogen es viele Candidaten vor, anſtatt in der entfernten Schule zu Nanking ihre Studien fortzuſetzen, den Miſſionären des tibetaniſchen Biſthumes in der Ausübung des Berufes treu zur Seite zu ſtehen.



Abbé Desgodins.

Ein ſolcher junger Mann verwaltete das Hausweſen des Pater Careau in Lou-ting-kjao. Biſchof Biêt verſprach ſein Möglichſtes, denſelben als neuen

---

*) Aus naheliegenden Gründen ſehen die franzöſiſchen Miſſionäre ſtrenge darauf, daß kein chineſiſcher Zögling Gelegenheit bekomme, franzöſiſch zu lernen.

Dolmetſch anzuwerben, und entſandte an demſelben Tage einen Courier an Pater Careau mit einer genauen Darſtellung der Sachlage. Die Antwort brachte Tang, der heißerſehnte Mann, ſelbſt; er erklärte ſich bereit, der Expedition durch Dick und Dünn zu folgen, und ginge es ſelbſt nach Laſſa. In den erſten Tagen bot die Verſtändigung wohl mancherlei Schwierigkeiten; es war auch ſchon lange her, ſeit wir Europäer die Regeln der Declination und Conjugation zum letzten Male praktiſch geübt hatten, und andererſeits ſprach Tang eine romaniſche Sprache, die ſich erſt nach mehreren Lectionen als Latein entpuppte.

Es war an einem froſtigen Nachmittage, als die drei Mandarine, welche der Vicekönig von Sze-tſchuen als Begleiter beigeſtellt hatte, uns einen Beſuch abſtatteten, um über die Abreiſe zu conferiren. Das Geſprächsthema war endlich mit dem Beſchluſſe abgelaufen, in zwei Tagen aufzubrechen. Trotzdem machten die Officiere keine Miene, ſich zu entfernen. Sie leerten eine Schale Thee nach der andern und wärmten ihre erſtarrten Hände mit Behagen an der Gluthpfanne zu ihren Füßen. Man ſah es ihnen an, daß irgend etwas ihr Herz bedrückte, und daß die Beſprechung der Angelegenheit ihnen große Schwierigkeiten bereitete.

Da räuſperte ſich der Commandant der Escorte und blickte gedankenvoll nach der Zimmerdecke: „Sin iſt ein braver Mann, denn Tinkum-pao (der Vicekönig) liebt ihn ſehr.“

„So!“ entgegnete Graf Széchenyi, „das iſt ein großes Glück für ihn. Er dürfte eine ſchöne Carrière machen.“

„Gewiß! Beſonders wenn Tinkum-pao erfahren wird, daß Ihr mit Sin zufrieden waret. Wie ich erfuhr, ſo ſtelltet Ihr ihm eine Schrift aus, worin ſeine Tugenden aufgezählt und mit Namen bezeichnet ſind. Der Vicekönig iſt auch Euch gewogen, er ordnete, wie Zo-zung-tang an, daß Euch alle Tragthiere und ſämmtliche Lebensmittel auf ſeine Koſten beigeſtellt wurden. Und habt Ihr nicht von dem Ta-loya (großer Herr) 600 Taël als Abſchiedsgeſchenk erhalten? O, Tinkum-pao gleicht der unerſchöpflichen Gnade.“

Unmöglich! Der Dolmetſch mußte die wunderbare Geſchichte zweimal überſetzen, weil wir ein Mißverſtändniß fürchteten, und doch hörten wir wieder dasſelbe.

„Sin iſt ein ſchlechter Menſch,“ ſtellte nun der General ſeine frühere Einleitung richtig, „er rechnete Euch alle Tage große Summen für die Miethe der Wula auf, während der Kaiſer (richtiger die Regierung) ſchon vor einem Jahre den Befehl erließ, daß Ihr in ſeinem Reiche als Gäſte angeſehen werden ſollt, für welche er alle Reiſebedürfniſſe mit ſeinem eigenen Silber beſtreiten würde. Sin hat Euch nicht nur betrogen, ſondern auch 600 Taël, welche Tinkum-pao ihm mit der Beſtimmung übergab, ſie Euch als Beweis ſeiner Zuneigung einzuhändigen, veruntreut.“ Ein Seufzer voller Indignation und Verachtung zum Schluſſe der Rede gab dem Officier den Anſchein, als verabſcheue er vom Grunde der Seele Sin's unverantwortliche Gaunerei.

Ich will dieſe Geſchichte, deren Abwickelung erſt lange nachher erfolgte, zum Abſchluſſe bringen. Die Spitzbübereien Sin's fanden nach allen eingeholten Erkundigungen volle Beſtätigung. Ueber die Höhe der veruntreuten Beträge läßt ſich leicht ein Begriff bilden, wenn man bedenkt, daß zur Fortbringung des Gepäckes 30 Maulthiere erforderlich waren, deren Miethe täglich 90 fl. verſchlang.

Es fiel uns nun wie Schuppen von den Augen, warum der Menſch nicht länger in des Grafen Dienſten bleiben wollte. Er fürchtete ſich vor der Entdeckung ſeiner Unredlichkeit und vor der wahrſcheinlichen Strafe, die ihn ſchließlich ereilt haben würde. Einmal weit vom Schuſſe, fühlte er ſich halbwegs geſichert.

Sin war in Tſching-tu-fu. Der Vicekönig wurde von den gefälligen Manieren, dem geſchmeidigen Weſen und der Fertigkeit im Gebrauche der chineſiſchen und engliſchen Sprache des jungen Mannes ſo gewonnen, daß er ihm eine hohe Mandarinswürde — als Interpret für eventuelle Fälle — verlieh und ihn in ſeinen Hofſtaat einreihte. Als nun die drei Officiere, welche uns bis Batang begleitet hatten, wieder in Tſching-tu-fu eintrafen, da war ihr Erſtes, dem alten Bekannten Sin einen Beſuch zu machen.

„Siehe da,“ ſagte der Sprecher, „das iſt ein Brief des mächtigen Europäers Sze an Tinkum-pao. In dem Briefe wird dem Vicekönig eine Mittheilung gemacht, die Dir großen Schaden bringen wird, ſobald ſie in die richtigen Hände gelangt. Du haſt Dir während der Dienſtzeit bei den Europäern einige tauſend Taël erſpart. Wie viel gibſt Du uns für dieſen Brief?“

Ob Sin mit den Freunden redlich theilte, mag bei ſeinem erprobten Finanzgenie dahingeſtellt bleiben, daß er aber einen großen Theil ſeines „erſparten“ Capitals für die Erlangung des Schreibens opferte, ſcheint mehr als gewiß, wenn er es nicht vorgezogen hat, die Stunde abzuwarten, bis er, als königlicher Dolmetſch zu ſeinem Herrn berufen, den Brief ſo überſetzte, daß Tinkum-pao ſich nur gratuliren konnte, einen verläßlichen und unter den ſchwierigſten Verhältniſſen erprobten Mann in ſeine Dienſte genommen zu haben.

Vielleicht hat Sin doch noch das Schickſal erreicht. Graf Széchenyi ſchickte von Batang aus durch die Miſſion noch eine zweite Anzeige nach Tſching-tu-fu, die in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, nur von einem Miſſionär überreicht und überſetzt werden konnte. Ich bin aber leider nicht in der Lage, über den Erfolg dieſes Briefes zu berichten. Derzeit ſoll Sin wieder die Stellung eines Comptoiriſten in Schanghai einnehmen, die er auch vor unſerem Aufbruche bekleidete.

Den Bemühungen des Biſchofs Biêt gelang es auch bald, einen Interpreten für die tibetaniſche Sprache, in der Geſtalt eines kräftigen, ſympathiſch zuſagenden Tibetaners, Namens Pema, ausfindig zu machen, welchen er während eines uns zu Ehren veranſtalteten Mahles als den einzigen chriſtlichen Tibetaner im ganzen tibetaniſchen Hochlande vorſtellte. (Die 96 Chriſten in Ta-tſien-lu ſind Chineſen.)

Am 12. November entflohen wir dem unbeſchreiblichen Lärm, welchen die Mulatreiber mit der Abwiegung und Vertheilung des Gepäckes durch das Loos ſchon ſeit Sonnenaufgang vor dem Kun-kwan in Scene ſetzten. Wir tranken hierauf in der Miſſion noch einen vorzüglichen Kaffee, nahmen Abſchied von den liebenswürdigen Herren, wünſchten uns gegenſeitig zufriedenſtellende Erfolge und beſtiegen dann die Pferde, um in die weſtlichen Gebirge zu reiten, in die Heimat des tibetaniſchen Volkes.

XX.

Von Ta-tſien-lu nach Batang.

Geographiſche Charakteriſtik des tibetaniſchen Hochlandes. — Indiſche Punditen. — Die Kartenaufnahme der Jeſuiten. — Mythe über die Entſtehung des tibetaniſchen Volkes. — Geſchichte des Landes. — Europäiſche Reiſende in Tibet. — Die Tibetaner, ihre Lebensweiſe, Sitten und Gebräuche. — Der Buddhismus. — Stellung des Dalai-lama. — Die Prieſterwirthſchaft. — Politiſche Eintheilung. — Laſſa. — Tibetaniſche Caravanen. — Hokeu. — Eine Räubergeſchichte. — Die neuen Diener. — Litang. — Die Gambugletſcher. — Der Tſchara-la (Paß). — Batang und ſeine Fürſten. — Eine Leichenverbrennung. — Ausflug zum Kinſcha-kiang. — Feindſelige Haltung der Lama.

Bevor ich es unternehme, die einzelnen Ereigniſſe während unſerer Reiſe auf dem Hochplateau von Tibet zu ſchildern, wird es angezeigt ſein, einen allgemeinen Ueberblick über das geheimnißvolle Land und deſſen Bewohner vorauszuſenden.

Der Name Tibet, für jenes Hochland, deſſen natürliche Abgrenzung es zu einem Unicum der ganzen Welt geſtaltet, iſt unter den Völkern, welche es bewohnen, nicht bekannt. Er ſtammt aus Perſien und wir Europäer haben ihn adoptirt. Die Tibetaner nennen das Land Bod oder Bodjul, die Bewohner der nödlichen Abhänge in der Nähe der großen Wüſte Tangut, die Chineſen Tſe-tſang oder Si-fan.

Das eigentliche Hochland erhebt ſich in der Form eines ungeheuren, lang geſtreckten Kreisſegmentes über die angrenzenden Tiefländer und wird durch die ſcharf ausgeprägten, felſigen Abfälle, die es wie eine unzugängliche Mauer von allen Seiten umſchließen, von der Natur ſelbſt zu einer abgeſchloſſenen Rieſenfeſte im vollſten Sinne des Wortes erhoben.

Im Süden wird das Land von den himmelſtrebenden Graten des Himalaya-Syſtems umrahmt. Jedermann kennt die Namen der unentweihten höchſten Berge der Welt, den Mount Evereſt und den Kintſchindſchunga, die mit ihren 29.000 und 28.000 Fuß hohen Eisſpitzen das Wolkenmeer weit überragen, welches ihre Abſtürze koſend umſchmiegt. Das Himalaya-Syſtem beſteht aus drei, nahezu parallel laufenden Gebirgszügen, unter denen der ſüdliche die eigentliche Abdachung des tibetaniſchen Hochlandes bildet. Undurchdringliche tropiſche Wälder vereinigen ſich als Fortſetzung der fieberreichen Wald- und Sumpfgegenden der Terrai in beträchtlicher Höhe mit dem Nadelholz zu einem wundervollen Panorama, endlich thürmen ſich die Felswände empor, um in ihren Einſattlungen das ewige Eis zu tragen, das in der Sonne wie ein rieſengroßer Diamant glitzert und funkelt.

Aehnlich in der Structur und nur dadurch noch impoſanter angelegt, indem die ſteilen Abſtürze ohne beſondere Ausläufer direct zu der fahlen Sandebene des Tarim-Beckens hinabſtürzen, erſtreckt ſich die äußerſte Kette des Kwen-lun-Syſtems als nördliche Abgrenzung des tibetaniſchen Hochlandes von Weſten nach Oſten.

Im Weſten bildet das Karakorum-Gebirge mit ſeinen Trias- und Steinkohlen-Formationen und das durchfurchte Pamir-Plateau die Grenze, im Oſten aber iſt es gewiſſermaßen der Kreisabhang des Himalaya-Syſtems ſelbſt, der mit einer verhältnißmäßig ſanfteren Abdachung gegen China zu abfällt. Von zahlreichen Strömen, die insgeſammt an der Grenze des Hochlandes einen meridianalen Lauf innehalten, durchſchnitten, bilden die dazwiſchen liegenden Gebirgsrücken mühſelig zu überwindende Communications-Hinderniſſe.

Aus allen vier Weltgegenden blicken dem Reiſenden entweder vereinzelt, oder auch in mächtigem Zuſammenhange vereiste, ſpitzige Berge, die im Durchſchnitte die Höhe von mindeſtens 20.000 Fuß erreichen, entgegen.

Oben aber, auf dem hohen Tafellande ſieht es trübe und traurig aus; die enormen Höhen und die davon abhängigen klimatiſchen Verhältniſſe zwängen die Vegetation in einen engen Rahmen. Da findet man weder Bäume noch Ackerfelder, weder Blumen noch Früchte, ja die grünen Flecken inmitten der breiten, mit Kies und Gerölle ausgefüllten Mulden, auf welchen der verkrüppelte Lavendel ein kümmerliches Daſein friſtet, ſind zu zählen. Die Luftſtrömungen bringen nicht die mindeſte Feuchtigkeit mit ſich; der ſpärlich fallende Schnee genügt nicht, um der Erde Productivität zu verleihen, und ſo iſt das Plateau leblos in Bezug auf Thier- und Pflanzenwelt. Faſſen wir beſonders das ausgedehnte Hochland im Norden des durch die 3630 Meter hoch gelegene Landeshauptſtadt Laſſa gezogenen 30. Breitegrades in das Auge, ſo werden wir begreifen, daß in dieſem abflußloſen, mit zahlreichen Binnenſeen bedeckten Lande, deſſen flache Plateaux über 6000 Meter hoch ſind, die Menſchen zu zählen ſind, die hier ihre Exiſtenzbedingungen erfüllt finden. Der große Binnenſee Tengri-nor nördlich von Laſſa liegt ſchon nahezu 5000 Meter über dem Meere. Wie die Beſchaffenheit des Landes noch weiter nordweſtlich des erwähnten See's iſt, davon wiſſen wir nichts, denn noch Niemand hat uns darüber auch nur die geringſte poſitive Nachricht gebracht. Was ſollte uns auch verleiten, auf dieſen Höhen etwas Anderes zu ſuchen, als dieſelbe Armuth der Natur, die ſich in Sand, in Gerölle, verkümmerten Gräſern und einigen Mooſen weiter ſüdlich ſo traurig äußert! — Die Anſiedelungen der Tibetaner liegen eigentlich nur in den breiten Thalebenen großer Gewäſſer. Einerſeits durch die relativ niedere Lage, andererſeits durch den in Folge der Verdunſtung erhöhten Feuchtigkeitsgehalt der Atmoſphäre, hauptſächlich aber durch eine mit vielem Verſtändniß durchgeführte Canaliſirung gewinnen die Thalebenen an Lebensfähigkeit, ja es kann ſogar dem Boden im Bereiche der Hauptflüſſe Tibets eine gewiſſe Fruchtbarkeit nicht abgeſprochen werden.

Ich will nur die zwei größten Flüſſe erwähnen, die beide unter dem 82. Längengrade auf einem Knotenpunkte des Himalaya ihre Quellen haben und dann wie zwei Rieſenarme das ganze ſüdlich gelegene Land, ſomit auch Indien von links und rechts umſpannen. Es ſind das der Indus im Weſten und der Sampu im Oſten.

Ueber den Lauf des Indus exiſtirt kein Zweifel mehr, denn der Strom wurde an mehreren Stellen überſetzt und überall war es möglich, die Identität zu conſtatiren. Vom Sampu läßt ſich nicht dasſelbe ſagen.

Es iſt zweifellos, daß dieſer Strom von ſeiner bekannten Quelle einen nahezu öſtlichen Lauf bis ſüdöſtlich von Laſſa innehält. Ein vor drei Jahren von hier nach Calcutta zurückgekehrter eingeborner Geograph berichtete, daß der Strom dann einen ſcharfen Bug gegen Süden ausführe, und dieſe Richtung beizubehalten ſcheint. Eine kurze Strecke iſt es nur, die ſelbſt für jeden Indier unzugänglich gemacht wird durch die für alles Fremde verſchloſſenen wilden Volksſtämme der Miſchmis und Abors, aber ſie genügt für die Unkenntniß, ob der Sampu in ſeinem unteren Laufe der Brahmaputra oder Irawadi iſt. Ich neige mich, da ich beide Ströme im unteren Laufe kenne, der erſteren und allgemein für richtig gehaltenen Anſicht zu, obgleich ich eingeſtehen muß, daß es mich gar nicht wundern würde, einmal die entgegengeſetzte Nachricht als bewieſene Wahrheit zu vernehmen.

Zweifel und nichts als Zweifel überall in jenen unwirthſamen Strichen, Combinationen, Vermuthungen, das ſind die Grundlagen für die Verfertigung aller Landkarten, die wir über das große Tibet beſitzen, mit Ausnahme jener wenigen Theile, die von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern betreten und erforſcht wurden.

Das Klima des Hochlandes iſt ein extremes und continentales. Die Kälte ſinkt im Winter im Durchſchnitte bis auf 25—30° unter Null; ſchon im November ſind alle Flüſſe und Seen mit Eis bedeckt und im April vermag der Sonne belebende Kraft noch nicht die Kryſtallflächen zum Schmelzen zu bringen.

Schon ſeit langen Jahren war die indiſche, reſpective engliſche Regierung beſtrebt, das Land und die Tibetaner, die doch ihre Nachbarn ſind, kennen zu lernen, ja ſie verſuchte ſogar im Jahre 1861 durch eine theilweiſe Occupation des Fürſtenthumes von Sikkim und die Vertreibung des feindlichen Königs, einen Keil zwiſchen die nach Tibet tributären Fürſtenthümer Bhutan und Nepal bis an die eigentliche tibetaniſche Grenze in das Hochland hinein zu treiben, um der Landeshauptſtadt Laſſa näher zu kommen. Es war umſonſt. Kein Europäer darf heutzutage die ſüdliche Landesgrenze paſſiren. In Folge ſolcher Vorkehrungen verſchloß auch der König von Bhutan ſein Land, und der Fürſt von Nepal, in deſſen Hauptſtadt Kathmandu ein engliſcher Bevollmächtigter reſidirt, beſchränkte deſſen Bewegungsfreiheit auf einen zunächſt der Hauptſtadt gelegenen Rayon von wenigen Meilen Umfang.

Da verfiel der engliſche Oberſt Montgomerie auf die vortreffliche Idee, junge buddhiſtiſche Indier zu Geographen heranzubilden und ſelbe behufs Erforſchung des Landes nach Tibet zu entſenden. In der Tracht der Eingebornen und nur mit den unumgänglich nothwendigen Inſtrumenten ausgerüſtet, durchſtöbern dieſe Punditen ſeit dem Jahre 1865 die Hochplateaux und kehrten bis jetzt regelmäßig mit vielem geſammelten, werthvollen Materiale nach Indien zurück.

Ich erhielt aber auf meiner Rückreiſe nach Europa im geographiſchen Inſtitute in Calcutta die Nachricht, daß die Tibetaner bereits die jungen Indier mit mißtrauiſchen Augen verfolgen, und daß der im Jahre 1879 entſendete Pundit nicht einmal Laſſa erreichte, ſondern in Folge eines erlauſchten Geſpräches das wenige Gepäck mit Ausnahme der Inſtrumente, welche er in dem Griffe ſeines Reiſeſtabes verborgen hatte, im Stiche laſſen mußte, um der Stelle zu entfliehen, wo man ſeine Miſſion errathen hatte.

Iſt in einem ſolchen Lande einmal das Mißtrauen rege geworden, ſo zieht die Kunde von Mund zu Mund, ſie dringt aus der ärmſten Hütte bis zu den Stufen des Thrones, und es iſt wahrſcheinlich, daß man den Pilgern, die aus Indien nach Tibet wallfahrten, in der Zukunft ein größeres Augenmerk ſchenken wird.

Unwillkürlich wird nun nach dem Geſagten die Frage entſtehen: Wie kommt es, daß bei der Unkenntniß des Landes das Hochland von Tibet auf den Weltkarten nicht als weißer Fleck erſcheint, ſondern daß da eine große Anzahl von abflußloſen Gewäſſern gleichſam ohne Anfang und Ende bald als ſchlangengleiche Waſſerlinien, bald als größere oder kleinere Binnenſeen die Oberfläche bedecken? Iſt das Alles Combination und Annahme?

Theilweiſe ja, doch dieſe Vermuthungen ſtammen dennoch aus einem Documente, das noch heutzutage eine gewiſſe Anerkennung verdient und die einzige Quelle iſt, worauf ſich eine Kartenzeichnung von Oſt- und einem Theile von Central-Aſien überhaupt ſtützen und anlehnen muß.

Als zu Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts die katholiſchen Miſſionäre noch einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß in China ausübten, und die chineſiſchen Regenten ihre Talente und Geſchicklichkeiten, Gelehrſamkeit und Fähigkeiten anerkannten, da war es der Kaiſer Kanghi (1667 bis 1722), welcher den Jeſuitenpater Regis bewog, die Leitung zur Verfertigung einer Karte des Reiches zu übernehmen. Zehn Jahre lang arbeiteten die Patres mit raſtloſem Eifer an dieſer Aufgabe. Als ſie im Jahre 1718 dem Kaiſer die fertige Karte überreichten, war dieſer von der Art der Darſtellung ſo entzückt, daß er ſogleich ſeine eigenen Aſtronomen hinausſandte, um auch das Hochland von Tibet zu verzeichnen. Ihre Arbeit war ſchlecht und unbrauchbar. Deshalb zogen abermals die Miſſionäre aus, um eine verbeſſerte Karte zu ſchaffen. Die chineſiſche Karte trägt trotz ihrer Dürftigkeit — denn ſie erſtreckt ſich nur auf die Beſtimmungen der Ortſchaften, Flüſſe und Grenzen, ohne von den Communicationen und Bergen viel Notiz zu nehmen — den Stempel eines ungewöhnlichen Fleißes; die tibetaniſche Karte aber ſcheint mehr durch die Aufzeichnung eingeholter Erkundigungen als durch wirkliche Erforſchung des Landes entſtanden zu ſein und genügt heutzutage nicht mehr, trotzdem ſie, wie bereits erwähnt, die Grundlage aller Karten von Tibet bildet.

Wenn wir die Geſchichte des Landes in's Auge faſſen, ſo reichen unſere Kenntniſſe nur auf eine verhältnißmäßig kurze Zeit zurück. Selbſt im Lande circuliren über die Vergangenheit nur verſchwommene Märchen und Mythen, die jedoch auch ſchon in früherer Zeit ihren Weg nach Europa fanden. Die Sage über den Urſprung des Volkes, wie ſie unter den Tibetanern verbreitet iſt, ſei im Folgenden wiedergegeben: Im Anfange lebte auf dem Hochplateau nur ein Mann mit ſeinen drei Söhnen. Sie bewohnten weder Häuſer noch Zelte, ſondern zogen ruhelos und raſtlos, ohne mit Exiſtenzſorgen kämpfen zu müſſen, umher, denn das Land war damals nicht wüſt, nicht arm und nicht kalt. Es wuchſen Bäume, welche die herrlichſten Früchte trugen, der Reis gedieh, ohne daß dem Boden das Korn erſt abgerungen werden mußte, und die Theepflanze wucherte auf jenen Gefilden, die Buddha ſpäterhin in ſteinige Flächen verwandelte. Tibet war damals ein glückliches, reiches Land, um ſo mehr als die vier Menſchen als die einzigen lebenden Geſchöpfe der Welt noch nichts von Streit, Krieg und anderen Zerwürfniſſen wußten, ſondern in Eintracht und Zufriedenheit lebten. Da wurde plötzlich der Vater krank und ſtarb. Jeder wollte den Leichnam für ſich haben — um ihn nach ſeiner Weiſe zu beſtatten — der erſte Streit.

Der Leichnam blieb einige Tage lang auf einem großen Felſen liegen, und die Söhne wichen einander aus. Da machte der Aelteſte einen Vorſchlag. „Warum ſollen wir uns, da uns das Unglück gemeinſam traf, noch entzweien? Wir wollen, um uns zu verſöhnen, den Leichnam theilen.“ Alle waren mit dem Vorſchlage einverſtanden, der Cadaver wurde in drei Stücke zerſchnitten und jeder der Söhne erhielt einen Theil.

Der älteſte Sohn bekam den Kopf. Er zog von dannen, weit nach Oſten, und wurde der Urvater der Chineſen, die ſich durch Verſchlagenheit und ein großes Verſtändniß für den Handel hervorthun. Der zweite Sohn war mit den Gliedmaßen des verſtorbenen Vaters zufrieden: auch er verließ ſeine Heimat und ließ ſich dort nieder, wo die ungeheuren Flächen der großen Wüſte Kopi ſeinen Nachkommen — den Mongolen — Gelegenheit genug für die Bewegung bieten; ihre Charakter-Eigenſchaft aber iſt die Feigheit. Der jüngſte Sohn erhielt die Bruſt und den Magen. Er blieb in Tibet und von ihm ſtammt das tibetaniſche Volk ab, das ſich im gewöhnlichen Verkehr durch Gutmüthigkeit, Offenheit und herzliches Fühlen, im Kampfe aber durch Muth und Tapferkeit auszeichnet.

Die Kenntniſſe über das Hochland, wie ſie Ptolemäus beſaß, erſtreckten ſich auf ganz verſchwommene Umriſſe und ſtanden mit den vagen Nachrichten über die chineſiſche Hauptſtadt im engſten Zuſammenhange.

Von dem Goldreichthum des Landes wußte aber ſchon Herodot zu erzählen. Er ſagt, daß in dem Lande das Gold von Ameiſen gefunden wird, die es in großen Haufen anſammeln; und daß dieſe Reichthümer von böſen Greifen bewacht und vertheidigt werden. Er berichtet auch, daß eine große Anzahl Indier einmal nach Tibet aufbrach, dort zur Nachtzeit, als die böſen Vögel ſchliefen, ſo viel Gold als ihnen nur möglich war, auf ihre Schultern luden und als reiche Leute in die Heimat zurückkehrten.

Die Araber rechneten bei dem Umſtande, als ſie ebenfalls keine directen Beziehungen mit den Tibetanern unterhielten, das Volk zu den Türken und glaubten, Tibet ſei das glücklichſte Land der Welt, weil es „bei einer gleichmäßigen Vertheilung von Luft und Waſſer, Ebene und Gebirge dem Volke fortwährend Gelegenheit zur Fröhlichkeit und zum Lachen biete".

Erſt mit dem Betreten des Landes durch die Europäer im Anfange des 14. Jahrhunderts nehmen die ſpärlichen geſchichtlichen Daten eine beſtimmte und klare Form an. In jener Zeit war das Land gänzlich unabhängig und hatte ſeine eigenen Könige, die nach dem Erbrechte den Thron beſtiegen. Ihre Macht war im Lande groß und Willkür, Launen, Gunſt und Haß bildeten die Paragraphe des Geſetzbuches.

Im Jahre 1717 drang eine dſungariſche Armee nach Tibet ein und nahm ſowohl vom Lande als auch von der Hauptſtadt Laſſa Beſitz. Nachdem der König bei dieſer Gelegenheit von den buddhiſtiſchen Prieſtern des eigenen Landes getödtet worden war, nahmen dieſe die Zügel der Regierung in die Hände.

Wenige Jahre darauf entſtand eine Rebellion. Ein junger Fürſt vertrieb die Lama-Regierung, ließ ſich zum Könige ausrufen und erklärte ſich freiwillig zu China tributpflichtig. So entſtand das Abhängigkeitsverhältniß zu dem Reiche der Mitte. Seit jener Zeit fanden die Buddhiſten in Tibet in dem chineſiſchen Kaiſer immer einen warmen Beſchützer, und ihre Macht und ihr Anſehen ſtieg von Jahr zu Jahr, ſo daß der Kaiſer ſchließlich die Verwaltung des Landes dem Dalai-lama Lobſang Kalſang übertrug (1750).

Bevor ich mit der Schilderung der inneren Verhältniſſe beginne, will ich noch der europäiſchen Reiſenden gedenken, die ſo glücklich waren, Tibet und ſpeciell Laſſa mit eigenen Augen geſehen zu haben.

Der erſte Europäer, welcher Laſſa im Anfange des 14. Jahrhunderts beſuchte, war der italieniſche Miſſionär Odorich von Pordenone. Nach jahrelangen Reiſen in China, worüber er werthvolle Nachrichten niederſchrieb, kehrte er über Tibet in die Heimat zurück. Leider ſtehen die in Tibet geſammelten Daten jenen über China dürftig und lückenhaft gegenüber.

Im Jahre 1624 gelang es dem Jeſuiten-Miſſionär Andrade, von Delhi aus nach Tibet einzudringen. Er beſchreibt das Hochplateau als ein unwirthſames, von kahlen Gebirgen durchzogenes Land, das nur ſpärlich bewohnt iſt. Es gibt da weder Bäume noch Geſträuche, ſondern nur Schnee und Steine. In einem großen See, an deſſen Geſtaden er einige Tage verweilte, glaubte er die Quelle des Ganges gefunden zu haben. Der König von Tibet hörte von dem fremden Manne und lud ihn zum Beſuche ein. Andrade reiſte nach Laſſa und wurde ſehr freundlich aufgenommen. Nachdem er einige Monate lang in Milch und Butter, Wein und Honig geſchwelgt hatte, kehrte er wieder auf demſelben Wege nach Indien zurück.

Eine bemerkenswerthe Reiſe vollführten die beiden Jeſuitenpater Gruber und d'Orville nicht allein durch Tibet, ſondern durch ganz Oſtaſien im Jahre 1661. Sie reiſten von Peking zum Kuku-nor und von da über Laſſa nach Agra in Indien. Sie benöthigten für die coloſſale Diſtanz nicht mehr als 214 Tage. Als ſie in Tibet die Grundzüge des Buddhismus und die Ausübung der religiöſen Ceremonien kennen lernten, wurden ſie ganz verwirrt und erklärten die Aehnlichkeit mit der chriſtkatholiſchen Religion für einen nichtswürdigen Teufelsſpuk. Beide Miſſionäre hinterließen nichts Schriftliches. Gruber war ein geborner Linzer.

Bis zu ihrer Vertreibung im 18. Jahrhundert fühlten ſich die Jeſuiten in Laſſa ganz heimiſch und ich erwähne nur, daß der Miſſionär Horace Della Penna 22 Jahre lang ungeſtört in der Hauptſtadt verweilen konnte; doch auch er war ſchweigſam und ſchrieb während der vielen Jahre nur einen einzigen Brief.

Die abenteuerlichſte Reiſe durch Tibet führte ein junger Holländer, mit Namen Van de Putte aus. Er ſtammte aus einer alten, angeſehenen Familie, ſtudirte Jurisprudenz und wollte nach Erlangung der Doctorwürde die Welt kennen lernen. Im Jahre 1724 kam er nach Indien und durchſtreifte zuerſt dieſes Land. Bei den Völkerſtämmen des ſüdlichen Himalaya-Abfalles ſtudirte er die tibetaniſche Sprache und brach ſodann nach Laſſa auf. Er lebte in guter Freundſchaft mit den Lamaprieſtern und erlangte ſo Gelegenheit, eine große Landesdeputation über Kuku-nor nach Peking, und zwar in der Tracht eines chineſiſchen Mandarins, zu begleiten. Von Peking beſuchte er Batavia und kehrte hierauf über Indien heimwärts.

Er iſt der einzige Europäer, dem es gelang, über Tibet Peking zu erreichen. Leider gingen ſeine reichhaltigen Notizen und die unſchätzbare Kenntniß der bereiſten Länder größtentheils verloren. Van de Putte ſtarb nämlich bald nach ſeiner Rückkehr und ordnete in ſeinem Teſtamente an, daß ſämmtliche Reiſenotizen verbrannt werden mögen; denn er wünſche nicht, daß bei dem ungeordneten und für Fremde ſchwer zu enträthſelnden Materiale Unrichtigkeiten und falſche Nachrichten in die Oeffentlichkeit dringen.

Unter den verſchont gebliebenen Papierſtreifen befand ſich auch eine Mappe von Tibet, die, ſowie verſchiedene ethnographiſche Sammlungen, im Muſeum zu Middelburg aufbewahrt iſt.

Im Jahre 1774 verſuchte eine vom Vicekönig von Indien ausgeſchickte Geſandtſchaft unter der Leitung Mr. Bogle's, mit den Tibetanern Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die Miſſion ſcheiterte bereits an den Ufern des Sampu; doch brachte Mr. Bogle werthvolle Schilderungen über die Verhältniſſe des Landes nach Indien.

Im Jahre 1811 war es dennoch einem Engländer gegönnt, Laſſa zu beſuchen. Es war dies der excentriſche Mr. Manning. Er kam von Indien und durchzog anſtandslos Bhutan. In der tibetaniſchen Grenzſtadt Paridſchong traf er chineſiſches Militär, das ihn aus Dankbarkeit für einige glücklich durchgeführte Curen mit nach Laſſa nahm. Manning ſah den Dalai-lama und war ſo glücklich, wiederholt geſegnet zu werden.

Die erſten Wochen ſeines Aufenthaltes erfreute er ſich der beſten Aufnahme. Endlich kamen Befehle aus Peking, ihn nach Indien zurückzuführen. Die Freundſchaft war gekündet, und der verwegene Engländer, der ohne Päſſe und Empfehlungen nach Laſſa gekommen war, wurde mit einer gebundenen Marſchroute auf demſelben Wege nach Calcutta zurückgeſchickt. Seine Beſchreibung Tibets gibt uns viele Einblicke in das häusliche Leben der Bewohner.

Dreißig Jahre ſpäter unternahmen zwei franzöſiſche Miſſionäre, Huc und Gabet, von der Mongolei aus eine glückliche Reiſe nach Laſſa. Ihnen war es hauptſächlich daran gelegen, dem Berufe nachzugehen, darum enthalten die zwei Bände der Reiſebeſchreibung Huc's ſo viele Erzählungen, die eine gänzliche Unkenntniß an Naturwiſſenſchaften nachweiſen laſſen. Wo die Ammenmärchen der tibetaniſchen Lama aufhören, beginnt die Thätigkeit einer echt franzöſiſchen Phantaſie, kurz die niedergeſchriebenen Reſultate dieſer

Reiſe gehören zum größten Theile in die Romanliteratur. Die Miſſionäre kehrten nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in Laſſa gezwungenerweiſe über Batang nach China zurück.

Ein rühmliches Gegenſtück zu ihnen iſt der Miſſionär Abbé Desgodins. Bei dem richtigen Verſtändniß für Alles, was mit dem Lande und den Leuten im Zuſammenhang ſteht, bereicherte er die Erdkunde in bedeutender Weiſe. Er war der Erſte, welcher die Quellen des Mekong und des Salwen in höher gelegene Breiten verſetzte. Doch ihm, ſowie dem unermüdlichen Reiſenden Prſchewalski blieb die Landeshauptſtadt verſchloſſen.

Prſchewalski, deſſen unausgeſetztes Streben es iſt, von Nord-Tibet in das Innere des Hochlandes zu dringen, erreichte im Jahre 1873 den oberen Lauf des Yang-tze-kiang. Das erſte Mal kehrte er wegen Mangel an Geldmitteln um, brachte aber reichhaltige Sammlungen nach Petersburg.

Vor zwei Jahren drang er abermals mit einer wohlausgerüſteten Expedition auf demſelben Wege noch tiefer in das Innere, doch diesmal wurde auch er, ſowie wir, von einer bewaffneten Miliz zurückgedrängt, trotz der reichen Geſchenke, welche er von dem ruſſiſchen Kaiſer für den Dalai-lama mit ſich führte. Auch er vernahm dieſelben Worte, wie wir ſie unzählige Male von den Lama hörten: Der Dalai-lama braucht keine Geſchenke, er will keine Europäer in ſeinem Lande, am allerwenigſten in ſeiner Reſidenz ſehen.

Endlich war es der Expedition des Grafen Széchenyi gegönnt, in dem öſtlichen Theile des tibetaniſchen Hochlandes, hauptſächlich aber auf dem Hochplateau von Tſchung-tjen, wohin noch kein Europäer zuvor gedrungen war, ein Schärflein zur Bereicherung der geographiſchen Verhältniſſe jenes Landes zu ſammeln.

Wenden wir nun unſer Augenmerk dem Volke zu, das jenes größte Hochland der Erde bewohnt. Die Tibetaner gehören der großen mongoliſchen Race an, doch unterſcheiden ſie ſich in vieler Hinſicht, und zwar zu ihrem Vortheile, von ihren Brüdern, den eigentlichen Mongolen und Chineſen. Ihre äußeren Merkmale, die ſie mit jenen mehr oder minder gemein haben, ſind die ſchwarzen, kleinen Augen, die vorſpringenden Backenknochen, die plattgedrückten Naſen, der große Mund und die dünnen Lippen. Ihre Geſtalt aber iſt, wie bei allen Gebirgsbewohnern, größer und kräftiger.

Die kleidſame Tracht der Tibetaner, wie wir ſie bei der Ankunft in Ta-tſien-lu beobachteten, erleidet in den einzelnen Theilen des Hochlandes mancherlei Abänderung; beſonders bei den Frauen mangelt es nicht an Abwechslung, und zwar hauptſächlich in Bezug auf die Haarfriſur. Bald ſind die Haare nur in zwei Zöpfe geflochten, bald in unzählige kleine, die ſich nach rückwärts in einen einzigen vereinen, der einen ganzen Juwelierladen von aneinander gereihten und mit den merkwürdigſten Edelſteinen geſchmückten Ringen trägt. Dann ſah ich wieder Frauen, die ein coloſſales Geflecht von Yakhaaren auf den Kopf ſetzten, um ihren Haarreichthum zu vermehren, und wieder andere, die als Kopfſchmuck kleine Schalen aus getriebenem Silber im Haare befeſtigt hatten, die in der Sonne ſchimmerten, als wären es ein Paar Rieſenaugen. Immer aber tragen die Frauen bei feſtlichen Gelegenheiten ſowohl an ihren Kleidern, als in den Haaren Kränze, die oft aus Hunderten von indiſchen Rupien zuſammengeſtellt ſind, zur Schau. Das Geſicht der Frauen iſt niemals rein; ja es beſteht die Gewohnheit, es abſichtlich zu beſchmutzen.

Die Männer haben es auch noch nicht von den Chineſen erlernt, wie man die Naſe in Ermanglung eines Sacktuches mit den Fingern reinigt, doch der Mangel an Reinlichkeitsſinn ſpringt am meiſten in die Augen, wenn man ihre Wohnhäuſer betritt.

Wie ich ſchon vorhin erwähnte, haben ſich die Tibetaner nur in bedeutenderen, oder ſolchen Thälern ſtabil niedergelaſſen, deren Boden ein, wenn auch geringes Erträgniß an Gerſte, Weizen, Hirſe, Haide und Bohnen abwirft. Der Reis reift in dem Hochlande nicht mehr. Bald begegnet der Reiſende vereinzelten Gehöften, die am Wege liegen, bald wieder unregelmäßig erbauten, kleinen Ortſchaften.

Ein tibetaniſches Haus gleicht, da es von allen Seiten mit Düngerhaufen umgeben iſt, mehr einem hohen Vertheidigungsthurme, als einer Wohnung. Der ganze Bau iſt aus Bruchſteinen trocken ausgeführt und die Fenſteröffnungen, welche nur mit Bretterverſchlägen abgeſchloſſen werden

Digitized by Google

können, liegen über die ganze Fläche der oft ſehr hohen Wände ſpärlich und unregelmäßig vertheilt.

Will man ein ſolches größeres Haus beſuchen, ſo gelangt man zuerſt durch eine gewölbte Maueröffnung in einen viereckigen Hofraum. Im Erdgeſchoſſe befinden ſich die Stallungen des Rindviehes, der Schafe und der Pferde. Wenn keine Stockwerke vorhanden ſind, ſo liegen die Wohnzimmer zwiſchen den Ställen und ſind von dieſen nur durch loſe Bretter abgeſondert.

Beſteht das Haus aus einem oder mehreren Stockwerken, ſo befinden ſich die Wohnungen in den oberen Geſchoſſen, doch nirgends iſt eine feſte Treppe vorhanden. Ein zur Hälfte geſpaltener Baumſtamm, deſſen Cylinderfläche der Höhe nach tief eingekerbt wurde, dient als Leiter und wird an jene erhöhte Eingangsthür geſtellt, welche man paſſiren will.

Die Wohnlocalitäten ſind düſtere und dämmerige Räumlichkeiten, mit ſpaltenreichen Mauern, durch deren Ritzen die friſche Luft ungehindert Zutritt hat. Der im Laufe der Jahre ſchichtenartig angeſetzte Schmutz erſetzt manchmal die Wohlthaten des Kalkes und Mörtels. In der verrußten Zimmerdecke befindet ſich eine viereckige Oeffnung zum Durchlaſſen des Rauches. Die Feuerſtelle iſt in der Mitte des nackten Fußbodens verſenkt. Ein gebrechliches Holzgeſtelle, worauf einige unebene Bretter gelegt werden, iſt das Bett der reicheren Leute, die Armen ſchlafen auf der Erde. Ebenſo beſitzt nur die vermögende Claſſe niedere Tiſchchen und in der Nähe des Herdes zwei bis drei kleine Ledermatratzen, als Lieblingsſitze der Frauenwelt, wenn ſie ſich in den Abendſtunden um das glimmende Feuer geſellig gruppirt. Stühle und Bänke kennen die Tibetaner nur vom Hörenſagen.

Die tibetaniſchen Häuſer ſind dächerlos. Eine mit flachen Steinen belegte Plattform ſchließt den Bau ab. Hier oben breiten die Tibetaner ihre Ernte zum Trocknen aus und erflehen bei einer kleinen Buddha-Statue Segen und Gedeihen für ihre Familie und ihre Habe. Zur Winterszeit iſt die Plattform ein geſuchter Platz, um ſich in den Sonnenſtrahlen zu erwärmen.

Derjenige Theil der Tibetaner, welcher ſich nur mit der Viehzucht beſchäftigt, nomadiſirt in großen, ſchwarzen Zelten, die ſie ſich aus den

Haaren ihrer Hausthiere ſelbſt weben. Auch ihre Kleidungsſtücke verfertigen ſie in gleicher Weiſe.

Das tibetaniſche Volk iſt gutmüthig, ja der Verkehr mit ihm wäre ſogar ein herzlicher, wenn die freie Entwicklung ſeines Grundcharakters nicht durch den Druck der Religion gehemmt und gefeſſelt wäre. Frank und frei in Wort und That, in Allem, was nicht mit der Religion im Zuſammenhange ſteht, generös im Umgange und im Handel mit den betrügeriſchen Chineſen, ziehen ſie dieſen gegenüber leider immer den Kürzeren. Sie ſind als tapfere Krieger bei ihren Nachbarn gefürchtet, ihr Muth artet aber nie in Grauſamkeit aus. Die Männer lieben alle gymnaſtiſche Uebungen und erproben bei jeder Gelegenheit die gegenſeitige Stärke. Sie ſind ebenſo gute Fußgeher als Reiter, und der Stolz, das beſte Pferd im Orte zu beſitzen, erreicht unberechenbare Dimenſionen. Es ſei mir geſtattet, hier anzuführen, daß die Heimat der beſten Pferde in Tibet Pomi iſt, ein Diſtrict nach der Beſchreibung ſeiner Lage wahrſcheinlich am oberen Irawadi gelegen. Dieſe Pferde kennzeichnen ſich durch eine außergewöhnliche Größe des hornartigen, ſpitzigen Auswuchſes in Form einer Roſenknoſpe im Feſſelgelenke nahe der rückwärtigen Horngrenze der Hufe.

Als Laſtträger beweiſen die Tibetaner eine bewundernswerthe Ausdauer.

Wenn wir Europäer in der dünnen Luft der 17.000 Fuß hohen Gebirgspäſſe immer nach wenigen Schritten ausraſten mußten, um der ſchwer arbeitenden Lunge die nöthige Luft zukommen zu laſſen, da beneidete ich oft den Tibetaner, der mit Laſten bis zu 50 Kilogramm auf ſeinem Rücken, ein Lied ſingend, die Höhe hinan eilte. Und wie in der Arbeit, ſo ſind die Tibetaner auch bei ihren Unterhaltungen unermüdlich.

Ihre geſelligen Geſpräche ſind endlos und merkwürdigerweiſe gegen die Langweiligkeit mitunter durch einen ſcharfen, ſprühenden Gehalt an Witz und Humor gefeit. Nur die beſſere Geſellſchaft eignete ſich bereits im Umgange die nichtsſagende Höflichkeit und gezwungene, phraſenreiche Sprachweiſe der Chineſen an.

Die Hauptnahrung der Tibetaner heißt im ganzen Lande Dſamba. Um ſie zu bereiten, wird eine große Quantität von Theeſtaub in einem Kochkeſſel während mehrerer Stunden ausgekocht, ſodann in ein bereit gehaltenes Butterfaß gegoſſen, Salz und ein großes Stück Butter hineingeworfen und mittelſt eines Stockes ſo lange gerührt, bis ſich die Elemente innig gemengt haben. Während dieſer Procedur verſchlingt bereits eine Schaar hungeriger Augen das Butterfaß. Die Hausfrau theilt nun das flüſſige Gebräu an die dazu Berechtigten aus. Jedermann trägt ſein hölzernes Eß- und Trinkſchälchen immer bei ſich und leiht es nie einem Zweiten.

Nun bringt der Hausvater einen kleinen Sack, welcher geröſtete Gerſtenkleie enthält. Flugs greifen alle Hände in den Sack und werfen das Mehl in die Theeſchale. Nun zeigt ſich die Kochkunſt im wahren Lichte. Es dauert nicht lange, ſo entſtehen unter den geſchickten Händen die ſchönſten, runden Klöſſe, einer verſchwindet nach dem andern, der Appetit ſcheint endlos zu ſein, und als Beleg führe ich an, daß ich einmal einen Tibetaner beobachtete, der innerhalb einer Stunde 32 Klöſſe erzeugte und verzehrte.

Die Zubereitung dieſer Mahlzeiten mit heißem Thee ermöglicht es den Leuten, was ſonſt nie geſchieht, ſich wenigſtens täglich zweimal die Hände zu waſchen; die Holzſchalen jedoch werden nach dem Gebrauche nur mit der Zunge gereinigt und dann ſorgfältig auf der nackten Bruſt, wie ein Heiligthum, getragen.

Außerdem genießen die Tibetaner mit Vorliebe das über den Feuerſtellen geräucherte Fleiſch ihrer Hausthiere (Yak, Schafe, Schweine und Hühner).

Die Tibetaner rauchen gerne und beziehen den Tabak aus China. Es iſt zu bedauern, daß auch das Opiumrauchen immer zahlreichere Anhänger findet.

Zum Schlafen entkleiden ſie ſich gänzlich. Bei dem vorherrſchenden Mangel an warmen Decken verkriechen ſich die Leute unter das Stroh, welches ſie an der Schlafſtätte entweder im Hofe, auf der Plattform des Hauſes oder in den Zimmern aufſchichten.

Zwei Volksſitten ſind beſonders hervorzuheben, da ſie in auffallendem Gegenſatze zu den Anſichten der Chineſen ſtehen, und zwar die Art, das Familienleben zu gründen, und die Beſtattungsart. In Tibet huldigt man der Polyandrie; nicht vielleicht wegen eines fühlbaren Mangels an Frauen, denn beiſpielsweiſe iſt die Anzahl der Frauen in Laſſa größer als die der Männer, ſondern aus Erſparungsrückſichten. Wenn der älteſte Sohn eines Hauſes ſich eine Frau genommen hat, iſt dieſe in den meiſten Fällen zugleich die Ehegattin ſeiner übrigen Brüder. Die Ehen ſollen gar nicht ſo unglücklich ausfallen, als man anzunehmen verleitet werden könnte, im Gegentheile, Streitigkeiten entſtehen nur höchſt ſelten, und zwar hauptſächlich wegen der Angehörigkeit der Kinder. In ſolchen Fällen entſcheidet meiſtens die Geſichtsähnlichkeit mit dem reſpectiven Vater, oder das Machtwort der Großmutter. Die Stellung der Hausfrau iſt keine untergeordnete, es ſchien mir ſogar bei mancher Gelegenheit, als commandire ſie den ganzen Hausſtaat.

Die Beſtattung der Todten geſchieht in dreifacher Art. Die Armen werfen ihre Verſtorbenen, nachdem ſie den Leichnam mit einem Stein beſchwert haben, in die Gebirgsflüſſe. Ich ſah zu wiederholten Malen auf dem klaren Waſſergrunde die Ueberreſte der Beſtatteten, bald noch im unverſehrten Zuſtande, bald wieder einen gliederloſen Leib, dann wieder einen von den Raubvögeln an das Ufer gezerrten Kopf oder halb verweſte Arme und Beine.

Verſtorbene Tibetaner der vermögenden Bevölkerung werden mittelſt eines um den Hals geſchlungenen Strickes an den nächſtbeſten Baum gehängt und von den Raben und Raubvögeln aufgezehrt; die Gebeine werden hierauf in den Fluß geworfen, deſſen Waſſer, wie auch im erſten Falle, zum Kochen und Trinken benützt wird.

Die Verſtorbenen ſehr vermögender Familien werden in kleine Stücke zerſchnitten, die Knochen zerſtampft und mit Dſamba vermengt. Hierauf werden die Ueberreſte auf die höchſten Berge der Umgebung transportirt und dort als Futter für die Raubvögel verſtreut. Es iſt dies eine uralte Sitte und ſteht mit dem Buddhismus in keinem Zuſammenhange.

Die Tibetaner haben, wie eine eigene Schrift, ſo auch eine beſondere Zeitrechnung, trotzdem ſie die aſtronomiſchen Kenntniſſe theils von den Indiern, theils von den Chineſen übernommen haben.

Ihre Schrift wird von links nach rechts, und zwar mittelſt Kielfedern geſchrieben. Sie entſtand mit der Einführung des Buddhismus.

In der älteſten Zeit ſcheint das Volk einer Naturreligion gehuldigt zu haben, die ſich auf die Anbetung und Vergötterung aller unerklärbaren Naturkräfte erſtreckte. Erſt im 7. Jahrhundert drangen die Lehren Sakia Muni's, des Begründers des Buddhismus, von Indien zu den Tibetanern.

Ein tibetaniſcher König, der mit einer chineſiſchen Prinzeſſin verheiratet geweſen ſein ſoll, entſendete nämlich zu jener Zeit ſeinen erſten Miniſter nach Indien, damit er das Land kennen lerne und darüber berichte. Dieſer brachte nun, als er zurückkehrte, die Schriften des großen Heiligen als Haupterrungenſchaft ſeiner Reiſe nach Tibet. Die Schriften waren in der Sanſkritſprache verfaßt. Der Miniſter verſtand die Sprache und wurde von dem Könige, welchem die neuen Lehren ſehr gut gefielen, beauftragt, ein tibetaniſches Alphabet zu verfaſſen und die buddhiſtiſchen Doctrinen zu überſetzen. Freilich koſtete es einige Kämpfe mit den conſervativen Notablen des Landes, die nichts von ſolchen Neuerungen wiſſen wollten, bevor der Buddhismus wirklich Wurzeln faßte. Gegenwärtig iſt er über den größten Theil Aſiens ausgebreitet.

Die Lehren des Buddhismus kamen von einem Manne, deſſen Gemüth in nahezu krankhafter Erweichung die ganze Welt in ein Paradies umzugeſtalten wünſchte: Liebe, Friede, Freundſchaft und Brüderlichkeit, das waren die Ideen, mit welchen Sakia Muni alles Lebende zu einer ungetrübten, harmoniſirenden, ſeeligen Gemeinde vereinigen wollte, indem er hoffte, in ſolcher Weiſe den ärgſten Feind alles Beſtehenden, „den Schmerz“, in wirkſamſter Weiſe bekämpfen zu können.

Sakia Muni war ein indiſcher Fürſtenſohn. Er entſagte freiwillig allen Reichthümern und Ehren ſeines Standes und gründete völlig zurückgezogen von der Welt ungefähr 500 Jahre v. Chr. die neue indiſche Religion, den Buddhismus. Buddha, nur ein Ehrentitel, der ihm und ſeinen jetzigen Repräſentanten beigelegt wird, ſtammt aus dem Sanſkrit und bedeutet ſo viel als „Erleuchteter, göttlich begabter Genius“. Da er alle blutigen Opfer, hauptſächlich aber mit dem Grundſatz, daß die am meiſten Hilfsbedürftigen in erſter Linie zum Heile berufen ſind, das Kaſtenweſen der

Mit der Zeit aber, als die Prieſter ſteigenden Einfluß auf die übrige Bevölkerung gewannen, ſchwanden die glücklichen Verhältniſſe immer mehr und mehr. Die ſchönen Lehren der Gleichberechtigung wurden von der Prieſterkaſte mit Füßen getreten, und aus der Lehre von der Erduldung des Schmerzes entſtand ein zügelloſes Streben nach der Befriedigung der Genußſucht; Unmoral, Ungerechtigkeit, Habſucht und Rückſichtsloſigkeit wucherten im ganzen Lande. Da trat in der Mitte des 14. Jahrhunderts der große Reformator Tſong-kaba auf. In Kumbum, dem damals unſcheinbaren Orte im Oſten des See's Kuku-nor, im Jahre 1358 als Sohn einer armen Hirtenfamilie geboren, ſchwang er ſich durch ſeine Umwälzungen zu einem der erſten Heiligen empor. Er verbot die Ehe der Prieſter, die Zauberei, den Genuß des Tabaks, aller geiſtigen Getränke und des Knoblauchs, da Buddha übelriechende Gebete nicht vertrage. Die Folge ſeiner Reformen war, daß ſich die Religion in zwei Secten ſpaltete, und zwar in die ſogenannte gelbe Kirche, welche die Neuerungen annahm, und die rothe, welche es bei dem Alten beließ. Die Farbenbezeichnung erklärt ſich durch die Galatracht der Prieſter, welche im erſteren Falle von gelbem, im zweiten Falle von rothem Tuchſtoffe verfertigt wird.

Die rothe Secte hat ihr kirchliches Oberhaupt in Sakia-tſchong, einer Stadt in der Grenznähe von Sikkim, und die zahlreichſten Anhänger in den Fürſtenthümern der ſüdlichen Himalayakette; die Anhänger der gelben überwiegen in Tibet.

Seit dem Reformator Tſong-kaba datirt auch der Glaube an die Unſterblichkeit der hohen Prieſter.

Tſong-kaba ſtarb in dem Kloſter Potala nahe bei Laſſa. Seit 1643 iſt Potala die Reſidenz ſeines jeweiligen Nachfolgers, des Dalai-lama, „des Edelſteines aller Majeſtät“, des tibetaniſchen Papſtes und Königs.

Ein zweiter Reformator Namens Gedun-tupa, deſſen Lehren ſich nur auf die Auslegung der buddhiſtiſchen Dogmen erſtreckten, erbaute im Jahre 1445 das großartige Kloſter Teſchu-lumbo. Seine Nachfolger führen den Namen Panſchen-lama oder Teſchu-lama, „Edelſtein aller Gelehrtheit“. In Friede und Freundſchaft theilen beide Päpſte die Regierungsgeſchäfte in ähnlicher

Weiſe, wie vor nicht langer Zeit die beiden Regenten von Japan, der Taikun und der Mikado, es thaten.

Ein dritter buddhiſtiſcher Papſt, der Tharanat-lama, reſidirt zu Urga in der Mongolei, ſteht aber im Range ſeinen tibetaniſchen Collegen weit nach.

Stirbt einer von den Heiligen, ſo bedeutet dies nur einen Formwechſel, denn die Seele wandert ſofort in den Körper eines neugebornen Kindes. Immer verſtehen es die Lama, das Kind ausfindig zu machen, und es iſt merkwürdig, daß es gerade Kinder einflußloſer Familien ſind, denen ein ſolches Glück beſchieden iſt. In dieſer Weiſe wird der Möglichkeit vorgebeugt, daß Söhne angeſehener und reicher Leute die Zügel der Regierung in ihre Hände bekommen. Wenn der neue Dalai-lama gefunden wird, ſo ſchlagen in der Nähe ſeiner elterlichen Hütte die Bäume aus, es blühen die Blumen und aus dem Felsgeſteine quillt Milch und Honig. Die Lama-Deputation, welche den neuen König aufzufinden beauftragt iſt, zeigt dem Kinde hierauf verſchiedene Gegenſtände, als Schnupftabakfläſchchen, Theeſchalen, Geld und Geſchmeide, die der verſtorbene Papſt öfters berührte. Greift das Kind danach, ſo iſt kein Zweifel mehr vorhanden; das Volk jubelt, die Lama ſingen Lobhymnen und das Kind wird in feierlicher Proceſſion in die Reſidenz getragen und dort als Dalai-lama ausgerufen. Wir erſehen ſchon aus der Art der Auffindung des neuen Regenten durch die Prieſter, daß derſelbe eigentlich ganz und gar eine machtloſe Scheingröße iſt. Um den Ausdruck noch mehr zu rechtfertigen, will ich in Erinnerung bringen, was uns der Vicekönig der chineſiſchen Provinz Sze-tſchuen bei dem Feſtmahle in Tſching-tu-fu über den Dalai-lama mittheilte.

Wenn auch ſeine Erzählung an Uebertreibung litt, ſo kennzeichnete ſie dennoch die Thatſache, daß in Wirklichkeit nicht der Dalai-lama, ſondern die geſammte Prieſterkaſte das Land regiert. Die Prieſter finden es ganz in ihrem Intereſſe, daß der Dalai-lama eine unbegrenzte Verehrung von Seite des Volkes genießt, denn nur durch eine ſolche Repräſentanz ihrer Macht kann ſich ihr Einfluß über die ganze Mongolei und ſelbſt auf den Hof von Peking erſtrecken. Derſelbe wird ſchon in der Kindheit von ſeinen Lehrern ſo erzogen, daß er ein Kind bleibt. Fort und fort von den mißtrauiſchen

Höflingen umgeben und bewacht, findet er ſein höchſtes Glück in dem beſchränkten Bewußtſein ſeiner Majeſtät und in dem feſten Glauben an ſeine Unſterblichkeit.

Wie die Mohamedaner nach Mekka, ſo pilgern jährlich viele Tauſende buddhiſtiſche Gläubige nach Potala, um des Segens des Dalai-lama theilhaftig zu werden. Aus den fruchtbaren Niederungen China's, aus den unüberſehbaren Wüſteneien der Mongolei, aus den wilden Schluchten des Himalaya und des Kwen-lun ſtrömen die Schätze der Pilger nach Laſſa. Da iſt kein Goldklumpen zu ſchwer, kein Nephritſtein zu koſtbar, als daß ſie nicht an den Stufen des Thrones aus Dankbarkeit für die Gewinnung des höchſten Glückes niedergelegt würden. Der Segen des Dalai-lama koſtet viel, und Niemand wird geſegnet, ohne dafür zu zahlen. Der Palaſt Potala des Dalai-lama erhebt ſich auf zwei Kilometer Entfernung im Norden der Landeshauptſtadt Laſſa auf einem ſteinigen Hügel aus der verſumpften Thalebene. Tempel auf Tempel mit Zinnen und Thürmen reichen von der Berglehne bis zur Kuppe, auf welcher der vergoldete Palaſt der irdiſchen Gottheit ſich befindet. Die zwei großen, von hohen Bäumen beſchatteten Portale, welche man paſſiren muß, um endlich über 400 Steinſtufen zur Höhe zu gelangen, ſind der Tummelplatz der merkwürdigſten Caravanen.

Aus den entfernteſten Theilen der buddhiſtiſchen Welt findet man da Repräſentanten in phantaſtiſchen Kleidern und mit feſtlich geſchmückten Pferden, die ſich in Geduld üben, den Dalai-lama von Angeſicht zu Angeſicht ſehen zu können.

Endlich wird eine bevorzugte Abtheilung hinauf beordert. Viele erklimmen die Stufen mit den Knien; die Feſtkleider gehen dabei zu Grunde, doch was ſchadet das, eine himmliſche Verklärung entführt die Seele dem irdiſchen Jammerthale, das Auge glüht in heller Begeiſterung. Bevor es dem Glücklichen erlaubt wird, in das Heiligthum einzutreten, nimmt der Oekonom von Potala die mitgebrachten Gaben in Empfang. Der geringſte Betrag für die Segnung beträgt nach unſerem Gelde 9 fl. Reiche Deputationen, hauptſächlich jene aus Urga, opfern oft Geldgeſchenke von mehreren hunderttauſend Gulden.

Sobald die Pilger das Gemach betreten haben, worin der Dalai-lama auf einem Throne ſitzt, werfen ſie ſich auf die Erde. Der Dalai-lama ſpricht vielleicht einige erhebende Worte zu ihnen, oder auch nicht, dann erhalten die Pilger die Erlaubniß, einer nach dem andern einen Kniefall vor dem Throne zu machen. Der Dalai-lama legt bei dieſer Gelegenheit ſeine rechte Hand auf das Haupt des Knieenden. So wird jeder einzeln geſegnet. Angeſehene Perſonen aus fernen Ländern werden auch noch mit Thee, Backwerk, getrockneten Früchten und candirtem Zucker bewirthet. Aehnlich wie in Potala verhält es ſich in Teſchu-lumbo, auch dort ſegnet der Papſt ohne Unterlaß.

Außer den erwähnten kirchlichen Größen exiſtiren ſowohl in Tibet als in der Mongolei noch 103 unſterbliche, ſogenannte Kutuktu als Vorſtände der bedeutenderen Klöſter. Ihre ewige Exiſtenz erleidet ebenfalls nur durch den Formwechſel des Körpers einige Abwechslung. Sie werden am richtigſten mit dem Namen „lebende Buddha“ bezeichnet.

Jedes Kloſter bildet gewiſſermaßen eine eigene wohlorganiſirte Gemeinde, für deren Thun und Laſſen der Kutuktu dem Dalai-lama verantwortlich bleibt. Zur Aufrechthaltung der Disciplin ſtehen dem Vorſtande einige Würdenträger zur Seite, die mit großer Machtbefugniß ihres Amtes walten. Es ſind dies: der Spender der Weihen, der Campo-lama oder Oekonom, der Muſikdirector, der Prediger, der Tempelwärter, der Bibliothekar u. ſ. w.

Die tibetaniſche Literatur iſt großartig. Jeder Tempel enthält eine Bibliothek von vielen hundert Bänden. Die Bücher beſtehen aus einzelnen Blättern, die unter ſtarken Holzdeckeln verwahrt werden. Ihr Inhalt umfaßt Glaubenslehren, Legenden und Prophezeiungen, unter welch' letzteren die Geſchichte des zukünftigen Paradieſes einen Ehrenplatz einnimmt. Schambalin heißt die Inſel der Glückſeligkeit und ihre Hauptſtadt Kalapa im weiten Weſten, wo der Buddhismus erſt in 2000 Jahren zu Ehren und Anſehen gelangen wird. Die Seele eines verſtorbenen Dalai-lama wird nämlich in den jungen Sohn des in Schambalin regierenden Königs wandern und dadurch den Gläubigen in Tibet, die vergebens das eigene Land durchſtreifen, um ein neues Oberhaupt zu finden, große Fatalitäten bereiten. Die Verzweiflung löſt ſich ſchließlich in eine Revolution auf. Die Frommen entfliehen dem Lande der Zwietracht und gelangen nach mancherlei Irrfahrten nach Schambalin, wo ſie den verlorenen Dalai-lama erkennen und begeiſtert von der Freude des Wiederſehens unter ſeiner Führung den ganzen Erdball erobern und bekehren.

Die Klöſter ſind über das ganze Land zerſtreut und jedes bildet für ſich eine von mehreren tauſend Prieſtern bewohnte Stadt. Es iſt bei den Reichthümern, welche die Klöſter alljährlich von den Pilgern erhalten, nicht zu wundern, das zwei Dritttheile der Bevölkerung Tibets der Prieſterkaſte angehören.

Die Aufnahme als Lama begegnet auch gewöhnlich keinen großen Schwierigkeiten. Der Vater raſirt dem Sohne das Haupt, kauft ihm eine braune, rauhe Kutte, hängt ihm einen Roſenkranz um den Hals und ſchickt ihn zu einem älteren Prieſter in die Lehre. Nach einigen Monaten wird er ein Lama. Solche Leute ſind beſchränkte Köpfe, die unter dem Drucke einer unverſtandenen Lehre im Lande wie Unkraut wuchern und unter dem Schutze ihrer Tracht das Volk als Zauberer und Wahrſager bethören und ausbeuten.

Jene Jünglinge aber, die berufen ſind, einmal eine gewiſſe Carrière in der Stufenleiter der verſchiedenen Würden des Amtes zu machen, erhalten in den Lama-Facultäten bedeutender Klöſter eine gediegene Ausbildung.

Es gibt ſehr reiche Lama, und auch ſolche, die ſich bei jenen als Hirten verdingen und nur unter Gottes freiem Himmel ihre Andacht verrichten. Jeder Lama betet ohne Unterlaß, denn es verurſacht ihm kein Kopfzerbrechen und wird ihm zur Gewohnheit um ſo mehr, als das gewöhnliche Gebet nur eine mechaniſche Uebung iſt.

Kein Prieſter, kein Tibetaner wird je auf ſeine Gebetmaſchine vergeſſen, die er bei allen Gelegenheiten mit ſich führt. Ein ſolcher Gebetcylinder beſteht aus einer Blechkapſel, welche in ihrem Inneren einige auf Pergament niedergeſchriebene Gebete enthält, und aus einer Kurbel. Wird dieſe Maſchine ſo gedreht, daß die daran befeſtigte Schleuder gewiſſermaßen vom Herzen nach außen circulirt, ſo bedeutet das Gebet einen Segenswunſch, deſſen unaufgeklärter Sinn in den wenigen Worten: O mani peme hum! tief verborgen liegt. Die entgegengeſetzte Drehung umſchließt mit den Worten Amtsche Denga eine Verwünſchung, deren Sinn mit einem kernigen, deutſchen Fluche eng verwandt iſt.

Reiche und dabei fromme Tibetaner, denen ſelbſt eine ſolche Art zu beten langweilig geworden iſt, haben in der Nähe fließender Gewäſſer bereits Räderwerke mit impoſanten Cylindern aufgeführt, und überlaſſen die Rotation derſelben der unermüdlichen Kraft der Strömung.

Zur Controle, wie oft das kurze Gebet O mani peme hum tagsüber die Lippen des Andächtigen in Bewegung ſetzt, iſt jeder Lama noch mit einem Roſenkranze ausgerüſtet, der gewöhnlich aus 100 braunen Holzkügelchen zuſammengefügt iſt.

Der Einfluß, den die Prieſterſchaft auf das Land und deſſen Iſolirung nimmt, iſt ein gewaltiger. Sie nährt das Volk in ſeinem fanatiſchen Glauben, ſie bethört es durch Acte vermeintlicher Zauberei und durch ihre tief in das Familienleben eingreifenden, prophetiſchen Blicke. Der Reichthum der Kloſtergemeinden beherrſcht das ganze Land um ſo mehr, als jeder Fleck Erde Eigenthum der Prieſter iſt. Kein tibetaniſcher Bauer nennt den Grund und Boden, worauf ſein Haus ſteht, auf dem er die Saat bebaut, ſein eigen; es iſt nur ein Lehen der Prieſterkaſte, die ihn von dannen treiben kann, ſobald er deren Unzufriedenheit heraufbeſchworen hat. Ein Kitt, feſter als alle Contracte der gebildeten Welt, feſſelt den armen Tibetaner an die Gunſt ſeiner Unterdrücker, die Frage um das tägliche Brod läßt die Frage nach Gerechtigkeit nicht einmal keimen, um wie viel weniger zur Erwägung heranwachſen.

Und in der Macht, in dem Anſehen, in der unbegrenzten Gewalt der Prieſter auf das Volk iſt die bisher unüberſteigbar gebliebene Schranke zu ſuchen und zu finden, welche das Land nach allen Seiten abſperrt.

Die tibetaniſchen Prieſter wiſſen ſich noch recht gut der Gefahr zu erinnern, welche ihrer Macht zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch die Anweſenheit der katholiſchen Miſſionäre gedroht hat. Sie wiſſen recht gut, daß einem Europäer, der ihr Land betritt, andere nachfolgen würden, die dem Volke Sachen erzählen möchten, die es nicht zu wiſſen braucht. Ihre

Macht wird unerſchütterlich bleiben, ſo lange ihr Königreich von keinem Unberufenen entweiht wird. Darum iſt Tibet verſchloſſen und darum wird Tibet noch lange verſchloſſen bleiben.

Wenn auch der chineſiſche Kaiſer als Oberherr des Landes anerkannt und verehrt wird, ſo bedeutet dies nichts weiter, als die Sicherung einer Zufluchtsſtätte für die Prieſter, einer hilfreichen und ſchützenden Hand zur Zeit der Noth. Wenn auch in Laſſa zwei chineſiſche Reſidenten die Macht China's repräſentiren ſollen, ſo iſt dies nur ein Puppenſpiel; dieſe Delegirten beſitzen nicht den geringſten Einfluß auf die Beſchlüſſe der Prieſter, ja in letzter Zeit iſt es ſo weit gekommen, daß nur ſolche Mandarine als Geſandte nach Tibet geſchickt werden, die man ſtrafweiſe verbannen wollte.

Laſſa, ja jede Stadt Tibets, bietet dem verwöhnten chineſiſchen Mandarin wenig Bequemlichkeiten. Schon die Reiſe dahin iſt mit ſolchen Beſchwerden und Entbehrungen verbunden, daß jeden Chineſen bei dem Gedanken an das entlegene Land Tſe-tſang ein kalter Schauer überläuft. Abgeſehen davon, daß die Leckerbiſſen, welche bei den Mahlzeiten eines chineſiſchen Beamten nie mangeln ſollen, durch die Reiſe verderben, ſo dauert deren Beſchaffung ſo lange, daß oft das Drängen des Magens den Abſcheu vor der tibetaniſchen Nationalſpeiſe Dſamba zu überwinden vermag.

Wie ſchwer es den Chineſen wird, in Tibet anſtatt Ricinusöl Butter zu genießen, das ſahen wir am beſten an unſeren Reiſebegleitern. Auch der Umſtand, daß keine Chineſinen das eigentliche Königreich Tibet betreten dürfen, ſondern daß die chineſiſchen Mandarine, ſobald ſie die Grenze des Reiches überſchritten haben, eine zweite Ehe mit einer Tibetanerin ſchließen, mag Einiges zur Corruption der Beamten beitragen. Es iſt charakteriſtiſch, daß die Chineſen Tibet als das elendeſte Land der Erde hinſtellen und doch behaupten, es ſeien hier die ſchönſten Mädchen und Frauen (!) und die böſeſten Hunde zu finden.

Ich halte es für einen großen Fehler, daß die Regierung zu Peking immer den Abſchaum ihrer Beamten nach Laſſa entſendet, die in dem Beſtreben, ihre Stellung während der 3—4jährigen Amtsdauer auszubeuten, in den Augen der Eingebornen nicht allein die Würde des Amban, ſondern auch die

in der Mitte der rechtsſeitigen, breiten Thalebene des Ki-dſchu, eines kleinen Fluſſes, der 2½ Tagreiſen im Südweſten von Laſſa in den Sampu einmündet. Seine Thalebene iſt verhältnißmäßig fruchtbar und mit einzelnen Häuſern und kleinen Dörfern beſäet.

Laſſa, „die Heimat der Geiſter“, hat einen Umfang von 10 Kilometer und beſteht aus circa 5000 Stein-, Ziegel- und Lehmhäuſern, welche ziemlich regelmäßig gruppirt ſind. Die Außenſeite der mit heiligen Fahnen gekrönten Gebäude macht einen beſſeren Eindruck als das Innere, in welchem der Schmutz ungezählter Jahre und der Rauch über den offenen Feuerſtellen, verbunden mit den Ausdünſtungen der angrenzenden Yakſtälle, eine ekelhafte Atmoſphäre erzeugen.

Die Vorſtädte geben mit ihren Gärten, die mit Yakhörnern umzäunt ſind, und den weißgetünchten Häuſern unter den Kronen der Bäume ein anziehenderes Bild, auch ſind die Wohnungen in denſelben nicht derart vernachläſſigt.

Die Bevölkerung Laſſa's iſt gemiſcht und erreicht die anſehnliche Zahl von 80.000 Menſchen.

Für jeden Reiſenden aus Indien, Bhutan, Nepal, ſelbſt für die mohamedaniſchen Kaufleute aus Kaſchmir und Turkeſtan öffnen ſich die gaſtfreundlichen Thore der heiligen Stadt. Die Fremden können in Laſſa verweilen ſo lange es ihnen beliebt, ja auch als Händler europäiſcher Artikel (rauher Tuchſtoffe, Korallen und Glasperlen, Handſpiegel, Taſchenmeſſer, Uhren, Ringe u. ſ. w.) bleibend ſich niederlaſſen, denn die Tibetaner lieben den fremden Flitter und fürchten nur den Europäer. —

Wir wollen nun wieder unſere Reiſeſchilderung aufnehmen. Obgleich ſchon in Ta-tſien-lu von der Unmöglichkeit der Ausführung der Reiſe überzeugt, ſo waren wir doch entſchloſſen, ſo weit als möglich vorzudringen.

Ein herrlicher Tag war angebrochen, als wir am 12. November gegen Weſten aufbrachen. Kein Wölkchen trübte den Himmel und die wohlthätigen Strahlen der lang entbehrten Sonne ſpiegelten ſich an den ungeheuren Gletſcherwänden, die das Flußgebiet des Tar-kjo im Halbkreiſe begrenzen. Der Kunka-Gebirgszug zeigt ſchon im Oſten von Ta-tſien-lu zwiſchen den felſig zerzackten, vereiſten, unzugänglichen Spitzen Schneefelder von 7 Kilometer Länge und Breite auf; weiter im Weſten gewinnen ſie noch an Ausdehnung. Nur der Fuß des Gebirges iſt ſpärlich mit niederem Geſtrüppe bewachſen, der übrige Theil des Hanges bleibt jeder Vegetation bar. Ebenſo ſelten ſind grüne Hutweidenflecke auf der ſchmalen Thalſohle, wo das toſende Gebirgswaſſer mit unwiderſtehlicher Kraft durch das hausgroße Gerölle ſich Bahn bricht und beim Anpralle an das kantige Geſtein in Millionen farbenglühender Tropfen zerſtäubt.

Mit dem aus vier Häuſern beſtehenden Orte Tſcheto (3280 Meter hoch) befanden wir uns bereits 520 Meter über Ta-tſien-lu, und empfanden während der Nachtruhe in dem aus Brettern roh zuſammengefügten Kun-kwan die unangenehmen Wirkungen der niederen Temperatur. Längs der ganzen Haupthandelsſtraße von Ta-tſien-lu bis Laſſa ſorgt die Regierung, gleichwie im Innern des großen chineſiſchen Reiches, für die Unterkunft der reiſenden Beamten durch die Erhaltung der Kun-kwan, die in Tibet ein ſicheres Unterkommen bieten, in welchen man, wenn nicht den ſchwer entbehrlichen Reis, ſo doch Beheizungsmaterial in genügender Menge vorfindet. Bald iſt es ein eigenes Holzgebäude, bald ein tibetaniſcher Steinbau, bald wieder eine Courier-Relaisſtation, in denen ein oder mehrere Zimmer jederzeit zur Aufnahme der reiſenden Mandarine bereit gehalten ſein ſollen. Man darf ſich aber unter einem ſolchem Kun-kwan keinesfalls ein Haus vorſtellen, das auch nur einigermaßen der geringſten Bequemlichkeit Rechnung trägt, oft ſind es nur unreinliche, dunkle, übelriechende Gemächer, die mit Holzbalken und Erde eingedeckt ſind, in welchen ein hineingeſchleppter Steinblock in der Nähe des glimmenden Feuers den einzigen Stuhl und Tiſch vereinigt, und die Gäſte, im Falle ſie nicht mit eigenen Betten verſehen ſind, auf der nackten, feuchten, klebrigen Erde von den Strapazen der Reiſe ausruhen können.

Mit grauendem Morgen brachen wir am nächſten Tage wieder auf, um den Dje-la zu beſteigen. Der ſteinige Weg führt am linken Ufer eines kleinen Gewäſſers an einem tibetaniſchen Hauſe vorüber und bringt den Reiſenden nach vierſtündiger, continuirlicher Steigung ohne beſondere Mühen zu dem 4480 Meter hohen Paß.

Im Norden desſelben thürmen ſich die Felsmaſſen des Tſcheto-ſan zu einer völlig kahlen Rieſenmauer auf. Majeſtätiſch erſtreckt ſich der Grat des Rückens in einem kühnen Bogen nach Norden und begrenzt endlich in einer Entfernung von 32 Kilometer mit einer Eiskuppe den Horizont, die mit Recht den Namen Dſchara, König der Berge, verdient, da ihre Spitze mindeſtens 8000 Meter hoch, das vorliegende Panorama dominirt. Südlich des Paſſes erblicken wir den kreisförmigen Zuſammenhang der Gletſcher vor Dje-la und Ta-tſien-lu.

Oben auf der Höhe wartete der Fürſt von Ta-tſien-lu mit ſeinem 100 Mann ſtarken Milizheere auf unſere Ankunft. Alle Soldaten waren beritten. Abgeſehen von der vernachläſſigten Bewaffnung derſelben, die wie bei den Chineſen aus zerbrochenen Luntengewehren, verbogenen Spießen, verroſteten Schwertern und aus Pfeil und Bogen beſtand, fand ich es begreiflich, daß die kräftigen, gegen Wind und Wetter geſtählten, flinken Reiter ſchon des räubergleichen Aeußern wegen mit einer gewiſſen Geringſchätzung auf unſere chineſiſche Militär-Escorte blickten. Nicht ſo der Fürſt. Kaum hatte er den General Lin erblickt, ſo ſtieg er vom Pferde, ging ihm entgegen und begrüßte ihn durch einen Kniefall.

Nach einer lebhaften Converſation über die Sicherheit der Gegend, befahl der General, daß die Miliz voranreite, um die Colonne vor den Angriffen der tibetaniſchen Räuber — die hier angeblich ſchon ſeit Jahren ein einträgliches Geſchäft betreiben, zu ſichern. Der Fürſt, der mit dem Jagdgewehre, welches ihm der Graf Széchenyi geſchenkt hatte, bewaffnet war, zog es angeſichts ſolcher Maßregeln vor, ſich nach Ta-tſien-lu zu ſeiner Mutter zurückzuziehen. Er übergab den Oberbefehl über ſeine Armee ſeinem bewährten Miniſter und ritt nach einem flüchtigen Abſchiedsgruß gegen Tſcheto zurück.

Während 1½ Stunden führt der ziemlich breite, ſtellenweiſe ſteinige Weg ſteil nach abwärts bis zu einem einſamen Steinhaufen, der ein tibetaniſches Poſthaus vorſtellt. Von hier verflacht und öffnet ſich das liebliche Thal, deſſen Sohle endlich von den Tibetanern, die in kleinen Ortſchaften ſich angeſiedelt haben, mit Gerſte bebaut wird und cultivirt erſcheint. Träge ſchlängelt ſich das Flüßchen durch die grünen Wieſenfluren, auf welchen die erfrorenen Blumenkelche bereits dem Nachtfroſte zum Opfer fielen und mit geknicktem Haupte für der Sonne Liebesdienſt unempfindlich bleiben; zahme Yak- und Pferdegruppen delectiren ſich auf den ſaftigen Weideplätzen des 1000 Schritte breiten Thales und der ſanft geböſchten Berglehnen, freundliche Höhen umſäumen die durch trockene Mauern abgegrenzten Felder, Johannesbeeren, Stachelbeeren, Eibenbäume und Berberitzenſträuche wuchern längs des tadelloſen Weges und dennoch wandern wir auf einer Höhe über dem Meere, die bei 4000 Meter erreicht.

Zwanzig Li von Agnian-pa thalabwärts überſchritten wir eine Holzbrücke und erreichten hierauf eine am rechten Ufer gelegene, alte Befeſtigung, von wo aus wir ein überraſchendes Bild der ſüdlichen Umgebung bewundern konnten. Das Flüßchen, deſſen Uferrändern der Weg bisher ſich anſchmiegte, wendet ſich hier, durch einige aus Norden kommende Zuflüſſe verſtärkt, ſcharf nach Süden. Die unmittelbaren, relativ niedrigen, ſanft geneigten Thalhänge öffnen ſich zu beiden Seiten wie die Couliſſen einer effectvollen Theaterſcenerie. Immer höher wachſend, zuerſt in der dunkelgrünen Farbe mächtiger Nadelholzwaldungen, dann im violettgrauen Tone ſchroffer Felswände, endlich im blendend bläulichen Schimmer ewigen Schnee's, gleicht der Hintergrund einem in den Ausmaßen unberechenbaren Piedeſtal für das ewige Denkmal, das ſich der Erbauer der Welt in der Geſtalt einer anbetungswürdigen, vereinzelten, zuckerhutförmigen Eiskuppe ſelbſt geſchaffen. Sie erhebt ſich über das wellengleich durchfurchte Steinmeer des Hochlandes unter dem Namen Bo-kunka zu der Höhe von 7600 Meter. Man kann ſich in ſolch enormen Höhen kaum etwas Großartigeres denken, als die überwältigende Felspyramide der Bo-kunka, geſehen von dem anmuthigen Thale von Agnian-pa.

Nach einer halben Stunde ſtiller Bewunderung der Allmacht in der Natur verließen wir das ſo ſchön gelegene Fort, und wandten uns nach Norden gegen Tungolo, einem tibetaniſchen Dorfe, in deſſen beſtem Steinhauſe wir ein warmes Nachtquartier und ausnahmsweiſe friſche Butter vorfanden.

Ja, es gehört zu den größten Seltenheiten, von den viehzuchttreibenden Tibetanern, denen die Butter zum täglichen Brode geworden iſt, genießbare erſtehen zu können. Dieſelbe kommt nämlich niemals in kleinen Quantitäten zum Verkaufe, ſondern immer in größeren Ziegeln — wie bei uns der Schweizerkäſe — im Gewichte von 10—20 Kilogramm. Da die wenigſten Tibetaner ſo große Yakheerden beſitzen, um auf einmal ſo viel Butter erzeugen zu können, auch die Yak-Kühe nicht jeden Tag gemolken werden, ſo bewahrt jeder Hauswirth die Butter ſo lange, bis er das gewünſchte Gewicht erzielt hat. So gelangt die Butter gewöhnlich erſt einige Monate nach ihrer Gewinnung in den Handel. Daß ihr Geſchmack dann Vieles zu wünſchen übrig läßt, bedarf keiner Erörterung, abgeſehen davon, daß der Europäer eine Zugabe von unzähligen Yakhaaren und anderen undefinirbaren Erinnerungen an die gemolkene Kuh wenig appetitlich finden wird.

Die Tibetaner theilen in ſolchen Punkten durchaus nicht unſere Anſichten, ſie ſchneiden die Butter mit dem Zeigefinger und verſchlingen mit gierigem Vergnügen alle nebenſächlichen Anhängſel der ranzigen Hauptſache.

Unſere tibetaniſchen Maulthiertreiber trugen nicht ſelten ihren Butterproviant in den haarigen Taſchen der Reiſepelze mit ſich. Wurde bei einem Wirthshauſe Halt gemacht, dann griffen ſie einfach in die Taſche und warfen eine Handvoll klebriger Butter in den dampfenden Thee.

Bei den Tibetanern wird auch die Butter, ſowie der Ziegelthee, als Zahlung angenommen. Eine noch größere Ueberraſchung, als es die friſche Butter vermochte, bereitete uns ein Topf prächtigen Honigs. Einzelne Tibetaner befaſſen ſich mit der Bienenzucht. Die Stöcke ſind ganz rohe, gezimmerte Holzkaſten von einem Meter Höhe und eben ſolcher Breite und ſtehen entweder neben dem Wohngebäude oder etwas im Innern eines nahen Waldes. Die Tibetaner, von unſerer Vorliebe für derlei Delicateſſen bald unterrichtet, verlangten indeſſen für den Honig einen verhältnißmäßig ſo hohen Preis (ein halber Liter koſtete 2 Rupien), daß wir immer einige Tage verſtreichen ließen, bevor wir eine Nachfrage laut werden ließen.

Mit dem Aufbruche von Tungolo wurde das Thal immer enger, die bewaldete Thalbegleitung aber ſteiler und relativ höher. Nach 1½ſtündigem abwechslungsreichen Marſche erblickten wir ein einzelnes Haus, das in einer Waldlichtung erbaut, das Ende des beſchwerdenloſen Weges kennzeichnet.

Zuerſt iſt es ein ausgedehnter, ſteiler Schuttkegel ſcharfkantiger Geſteine, der mehr erklettert, als begangen werden muß; daran ſchließt ſich das ſchroffe Waldterrain, welches der zur Höhe führende Weg in einigen Serpentinen überwindet.

Der Boden war ſteinhart gefroren und theilweiſe mit Glatteis bedeckt. Die meiſten Pferde ſtürzten bei dem erſten Verſuch, hinaufzukommen. Wir Alle fanden es gerathen, abzuſteigen und zu Fuß zu gehen. Je höher ich kam. deſto mehr übermannte mich die Erſchöpfung. Fieberhaft pulſirten die Schlagadern an den Schläfen, wie mit eiſernen Ringen gefeſſelt, pochte das Herz in der Bruſt, ein unheimliches Sauſen erfüllte die Ohren. Luft, mehr Luft! Ich blieb ſtehen und raſtete einige Augenblicke. Der Wald hatte aufgehört, Hutweide trat an ſeine Stelle. Der Weg war zwar nicht ſchlecht, lud aber ſeiner ſchiefen, glitſchigen Abdachung wegen, die in bedenklicher Weiſe dem ſchwindelnden Hange ſich zuneigte, zu einer Fortſetzung des Rittes durchaus nicht ein. Ich ging langſam weiter. Die verdünnte Luft entkräftete mich ſo, daß ich immer nach wenigen Schritten ſtehen bleiben mußte, um der krampfhaft arbeitenden Lunge die nöthige Nahrung zukommen zu laſſen. Noch ein kurzes, aber erſchrecklich ſteiles, ſteinreiches Wegſtück und ich befand mich oben auf dem bei den Chineſen und Tibetanern „wegen der giftigen Ausdünſtungen“ verrufenen Gebirgspaſſe Kaſchi-la.

Die Höhe ſtellt ein flaches Plateau mit niederen, kahlen, ſpärlich begraſten Kuppen vor, die auf der Nordſeite mit einer dünnen Schneeſchichte bedeckt ſind. Eine eigenthümliche Ruhe herrſchte hier oben; ſie heimelte mich nicht an. Es war mir, als ſtünde ich ganz allein in der Welt, als wäre alles Lebende vergangen und entſchwunden.

Die Ausſicht von Kaſchi-la iſt recht lohnend. Im Nordoſten erblickten wir wieder den König der Berge, Dſchara, als Knotenpunkt für die Abzweigung des Tſcheto-ſan und des Gebirgsrückens, der ſich zu dem Hochplateau des Kaſchi-la ausbreitet und weit ſüdlich des Paſſes endlich in ſteilen Felswänden zum Fluſſe abſtürzt.

Der Tſcheto-ſan erhebt ſich im Süden des Dſchela zu der bekannten Bo-kunka-Spitze und theilt ſich hier wieder in zwei impoſante Schneerücken,

Digitized by Google

die nach Süden zu ſich veräſteln und das von Tibetanern bewohnte Land Kjen-tſchang einſchließen, durch welches ein guter Weg zum großen Südbuge des Kinſcha-kiang und weiter nach Li-kiang führen ſoll.

Ein kurzer, ſehr ſchwieriger Abſtieg brachte uns vom Kaſchi-la in ein rauſchendes, wunderſchön mit Fichten und Ilex bewaldetes Thal, von Mooſen und Farrenkräutern überwuchert, führte der Weg über Stock und Stein nach abwärts.

Ein kleines tibetaniſches Dorf, Ngolong-ſche, ſchimmerte uns gegen Abend entgegen. Wir übernachteten hier. Auch am nächſten Tage blieb der Weg im Thale. Je mehr wir uns dem Ya-long-kiang näherten, deſto zahlreicher wurden die tibetaniſchen Dörfer längs der Route. Einzelne Befeſtigungs-Ruinen in der Geſtalt hoher, achtſeitiger Steinthürme beſchirmten ſeinerzeit bald die rechte, bald die linke Thalbegleitung gegen die Ueberfälle räuberiſcher Nomaden, jetzt fungiren ſie wohl nur noch als ſchätzbare Wegweiſer in den entlegenen Gegenden.

Das Thal bleibt enge und voll wilder Romantik bis zur Einmündung in den Ya-long-kiang. An dieſer Stelle nun erblickten wir den erſten größeren Ort ſeit unſerer Abreiſe von Ta-tſien-lu. Hokeu, oder wie die kleine Stadt von den Tibetanern genannt wird, Nja-tſchi-ka, zählt trotzdem nur 35 Häuſer, deren Mehrzahl am linken Ufer des Ya-long-kiang auf einer Bergnaſe erbaut, eine einzige Gaſſe bilden, während nur wenige Gehöfte am jenſeitigen Ufer des Stromes ſich befinden. Die Einwohner ſind theils Tibetaner, theils Chineſen. Beide Nationen halten an der ihnen eigenthümlichen Bauart der Häuſer feſt, demnach finden wir hier, wie in allen größeren tibetaniſchen Orten, die Holzbaracken der Chineſen mit den ſchwungvollen Ziegeldächern neben den Steingebäuden der Tibetaner mit den beliebten Plattformen an Stelle des Daches.

In Nja-tſchi-ka ſtationirt ein niederer, chineſiſcher Mandarin mit ſeiner kleinen Beſatzung. Der Beamte beſuchte uns in dem zugewieſenen tibetaniſchen Kun-kwan und meldete uns, daß wir auf jeden Fall einen Tag in der Stadt verweilen müßten, da er beauftragt ſei, für die gefahrloſe Stromüberſetzung eine Schiffsbrücke zu erbauen. Da half kein Proteſtiren, jede Auseinanderſetzung erwies ſich als fruchtlos, wir mußten bleiben.

Am nächſten Morgen begannen die Arbeiten. Drei Schiffe, die gewöhnlich zur Ueberfuhr benützt werden, wurden in gleichmäßiger Entfernung von einander verankert. Einige Bretter darüber und die Brücke war fertig. Um Mittag ward ſie von General Lin und dem Ortsmandarin in feierlicher Weiſe für den Verkehr eröffnet. Unter dem Donner der abgefeuerten Mörſer und dem Entſetzen einflößenden Schmettern altersgebogener Kriegstrompeten vollzogen die Beamten die Belaſtungsprobe der Brücke, indem ſie, gefolgt von einer Abtheilung, zum jenſeitigen Ufer und dann zurück ſchritten.

Der Ya-long-kiang hat an der Uebergangsſtelle eine Breite von 80 Schritt. Der ruhige und majeſtätiſche Lauf des beiderſeits von Felswänden eingeengten Stromes verräth ſchon die große Tiefe, die im Durchſchnitt 3—5 Meter beträgt. Er entſpringt unweit ſüdlich des Quellgebietes des Hoang-ho in dem tibetaniſchen Fürſtenthume Minjak, wo er den Abfluß dreier Gebirgsſeen, des Kola-mu-chich, Nang-pi-chich und Lamu-chu-chich, aufnimmt, berührt dann die kleine Stadt Mong-ko-kieh und ändert einige Meilen weiter den bisherigen Lauf von Nordweſt nach Südoſt, indem er mit einem ſcharfen Buge nach Süden eilt. Bei Njarum, der durch ihre vorzüglichen Schmiedewaaren bemerkenswerthen Stadt, ſoll eine ſtabile Brücke über den Strom führen. Von Njarum bis Ta-tſien-lu hat das mächtige Waſſer mehrere großartige Cataracte zu überwinden, die auch weiter im Süden das Flußbett durchziehen müſſen, denn der Ya-long-kiang wird in ſeinem ganzen Laufe zur Schiffahrt nicht ausgenützt. Er mündet unweit von Uhei-tſchuen-tſchou in den Kinſcha-kiang.

Graf Széchenyi kaufte in Hokeu zwei tibetaniſche Pferde, die ſich während der weiteren Reiſe in den ſteinigen Partien des Hochlandes, beſonders aber während der Märſche über die außergewöhnlichen Höhen der Päſſe zähe und über alle Maßen ausdauernd erwieſen. Der Preis eines kräftigen, jungen Pferdes beträgt durchſchnittlich 30—50 Taël oder 100—150 Rupien.

Am folgenden Morgen verließen wir Hokeu. Nach der Ueberſchreitung der Brücke wandten wir uns in ein kleines Seitenthal nach Weſten. Mühſam kletterten wir eine Zeitlang über die chaotiſche Geröllmaſſe der Thalſohle und über die halbverweſten, mächtigen Baumſtämme, welche den Weg verſperrten. Wir wandelten im duftenden Urwalde, deſſen dichte Krone nur ſelten einem vorwitzigen Sonnenſtrahle ſo viel Spielraum ließ, um im unſteten Zittern die Mooskӧpfchen zu küſſen, welche auf dem feuchten Grunde zwiſchen den Steinen hervorlugten. Das anheimelnde Flüſtern und Rauſchen der leicht bewegten Zweige gewann durch den frӧhlichen Geſang der Vogelwelt, insbeſondere durch den widerhallenden Ruf des Kukuks einen unbeſchreiblichen Zauber. Das kleine Dorf Make-tſchung, wo wir übernachteten, liegt in einer Waldlichtung ſchon in bedeutender Hӧhe über Hoken. Wir ſaßen in den Abendſtunden auf den großen Felsblӧcken vor unſerem Quartiere und vertieften uns in ſtumme Bewunderung der großartigen Gebirgsſcenerien. General Lin geſellte ſich zu uns, und zählte uns — während er den heißen Thee behaglich ſchlürfte — alle die chineſiſchen Reiſenden auf, die in dieſem ſchӧnen Thale von den tibetaniſchen Räubern ausgeplündert und dann erſchlagen wurden. Er ließ ſich durch unſer ungläubiges Lächeln nicht irre machen und ſchwur hoch und theuer auf die Unſicherheit der Gegend, mit dem frommen Wunſche, es mӧge uns nicht beſchieden ſein, die Wahrheit ſeiner Worte an uns ſelbſt zu erfahren.

Am nächſten Morgen ritt der General an meiner Seite. Wir kamen zu einer finſteren, felſigen Schlucht. „Da,“ ſagte Lin, „da verſtecken ſich gewӧhnlich die Räuber! — Bum, bum!“ Er hob ſeinen Reitſtock und ſchrie drohend und mit vollen Backen den Schreckensruf gegen die Felſen. Umſonſt. Kein Räuber ließ ſich blicken. Ich lachte und trieb mein Pferd zu grӧßerer Eile, um früher die Paßhӧhe zu gewinnen. Da — ich befand mich nahezu ſchon oben — fiel in der nächſten Nähe ein Schuß. Ich bog um die Wegecke und erblickte eine ſonderbare Menſchengruppe.

In der Mitte einiger Soldaten unſerer Begleitung kniete ein verwildert ausſehender Tibetaner, dem die Hände auf dem Rücken gefeſſelt waren. Vor ihm ſtand ein chineſiſcher Mandarin, welcher mit ſeiner Truppe aus Schingolo heraufgekommen war, mit zornflammenden Augen in hӧchſter Aufregung. Bald fiel er mit wuthſchnaubenden Worten über den armen Räuber her, bald über ſeine Soldaten, endlich erblickte er uns und rief uns unter ungeduldigen Winken zu, eiligſt zu ihm zu kommen. Tang, der Dolmetſch, kam auch bald zum Vorſchein und ſo erzählte uns nun der außer Rand und Band gerathene Officier, daß er drei Räuber gefangen habe, die eine große Menge Thee geſtohlen hätten — er zeigte dabei auf ein winziges Packetchen Ziegelthee, das vor dem Böſewicht auf dem Boden lag, und dann auf dieſen — dieſer hier aber ſei der Rädelsführer, dem er auf der Stelle den Kopf abſchlagen laſſen müſſe.

Die knieende Stellung des Gefangenen war auch ganz geeignet für die Ausführung dieſer Drohung. Ich wurde beſorgt, denn Einer der Soldaten ſchwang ſein Schwert mit ſolcher Blutgier über dem bedrohten Haupte, daß ich wirklich auf eine unmittelbar bevorſtehende Execution gefaßt war. Der Tibetaner heulte zwar in jämmerlichen Gurgeltönen, doch ſchien es mir, als ſtünde ſein Geſichtsausdruck mit dem Angſtgeſchrei im offenen Widerſpruch. Neugierig betrachtete er uns Europäer von allen Seiten, dann die Reitpferde und deren Sättel; das Frembartige feſſelte ihn mehr als ſeine eigene gefährliche Lage, aber er ſchrie aus voller Lunge, und die Chineſen ergötzten ſich an ſeiner — Todesangſt. Einige Minuten ſtanden wir ſchweigend vor dem geſetzloſen Gerichtshofe echt chineſiſchen Standrechtes, dann beſtiegen wir unſere Pferde und ritten — auf das Gerechtigkeitsgefühl des nachfolgenden Generals vertrauend, davon.

Ein Jeder dachte über das Geſehene nach, und als wir auf der Paßhöhe Melon-gun unſere Anſichten gegenſeitig austauſchten, da ſtimmten wir Alle in dem Urtheile überein: es war dies eine gut durchdachte Comödie, um uns von der Weiterreiſe abzuſchrecken. Ein Räuber, der wochenlang vorher den Tag und die Stunde des Eintreffens einer ſtarken Militär-Escorte weiß, wird kaum ſo unklug handeln, einem Soldaten ein Stückchen Ziegelthee zu ſtehlen. Nur in dem Falle, wenn er einen Selbſtmord begehen will, wird er direct den chineſiſchen Soldaten in die Arme laufen, ſonſt aber wohlweislich auf das große Gepäck losgehen, das nach landesüblicher Sitte unbewacht und ſchutzlos eine Stunde ſpäter der Escorte nachfolgt.

Unſere Anſicht, daß den „Räubern“ nicht viel geſchehen werde, beſtätigte ſich. Schon am folgenden Abende kamen die drei Gefangenen, welche vom General in Haft gehalten wurden, zu uns und baten uns um die Wiedererlangung ihrer Freiheit. Sie wären keine Räuber, ſondern friedliche Yaktreiber, die dem Ehrgeize der Mandarine, welche für den bewieſenen Muth im Kampfe mit den Banditen eine Staatsbelohnung anhofften, zum Opfer fielen. Ihre Ausſagen wurden von Pema, der die Leute perſönlich kannte, beſtätigt. Graf Széchenyi begab ſich zu den Mandarinen, um Fürſprache einzulegen. In Litang erhielten die Räuber, nach der Aufnahme eines Protokolls über den entſtellten Sachverhalt, eine Tracht Prügel und dann die gewünſchte Freiheit.

Die Ausſicht von dem Gebirgspaſſe Melon-gun zeigt im Weſten runde, flache Hutweidenkuppen und ähnliche Sattelverbindungen. In weiter Ferne erblicken wir fünf Eisberge, welche das ſcheinbare Wellenland in klaren Contouren überragen. Sie bleiben durch volle ſieben Reiſetage unſere Wegweiſer, denn ihr Fuß, an dem der Weg nach Batang vorbeiführt, iſt noch 1½ Längengrade von uns entfernt. Im Norden fallen die plateauartigen Gebirgszüge mit durchfurchten, zerriſſenen Hängen ſteil zu einem tief eingeſchnittenen Nebenthale hinab, welches ungefähr 40 Li oberhalb Hoken in den Ya-long-kiang einmündet. Die Kuppen der noch weiter nördlich ſtreichenden Rücken ſpringen hingegen durch ihre kantigen und felſigen Formen ſofort in die Augen.

Wo mich meine Fertigkeit im Auffaſſen des Terrainzuſammenhanges im Stiche ließ, da fand ich immer in Pema, unſerem tibetaniſchen Führer und Interpreten, einen erfahrenen Mann, der mir über alle geographiſchen Fragen nicht nur erſchöpfende, ſondern auch richtige Auskünfte ertheilen konnte. Bald war es der Lauf eines Fluſſes, bald eine Wegrichtung, dann wieder eine Gebirgslandſchaft, die er nicht allein durch ſeine Beſchreibung trefflich zu ſchildern, ſondern auch graphiſch darzuſtellen verſtand.

Der Orientirungsſinn der Tibetaner iſt überhaupt in ſtaunenswerther Weiſe ausgebildet. Wenn der Tibetaner reiſt, ſo genügt es ihm nicht, zu wiſſen, ob er in dem nächſten Nachtquartier ein gutes Lager und die entſprechende Quantität Dſamba finden wird, ob über den nächſten Fluß eine ſichere Brücke erbaut, ob der folgende Berg ſteil und hoch iſt; er achtet auch auf die Eigenthümlichkeiten in der Natur, auf den Lauf der Gewäſſer, auf die

Körper fahren würde, und trachteten ihm nach dem Leben. Pema bat nun, in ein anderes Kloſter verſetzt zu werden, und meldete ſich als Candidat für die offene Stelle eines Chifu (Vorbeters) in Laſſa. Der proviſoriſche Vorſtand des Kloſters, dem es in erſter Linie darum zu thun war, den gefährlichen Mann beſeitigt zu wiſſen, war vollkommen mit dem Entſchluſſe Pema's, das Kloſter zu verlaſſen, einverſtanden.

Er berief eine Lama-Verſammlung ein, die zu entſcheiden hatte, ob Pema der Ernennung zum Chifu würdig wäre oder nicht. Die Prieſter überließen die Beantwortung der Frage dem Zufall und offerirten dem Bittſteller drei Klöſſe aus Dſamba mit dem Bedeuten, einen davon auszuwählen und zu öffnen. Das that Pema und fand in dem Innern desſelben einen Zettel, worauf die Worte ſtanden: Gehe nach Bonga, das iſt der Ort, wo Du in der Anbetung der Lotosblume zu den Füßen Buddha's Dein ganzes Leben lang für Deine hochmüthigen Gedanken Buße thun ſollſt und mußt.

Pema ging aber nicht nach Bonga, ſondern floh in der folgenden Nacht aus dem Tempel nach Ta-tſien-lu. Einige Wochen darauf legte er das chriſtkatholiſche Glaubensbekenntniß ab und ließ ſich taufen.

Den Erzählungen anderer Leute zufolge erleiden die Ausſagen Pema's einige Abänderungen. Kurz nach dem Tode ſeines Onkels ſoll er nämlich mit einer jungen tibetaniſchen Nonne bekannt geworden ſein, die an dem hübſchen, kräftigen Lama Gefallen fand. Pema, welcher ſich zur gelben Kirche bekannte, ertrug den Schwur des Cölibates nicht länger und entführte die Geliebte aus den dumpfen Mauern ihres Kloſtergefängniſſes nach Ta-tſien-lu, wo Beide nach der Taufe unter dem Schutze der Miſſion den Bund für das Leben ſchloſſen.

Pema iſt nun 47 Jahre alt. Er ſah nach ſeiner Flucht noch öfter den Grenzſtein des tibetaniſchen Prieſterreiches jenſeits des Kinſcha-kiang, den er vor 27 Jahren klopfenden Herzens begrüßte; niemals aber war er ſo vermeſſen, auch nur einen Schritt in das verhaßte Land weiter hinein zu thun, denn er wußte, es wäre ſein Tod geweſen. Von früheſter Jugend an das Beten gewöhnt, ſind auch jetzt noch ſeine Lippen in beſtändiger Bewegung. Er unterſcheidet ſich von den buddhiſtiſchen Lama nur inſoferne, daß er nicht mehr ſein: O mani peme hum recitirt, ſondern während des Marſches mit kräftiger Lunge: Per omnia säcula säculorum ſingt.

Auch der chineſiſche Dolmetſch ließ es niemals — beſonders aber bei der Paſſage gefährlicher Wegſtellen, vor welcher er ſich dreimal bekreuzte — an religiöſen Kundgebungen fehlen. Tang bewährte ſich als treu ergebener, williger Diener bis zur Stunde der Trennung, und wenn es uns auch manchmal recht ſchwer wurde, in dem Miſchmaſch lateiniſcher Reminiscenzen die nothwendigen Begriffe für ſeine flüſſig geſprochenen Mittheilungen wiederzufinden, ſo mußten wir uns dennoch glücklich ſchätzen, den im Allgemeinen ſchwer denkenden Chineſen gefunden zu haben.

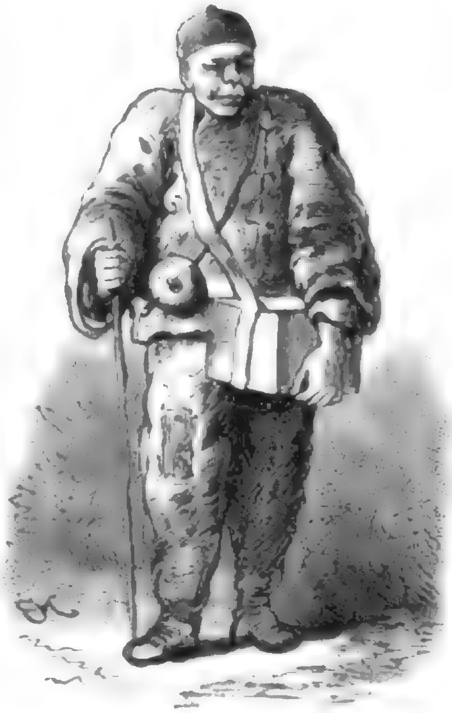
Der neue Koch, ein Chineſe aus Ta-tſien-lu, verſtand es zwar beſſer, als ſein Vorgänger Kung-ſche, den Kochlöffel zu rühren und die Speiſen geſchmackvoller zuzubereiten, denn er lernte die Kunſt im Dienſte eines verſtorbenen Miſſionärs; dafür mangelte ihm jeder Reinlichkeitsſinn. Da er ebenfalls zur tibetaniſchen Chriſtengemeinde zählte, ſo glaubte er, ſeine Intelligenz ſtünde im glänzendſten Lichte, wenn er auf alle Bemerkungen, gleichviel ob er ſie verſtand oder nicht, mit „etiam“ antwortete.

Hute-ſchan war der Erſatzmann für den Diener Lau-tſchan, der uns bereits in Lan-tſchou-fu verlaſſen hatte. Als zerlumpter, herabgekommener Laſtträger ſchloß er ſich zuerſt freiwillig unſerer Caravane an. Durch ſein flinkes, unermüdliches Weſen und ſeine unterwürfige Beſcheidenheit gelang es ihm bald, ſich zum Leibdiener emporzuſchwingen. Kaum fühlte er ſich aber in ſeiner Stellung ſicher, da traten nach und nach ſeine Untugenden an das Tageslicht. Abgeſehen von ſeiner Unverträglichkeit mit den anderen Bedienſteten, die ſich in beſtändigen Zänkereien äußerte, vergeudete er ſeinen Lohn am liebſten durch die Opiumpfeife, ſo daß er in fortwährender Geldverlegenheit immer ſeine Zuflucht zu unbegründeten Vorſchüſſen nehmen mußte. Nach der Abreiſe des Dolmetſchers Sin hoffte er, daß die Führung der Rechnungen ihm übertragen würde. Da ſein Traum ſich aber nicht verwirklichte, ſo erſchien er eines Tages vor dem Grafen mit dem Ultimatum: Verdoppelung des bisherigen Lohnes oder Kündigung des Dienſtes! Graf Széchenyi erhöhte die Gebühren des Dieners von 10 auf 15, die des Ma-fu von 5 auf 8 Taël.

Hute-ſchan dankte für die Gehaltsaufbeſſerung mit den Worten: Er wäre erſt dann völlig zufriedengeſtellt, wenn ihm die Caſſaverwaltung anvertraut würde.

Der Pferdewärter erwies ſich beſcheidener als ſein Freund Hute-ſchan. Wenn er auch alle ſeine Bedürfniſſe durch Unterſchlagung eines großen Theiles des ihm anvertrauten Pferdefutters beſtritt, ſo wahrte er wenigſtens den Schein, er machte keinen unnützen Lärm und begnügte ſich mit dem Gedanken: Geſtohlen muß ſein!

Endlich zählten wir zu unſerer Begleitung noch einen Chineſen, der ſeinem Namen Ta-kl (großer Kerl) nur Ehre machte. Seine gebückte, kräftige Rieſenfigur erhielt ſchon durch die langen, bis zu den Knien herabhängenden Arme etwas Affenartiges; dieſer Eindruck wurde noch vermehrt durch das eckige Orang-utang-Geſicht, in welchem die herabhängende, wulſtige Unterlippe das Kinn den Blicken entzog. Fort und fort milderte ein gutmüthiges, breites Grinſen den böſen Typus ſeines Antlitzes, denn Ta-kl wurde nur wüthend, wenn er während der Mahlzeiten einen Dienſt verrichten ſollte. Das muſtergiltige Phlegma in Allem, was er that, ließ ihn niemals ſchneller oder langſamer werden, weder im Marſchiren, noch in den häuslichen Beſchäftigungen. Wir konnten mit Sicherheit annehmen, daß er regelmäßig nach je 30 Li eine halbe Stunde hinter dem Gepäckstrain zurückblieb. Während des Marſches trug er Normalbarometer und Schiffschronometer. In den Stationen galt er als „Mann für Alles“. Er ſtriegelte die Reitpferde, er wartete die Hunde, er reinigte Kleider, Schuhe und das Kochſervice. Ueberraſchte uns der Koch einmal mit einem beſſeren Gerichte, da hatte gewiß der arme, gute Ta-kl die Hand im Spiele.



Der arme Ta-kl.

Schon in China hörten wir ſo Vieles über die ſchönen tibetaniſchen Hunde erzählen, daß ich mich wirklich darauf freute, die Thiere kennen zu lernen. Und in der That, ſie verdienen das Lob. Die tibetaniſchen Hunde beſitzen viele Aehnlichkeit mit den ſchönſten Neufoundländern, ihr Kopf aber iſt bedeutend größer und gewinnt durch das mähnenartig emporgewachſene Nackenhaar an imponirender Wildheit. Dieſer Eindruck wird noch vermehrt, wenn der Beſitzer dem Hunde ein aus Yakhaaren verfertigtes, roth gefärbtes, kranzartiges Halsband anlegt. Die Farbe der Hunde wechſelt zwiſchen ſchwarz und lichtbraun, doch ſind die ſchwarzen Exemplare in überwiegender Mehrzahl vorhanden. Sie ſind im Allgemeinen biſſige Beſtien, die im Hauſe an der Kette gehalten, mit ihrem tiefen Gebelle die Luft erzittern machen. Während einer Attaque wedeln ſie ohne Unterlaß mit dem Schweife. Als Schäferhunde oder bei Yak-Caravanen verwendet, halten ſie Ruhe und Ordnung aufrecht und ſorgen zugleich durch ihre Wachſamkeit für die gewünſchte Sicherheit. Graf Széchenyi brachte drei prachtvolle tibetaniſche Hunde, zwei Männchen Namens Dſchandu und Dſamu und ein Weibchen mit Namen Dſama, käuflich an ſich. Dſchandu und Dſama zeigten ſich nicht nur — obwohl mit Aufwand aller zur Verfügung ſtehenden Mittel — dreſſurfähig, ſondern ertrugen auch ohne Gefährdung ihres Wohlbefindens die See- und Landreiſe nach Europa. Derzeit zählen ſie zu den verläßlichſten Wächtern auf dem Schloſſe des Grafen Széchenyi in Zinkendorf am Neuſiedler-See. Anders betrug ſich Dſamu. Als entſchiedener Feind aller Europäer duldete er keinen von uns in ſeiner Nähe, ja er biß wiederholt den Grafen, der ihn durch die Verabreichung des Futters zu zähmen verſuchte, und zerfleiſchte ihm einmal bei einer ſolchen Gelegenheit in ſehr bedenklicher Weiſe die rechte Hand.

Faſt in jedem Nachtquartier ſorgte der Hund für unſere Verproviantirung, indem er regelmäßig allen Hühnern und Schweinen, die ſich in ſeine Nähe verirrten, erbarmungslos die Wirbelſäule durchbiß.

Als Dſamu aber in Bamo ein armes, altes Weib, das ihn mit einem Prügel bedrohte, derartig zurichtete, daß es kurze Zeit darauf ſtarb, da war ſein Schickſal entſchieden. Graf Széchenyi erſchoß ihn auf der Stelle.

Während unſeres weiteren Marſches zwiſchen Schingolo über Tſchamarotong und Hotſchika nach Litang begegneten wir großartigen Yak-Caravanen, deren größte, mit Thee und Tabak beladene, aus 700 Tragthieren zuſammengeſtellt war. Die Treiber trugen in der kalten Jahreszeit eine verbrämte Pelzmütze, einen rothbraunen Burnus und Stiefel aus ſchwarz beſetztem, rothem Tuche. Ein Luntengewehr über der Achſel und ein ſcharfes Schwert im Gürtel verliehen den wettergebräunten Männern ein martialiſches Gepräge.

General Lin hatte in dem wohlerwogenen Itinerar Hotſchika als Nachtquartier bezeichnet. Wir erreichten das kleine, ſchmutzige Dörfchen bereits um 3 Uhr Nachmittags. Als wir nun erfuhren, daß die Officiere das Kun-kwan für ſich ſelbſt ſchon in Anſpruch genommen, und uns ein elendes Flugdach als Quartier zugewieſen hatten, da beſchloſſen wir, bis nach Litang weiter zu reiſen. Die Mandarine proteſtirten vergebens gegen dieſen Entſchluß, die abgenützten Räubergeſchichten prallten wirkungslos an dem Panzer der Unbeugſamkeit ab, wir ritten unter der Führung Pema's auf und davon und ließen die verblüfften Chineſen an dem Ortseingange im Stich. Zuerſt ging es am rechten Ufer des Hodſchu eine Strecke aufwärts. Auf den ſandigen Uferbänken waren einige ſcheue Tibetaner mit Goldwaſchen beſchäftigt. Als ſie uns erblickten, ergriffen ſie die Flucht, denn es iſt ſtrenge unterſagt, ſich in ſolcher Weiſe zu bereichern. Es mangelte uns jedoch an Zeit, ihnen mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken, da noch 50 Li vor uns lagen, und in Litang Niemand von unſerer Ankunft benachrichtigt worden war.

Die Sonne neigte ſich ſchon in bedenklicher Weiſe nach Weſten, als wir vom Fluſſe abbiegend, uns anſchickten, die Paßhöhe des Dſamu-la zu erſteigen. Wir trieben die Pferde zur größten Eile, und doch nahm der Aufſtieg mehr als eine Stunde in Anſpruch. Das Hutweidenplateau des Höhenzuges im ſcharfen Galop durchmeſſend, erreichten wir gerade mit dem Einbruche der Dunkelheit die jenſeitige Berglehne. Der Weg war glücklicherweiſe im beſten Zuſtande; trotzdem blieb nichts Anderes übrig, als abzuſitzen und bei der vollſtändigen Unkenntniß der Gegend in der ſtockfinſteren Nacht zu Fuß zu gehen. Der Abſtieg war nur kurz und brachte uns auf eine ausgedehnte Hutweiden-Ebene, auf welcher angelangt, wir in großer Entfernung einen hellen Lichtſchimmer wahrnahmen. „Das iſt Letong (Litang),“ erklärte Pema.

Gegen 11 Uhr Nachts erreichten wir das erſte Haus. Die Leute ſchliefen bereits, eine lautloſe Ruhe herrſchte über der tibetaniſchen Stadt. Wohin unter ſolchen Umſtänden? Pema führte uns durch eine enge Gaſſe zu der großen Lamaſerie am Ende der Stadt und hoffte auf einen gaſtfreundlichen Empfang von Seite des Pförtners. Er hatte ſich aber verrechnet. Nach einigen wiederholten Schlägen auf das feſtverſchloſſene Thor öffnete ſich ein Fenſterladen im erſten Stocke, und eine mürriſche Stimme erkundigte ſich nach dem unzeitgemäßen Begehren der Ruheſtörer. Der Lama hörte gar nicht die Auseinanderſetzungen unſeres Führers an, ſondern ſchlug verdrießlich den Fenſterverſchlag zu und ließ uns in der kalten Nachtluft ſtehen.

Straßen auf und ab verſuchten wir in verſchiedenen Häuſern unſer Glück. Endlich erbot ſich ein Tibetaner, uns in das Yamen des chineſiſchen Mandarins zu führen. Müde und hungerig bis zur Erſchöpfung, fanden wir endlich um Mitternacht ein Obdach. Der Beamte ſprang ſogleich von ſeinem Nachtlager, weckte die Dienerſchaft auf und überbot ſich förmlich in dem Bemühen, ſeine Gäſte zu bewirthen. Schinken, Eier, Seetang, Gemüſe, Butter und Dſamba lagen in wenigen Minuten auf der mit einer Oellampe beleuchteten Tafel, und wir ließen es uns trefflich munden, denn es war ſeit 18 Stunden die erſte Nahrung. Der ſich in Zuvorkommenheit erſchöpfende Mandarin bemerkte ſogleich, daß wir ohne Gepäck angekommen waren, und vertheilte trotz der empfindlichen Kälte ſeine eigenen Schlafdecken unter uns. Der Gepäckstrain traf erſt mit dem Morgengrauen in Litang ein. Ich hörte nur die gellende Stimme des ewig polternden Dieners Hute-ſchan, dann fühlte ich die wohlthuende Wirkung einer über mich geworfenen Winterdecke auf meine froſterſtarrten Glieder, endlich umfing mich ein todtengleicher Schlaf, der bis zum nächſten Mittag anhielt.

Obgleich General Lin es gerne geſehen hätte, wenn wir uns drei Tage ausgeraſtet hätten, ſo blieben wir doch nur zwei Tage in Litang, dafür ſammelten wir in dieſer kurzen Zeit ſo viele Erfahrungen, daß uns das Scheiden kein allzu großes Herzleid bereitete.

Digitized by Google

Litang (4170 Meter über dem Meere) liegt auf einer breiten, relativ niedrigen Berglehne der linksſeitigen Thalbegleitung des Li-dſchu, eines Nebenfluſſes des Yalong-kiang, welcher 10 Tagereiſen nördlich von Litang bei der tibetaniſchen Stadt Degi entſpringt und unweit des großen Kloſters Hoan-lama in den erwähnten Strom einmündet. Bei Litang durchfließt er in trägen Windungen die 180 Quadrat-Kilometer große, unbebaute, grasreiche Thalebene von Litang, die bei den abſolut baumloſen Hängen der ſie umrahmenden Berge ein Bild troſtloſer Oede bietet.

Die 300, aus geſtampfter Erde gekneteten Häuſer der Stadt werden durch die zwei großen Lamaſerien, welche mit ihren vergoldeten Dächern und den roth bemalten Thüren und Fenſtern ſtolz auf die herrſchende Armuth herabblicken, total verdunkelt. 6000 Lama, welche in dieſen Klöſtern ſingen und beten, terroriſiren die 3000 Einwohner der Stadt, unter denen wir nur 60 Chineſen zählen, bis zur Grenze der Duldſamkeit. Selbſt der tibetaniſche Fürſt und der chineſiſche Mandarin von Litang, den wir übrigens nicht zu Geſichte bekamen, ſtehen vollkommen unter dem Einfluſſe der gefürchteten Prieſter.

Unſere Abſicht, dem Kloſtervorſtande einen Beſuch zu machen und den Tempel zu beſichtigen, ſcheiterte an der Unduldſamkeit der Lama. Kaum bemerkten ſie unſer Vorhaben, da bildeten ſie mehrere Gruppen, die uns vor der Tempelſchwelle mit den drohenden Worten: „Zo, zo (fort mit Euch)“ begrüßten. Als wir es trotzdem verſuchten, uns den Weg in das Heiligthum zu bahnen, da flogen uns von allen Seiten große und kleine Steine entgegen. Die Prieſter retirirten in die Lamaſerie und verbarrikadirten die Thore. Der chineſiſche Beamte von Litang litt Todesangſt und drängte uns förmlich mit Gewalt in ſein Yamen zurück, denn er befürchtete einen für unſere Sicherheit gefährlichen Ausbruch der erregten Gemüther.

Graf Széchenyi ſchrieb hierauf einen Brief an den Kutuktu, worin er ſich über das unfreundliche Benehmen der Lama beſchwerte und um die Entgegennahme unſeres Beſuches anſuchte. Die Antwort des lebenden Buddha lautete zwar freundlich, jedoch mit der Entſchuldigung ablehnend, daß die Prieſter unduldſame, rohe Leute wären, welche alle Europäer haßten und einen Beſuch mit offener Gewalt abzuweiſen entſchloſſen wären. Nun drängte ſelbſt unſer freundlicher Wirth zu baldiger Abreiſe und bat uns, bis dahin ſein Haus nicht mehr zu verlaſſen. Wir nützten die noch übrigen Stunden mit der Vervollſtändigung unſerer Tagebücher aus oder erſtiegen auch die hochgelegene Plattform des Gebäudes, um die bunten Gruppen der tibetaniſchen Frauen und Mädchen zu beobachten, die in dem nahen Flüßchen Waſſer ſchöpften und in großen Holzgefäßen nach Hauſe trugen. Ihre Tracht beſtand aus einem Lodenkleide von rother oder ſchmutzig-weißer Farbe, welches mittelſt eines Gürtels an den Leib geſchmiegt war, dann aus einem kurzen, weitfaltigen Oberkleide aus dem gleichen Stoffe und aus roth verzierten Tuchſtiefeln. Die in unzählige dünne Zöpfe geflochteten Haare vereinigten ſich vor der Stirne zu einem haubenartigen Gebilde und endeten andererſeits nach rückwärts in verſchlungene Bänder, die mit Zuhilfenahme von geflochtenen Yakhaaren zuſammenhängend bis zu den Ferſen reichten. Silber-Rupien und flache Silberſcheiben verliehen dieſer ſtaunenswerthen Friſur nicht nur ein entſprechendes Gewicht, ſondern auch bedeutenden Werth.

Am 23. November verließen wir die Stadt, wo wir die liebenswürdige Gaſtfreundſchaft als unmittelbare Nachbarin der entſchiedenen Intoleranz kennen gelernt hatten. Die Durchkreuzung der Ebene nahm 1½ Stunden in Anſpruch, ſodann begann eine continuirliche Steigung bis zu der Poſtſtation Teutang, wo wir in einer zerfallenen Bretterbaracke übernachteten. Ungeſchützt vor der rauhen Kälte, empfand ich während der böſen Nacht wiederholt die Einwirkung der verdünnten Luft auf meine Lunge. Fort und fort nach Athem ringend und von Erſtickungsſymptomen gepeinigt, zählte ich die Stunden bis zum Sonnenaufgang. Wir konnten am folgenden Morgen — das erſte Mal während der Reiſe — nicht das nöthige Waſſer zum Waſchen finden, denn der kleine Fluß war bis auf den Grund zugefroren. Wir brachen zeitlich auf und trachteten, in der erwärmenden Morgenſonne, die noch einen Rieſenſchatten des vor uns liegenden Gara-la in das Thal warf, ſo bald als möglich die Höhe zu gewinnen.

Auf einem Wege vorwärts ſchreitend, der eine Landſchaft mühſelig überwand, in welcher es hausgroße Steine geregnet zu haben ſchien, erklommen

Grabdenkmal über die ausgedehnten Gletſchermaſſen aufthürmt. Es dauerte aber noch 1½ Tage, bevor wir von Lamaja aus die Eisfelder, die Gletſcher knapp vor uns liegen ſahen.

Lamaja, ein aus drei Häuſern beſtehender Weiler am Fuße dieſes großartigen Gebirges, iſt durch die wunderſchönen Urwälder, welche es von allen Seiten umſchließen, gegen die rauhen Weſtwinde geſchützt, die zu dieſer Jahreszeit alltäglich von 12 Uhr Mittags bis 4 Uhr mit ungeſchwächter Kraft dahinraſen. Einige Wieſen auf der ſchmalen Thalebene des Ra-dſchu liefern den Bewohnern das nöthige Futter für ihre Yakheerden. Im Norden des Dorfes erſtrecken ſich die dunklen Fichtenwaldungen bis zu der abſoluten Höhe von nahezu 4700 Meter (die mittlere Grenze der Waldregion). Ungeheuere Schuttkegel ſchließen ſich an die letzten Wachholderbäume an und reichen bis zu den ausgedehnten Schneefeldern, die in gegenſeitiger Verbindung und zunehmender Mächtigkeit endlich die 8100 Meter hohe Rieſenſpitze Gambu-ne von allen Seiten begrenzen. Das Gambu-Gebirge wird von den Tibetanern als heilig verehrt. Zahlreiche Obe, die den Weg an beiden Seiten begleiten, ſprechen für die Bedeutung der Buddha geweihten Eisſpitze. Obe nennt man ſolche Steinhaufen, die von einer Unzahl Schieferplatten, in welche das landläufige Gebet „O mani peme hum“ bisweilen in künſtleriſcher Durchführung eingemeißelt wurde, umrahmt, gewöhnlich in der Mitte des Weges an ſolchen Stellen errichtet werden, an welche ſich eine landläufige Legende knüpft. Die Tibetaner paſſiren die Obe regelmäßig an ihrer rechten Seite.

Zwei Tage lang marſchirten wir am Fuße und unter dem Schutze der Gletſcher von Oſt nach Weſt. Mit dem Dorfe Sampa verließen wir das Ra-dſchu-Thal und überſtiegen ohne beſondere Anſtrengung den 5000 Meter hohen Kungſchi-la, der die Grenze zwiſchen dem Gebiete von Litang und Batang bildet. In Taſſou erwartete und begrüßte uns der König von Batang mit ſeinem Milizheere. Er trug die Kleidung eines chineſiſchen Mandarins mit der Decoration des rothen Hutknopfes.

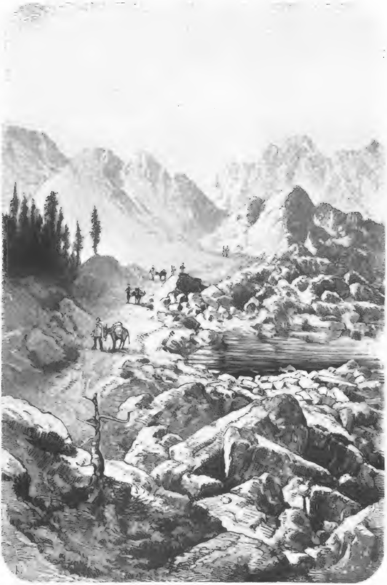
Es ſcheint, daß die beiden Nachbarſtaaten nicht in beſter Harmonie leben, denn kaum wurden die Litanger Soldaten der Batanger anſichtig, da entſpann ſich ein lebhafter Streit, der nach einigen Minuten in eine Rauferei ausartete. Zuerſt benützten beide Theile einige zufällig auf der Erde liegende Stöcke als Waffen; die Litanger retirirten, vereinigten ſich aber bald darauf hinter einer Hecke und nahmen gegen die anrückenden Feinde eine entſchiedene Stellung. Die ſchußbereiten Gewehre in der Rechten, erhoben ſie ein fürchterliches Geſchrei, deſſen Sinn leicht zu errathen war. „Noch einen Schritt näher, und es knallt!“ Angeſichts ſolcher Eventualitäten hielt es der König ſowohl als die chineſiſche Militär-Escorte für gerathen, ſich in das Kun-kwan zurückzuziehen. Nur der Commandant der Litanger Miliz war muthig genug, ſich mit gezogenem Schwerte zwiſchen die Streitenden zu ſtürzen, um die außer Rand und Band gekommenen Soldaten zu beruhigen. Mit todtenbleichem Geſichte bemühte er ſich, einige kräftige Worte in die Luft zu donnern, doch die Furcht übermannte ihn, ohnmächtig ſtürzte er vom Pferde. Das wirkte. Die Batanger hatten einen moraliſchen Sieg erfochten und ſtellten ſich damit zufrieden. Mit breitem Lachen in den wetterbraunen Geſichtern ſchloſſen ſie mit den Feinden einen großmüthigen Frieden. Jetzt erſt, nachdem die Gefahr vorüber war, trat der Fürſt zu ſeinen Leuten und hielt ihnen eine fulminante Strafpredigt.

Am nächſten Morgen vollführten wir die Beſteigung des Taſſou-Gebirges oder Tſchara-la, deſſen ſteile Formen dem Reiſenden noch mancherlei Mühſale entgegenſtellen, bevor er in Batang von den Strapazen der Reiſe im tibetaniſchen Hochland ausraſten und neue Kräfte für die bevorſtehenden Entbehrungen ſammeln kann.

Der Tſchara-la gleicht in vieler Beziehung dem Gara-la im Weſten Litangs. Ebenſo wüſt und öde, nur in der ſteilen Anlage des Weges dieſen noch übertreffend, iſt ſeine Beſteigung nicht ganz gefahrlos, beſonders wenn man unter dem ermattenden Einfluß der verdünnten Luft*) es vorzieht, im Sattel zu bleiben. Die chineſiſchen und tibetaniſchen Soldaten thaten ſo, und fielen einer nach dem andern vom Pferde herab. Glücklicherweiſe brachen ſie ſich bei dem Sturze nur ihre Waffen und nicht ihre Beine. Die eigentliche

---

*) Der tibetaniſche Name für die gefährlichen Ausdünſtungen auf den hohen Bergen heißt Ladu, der chineſiſche Chaan-tſchi.



Der Tſchara-la.

Digitized by Google

Digitized by Google

einer hohen Mauer umgeben. Das prächtigſte Gebäude innerhalb derſelben iſt jedenfalls der Tempel, deſſen vergoldete Dächer bei Sonnenaufgang in zauberhaften Reflexen erglühen. Mehrere hundert Lehmhütten gruppiren ſich im bunten Durcheinander um das Gotteshaus, welches 3000 Prieſter beherbergt.

Die offene Stadt Batang iſt kleiner als Litang, hingegen ſind die Häuſer größer, ſchöner und reinlicher. Nach der Erzählung der Ortseinwohner wurde Batang vor zehn Jahren durch ein Erdbeben gänzlich zerſtört. 2000 Menſchen, darunter der Fürſt, verloren bei dieſer Kataſtrophe ihr Leben. Bei dem Wiederaufbau der zertrümmerten Stadt mußten die Baumeiſter über Befehl des Kutuktu Rückſicht auf eine größere Widerſtandsfähigkeit der Gebäude nehmen und ſo entſtand das neue Batang in ſeiner jetzigen, vortheilhaften Ausſtattung. Auch das große Kun-kwan, worin wir uns recht bald heimiſch fühlten, übertraf alle unſere Erwartungen und Anſprüche.

Schon am nächſten Tage erhielten wir den Beſuch des Fürſten und ſeines Bruders. Sie waren elegant in chineſiſcher Beamtentracht gekleidet. Der regierende Fürſt iſt jünger und wurde vom chineſiſchen Kaiſer deshalb vorgezogen, weil er angeblich begabter und von gewinnenderem Weſen war, als ſein Bruder. Er gab uns ſein Alter mit 33 Jahren an, eine Behauptung, die nicht wenig Eitelkeit verräth, wenn man bedenkt, daß ſein älteſter Sohn ſchon 19 Jahre alt war.

Tags darauf ſtatteten wir die Gegenviſite ab. Der Fürſt bewohnte ein großes, tibetaniſches Haus am Nordende der Stadt. Wir paſſirten zuerſt einen großen Viehhof und kamen dann zu einem kleinen Holzpavillon, an deſſen Stufen wir von dem Fürſten empfangen wurden. Er führte uns in einen kleinen Salon, um welchen ihn mancher Mandarin beneiden könnte. Das Zimmerchen war chineſiſch eingerichtet. Zwei große, färbige Glasfenſter ließen genügend viel Licht herein, um die verſchiedenen Nippſachen (Schnupftabakfläſchchen aus Achat, Yü und Amethyſt, Vaſen aus feinem Porcellan, Gluthpfannen aus Kupfer ꝛc.), die auf einem viereckigen, polirten Tiſche in ausgewählter Unordnung dalagen, im wahren Werthe erſcheinen zu laſſen. Eine weichgepolſterte Ehrenbank nahm die der Thüre gegenüberliegende ganze Wandfläche ein. Rechts und links von den Fenſtern ſtehen große Holzgeſtelle, deren Fächer eine reiche Sammlung an Theeſchalen, europäiſchen Gläſern, Wein- und Brandyflaſchen (Geſchenke der Miſſionäre) enthalten. Die Wände ſind mit verſchiedenen Bildern geſchmückt, unter welchen ich neben mehreren chineſiſchen Glasgemälden die Bilder des heiligen Rochus und Johannes, ſowie eine illuſtrirte Adjuſtirungsvorſchrift der franzöſiſchen Cüraſſiere erblickte. Der Fußboden beſtand aus harten Dielen und war glatt gewichſt.

Der Fürſt offerirte uns zuerſt in chineſiſcher Sitte Thee und Tabak und hierauf einen tibetaniſchen Leckerbiſſen: gekochte, verzuckerte Bohnen. Unſer Geſpräch drehte ſich ſelbſtverſtändlich um das Reiſeproject und um die tibetaniſchen Verhältniſſe. Der Prinz wich allen verfänglichen Fragen geſchickt mit der treuherzig gegebenen Antwort aus: „Das weiß ich nicht.“ Er verſprach jedoch ſein Möglichſtes, um eine Unterredung mit dem Campolama (der Kutuktu war geſtorben) zu verſchaffen. Leider blieb es bei dem Verſprechen. Die Lama hielten ſeit unſerer Ankunft die Thore des Kloſters ſelbſt für die Einwohner der Stadt feſt verſchloſſen und erſchwerten die Befriedigung unſerer Neugierde, das Kloſter wenigſtens von außen zu beſichtigen, durch offene Inſulten. Als wir nach einem kleinen Spaziergange an der Kloſtermauer vorüber uns nach Hauſe begeben wollten, da sauſte zuerſt ein zwei Kilogramm ſchwerer Stein, den ein Lama von dem Walle herabſchleuderte, hart am Kopfe des Grafen vorüber. Das war keine Drohung mehr, ſondern ein wirklicher Anſchlag auf das Leben. Ein förmlicher Steinhagel folgte dieſer Kriegserklärung, und wir mußten trachten, der Gefahr zu entrinnen. Als wir darauf dem General Lin die Begebenheit erzählten, zuckte er die Achſeln: „Warum geht Ihr zu der Lamaſerie. Ihr ſeid noch gut davongekommen“.

Der Bruder des regierenden Fürſten bewohnt in der Nähe der Reſidenz ſein eigenes Haus. Ein auffallendes Gegenſtück in Bezug auf Reinlichkeit, hält er wenig auf eine gefällige Möblirung ſeiner Wohnung. Sein Stolz iſt nur ein complicirtes türkiſches Nargileh, welches ihm der verſtorbene Kutuktu aus Laſſa mitgebracht haben ſoll. Er wollte es uns zu Ehren als Friedenspfeife in Brand ſetzen, doch die Pfeife war verroſtet und verſagte den Dienſt.

Als beſonderer Thierfreund befaßt er ſich am liebſten mit der Zucht von Pferden, Maulthieren, Hunden und Katzen, ja er beſitzt in ſeinem Garten ein Murmelthier und einen Bären. Als ich wenige Tage darauf nach dem Frühſtück vor unſerer Wohnung ſpazieren ging, war ich nicht wenig überraſcht, in dem dicken, plumpen, braunen Ungethüme mit dem weißen Halbmonde auf der Bruſt, das mir aufſichtslos auf der Straße entgegen kam, die Bekanntſchaft des fürſtlichen Bären zu machen. Unwillkürlich wich ich der Beſtie, die in poſſirlichen Sprüngen die ganze Straßenbreite für ſich in Anſpruch nahm, aus. Nach einer Weile kam eine Schaar kleiner Kinder aus einer Seitengaſſe. Sie ſtürzten auf das Thier los und kneteten und kneiften es an allen Seiten. Der gutmüthige Bär ließ ſich Alles gefallen. Endlich entſchloß er ſich zu dem Beſuche unſeres Kun-kwan. Auch die Soldaten folgten dem Beiſpiele der Kinder und wälzten ſich mit dem Bären im Staube. Freilich hörte ich noch denſelben Tag die Nachricht, daß der Bär auf dem Heimwege einen Knaben erheblich verletzte und einen Mauleſel des Fürſten zerriſſen hatte.

Der Thronerbe von Batang iſt ein ſchöner Burſche von tannengleichem Wuchſe. Sein gebräuntes, rundovales Geſicht erhält durch die feingeſchnittene, griechiſche Naſe, die großen, funkelnden Augen und die blendend weißen Zähne zwiſchen den halbgeöffneten, ſchwellenden Lippen nahezu ein claſſiſches Gepräge. Als er das erſte Mal unſere Wohnung betrat, entſchuldigte er ſein Erſcheinen mit den Worten: Er habe gehört, daß ich Muſik betreibe, und bitte mich, ihm etwas vorzuſpielen. Das that ich auch, doch der Prinz war über die Handhabung der Ziehharmonika mehr verwundert als entzückt. Sein Staunen erreichte aber den höchſten Grad, als Loczy das Mikroſkop herbeibrachte und ihm verſchiedene kleine Objecte in 300facher Vergrößerung vor die Augen führte, er konnte nicht begreifen, daß die Rieſenbilder mit den winzigen Staubtheilen zwiſchen den Glasplatten identiſch ſeien. Um dieſem Zweifel ein Ende zu machen, ſtellte Loczy an die Geſellſchaft (die uns attachirten Officiere waren unterdeſſen auch in das Zimmer getreten) das Erſuchen, ihm ein Thierchen leihweiſe zu überlaſſen, das ſowohl bei den Chineſen, wie auch bei den Tibetanern zu den unvermeidlichen Attributen des geſunden Menſchenblutes gehört. Die Frage ging von Mund zu Mund, keiner der Herren wollte ſich durch die Vorweiſung eines ſolches Beſitzes dem Spotte der anderen preisgeben. Doch nach einigen Minuten ſiegte die Neugierde. Der Prinz überreichte mit kindlichem Lachen das gewünſchte Inſekt. Der Höhepunkt des Abends war erreicht, als unſere Gäſte das krabbelnde Thierchen unter dem Glaſe nach ihrer Ausſage „wie einen unbeholfenen Drachen in einer tiefen Grube“ — mit Muße beobachten und ihrer tollen Heiterkeit durch ein zügelloſes Gelächter freien Lauf laſſen konnten.

So wurde es ſchnell Abend. Die Talgkerzen brannten bereits auf dem Tiſche, als ein Tibetaner in das Zimmer trat und dem Prinzen einen Holzkaſten einhändigte. Der Prinz öffnete den Deckel und brachte ein primitiv conſtruirtes Cymbal zum Vorſchein, auf welchem er einige tibetaniſche Lieder vorſpielte. Wenn auch die Melodie nicht den gewünſchten Eindruck auf unſer Gehör ausübte, ſo barg ſie dennoch mehr muſikaliſchen Werth, als das monotone, chineſiſche Saitengeklimper.

Selbſtverſtändlich zollten wir dem fürſtlichen Muſiker die wohlverdiente Anerkennung. Während er in höchſter Verlegenheit bemüht war, das ungetheilte Lob beſcheidentlich abzuweiſen, fielen ſeine Augen auf ein Inſtrument, das neben den Leuchtern auf dem Tiſche lag. Es war dies eine kleine Feuerzange, welche wir als Putzſcheere gebrauchten. Endlich konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen, er nahm die Zange in die Hand, noch ein prüfender Blick, dann führte er ſie zur Naſe, um ſie behutſam zu quetſchen. Vermuthlich glaubte er, die Feuerzange könne auch mit Erfolg als Taſchentuch verwendet werden.

Seine ſchöne Adlernaſe wurde durch dieſe Unvorſichtigkeit in der ſchwärzeſten Weiſe gekennzeichnet. Als ihn ſeine ſchadenfrohen Freunde auf die Flecken aufmerkſam machten, erhob ſich der Prinz mit blutrothem Geſichte und wünſchte uns angenehme Ruhe.

Tags darauf erwiderten wir den Beſuch. Der Fürſt war aber nicht zu Hauſe und ſo machte der Prinz die Honneurs. Loczy überreichte ihm ein europäiſches Eßbeſteck und ich eine Mundharmonika. Da kam plötzlich der Onkel. Mit neidiſchen Blicken betrachtete er die kleinen Geſchenke, eine Mißſtimmung trat ein, der Geſprächsſtoff war plötzlich wie abgeſchnitten, und es ſchien gerathen, ſo bald als möglich die Reſidenz zu verlaſſen, wo — wie ich ſpäter erfuhr — ein kleiner Streit wegen der Frage, wem die Geſchenke eigentlich gehören ſollten, zum Ausbruche kam.

Die Militärbedeckung, welche uns der Vicekönig von Sze-tſchuen beigeſtellt hatte, meiſtens Chineſen der ſüdlichen Provinzen, litt unausſprechlich unter dem Einfluſſe der großen Kälte, die 15—17° C. erreichte. Die Soldaten ſchliefen nothgedrungen ſehr oft im Freien. Die nackte Erde war das Bett, die Kleidung am Leibe der einzige Schutz gegen den Froſt. Kein Wunder, daß mancher von ihnen krank wurde, und einer der Armen endlich den Strapazen unterlag.

Die Kameraden entzündeten, nachdem ſie des Verſtorbenen blaßgelbes Geſicht verhüllt hatten, einen ganzen Scheiterhaufen von Räucherpapieren und begannen hierauf bitterlich zu ſchluchzen. Es war nur eine Effectſcene in der großen Comödie der Leichenfeierlichkeit, denn vordem hatten ſie dem kaum erkalteten Todten die Schuhe von den Füßen gezogen, um ſie zu verkaufen. Wenn ein Chineſe einen Angehörigen verliert und ſelbſt nicht im Stande iſt, Crocodilsthränen zu weinen, ſo miethet er ſich Klageleute, die in der lärmenden Leidesäußerung Virtuoſen ſind.

Keiner ſeiner vorgeſetzten Officiere ließ ſich blicken, ſie fürchteten ſich vor dem Todten. Und fern im Süden freuten ſich Weib und Kinder auf die baldige Rückkunft des Familienvaters, der in der Fremde nun entſeelt dalag. Vier Tage lang lag die Leiche nahe der Thoreinfahrt.

Die buddhiſtiſchen Lama des großen Kloſters zerbrachen ſich die Köpfe, ob der Verſtorbene begraben oder verbrannt werden ſollte. Wäre der Soldat ein Tibetaner geweſen, ſo hätte man ihm einfach einen großen Stein um den Leib gebunden und ihn ſodann in den blauen, ſchäumenden Gebirgsfluß Dſchau-dſchu geworfen. So aber war er ein Chineſe — und Taotiſt — und darum dauerte es ſo lange, bis der Tag und die Art der Beſtattung beſtimmt werden konnten.

Am 5. December endlich brachte man einen alten Thorflügel, welcher ſonſt in unſerer Küche als Schneidebrett verwendet wurde, in das Leichen-

Digitized by Google

wagens ummauert und mit Kalk übertüncht. An der Weſtſeite erhalten die Gewölbe kleine Oeffnungen, damit man die Sargköpfe ſehen kann. Als ich den Ort erreichte, war einer der gemietheten Chineſen damit beſchäftigt, in einer ſeichten, etwa zwei Meter langen und kaum einen Meter breiten Grube einen Scheiterhaufen zu errichten.

Die Cameraden des Verſtorbenen ſaßen und hockten in einer Gruppe auf dem verdorrten Raſen und gaben theils dem Feuermanne Weiſungen, theils kritiſirten ſie den Lebenslauf des verſtorbenen Freundes. Die Geſellſchaft ſchien nicht im mindeſten ergriffen zu ſein, im Gegentheile ſie benahm ſich ſo, als ſei das traurige Schauſpiel mehr ein Spaß, eine Zerſtreuung. Einer allein machte eine Ausnahme. Es war dies der Soldat, welcher den armen, hilfsbedürftigen Kranken bis zur letzten Stunde aufopfernd gepflegt hatte, ein blaſſer, junger Menſch, der in Hoken eines kleinen Vergehens wegen Stockſtreiche erhalten hatte. Dieſer lag abſeits der Gruppe auf dem Boden und pflückte gedankenvoll einen gelben Halm nach dem anderen aus dem trockenen Boden und warf ihn auf den Holzſtoß.

Als der Holzſtoß fertig war, warfen die gemietheten Leute den Leichnam mit zur Erde gewandtem Antlitze darauf. Einer der Beſchäftigten betrachtete aufmerkſam den ſchönen Zopf, welcher nun verbrennen ſollte; dann zog er ein Meſſer aus der Taſche und ſäbelte ſo lange mit der ſtumpfen Klinge, bis er die Haare vom Scheitel getrennt hatte. Während der Operation ſchleifte er den Kopf des Todten unbarmherzig an den Holzkanten hin und her. Nun wurde über den Körper eine weitere Lage Holz geworfen, bis der Stoß die Höhe von zwei Meter erreicht hatte. Die Länge desſelben ließ Einiges zu wünſchen übrig, denn die Füße des Soldaten ragten aus dem Holze hervor.

Ein Mann brachte nun acht aus Erde geformte Lampen und ein größeres Gefäß mit Butter. Im Nothfalle ſollte damit das Holz eingefettet werden, damit es beſſer brenne. Das war aber nicht nothwendig. Die Leute ſchichteten an den vier Seiten des Scheiterhaufens (der Kopf lag ſüdwärts) ſowie auf dem Boden der Grube Hobelſpäne und dünne Holzſtücke auf und endlich — war es dem treuen Pfleger des Verſtorbenen vorbehalten, das

Holz unterhalb der ſchwebenden Füße mit einigen Räucherpapieren zu entzünden. Bei der immenſen Trockenheit, welche in den Herbſtmonaten hier herrſchte, war der Scheiterhaufen binnen einer Viertelſtunde eine Flamme. Ein ſchwacher Wind erhob ſich und fachte das Feuer noch mehr an.

Während das Feuer gierig ſein Opfer beleckte, verließ ich den Schauplatz dieſer pietätloſen Todtenbeſtattung.

Ungefähr eine Stunde ſpäter wanderte ich wieder zu dem Platze, um zu ſehen, wie ſchnell die Verkohlung vor ſich gehe. Oben angelangt, bemerkte ich den mißtrauenden Feuermann, welcher mir in aller Eile gefolgt war, um meine Abſichten zu überwachen. Der Holzſtoß war bereits zum größten Theile verkohlt, aus den glühenden Kohlen züngelten hie und da mächtige Flammenſäulen empor. Der Anblick des Gerippes, aus deſſen Stellung man beinahe vermuthen konnte, das blos ſcheintodte Opfer habe Anſtrengungen gemacht, ſich der glühenden Laſt zu erwehren, war ein grauenhafter.

Am nächſten Tage begegnete ich auf einem Spaziergange zu den warmen Bädern*) den treuen Cameraden des Verſtorbenen, welcher in einem Sacke die geſammelten Knochen des Freundes und in der Taſche das Geſchenk des Grafen Széchenyi für die Hinterbliebenen mit ſich tragend, nach Oſten ritt. Das glückliche Gefühl, in ſeine Heimat zurückkehren zu dürfen, gab ſich deutlich in ſeinem ſtummen Abſchiedsgruße kund.

Wir verkehrten nahezu alltäglich mit Abbé Biêt, dem Bruder des Miſſionsbiſchofs in Ta-tſien-lu. Er bewohnte ein beſſeres Haus in unſerer Nachbarſchaft, wo er in einer kleinen Capelle jeden Morgen für die wenigen Chriſten ſeiner Pfarre die Meſſe celebrirt. Er wußte uns die zuverläſſigſten Nachrichten über die beunruhigenden Gerüchte, die von der Grenze des Prieſterreiches nach Batang drangen, mitzutheilen. Jeder Tag brachte friſche Neuigkeiten über die Raubthaten und Plünderungen des aus Laſſa anrückenden Milizheeres. Der Civilmandarin von Batang war ſchon vor unſerer Ankunft aus der Stadt geflohen und ſein Stellvertreter, ein alter, biederer, dafür aber einflußloſer, mohamedaniſcher Subaltern-Officier, konnte aus eigener Initiative gar nichts für uns thun, wollte er nicht ſeinen Hals riskiren. Obwohl uns damit die Möglichkeit genommen war, weiter zu reiſen, ſo beſchloß Graf Széchenyi trotz der Warnungen von Seite des Miſſionärs und des tibetaniſchen Königs, eine Recognoscirung bis zum Kinſcha-kiang auszuführen. Die Reiſe nahm einen Tag in Anſpruch. Wir erfuhren aber nichts Neues und konnten nur den mächtigen Strom bewundern, der in einem engen, felſigen Thale träge nach Süden fließt. Bei der vorherrſchenden Trockenheit beſaß das Waſſer nur eine Breite von 150 Schritt, der übrige Theil des Bettes war mit Sand und Steingerölle ausgefüllt. Der zahlreichen Cataracte wegen, über welche der Fluß ſich ſeine Bahn nach den Ebenen im fernen Oſten geſchaffen, iſt derſelbe nicht ſchiffbar.

---

*) Die Schwefelbäder von Batang liegen an der Litanger Straße im Oſten der Stadt und werden von den Lama und den tibetaniſchen Frauen zu jeder Zeit ſtark beſucht. Die Männer und Frauen baden ſeparirt in den heißen Quellen (+ 35° C.), die nach drei Seiten ummauert ſind.

Die nahen Gebirgszüge beſtehen aus ſteilen, felſigen, entholzten und nur mit Dornengeſtrüpp bewachſenen Formen. Dort, wo die Hänge flacher werden und dann wie ein kleines Plateau die felſigen Abſtürze in ſanfter Wölbung überdachen, erblickte ich in der Mitte der friſchgrünen Weide hin und wieder ein einſames tibetaniſches Gehöfte.

Schon Tags vorher hatten die tibetaniſchen Fürſtenbrüder ihre Kerntruppen, wie eine Vorpoſtenkette zum Kinſcha-Strome entſendet, damit wir von den auf den Bergen lauernden Prieſterſoldaten nicht angefeindet und angeſchoſſen würden.

Auf dem Heimwege hieß es, daß einer unſerer Beſchützer, von einer feindlichen Flintenkugel ſchwer verwundet, nach Batang transportirt worden ſei. Dieſer Vorfall wurde jedoch ſchnell vergeſſen, als der Bruder des Fürſten die unerwartete Neuigkeit erfuhr, die Seele des verſtorbenen Kutuktu habe von ſeinem jüngſten, dreijährigen Sohne Beſitz genommen.

Das war ein Freudenfeſt für Batang. Abends erfolgte die feierliche Proclamation des Kloſtervorſtandes. Bis ſpät in die Nacht hörten wir aus allen Häuſern die melancholiſchen Töne der Clarinetten und den tiefen Brummbaß der Poſaunen und Hörner aus der Lamaſerie. Freudig erregte Gruppen ſingender Tibetaner umſtanden die ganze Nacht hindurch ihre Kinder, die in munterem Reigen eine Anzahl brennender Kerzen umtanzten, welche ſie in der Mitte des Hofes auf dem Kehrichthaufen aufgepflanzt hatten. Der Fürſt arrangirte am folgenden Tage ein großartiges Feſteſſen, zu welchem er alle Würdenträger des Kloſters einlud. Die Muſikcapelle der Prieſter begann ſchon mit Morgengrauen in dem Hüttenpalaſt, der uns ſo nahe lag, daß kein Mißton verloren gehen konnte, ihre ohrenzerreißende Production. Endlich wurde der junge Gott in feierlicher Proceſſion in das Kloſter übertragen. Auf den nahen Feldern brannten große Feuer. Bei jedem Scheiterhaufen wartete eine Anzahl rothgekleideter Lama auf den Zug. Sobald der Kutuktu eine ſolche Stelle paſſirt hatte, löſchten die Prieſter das Feuer und ſchloſſen ſich der Proceſſion an.

Da es uns unterſagt wurde, die Heiligkeit der Handlung durch unſere Anweſenheit zu entweihen, konnte ich die Vorgänge nur aus der Ferne beobachten. Als ich aber trotzdem eine wahre Reckengeſtalt die rothfärbige Umgebung nahezu um eine Kopflänge überragen ſah, da fragte ich unſeren Pema, wer das wohl geweſen ſei. Mit verächtlichem Lächeln ertheilte er mir folgende Antwort: „Ah, das iſt der Campo-lama, ein ſchlechter Lama. Der gute Lama weiß ſeine Vorſchriften, und er befolgt ſie. Dieſer aber nicht; denn wenn er eine Reiſe unternimmt, ertheilt er ganz eigenthümliche Befehle; in jedem Dorfe, wo er übernachtet, verlangt er mehr, als ein Futai es zu thun pflegt.“ Pema ſchüttelte verdammend ſein verwildertes Haupt; er war empört darüber, daß Campo-lama ſein Gelübde ſo vergeſſen konnte. Im Uebrigen hörte ich über die ſittliche Corruption der geſammten Lamaſippſchaft ſo viele und ſchauerliche Erzählungen, daß es ſogar ſchwer wird, über den Campo-lama den Stab zu brechen.

Die Feſtlichkeiten zu Ehren des lebenden Buddha waren verklungen, und wenn man während derſelben unſere Anweſenheit in Batang ignorirt hatte, ſo geſtaltete ſich dafür bald darauf unſere Lage zu einer recht kritiſchen. Zuerſt waren es die Nachrichten, die Pater Biêt aus Yarkalo erhielt, welche inſofern höchſt beunruhigend lauteten, als die hart an der Grenze liegende, entfernteſte Miſſionsſtation in erſter Linie gefährdet erſchien. Die Sache verhielt ſich ſo.

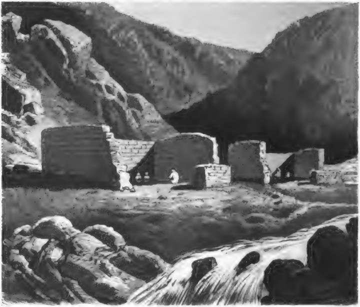
Der Vicekönig von Sze-tſchuen hatte ſeinem gegebenen Verſprechen gemäß, wirklich ein Schreiben nach Laſſa expedirt, worin er dem chineſiſchen Amban befahl, den Vorſtand (Tanguti) des tibetaniſchen Landesminiſteriums womöglich für eine freundliche Aufnahme der Europäer umzuſtimmen. Der Brief kam nur bis Kianka. Der Courier wurde von den dortigen Prieſtern aufgehalten und ſeines Poſtpacketes beraubt. Das Volk erfuhr in wenigen Tagen den Inhalt des Schreibens. Die Lama ſchürten das bereits glimmende Feuer des Mißmuthes zur hellen Flamme, indem ſie von Haus zu Haus zogen und die waffenfähigen Männer zum Kampfe gegen die fremden Eindringlinge aufforderten: „Der Zorn Buddha's zeigt ſich bereits in Euren Familien; Eure Väter, Eure Kinder ſterben an den Blattern; Ihr habt nicht genügend zu eſſen, denn kein Regen erfriſcht Euere Felder, und die Früchte verdorren im ausgetrockneten Boden. Ihr Alle werdet noch verhungern! Und warum? Weil Ihr ſaumſelig zuſeht, wie der Feind Schritt für Schritt näher kommt, um unſer heiliges Land zu verwüſten und uns zu verderben!"

Solche Reden verfehlten nicht die beabſichtigte Wirkung. Bald ſtanden 4000 Mann unter den Waffen. Der Chef des Kloſters von Kianka entſendete nun eine Deputation von einigen Lama nebſt 200 Milizſoldaten nach Yarkalo zu dem Miſſionär mit der Drohung, daß alle Chriſten des Dorfes ohne Gnade maſſacrirt würden, wenn die Europäer nicht von dem Vorhaben, nach Laſſa zu gehen, abſtehen ſollten. Dem Miſſionär gelang es zwar, einen Courier nach Batang abzuſenden, der von dem chineſiſchen Civilbeamten Hilfe und Unterſtützung verlangen ſollte, doch der Mandarin Tſchao war geflohen, und niemand Anderer konnte es wagen, den Tibetanern entgegenzutreten.

Da überraſchte uns eines Abends der Dolmetſch Tang mit der unheimlichen Warnung, in Bezug auf unſere Nahrung recht vorſichtig zu ſein, denn die Lama hätten nun auch die Chineſen von Batang für ihre Abſichten gewonnen, indem ſie auf unſere Köpfe einen hohen Preis ausgeſetzt hätten.

„Und die Chineſen ſind recht habgierige Leute, das wiſſet Ihr ſelbſt," ſchloß er ſeine angſterfüllte Rede.

„Die Vorpoſten der Armee ſtehen bereits in Tſchropa-long*) und heben dort ein großes Grab aus, wo Ihr hineingeworfen und zum warnenden Beiſpiel mit Steinen eingedeckt werden ſollt,“ meldete jetzt wieder Pema mit eiſiger Ruhe und gab ſeinem rechten Oberarme einen leicht verſtändlichen Schwung: „Jetzt iſt es höchſte Zeit.“


Heiße Bäder in Batang.

Selbſt Pater Biêt beſchwor uns in ſeiner Sorge, umzukehren; es werde bös enden.

Wir aber hofften noch immer auf die Unterſtützung der Chineſen, auf die Giltigkeit des Reiſepaſſes, auf die Unantaſtbarkeit des Ehrenwortes, welches uns der Gouverneur von Kuku-nor in erhabener Stimmung gegeben.

---

*) Ein tibetaniſches Dorf am Kinſcha-kiang, eine Tagereiſe ſüdlich von Batang.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alle Verſprechungen von Seite der chineſiſchen Regierung und ihrer höchſten Beamten erwieſen ſich als Lug und Trug, als berechnete Vorſpiegelung in dem Momente, wo es abſolut unmöglich war, Aufklärung und Rechenſchaft zu fordern.

Der Graf erhielt am 13. December ein aus Peking durch einen speciellen Courier expedirtes Schreiben. Wenn man erwägt, mit welcher Sehnſucht wir dieſen Brief erwarteten, deſſen Inhalt für unſere Projecte entſcheidend ſein mußte, wird man begreifen, mit welch' athemloſer Spannung wir die Ueberſetzung des Interpreten verfolgten.

Schon die erſten Zeilen auf dem kunſtvoll zuſammengefalteten Roſapapier enthielten nichts Gutes. Das Tſungli-yamen bedauerte, unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht in der Lage zu ſein, uns weitere Unterſtützung angedeihen zu laſſen. An eine Weiterreiſe nach Laſſa ſei nicht mehr zu denken, weil die Prieſter und das Volk in höchſter Erregung einen heiligen Eid geſchworen hatten, jeden Fremden zu tödten, der ihr Land betreten wolle. „Unſere Macht hört am Grenzſteine bei Tſchropa-long auf" — heißt es in dem Schreiben weiter, „wir können Euer wegen keinen Kampf mit dieſem dummen und ungaſtlichen Volke beginnen, denn unſere Militärbeſatzung iſt zu ſchwach und in der Minderzahl. Was wir thun können, iſt nur das, Euch hoffentlich unverſehrt nach Yün-nan zu bringen."

Zur Bekräftigung dieſer Behauptung lag eine Abſchrift des Eides, welchen die Tibetaner geſchworen, dem Briefe mit der Bemerkung bei, daß der Tanguti die Regierung wiederholt aufmerkſam gemacht habe, daß die Prieſter zum Aeußerſten entſchloſſen ſeien. Der Stab war über unſere ſchönen Pläne gebrochen. Konnten wir Drei einen Kampf mit 4000 Mann aufnehmen? Das wäre Wahnſinn geweſen. Die chineſiſche Regierung geſtand ſelbſt ein, daß ſie über Tibet keine Macht, keinen Einfluß ausübt, daß Tibet nur mit Waffengewalt gefügig gemacht werden könne.

Wenn ich je noch daran gezweifelt hätte, daß dieſes Prieſterregiment nur dann China's Oberherrſchaft anerkennt, wenn es die Geſchenke des Kaiſers in Empfang nimmt, ſo ſchwand nun der Glaube an ein tributäres Tibet mit einem Schlage, als wir die Ungiltigkeit und Werthloſigkeit des Regierungspaſſes in ſo niederſchlagender Weiſe erfuhren.

Es war eine Schmach für China, daß ein mit dem Siegel der Präfectur ausgeſtattetes Document in dem Augenblicke, wo es wirkliche Dienſte leiſten ſollte, ſich nur als Maculatur erwies.

Es ſcheint mir kaum glaublich, daß das Tſungli-yamen über die tibetaniſchen Verhältniſſe ſo wenig aufgeklärt war, und uns im guten Glauben auf ein wirkliches Abhängigkeitsverhältniß des Prieſterreiches in Tibet den Paß ausfertigte. Ich glaube vielmehr, daß das Miniſter-Collegium ſich ſchämte, die Einflußloſigkeit des Reiches in der Verweigerung des für Laſſa giltigen Reiſedocumentes einzugeſtehen. Sie ſchrieben ihre Namen ohne große Bedenken unter das Regierungsverſprechen und dachten ſich: an Ort und Stelle werden Euch ſchon die Lama eines Beſſeren belehren. Die Engländer in Peking hatten recht, als ſie ſeinerzeit den Reiſepaß mißtrauiſch kritiſirten und mit ſchlauem Lächeln die Köpfe ſchüttelten.

Von allen Seiten verlaſſen, ſah Graf Széchenyi die Nothwendigkeit der Abreiſe von Batang ein, wollte er nicht ſeine Expedition und die bedrohten franzöſiſchen Miſſionäre der blinden Wuth der fanatiſchen Buddhiſten preisgeben. Er beſchied am nächſten Tage alle Beamten und Officiere von Batang in ſeine Wohnung und theilte ihnen mit, er wolle nach Yün-nan reiſen, im Falle er die Route über das tibetaniſche Land der Mitte, Tſchung-tjen wählen könne. Er entſchied ſich für dieſen Weg, um nicht die Route des engliſchen Capitäns Gill zu verfolgen, welcher vor einigen Jahren von Batang über Atenſe nach Li-kiang eſcortirt wurde. Die Mandarine ſteckten ihre Köpfe zuſammen und conferirten in bedenklicher Weiſe. Auf die entſchiedene Bemerkung des Grafen hin, er werde auch dann nach Tſchung-tjen gehen, wenn die Herren dagegen ſein ſollten, erklärten ſie ſich endlich mit Allem einverſtanden und ſetzten die Abreiſe für den 15. December feſt.

Es erübrigt mir nur noch beizufügen, daß die Miſſionäre unter dem Verdachte, uns nach Batang gerufen zu haben, ſelbſt nach unſerer Abreiſe von dem tibetaniſchen Raubgeſindel Vieles zu leiden hatten, und daß Monate vergingen, bevor die Aufregung der Lama ſich ſo weit legte, daß die franzöſiſchen Prieſter nicht mehr für ihr Leben zu fürchten brauchten.

XXI.

Von Batang nach Tali-fu.

Ein Abſchiedstrunk. — Im Bivouac. — Eine Jauſe beim Fürſten. — Gefährliche Brücken. — Eine Mondesfinſterniß. — Tſchung-tjen. — Abſchied vom General Lin. — Das Kinſcha-Thal. — Wieder unter Chineſen. — Tali-fu.

Es war am 15. December um 2 Uhr Nachmittag. Im wintermäßigen Reiſecoſtume, den Revolver umgürtet, ſaßen wir in Geſellſchaft des Fürſten im Empfangsſalon des Kun-kwan und warteten, den dampfenden Abſchiedsthee ſchlürfend, auf den General Lin, der es gewöhnlich mit der Zeit nicht ſehr genau nahm. Endlich kam er; ſein Kopf ſtak wie immer in einer warmen Kapuze, aus welcher nur die Spitze ſeines Stumpfnäschens ſchüchtern hervorlugte.

„Zoa, zoa! Gehen wir, ſonſt wird es Abend," eilte Graf Széchenyi, doch auch der General hatte Durſt und trank noch einige Schalen ſeines Lieblingsgetränkes, bevor er ſich Geſicht und Mund mit dem langen Aermel ſeines Seidenkleides abwiſchte und im ſichtlichen Einverſtändniſſe ſchelmiſch mit dem Kopfe nickte.

Wir beſtiegen die Pferde und ritten langſam dem Gepäckstrain voran. Vor dem letzten Hauſe der Stadt lagerte eine Schaar alter Weiber. Als ſie uns erblickten, ſtanden ſie auf und begannen ein ohrenzerreißendes Geheul.

Jede dieſer weichherzigen Matronen hielt in der Rechten einen irdenen Topf, der bis zum Rande mit einer Flüſſigkeit, auf welcher ein Stückchen Butter ſchwamm, gefüllt war. Ich war der Erſte, der ihnen in die Hände fiel. Die Thränen liefen der Anführerin in hellen Strömen über die runzeligen Wangen, als ſie mir ihren Topf zum Trunke anbot. Was konnte ich thun?

Mich ekelte ſchon vor dem Gefäße, um wie viel mehr vor dem räthſelhaften Inhalte. Mit ſtiller Reſignation führte ich den Topf zu den Lippen und that ſo, als ſöge ich begierig an dem tibetaniſchen Nectar. Trotzdem ich die Zähne feſt aufeinander preßte, ſo behielt ich doch den Geſchmack einer auf concentrirtem Fuſel geronnenen, ranzigen Butter im ganzen Gaumen. Ich warf den alten Verſucherinen etliche Münzen auf den Boden, worauf ſie ihr ſchmerzerfülltes Jammern abbrachen und erſt wieder mit wachſender Kraftentwickelung anſtimmten, als ſie des Grafen anſichtig wurden.

Dieſe Aufmerkſamkeit war ſicherlich eine von dem Fürſten arrangirte Abſchiedsſcene, denn wie mir Loczy, der an deſſen Seite ritt, mittheilte, war jener, als ihm der Becher gereicht wurde, ſelbſt bis zu Thränen gerührt.

Unſer Weg brachte uns am erſten Tage bis nach Ba-dſchung-dſchi, dem kleinen Dörfchen, wo wir auch vor drei Wochen, als wir nach Batang reiſten, übernachteten. Den folgenden Morgen ließen wir die bekannte Straße links, und wandten uns, das Thal einer wilden Torrente erſteigend, nach Süden. Es war grimmig kalt. Trotz des großen Gefälles war der Wildbach zugefroren. Das Eis knirſchte unter den Füßen, es glitzerte auf dem Wege und an dem Felsgeſteine und hing wie ſpröde Glasſplitter an den ſpärlichen Ueberbleibſeln der Sommervegetation. Wir mußten, da der Weg bald am rechten, bald am linken Uferrande das Flüßchen begleitet, einige Brücken paſſiren, welche, da ſie gänzlich vom Glatteis bedeckt, und ohne Geländer in ſchlüpferiger Abdachung zur Tiefe ſich neigten, die größte Vorſicht geboten. So wanderten wir im finſteren, froſtigen, düſteren Urwalde ohne Unterbrechung und Raſt bis zum Nachmittage. Endlich erreichten wir eine kleine, von ſchützenden Felswänden umſchloſſene Waldlichtung. Ein mächtiges Feuer brannte vor dem großen, ſchwarzen Reiſezelte des Fürſten, welches die Leibwache bereits für ihren Herrn in Stand geſetzt hatte. Wir tranken mit gierigem Wohlbehagen den mit Gerſtenkleie und Butter präparirten, heißen Thee und warteten geduldig auf das Eintreffen des Gepäcks, um auch unſer Zelt, welches Graf Széchenyi ſchon in Ta-tſien-lu anfertigen ließ, neben dem des Königs aufſchlagen zu laſſen. Nach einem frugalen Mahle legten wir uns zur Ruhe.

Trotzdem ich alle Kleidungsſtücke über meine Bettdecke geworfen hatte, ſo fühlte ich dennoch die beſonders mit dem Morgengrauen tiefer ſinkende Temperatur in ihrer ganzen Schrecklichkeit. Ich ſtand frühzeitig auf, warf einen neugierigen Blick auf das Thermometer (es zeigte — 20° C.) und flüchtete mich zu dem Feuer, wo die Dienerſchaft die ganze Nacht durchwacht hatte. Es währte nicht lange, ſo erſchien der vor Froſt bebende Fürſt und drängte zum Aufbruch. Auch General Lin war an dergleichen Unannehmlichkeiten nicht gewöhnt, trotzdem ſeine magere Geſtalt durch die Unzahl der Pelze, welche er trug, eine kugelförmige Rundung angenommen hatte.

Wir marſchirten weiter. Nach einer guten Wegſtunde lichtete ſich der Wald und wir konnten in der breiter werdenden Thalſohle die Wohlthaten der erwärmenden Sonnenſtrahlen genießen.

Die Stämme des Urwaldes nehmen zuſehends in ihrer Höhe ab und vermengen ſich ſchließlich mit dem Zwergholz und dem niederen Dornengeſtrüppe zu dem letzten Vegetationsgürtel des vor uns liegenden Gebirges. Ueber Schutt und Stein geht es nun in kurzen, ſteilen Windungen aufwärts zu dem Paſſe Dſamba-la (5050 Meter hoch), der weit und breit wegen ſeiner giftigen Luft verrufen und gefürchtet iſt. Es iſt wahr, wir Alle fühlten den Einfluß der verdünnten Luft in weit ſtärkerem Maße als auf dem höheren Tſchara-la. Auch die Pferde arbeiteten ſich mit zitternden Nüſtern mühſam den Berg hinauf und raſteten öfter, als es den ungeduldigen Treibern wünſchenswerth erſchien.

Die Tibetaner haben die Paßhöhe durch die Errichtung einiger Obe geheiligt, und zwiſchen den Steinhaufen die weißgebleichten Skelete jener Laſtthiere, die während der Bergtour zu Grunde gegangen waren, zuſammengeleſen.

Im Süden öffnet ſich ein anmuthiges Thal. Eine kurze, recht beſchwerliche Steile noch, und wir betreten den breiten, muldenförmigen, wieſengrünen Urſprung des Mo-dſchou, an deſſen Uferterraſſen der Weg ſich in ſanfter Abdachung zu dem hochſtämmigen Walde hinſchlängelt.

In dem zweiten Bivouac begrüßte uns der Bruder des Fürſten von Ta-tſien-lu. Er war vorausgeeilt, um auf dem Weideplatze rechtzeitig die

Zelte aufzuſchlagen und für hinreichende Lebensmittel zu ſorgen. Die beiden Fürſten bewieſen ſich überhaupt ſeit der Abreiſe von Batang als liebenswürdige Reiſebegleiter, vielleicht deshalb, weil ſie nicht mehr die Controle der Lama zu befürchten hatten. Ihre ungezwungene Geſelligkeit hatte bald die Schranken des chineſiſchen Ceremoniels überwunden, wir verplauderten die Abende in ſo freier Weiſe, daß General Lin beinahe eiferſüchtig wurde und ſich in Aufmerkſamkeiten überbot.

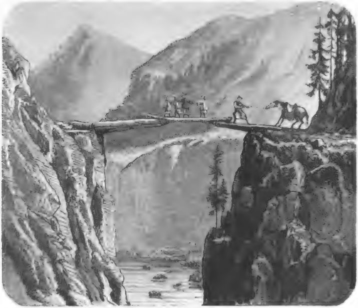
Wir hörten unter Anderem von dem Fürſten, daß Abbé Gabet noch bis zum heutigen Tage unter den Tibetanern ein ehrenvolles Andenken genießt und ſogar an vielen Orten in Anbetracht ſeiner gut genährten Perſönlichkeit als „unſterbliches Idol“ (wie Tang überſetzte) verehrt und vergöttert wird. Jeder Tibetaner kennt zum mindeſten den franzöſiſchen Miſſionär unter dem Namen „Langnaſe“. Der Fürſt wollte gar nicht glauben, daß Gabet längſt geſtorben ſei, denn auch er ſchien trotz der ſo oft geäußerten Freigeiſterei ihn als lebenden Buddha zu verehren.

Am vierten Reiſetage übernachteten wir wieder in einem tibetaniſchen Dorfe. Hier in Tungolo machten wir endlich die Bekanntſchaft mit dem Civilmandarin Tſchao, der ſich bei unſerer Ankunft von Batang geflüchtet hatte. Da Tſchao behauptete, er käme ſoeben von Ta-tſien-lu, ſo bleibt es mir ein Räthſel, wie es möglich war, daß er kaum eine Woche nachdem wir den Beſchluß gefaßt hatten, über Tſchung-tjen nach Tali-fu zu reiſen, mit uns in Tungolo zuſammentreffen konnte. Wären auch Batang und Ta-tſien-lu mit einer Telegraphenleitung verbunden, ſo iſt die Entfernung zu groß, um die Strecke ſelbſt bei ununterbrochener Reiſe in ſo kurzer Zeit zu hinterlegen. Ich glaube daher, daß der Beamte aus einem nahen Verſtecke die Vorgänge beobachtete und erſt im richtigen Momente vor die Oeffentlichkeit trat.

Kurz und gut, kaum war Tſchao erſchienen, da zeigten ſich ſchon wieder Hinderniſſe und Schwierigkeiten aller Art. Er ſei von der langen Reiſe erſchöpft und müſſe einen Tag lang der Ruhe pflegen.

Der Graf war anderer Anſicht und entgegnete ihm kurz und bündig: Da wir ſchon ſo lange auf ſeine Intervention verzichten mußten, ſo würden wir auch ohne ihn weiter kommen. Er möge getroſt nach Batang gehen, wo ſeine Anweſenheit dringend geboten wäre. Der Beamte mußte ſtricte Vorſchriften zu befolgen haben, denn er ignorirte den wohlgemeinten Rath und ſchloß ſich am nächſten Morgen der Colonne an.

Unweit des Dorfes Jaregun liegt an der rechten Seite des Weges ein ſtattliches Kloſter, Namens Tſchao-gö. Eine Lama-Deputation ſtand vor dem Orte und begrüßte in ehrfurchtsvoller Weiſe den Fürſten, ſowie die chineſiſchen Mandarine. Als aber wir in ihre Nähe kamen, kehrten ſie ſich voller Verachtung um und zeigten uns ihre Rückſeite.



Brücke über den Den-dſchu.

Auch ſpäterhin, als es im Thale lebhafter wurde und zahlreiche Ortſchaften in der Mitte fruchtbarer Felder die wilde Romantik der Waldgebirge bedeutend milderten, genoſſen die Würdenträger des Reiches von allen Seiten den Ausdruck ſerviler Unterwürfigkeit. Die Tibetaner brachten große

Butterziegel und ſchwere Säcke mit Gerſtenkleie, die Frauen credenzten die bekannten Töpfe mit Branntwein, von den Lamaſerien ſchmetterten die Freudenfanfaren in das Thal herab und in den Fortificationen krachten die Mörſer. Der Fürſt konnte beſonders mit der Haltung des aus zwanzig Häuſern beſtehenden, reichen Dorfes Zung-za vollkommen zufrieden ſein. Von nah' und ferne waren die Unterthanen herbeigeeilt, um unter der Führung der Prieſter ihre kniefällige Huldigung darzubringen.

Die beiden Fürſten hatten auf einer großen Wieſe ihre Zelte aufgeſchlagen und luden uns, nachdem ſie die Audienzen ertheilt hatten, zu einem Imbiß ein.

Es war, als hätten ſie die Abſicht, gerade heute in ihrer vollen Majeſtät zu glänzen, als wollten ſie den Beweis liefern, daß ein tibetaniſcher Herrſcher auch in europäiſchem Luxus Großes zu leiſten im Stande iſt. Der Fürſt ſtand mit ſeinem Bruder vor dem Bivouac und weidete ſich mit herzlichem Vergnügen an unſerem Staunen über die blendend weißen Zelte, die den höchſten Anſprüchen eines engliſchen Sportsman genügt hätten.

„Ich habe ſie von einem Freunde in Laſſa zum Geſchenke erhalten,“ erklärte er uns deren Beſitz, „ſie ſollen aus Calcutta ſtammen. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt.“ Jeder Zweifel mußte verſtummen, denn die waſſerdichte Leinwand zeigte auf dem Dache die in grellem Roth eingenähte Firma: Anderſon, Calcutta.

Der Fürſt forderte uns auf, das Innere des Zeltes zu beſichtigen. Im Hintergrunde ſtand ein mit perſiſchen Teppichen belegter Divan und vor demſelben ein reich geſchnitzter Tiſch. Konnte es uns da noch wundern, daß ein Diener eine Kanne duftenden Kaffee's (ein Geſchenk der Miſſionäre), ein zweiter einen Topf friſcher Sahne, ein dritter Brod, Butter und Zucker brachte!

Nach der Jauſe überreichte uns der Fürſt einige kleine Geſchenke ſammt der unerläſſigen Kata[*]) und begleitete uns in das Quartier, um an unſerer beſcheidenen Abendmahlzeit theilzunehmen.

---

[*]) Kata iſt ein langes, ſchmales, durchſichtiges Gewebe aus Baumwoll- oder Seidenfäden, ohne welche Beigabe die Tibetaner weder ein Geſchenk geben noch nehmen.

Wir verließen am nächſten Tage das Gebiet des Mo-dſchu, welcher ſich bei Zung-za unter einem rechten Winkel nach Weſten wendet und nach weiteren 100 Li in den Kinſcha-kiang fließt, überſtiegen den Paß Dengu-la und gelangten ohne viele Mühe und Anſtrengung in das Thal eines anderen Nebenfluſſes des Kinſcha-kiang, mit Namen Den-dſchu. Den Oberlauf des Fluſſes haben wir bereits am Abende vor der Beſteigung des Tſchara-la bei dem Orte Taſſou, wo die Soldaten aus Litang und Batang gegenſeitig ihre Stärke erprobten, kennen gelernt.

Sein Thal geſtaltet ſich von nun an, beſonders nach der Einmündung des am weſtlichen Abhange des Gambu-ne entſpringenden Na-dſchu, zu einer düſteren, wildromantiſchen Schlucht, die, zu beiden Seiten von unzugänglichen, hohen Felswänden eingeengt, an Abenteuerlichkeit und unerſchöpflicher Abwechslung nichts zu wünſchen übrig läßt. Bergauf und ab zwängt ſich der ſchlechte und bedenklich ſchmale Weg in jede nur halbwegs gangbare Spalte des zerklüfteten, zerriſſenen Bergfußes; jetzt verdecken noch einige Geſträuche die Gefährlichkeit der Situation, doch einige vorſichtige Schritte nach vorwärts laſſen uns plötzlich vor einem gähnenden Abgrunde zu unſeren Füßen zurückprallen. Etliche in das Geſtein gehauene Stufen bringen uns wenige Meter höher in das dünne Geſtrüppe eines kleinen, flacheren Plätzchens, von deſſen ſcharfkantiger Abdachung eine Brücke auf das jenſeitige Ufer hinüberführt. Und welche Brücke! Von den beiden Uferbänken reichen 5—6 dünne Baumſtämme in einer Länge von 6 Meter wie die Spreizen eines Sprengwerkes in die Höhe. Eine gleiche Anzahl längerer Stämme darüber und der Bau iſt fertig. Geländerlos erhebt ſich die ſpaltenreiche Brückendecke in einer Breite von kaum 1 Meter, 12—18 Meter über das grüne Gebirgswaſſer, das in ſeinem engen Bette unheimlich gährt und ſchäumt.

In dieſer Art überſetzt der Weg innerhalb zweier Tage neun Mal den Strom. Manche Brücke wurde erſt kürzlich aufgebaut, und zwar neben den Trümmerreſten des alten Ueberganges, welcher in Folge der Ueberlaſtung zuſammenſtürzte und alle Paſſanten in die verderbliche Tiefe hinabriß.

Bei der Gefährlichkeit des Weges mußte das Reiten nahezu gänzlich aufgegeben werden, ſelbſt die Fürſten und Mandarine gingen größtentheils zu Fuß. Die Art und Weiſe, wie dieſe Herren die Brücken überſchritten, entbehrte nicht einiger Komik. Der kräftigſte Diener mußte zuerſt eine Belaſtungsprobe der Brücke vornehmen, indem er in der Mitte den in allen Fugen wankenden und wackelnden Holzbau durch wiederholtes Emporſchnellen des Körpers in eine bedenklich ächzende Bewegung verſetzte. Sodann ging er zu dem Fürſten und verſicherte ihn unter den heiligſten Schwüren der Solidität der Brücke. Ohne eine weitere Entgegnung abzuwarten, ſtellte er ſich nun mit vorwärts gebeugtem Oberkörper vor den ſchwindelnden Bau, ein zweiter Diener legte ſeine Hände auf die breiten Schultern des voranſtehenden, und ſo bildeten die treuen Unterthanen eine lebende Kette, deren letztes Glied, ihr Fürſt, in dem Bewußtſein, daß, wenn das Gerüſt zuſammenbräche, er nicht der Einzige verunglücken würde, mit feſt zuſammengekniffenen Augenlidern den unſicheren Gang vollführte. Ein Tibetaner, deſſen Aufgabe es war, den Fürſten durch zeitgemäße Rathſchläge vor einem Fehltritte zu bewahren, beſchloß den Zug. In ähnlicher Weiſe wurden auch alle abſchüſſigen Wegſtellen überwältigt. —

Wieder ein Jahr war vorübergezogen. Reich an Eindrücken und Erfahrungen, konnten wir mit einiger Befriedigung auf die großen Gebiete zurückblicken, welche wir ſeit dem letzten Chriſtfeſte durchſtreiſt und kennen gelernt hatten. Wenn wir auch vor Jahresfriſt noch in der Hoffnung ſchwelgten, die letzte Champagnerflaſche am Weihnachtstage in Laſſa leeren zu können — eine Illuſion, wie wir es erfahren mußten — ſo feierten wir doch diesmal den heiligen Abend in einer gänzlich unbekannten Gegend, in einem Lande, welches zuvor noch von keinem Europäer — ja nicht einmal von einem Miſſionär betreten worden war.

Der Chriſttag verging wie jeder andere Reiſetag; unſere Delicateſſen waren mit dem letzten Schluck Champagner, welchen wir bereits in Batang tranken, zu Ende, ein gebratener tibetaniſcher Hahn mit pechſchwarzen Knochen und Zwiebelreis mit ranziger Butter trugen wenig dazu bei, die feſtliche Stimmung des Abends zu erhöhen.

Wir näherten uns dem Kinſcha-kiang. Der Weg verläßt das dunkle Thal des Den-dſchu und ſchlängelt ſich in ſcharfen Windungen auf den Hang der linksſeitigen Begleitung empor, deren Einfaltungen und Vorſprünge ſeiner Trace geringere Schwierigkeiten entgegenſtellen, als die ſenkrechten Steinmauern des ungangbaren Defilé's in der Tiefe.

Trotzdem kamen auch hier ſolche Wegpartien vor, welche das Herz ſchneller ſchlagen machten und im Vergleiche mit den ſchwebenden Brücken ſogar größere Kenntniſſe im ſicheren Balanciren erheiſchten. Abgeſehen davon, daß es an vielen Stellen möglich war, von dem fußbreiten Wege aus einen Stein in den 2000 Fuß tief unten dahinfließenden Strom zu werfen, und es bei der enormen Steile durchführbar ſchien, mit einem Sprunge das ſtahlgraue Waſſer des Kinſcha-kiang zu erreichen, ſo erlangte erſt die Gefährlichkeit des Weges ihren Höhenpunkt, wenn derſelbe den feſten Boden verließ und als gebrechliches Holzgerüſte an der ſenkrechten Fläche der mehrere hundert Meter zu der Thalſohle abſtürzenden Felſenmauer von Kante zu Kante gleichſam in der Luft ſchwebte. Wenn dann das am Halfter nachgezogene Reitpferd in inſtinctiver Abwehr der Gefahr den Gehorſam kündet und mit vorwärts geſtemmten Füßen Miene macht, das Leitſeil zu zerreißen, ſo verſchieben ſich wohl die morſchen Trittbretter auf den in den Felſen eingerammten Pfoſten, und es entſtehen Spalten, welche eine abſchreckende Ausſicht bis zu dem tief unten ſchäumenden Strom eröffnen. Der Reiſende thut dann gut, ſich an einem etwa vorhandenen Vorſprunge anzuklammern, um dem am ganzen Körper zitternden Thiere Zeit zur Beruhigung zu gönnen. Ein feſtes Anziehen der Zügel könnte von den ſchlimmſten Folgen begleitet ſein. Mir gelang es immer, meinen Muzzi durch langſames, ruckweiſes Locken mit dem Zügel von der momentanen Stützigkeit zu heilen und ihn zur vorſichtigen Paſſage der bedenklichſten Wegſtellen zu bewegen.

Daß unter ſolchen Verhältniſſen das Gepäck nicht mehr von Tragthieren weiter befördert werden konnte, iſt ſelbſtverſtändlich. Schon in Schume mußte ſich Graf Széchenyi entſchließen, 150 Leute, Männer, Frauen und Kinder, für den Gepäckstransport zu engagiren. Sie wurden in jedem Dorfe von der zuſtändigen Wula abgelöſt. Beſonders in der Nähe von Pongdſchera (chineſiſch: Pong-dſchela) bot die Menſchen-Wula ein intereſſantes Schauſpiel. Die Umgebung wird von dem ſogenannten Hoſchu-Stamme bewohnt, deſſen Frauentracht zum mindeſten eine auffallende genannt werden kann. Die Frauen tragen folgende Kleidungsſtücke: Strohſandalen oder rothe Tuchſtiefel, weit flatternde Hoſen aus einem ſchmutzig-grauen Wollſtoffe, auf dem nackten Leibe eine kurze Pelzweſte und bei großer Kälte darüber eine braun und ſchwarz geſtreifte Lodendecke, die wie ein flacher Mantel mittelſt eines Strickes um den Hals gebunden wird. Ein monſtröſer Chignon aus Yakhaaren oder Schafwolle, der aus zwei ſchraubenartig gewundenen, dicken Wülſten beſteht und nach rückwärts in langen Franſen endet, bildet die Krone der Eitelkeit, die ſich übrigens noch durch einen mächtigen, grellrothen Korallenzweig als linksſeitigen und ein ſchweres Gold- oder Silbergehänge als rechtsſeitigen Ohrſchmuck in ſchreiender Weiſe äußert. Weiter ſüdlich bei Tſchung-tjen bleibt die Tracht eine ähnliche, nur wird der Haarkranz durch eine viereckige Haube erſetzt.

Pong-dſchera, eine größere tibetaniſche Stadt von 40 Häuſern (mit einem eigenen Fürſten), liegt am rechten Ufer des Kinſcha-kiang. Wir erreichten hier zum erſten Male ſeit dem Ausfluge von Batang wieder die felſigen Uferbänke des Stromes, welcher hier 100 bis 125 Schritte breit und 4 bis 6 Meter tief iſt. Die Geſchwindigkeit des Laufes iſt verſchieden. Wenn das Waſſer im ſchleichenden Laufe eine Strecke lang alle die gefährlichen Klippen, welche allein ſchon die Bootfahrt ausſchließen, trügeriſch verdeckt, ſo wälzt es ſich bald darauf in ſolcher Unbezwinglichkeit über einen ſchäumenden Cataract, daß man das donnernde Getöſe meilenweit zu hören vermag.

Wir verzichteten auf eine zeitraubende Ueberfuhr nach Pong-dſchera und übernachteten auf der Plattform eines tibetaniſchen Hauſes am linken Flußufer.

Am nächſten Tage zählten wir den 28. December. General Lin war ſchon einige Tage zuvor durch einen Regierungs-Courier beauftragt worden, bei der bevorſtehenden Mondesfinſterniß rechtzeitig die vorgeſchriebenen Andachten anzuordnen und ſeine Soldaten zur Wachſamkeit zu ermahnen, auf daß der böſe Himmelshund den Mond nicht verſchlinge. In dem ſchriftlichen Erlaſſe war die Stunde des Beginnes der Finſterniß für Batang und Tſchung-tjen ziemlich genau mit 10 Uhr angegeben. Als aber der General ſah, daß ich bereits um 8 Uhr meine Vorbereitungen für die Obſervation einleitete, ſo kam er in eine arge Klemme, er wußte nicht, ſollte er mir oder den Pekinger Aſtronomen mehr Vertrauen ſchenken.

„Lin, jetzt geht es an!“ deutete ich mit der ausgeſtreckten Hand auf den in aller Pracht am öſtlichen Himmel glänzenden Vollmond. Das Wort entſchied.

Lin befahl den Soldaten, alle Vorbereitungen für das Gebet ſo raſch als möglich zu beſorgen. Während die Soldaten einen Teppich über die geſtampfte Erde des Daches ausbreiteten und dann einen Tiſch brachten, auf welchen ſie einen Gluthtopf mit Räucherſtöckchen und eine Schale Thee ſtellten, warf ſich der General in ſeine Parade-Uniform. Als er wieder aus ſeiner Kammer heraustrat, ſtanden die Soldaten vor dem improviſirten Altar in Reih' und Glied und erwarteten die weiteren Befehle. Doch der Mond machte noch keine Miene, ſich hinter dem vollen Erdſchatten zu verkriechen, und da der General, trotzdem er die Handfläche ſchirmend vor die Augen hielt, an dem ſcheinbar unbeeinträchtigten Lichte der Mondſcheibe den Halbſchatten der Erde nicht zu unterſcheiden im Stande war, ſo ließ er mit einem vorwurfsvollen Blicke auf mich die Mannſchaft abtreten und legte ſich ſchlafen. Um 10 Uhr 15 Minuten endlich tangirte der Kernſchatten den Mondrand.

Kaum hatte ich dieſes Ereigniß durch das Teleſkop wahrgenommen, da wurden alle böſen Geiſter des Kinſcha-Thales lebendig, in Pong-dſchera wirbelten die Trommeln, in der nahen Lamaſerie übertönten die dröhnenden Felle der Pauken das ohrenzerreißende Concert der Clarinetten, Poſaunen und Tſchinellen, auf den Höhen brannten mit einem Male eine Unzahl von Feuerſignalen, und Jeder, der ein Gewehr bei der Hand hatte, that ſein Möglichſtes, um den gefräßigen Hund von ſeinem Beginnen abzuſchrecken. Der General eilte nun mit beflügelten Sprüngen von ſeinem Bette auf die Plattform und warf ſich in reiner Verzückung der ganzen Länge nach vor dem Altar auf den Boden. Die Soldaten folgten dem Beiſpiele ihres Commandanten und ſchlugen ihre Köpfe drei Mal gegen die Erde. Nach einer Weile erhoben ſie ſich und umkreiſten im Gänſemarſche drei Mal den Opfertiſch, worauf ſie abermals in die Knie ſanken. Dieſer Vorgang wiederholte ſich ſo lange,

Digitized by Google

Fluß bildet gleichzeitig die ſüdliche Grenze des tibetaniſchen Königreiches Batang. Der Fürſt begleitete uns noch bis zu dem erſten Dorfe in Yün-nan, Schin-tao, ordnete hier die Zuſammenſetzung einer Wula an und übergab uns dann der alleinigen Obſorge des Generals, mit der Bitte, uns wohlbehalten nach Tſchung-tjen zu führen.

Zum Abſchiede ſchrieb er ſeinen Namen in mein Notizbuch. Er heißt: Lo-zung-won-te. Als reicher und mächtiger Fürſt von Batang ſtehen ihm zwei Hausfrauen, Namens Lohla und Penzi, zur Seite. Sein Bruder Kue-zung-tſcha-pao iſt ſparſamer und gibt ſich mit einer Frau, Namens Uong-tſchi, zufrieden.

Am nächſten Morgen marſchirten wir in einem kleinen, ſteilen Seitenthale des Gamt-ſuj-ſamba nach Südoſten und erreichten in den Nachmittagsſtunden mit der Höhe eines ſchmalen Plateau's das anmuthig auf einer Waldblöße gelegene Dörfchen Njiſchi.

In der Nacht erhob ſich ein eiſiger Sturmwind, der unſer Nachtquartier — eine Art Blockhaus — in allen Fugen erzittern machte. Als die aufgehende Sonne wieder die aufgeregte Atmoſphäre beruhigte, waren alle Spitzen des Gebirgspanorama's mit einer Schichte blendenden Schnee's überzogen. Ohne etwas von der gewonnenen Höhe einbüßen zu müſſen, ſchlängelt ſich der Weg längs des bewaldeten Hanges zu dem weit ſichtbaren Paſſe Tſchara-la, hinter welchem Tſchung-tjen liegen ſoll. Hie und da geſtattet ein freies Plätzchen im Walde einen ergiebigen Blick hinüber zum Kinſcha-Thale, deſſen Gewäſſer in divergirender Richtung mit unſerer Straße nach Süden fließen. Ein kahles, ſteiles und zerklüftetes Hochgebirge, deſſen ſchneidige Rückenlinie durchſchnittlich die abſolute Höhe bis zu 5000 Meter innehält, füllt als Waſſerſcheide den verhältnißmäßig ſchmalen Raum zwiſchen dem Kinſcha-kiang und dem Lant-ſan-kiang aus.

Auf der bewaldeten Paßhöhe des Tſchara-la bezeichnet ein mit flatternden Fahnen geſchmückter Obe von nun an eine Höhenmarke von 3710 Meter.

Einige Schritte nach abwärts öffnen ſich die hohen Nadelhölzer zu beiden Seiten des ſteinigen Weges, gleichſam als effectvolle Umrahmung des wunderbaren Panorama's, welches ſich zu unſeren Füßen wie ein Paradies über den Horizont ausbreitet. Ungefähr 300 Meter tiefer als der Tſchara-la gelegen,

in dem keſſelförmigen Thalurſprung die Lamaſtadt Schire-ta-zung erblickten, deren weißgetünchte Wohnhäuſer ſich um den vergoldeten Haupttempel maleriſch gruppiren. Zur Rechten ſchlängelt ſich ein waſſerreicher Fluß in mehreren Armen durch die cultivirte Ebene, auf welcher einige gänzlich iſolirte, zuſammenhangloſe, mit Wald und Geſtrüpp bewachſene Kuppen, wie die Figuren auf einem Schachbrett, die Ueberſicht einigermaßen beeinträchtigen. Dennoch ſchimmern uns bereits zwiſchen den entlaubten Aeſten der Obſtgärten die erſten Vorpoſten von Tſchung-tjen in der Geſtalt größerer Gehöfte aus der Ferne entgegen.

In einem dieſer Meierhöfe erwartete uns der chineſiſche Mandarin der Hauptſtadt mit ſeinem Gefolge. Unter dem Donner der abgefeuerten Mörſer ſervirte uns der Beamte den Begrüßungsthee und geleitete uns hierauf im Feſtzuge nach den Quartieren.

Tſchung-tjen liegt 3400 Meter über dem Meere, am Oſtrande der dicht bevölkerten Ebene. Obwohl die 150 Häuſer der Stadt bei einer regelloſen Anlage in der Mehrzahl noch die tibetaniſche Bauweiſe beibehalten, ſo erinnern bereits vielfache Anzeichen, z. B. das große Militär-Caſtell und die bekannte Form der offenen Verkaufsbuden, an die Nähe der chineſiſchen Civiliſation. Die Bevölkerung iſt gemiſcht. Drei Viertheile entfallen auf die Tibetaner, das letzte Viertel auf die chineſiſchen Händler. Die erſteren werden von ihrem eigenen Fürſten regiert, die Geſammtbevölkerung aber unterſteht dem Befehle des chineſiſchen Magiſtratsbeamten, welcher in ſeinem Wirken von zwei Subaltern-Mandarinen unterſtützt wird. Außer einer 50 Mann ſtarken Militärbeſatzung verdient noch der chineſiſche Nachtwächter Erwähnung, der als ausgeſprochener Feind der ſorgenloſen Nachtruhe niemals ſeinen großmächtigen Gong als Kopfkiſſen benützen will.

In Bezug auf Induſtrie und Handel beſitzt Tſchung-tjen keine große Bedeutung. Wie auf einer von dem Verkehre abgeſchloſſenen Inſel begnügen ſich die Einwohner mit den Producten ihres Landes, ſie ſäen und ernten, ſie melken die Kühe und weben ſich die Kleidung aus den Haaren ihrer Hausthiere. Dieſe Anſpruchsloſigkeit wurde durch die importirten Artikel der chineſiſchen Kaufleute nur wenig beeinträchtigt, ſo daß ſich die Geſchäftsthätigkeit der letzteren nur auf die Bedürfniſſe der Beamten und Soldaten erſtreckt.

Wir bewohnten die geräumigen Hallen eines aufgelaſſenen tibetaniſchen Tempels, deſſen lockeres Mauerwerk von allen Seiten mit Holzpfeilern und maſſiven Säulen geſtützt wurde.

Während wir den eintägigen Aufenthalt in der Stadt zu kleinen Spaziergängen in der Umgebung ausnützten, ſchnürte General Lin ſein Bündel, denn die Stunde der Trennung war gekommen. Mit dem Eintritte der Dämmerung bat er uns in ſein Quartier, damit wir den Abend zum letzten Male in ſeiner Geſellſchaft verbrächten. Er hatte ein kleines Nachteſſen vorbereiten laſſen, und in Anbetracht unſerer Geſchmacksrichtung angeordnet, daß die Gerichte anſtatt in Oel, in Butter gebacken würden.

Als wir bei Tiſche ſaßen, übergab er Jedem von uns, wie er ſagte, als Erinnerungszeichen an ihn, ein Stück tibetaniſchen Wollſtoffes, einen großen Strohhut und eine chineſiſche Seidenkappe. Seine Großmuth erſtreckte ſich ſogar auf unſere Diener, denen er mit herablaſſendem Lächeln lange Rupienrollen in die großen Hände drückte.

Es war eine ſchwere Aufgabe, die Geſchenke in entſprechender Weiſe zu erwidern, denn die wenigen Artikel, welche ich mir für dergleichen Gelegenheiten in Europa und Schanghai anſchaffen konnte, waren ſchon längſt ausgegeben, ja der Fürſt von Batang hatte das letzte Kleinod — meinen Siegelring — in ſeiner Taſche. Da fiel mir ein, daß ich noch einen ſtarken, engliſchen Plaid beſitze. Freilich that es mir in Anbetracht der empfindlichen Kälte und meiner defecten Kleidungsſtücke wehe, mich von demſelben trennen zu ſollen, da ich aber wußte, daß die Chineſen alles Andere eher verzeihen, als knauſeriſche Sparſamkeit, ſo gab ich dem General getroſt mein Letztes. Andererſeits koſtete es dem Grafen viele Ueberredung, bevor er den General zur Annahme der Wulabezahlung bewegen konnte.

„Ich darf das Geld nicht annehmen,“ entgegnete Lin, „mein Herr Tin-kum-pao würde mich mit ſeiner Ungnade beſtrafen, denn er betrachtet Euch als ſeine Gäſte.“

Nachdem das Silberpacket einige Male auf dem Tiſche hin- und hergeſchoben worden war, drückte der Graf es dem Mandarine mit den kategoriſchen Worten in den Pelz: „Machen Sie damit, was Sie wollen, ich

weil es ihm gelungen ſei, uns in Sicherheit über die Grenze von Sze-tſchuen zu führen, und er einem Verſprechen gemäß dafür von Tin-kum-pao in dem Range befördert und mit einem fürſtlichen Geldgeſchenke belohnt werden ſolle; ſei dem, wie immer, Lin hat ſich auf jeden Fall durch ſeine zweimonatliche Begleitung ein freundliches Plätzchen in unſerer Erinnerung geſichert.

Die Ebene von Tſchung-tjen erſtreckt ſich von den letzten Häuſern der Stadt auf beiläufig 30 Li Entfernung nach Süden. Die Waſſerſcheide zwiſchen dem Seegebiete und dem nach Süden in den Kinſcha-kiang fließenden Tjen-ſu-ho befindet ſich noch in den verſumpften Wieſengründen der Ebene ungefähr in der Mitte dieſer Strecke, ſo daß der See bei einem unbedeutend höheren Waſſerſtande gezwungen wäre, nach Süden abzulaufen.

Der Weg windet ſich vom Rande der Ebene eine Stunde lang durch eine dicht bewaldete, ſteinige Schlucht. Wir überſchreiten eine im chineſiſchen Style erbaute, ſolide Brücke und betreten eine zweite Fläche, die in Bezug auf Cultur und Bevölkerung jene von Tſchung-tjen weit überflügelt.

Vor uns ſchlängelt ſich der Fluß in zahlreichen Silberarmen durch das bebaute Ackerland; von 30 Meter hohen Rideaux begleitet, iſt ſein Gefälle ſo groß, daß es den Bauern nur wenig Mühe gekoſtet hat, das Waſſer in kunſtgerecht ausgehobenen Gräben auf die Felder zu leiten. Bald ſind es dichte Auen, bald ausgedehnte Obſtgärten, welche die Scenerie der Thalſohle vortheilhaft heben und den aus ſchindelgedeckten Blockhäuſern combinirten Ortſchaften gewinnende Lebensfriſche verleihen. Die weſtliche Thalbegleitung beſteht aus weichen, runden und bewaldeten Formen, im Oſten aber erhebt ſich über den dunklen Nadelholzwald der zerklüftete und zackige, heilige Felsrücken des Djau-aringa. Man könnte ſich in dieſen anmuthigen Rahmen ganz gut das Getriebe großer Städte, den Segen dampfender Fabriken und die Wohlthaten eines Schienenſtranges mit der dazugehörigen Drahtleitung hineindenken, wenn man vergeſſen wollte, daß die Höhe des Plateau's 3350 Meter beträgt.

Schon vor dem Dorfe Siau-tſchung-tjen bemerkte ich im fernen Südoſten die zarten Umriſſe einer mächtigen Schneekuppe, an welche ſich ein nach Süden ſtreichender, vereiſter Felſengrat anlehnt. Ich erkundigte mich in dem Quartiere nach der Entfernung und dem Namen des Berges; doch

Niemand wollte mir eine Auskunft ertheilen, vielleicht aus Furcht, das letzte Heiligthum am Südrande des tibetaniſchen Hochlandes zu entweihen.

Bei der offenen Feuerſtelle der Küche eines der erſten Häuſer des Dorfes lag ein junger Lama; er betete in Gedanken, indem er die Kugeln ſeines Roſenkranzes durch die Finger gleiten ließ und wie ein Affe die in der Backentaſche aufgeſpeicherte Dſamba-Portion langſam zerkaute. Ich ging zu ihm und legte meine Hand auf ſeine nackte Schulter: „He, guter Freund, wie heißt denn jener große Berg da unten bei dem Kinſcha-kiang?“ Dieſe in gutem Deutſch geſprochene Frage wirkte wie ein Blitzſtrahl. Mit gelähmten Zähnen und weit aufgeriſſenen Augen ſchnellte der Lama in die Höhe, er wollte davoneilen, konnte aber in der plötzlichen Verwirrung die Zimmerthüre nicht finden. Ich forderte den anweſenden Dolmetſch auf, den Prieſter zu beruhigen, er habe nichts zu befürchten, ich wünſche nur eine kurze Auskunft. Es dauerte lange, bevor ich den Lama zum Sprechen brachte; ja ich erfuhr erſt den Namen jenes Berges — er heißt Kone-moſchi — als ich drohte, denſelben in meine Heimat mitzunehmen. Im Verlaufe der Unterhaltung wurde der Lama zutraulicher und ſprach ſogar, als ich ihm erzählte, wie ſich ſeine Collegen in Litang und Batang benommen hatten, ſeine Entrüſtung über deren gänzlichen Mangel an Gaſtfreundſchaft aus.

Am dritten Reiſetage verließen wir das Hochland von Tſchung-tjen, um über das weſtliche Gebirge in das Thal des Kinſcha-kiang hinabzuſteigen.

Wir genoſſen an dieſem Tage während des Marſches von der winterlichen Höhe zur Tropenhitze des tief gelegenen Thales die überraſchendſte Abwechslung in der Vegetation.

Der oberſte Waldgürtel beſtand aus Nadelhölzern, zwiſchen welche ſich Eichen und Ahorn miſchten; das verkrüppelte Bambu-Unterholz nahm, je tiefer wir kamen, an Höhe zu, endlich wetteiferte es mit den zuerſt vereinzelt, dann in Gruppen auftauchenden Rhododendren in wilder Pracht. Als nun gar hie und da eine Palme das vorwitzige Haupt ſtolz über das nebenan ſtehende Cactusgeſtrüppe erhob, da flogen auch ſchon die bunten Schmetterlinge von Blume zu Blume — der Winter war vorbei.

Der Abſtieg war recht ſteil und beſchwerlich. Schon aus weiter Ferne erblickten wir von den ſpärlichen, entholzten Ausſichtspunkten das in der hellen Sonne blitzende Schlangenband des mächtigen Stromes in der Tiefe. Es dauerte aber noch volle drei Stunden, bevor wir den öſtlichen Rand der 3 Kilometer breiten Thalebene betraten. Das reich bebaute und dicht bevölkerte Thal liegt nur noch 2040 Meter über dem Meere, demnach um 1400 Meter tiefer als die letzte Nachtſtation in Tſcheſcha.

Die Bevölkerung am linken Ufer des Kinſcha-kiang, welcher hier Cha-ibi genannt wird, beſteht aus einem ackerbautreibenden Volke, welches ſich der chineſiſchen Sprache und Kleidung bedient, und aus wenigen, verkommenen Tibetanern. Auch die Erſteren können füglich nicht als Chineſen angeſehen werden, denn ſie ſprechen noch eine zweite Sprache und weichen in dem Bau und der Einrichtung ihrer Wohnhäuſer, ſowie in manchen Gebräuchen weſentlich von den reinen Chineſen ab. Ich glaube vielmehr, daß wir es hier mit degenerirten Lyſſu zu thun haben, die, vom rechten Ufer des Stromes angefangen, das Gebirgsland bis zur Grenze des Katſchin-Territoriums bewohnen.

Die Lyſſu ſind ſchwächliche, geiſtig verkommene Geſchöpfe, von einer faſt dunkelbraunen Hautfarbe; das flachrunde Geſicht mit der platten Naſe, den ſchiefgeſchlitzten Augen und ſtarken Backenknochen erhält durch die ungepflegten, wirren Haare ein verwildertes Gepräge. Ihre Kleidung weicht nur wenig von jener der Pa-yü ab, welche wir im Verlaufe der Reiſe näher kennen lernen werden, ihre Sprache aber ſoll mit der birmaniſchen verwandt ſein. Das Volk findet zumeiſt durch den Anbau von Reis, Mais und Tabak ſeinen Erwerb. Wenn man auch erzählt, ihr Hauptgewerbe ſei der Raub, ſo dürfte wohl ihr Ruf ſchlechter ſein, als ihr Charakter. Etwas Anderes iſt es mit dem Volke der Lou-ze*). Sie bewohnen das Land nördlich der Lyſſu. Während dieſe ſich noch an die Ufer des Kinſcha-kiang anlehnen, kommt es ſelten vor, daß jene den Lant-ſan-kiang überſchreiten.

Die Lou-ze ſind wilde Nomaden, die ſich am liebſten dort aufhalten, wo es etwas zu jagen oder zu rauben gibt. Ueberall gefürchtet, wo ihr Name bekannt wurde, ſucht man ſo viel als möglich ihre Nähe zu meiden, und ſo kommt es, daß ſelbſt die Chineſen nicht viel von dem Thun und Laſſen dieſer Barbaren zu erzählen wiſſen. Sie gebrauchen eine eigene Sprache, ohne leſen und ſchreiben zu können, und huldigen einer heidniſchen Religion, die im Glauben an böſe Geiſter und an die Nothwendigkeit blutiger Thieropfer gipfelt. Ihre Kleidung beſteht aus den Fellen der erlegten wilden Thiere und ihre Waffenausrüſtung aus Pfeil und Bogen, langen Speeren und breiten Schwertern (Dahs), welch' letztere ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach von ihren Nachbarn, den Katſchin, erſtehen.

---

*) Das Suffix „ze“ bezeichnet die Unabhängigkeit von China.

Wir übernachteten in dem Dorfe Kelo-won, in einem freundlichen neuerbauten Holzhauſe. Der Hausherr räumte uns bereitwillig den ganzen erſten Stock ein und verſorgte uns außerdem mit friſchem Reis und ſonſtigen Lebensmitteln.

Unſer Weg blieb nun drei Tage lang am linken Ufer des Kinſcha. Der Strom theilt ſich in dem ſteinigen breiten Bette in mehrere Arme. Die zwiſchen denſelben liegenden geröll- und ſandreichen Inſeln werden zur Zeit des Hochwaſſers von den um 6 Meter anwachſenden Fluthen vollkommen überſpült, ſo daß nur die Kronen der angepflanzten Weiden über das Waſſer ragen. Die Breite des Stromes beträgt 160 bis 240 Schritt, die durchſchnittliche Tiefe 6—8 Meter, die Geſchwindigkeit 0·9 Meter in der Secunde. Die klare Farbe des Waſſers wechſelt zwiſchen blau und grün. Die Höhe der Thalbegleitung nimmt merklich ab, die entholzten, runden Formen verflachen ſich zu bebauten Terraſſen, und nur hie und da verſchönert eine Felswand den eintönigen Charakter des ſchütteren Waldes. Bei Mbopje-won vollführt der Strom, dem Wechſel der geologiſchen Streichungsverhältniſſe folgend, den ſcharfen Bug nach Oſten.

Wie leicht wäre es ihm geweſen, in gerader Richtung nach Süden die ſchmale Waſſerſcheide des Lant-ſan-kiang zu überwältigen, doch nein, er ändert wie ein treuer Vaſall ſeinen Lauf und durchbricht die impoſanten Schneefelſen des Kone-moſchi und des Sue-ſan in einer ſchauerlich düſteren Schlucht.

Obwohl die genannten Gebirge zur Zeit unſerer Anweſenheit mit Eis und Schnee bedeckt waren, ja ſelbſt der Name Sue-ſan (Schneeberg) ſeinen triftigen Grund haben ſollte, ſo ſpricht doch die Höhe derſelben (höchſtens 5000 Meter) dafür, daß die ſüdliche Sonne im Sommer den Schnee mitleidlos zum Schmelzen bringen muß.

Bei Mbo-pje-won nahmen wir Abſchied von dem letzten Erinnerungszeichen an Tibet, nahe der Ueberfuhr ſtand der letzte Obe.

Am 8. Jänner 1880 überſetzten wir auf einem alten, morſchen Boote, welches 8 Pferde und 30 bis 40 Menſchen aufnehmen konnte, den Strom. Mit dem Betreten des rechten Ufers waren wir unter chineſiſchem Volke, die Straßenjugend bewarf uns in alter Sitte wieder mit Steinen und begrüßte uns mit dem wohlbekannten Namen: Yang-kweſ-tze.

Der Weg, welcher bis jetzt, wenn auch manchmal ſchmal, ſo doch von vorzüglicher Beſchaffenheit war, erhält nun durch die lückenreiche Pflaſterung eine unliebſame Beigabe. Eine ſtreng ſüdliche Richtung beibehaltend, ſteigen wir einige Stunden die ſanft geneigte Berglehne zu der Waſſerſcheide zwiſchen dem Kinſcha- und Lant-ſan-kiang empor, welche von den Chineſen Kwanſan (Bergthor) genannt wird. Ebenſo flach und gleichmäßig geht es auf der anderen Seite in ein cultivirtes Thal hinab, deſſen abwechſelnde Breite von relativ niederen, ſchwach bewaldeten Höhen begrenzt wird. Dorf an Dorf zwängt ſich in den engen mit ſchlanken Pagoden gekrönten Rahmen, Mauleſel-Caravanen bevölkern die Straße, lärmende Laſtträger ſitzen vor den ſchmutzigen Wirthshäuſern, endlich erheben ſich im Hintergrunde die grauen Umriſſe der erſten ummauerten Stadt.

Kjän-tſchuen iſt eine Stadt, wie jede andere in China, ſie könnte ſammt ihren Einwohnern ebenſo gut in Kan-ſu oder Hu-peh ſtehen, ohne daß dieſe Provinzen einen fremdartigen Anſtrich erhalten würden. Die Anlage der Städte, die Bauart der Häuſer, der Charakter des Volkes, deſſen Sitten, Gebräuche, Hauseinrichtung, Lebensart und Geſchmacksrichtung bleiben dieſelben an der Oſtküſte, in der Wüſte, wie im Herzen und an der Weſtgrenze des großen Reiches. Wir erkennen dieſe neugierigen, kindiſchen, übermüthigen, ſchreienden und drängenden Leute als alte Bekannte, und ich muß ſagen, ich freute mich über das zudringliche Treiben, welches mich früher ſo oft widerlich berührte.

Kjän-tſchuen liegt am Weſtrande der 5 Kilometer breiten Thalebene. Die Ueberbleibſel eines größeren See's — welcher ehemals das ganze Becken ausfüllte und dann nach Südweſten ſeinen Abfluß fand — in der Geſtalt eines Teiches von 2 Quadrat-Kilometer Fläche zur Linken paſſirend, wendet ſich die Straße etwas nach Südoſten, wir überſteigen einen niederen Paß und gelangen in das Thal des Büh-tji-ho, deſſen Laufrichtung jeden Wegweiſer nach Tali-fu entbehrlich macht.

Eine halbe Stunde ſüdlich der kleinen Stadt Ten-tſchuen genießt der Reiſende den erſten Anblick des See's von Tali-fu, Namens Oell*)-chaj, was ſo viel bedeutet, als See Nr. 2, denn der erſte Rang in der Provinz Jün-nan gebührt dem See der Hauptſtadt Jün-nan-fu, Namens Tjen-tſchi.

Der Oell-chaj erſtreckt ſich, genährt von dem waſſerreichen Büh-tji-ho und mehreren kleinen Zuflüſſen, in einer Längenausdehnung von 95—100 Li bei einer Breite von höchſtens 20 Li, von Nordweſt nach Südoſt. Ich bemerkte nur eine einzige kleine Inſel in der Längenmitte und nahe der mit zahlreichen Ausbuchtungen verſehenen, ſteilen Oſtküſte. Die Tiefe nimmt von dem flachen und verſumpften Weſtrande nach Oſten, dem Tummelplatze vieler Segelboote, zu. Die Weſtküſte iſt ſehr ſeicht und bietet den Fiſchern Gelegenheit, ihre Netze ohne Benützung des Bootes weit in die blauen Fluthen hinaus zu tragen. Der angebliche Fiſchreichthum des Oell-chaj dürfte bei einer näheren Unterſuchung merklich geringer ſein, da ſämmtliche Bewohner der Weſtküſte (wahrſcheinlich auch der Oſtküſte) — alſo mehrere hunderttauſend Menſchen — ſich nur mit der Fiſcherei beſchäftigen. Wenn ſich aber aus der Menge der vorkommenden Waſſervögel (wilde Enten, Sumpfſchnepfen, Störche, Kraniche, Reiher, Möven ꝛc.) ein Schluß auf die Lebendigkeit unter der Waſſerfläche ziehen ließe, dann könnte man den Fiſchern nur zu ihrer Berufswahl gratuliren.

Die öſtlichen Gebirge erheben ſich höchſtens 100 Meter über die Waſſerfläche und bilden mit ihren felſig zerklüfteten Abſtürzen die an vielen

---

*) Die richtige Ausſprache des „Oell“ läßt ſich mit unſeren Lettern nicht wiedergeben, nachdem wir keine Bezeichnung für den Laut beſitzen, der durch Ausſprache des Conſonanten r entſteht, ohne daß die Zunge in Vibration verſetzt wird.

Digitized by Google

ſeien die Pflaſterſteine abſichtlich aus ihren Lagern geriſſen worden, um die Gangbarkeit des Weges thunlichſt zu erſchweren; ſelbſt die ſchönen, großen, flachen Quaderſteine in der Straßenmitte, auf deren Erhaltung die chineſiſchen Laſtträger ein beſonderes Augenmerk legen, waren theils zerbrochen, theils in einer Weiſe zertrümmert, die auf ein ſyſtematiſches Vernichtungswerk mit Pulver und Dynamit ſchließen ließ. Dieſe Vermuthung klingt nicht mehr unwahrſcheinlich, ſobald wir die Stadt Tali-fu betreten, welche vor wenigen Jahren noch der Stolz der reichen Provinz Yün-nan, heutzutage mehr eine Ruine, als den hervorragenden Handelsplatz an der ſo wichtigen Hauptſtraße repräſentirt.

Wir erblicken nur wenige Häuſer, welche nicht die Spuren des monatelangen Kampfes um den Beſitz der Stadt aufweiſen. Es muß ſehr heiß hergegangen ſein während der Belagerung der Stadt durch die Chineſen. Pater Leguilcher, der Provicar der Miſſion in Yün-nan, welcher in Tali-fu reſidirt, ſah die Gräuelſcenen der feigherzigen Niederträchtigkeit vom Anbeginne bis zum Ende der Revolution, er ſelbſt war mehrere Male gezwungen, in das Gebirge zu fliehen, um den hinterliſtigen Anſchlägen gegen ſein Leben zu entgehen. Trotz aller Erfahrung aber wußte er nicht, welche Partei die größere Verachtung verdiene, die Chineſen des buddhiſtiſchen oder des mohamedaniſchen Glaubens. Auf jeden Fall hat Tali-fu in der Geſchichte der mohamedaniſchen Revolution gegen die chineſiſche Regierung eine traurige Berühmtheit erlangt, denn der letzte Abſchluß des blutigen Drama's ſpielte ſich innerhalb ihrer Mauern ab.

Die Umſtände, unter welchen die Mohamedaner nach China einwanderten, ſind bis heute noch nicht ganz aufgeklärt. Unter allen diesbezüglichen ſagenhaften Erzählungen klingt jene am wahrſcheinlichſten, welche annimmt, daß der Kaiſer Tung-hoan-tſong um das Jahr 757 n. Ch. ſeinen Miniſter Kaſi nach Weſten (wahrſcheinlich nach Indien) entſandte, damit er den Nachbarfürſten um die Entſendung eines Hilfsheeres zur Unterdrückung des Aufſtandes des Rebellen Wong-loſchan bewege. Es gelang ihm auch, 3000 fremde Soldaten zu dieſem Zwecke zu erhalten. Nach der ſiegreichen Unterwerfung der Rebellen hatten die Fremdlinge an der ſchönen Provinz Yün-nan ſolchen

Gefallen gefunden, daß ſie ſich entſchloſſen, die Heimat zu vergeſſen, und bei der Wahrung ihres Glaubens ein neues Heim zu gründen. Sie nahmen die chineſiſchen Sitten an, heirateten chineſiſche Mädchen und wurden ſo der Stamm der jetzigen mohamedaniſchen Bevölkerung im ſüdweſtlichen China.

Andererſeits klingt es nicht minder glaubwürdig, daß zur Zeit Dſchingiskhan's eine zweite Einwanderung der Mohamedaner von Turkeſtan nach den Provinzen Kan-ſu und Schen-ſi ſtattgefunden habe, denn es iſt kaum anzunehmen, daß die große Anzahl der Mohamedaner (4 Millionen) im weſtlichen China nur auf das Hilfsheer des Miniſters Kaſi zurückzuführen ſei.

Die chineſiſchen Mohamedaner oder Chwej-chwej, wie ſie im Reich der Mitte heißen, haben zwar die wichtigſten Glaubenslehren des Propheten*) vergeſſen, unterſcheiden ſich aber in oſtentativer Weiſe durch ein geſetztes, würdiges Weſen und durch die Enthaltſamkeit vom Genuſſe des Schweinefleiſches und des Branntweins von den buddhiſtiſchen Bewohnern China's. Die reinen Chineſen dagegen betrachten die Mohamedaner als fremdartige Elemente und ſcheuen ſich nicht, ihrer Geringſchätzung — in Wort und That — offenen Ausdruck zu verleihen.

Rebellionen der Mohamedaner gegen ihre Unterdrücker ſind daher nichts Ungewöhnliches und in dem Mangel an ſocialer Gleichberechtigung begründet. Der letzte Aufſtand gewann durch die unglaubliche Ausdehnung über den ganzen Weſten des Reiches und durch die Mitwirkung der Taiping-Rebellion**) in den ſüdöſtlichen Provinzen eine ungewöhnliche Bedeutung. Aus kleinen Reibereien zwiſchen den Anhängern beider Religionsſyſteme in unbedeutenden Ortſchaften entwickelte ſich mit der Zeit ein grauſamer Krieg. Wo ſich die rothen und weißen Fahnen der Streitenden begegneten, da gab es keinen Pardon, der fliehende Theil war bis auf dem letzten Mann dem Tode geweiht. Niemals aber war es die Tapferkeit, ſondern immer nur die größere Feigheit, welche den Kampf entſchied. Mehr als zehn Jahre ſind ſeit dem letzten Aufflackern des Aufſtandes verfloſſen, trotzdem konnten wir überall in Kan-ſu, in Schen-ſi und in Yün-nan an den Trümmern und Ruinen der zerſtörten Ortſchaften den Schauplatz wiedererkennen, auf dem ſich die fürchterlichſten Scenen der Mordbrennerei und des Maſſenmaſſacre abgeſpielt hatten.

---

*) Trotzdem bei vielen chineſiſchen Mohamedanern der große Philoſoph Confucius die Stelle des Propheten eingenommen, pilgern doch alle Jahre viele Gläubige nach Mekka.

**) Taiping-wan, „der himmliſche König“, organiſirte die Erhebung in der Südprovinz Kuang-ſi und drang mit ſeinem aus Dieben, Räubern und Mördern recrutirten Heere ſiegreich bis an den Yang-tſe-kiang vor, wo er endlich von Lihung-tſchang geſchlagen, gefangen genommen und enthauptet wurde.

Hätten die Mohamedaner es verſtanden, die anfangs mühelos gewonnenen Vortheile auszubeuten, indem ſie die einzelnen Banden zu einem einheitlich organiſirten Heere vereinigt hätten, dann wäre es ihnen ein Leichtes geweſen, die corrumpirte chineſiſche Armee vom Grunde aus zu vernichten, und ihr Anführer wäre vielleicht heute Kaiſer von Weſt-China. So aber gelang es den Chineſen — freilich mit dem Aufgebote aller Macht — die Rebellen einzeln zu unterjochen.

Insbeſonders in Yün-nan war die Sache der Mohamedaner eine günſtige. Der Gouverneur der Provinz führte als geheimer Verbündeter der Rebellen ſeinen Kaiſer durch falſche Nachrichten irre, er beſchwichtigte die Regierung durch überſchwängliche Berichte über die erfochtenen Siege, ja er ſchloß ſogar mit den Aufſtändiſchen einen Separatfrieden, in welchem er das weſtliche Yün-nan als ein ſelbſtſtändiges Reich anerkannte und den Häuptling Tu-wen-tſen als mohamedaniſchen Kaiſer beſtätigte. So konnte es nicht länger fortgehen. Die chineſiſche Regierung erfuhr endlich den wahren Sachverhalt und ſchickte ein großes Heer gegen Tali-fu. Nach mehrmonatlicher Belagerung fielen die Mauern und mit ihnen der neue Kaiſerthron in Trümmer. Wie die Fluthen eines die Dämme durchbrechenden Hochwaſſers, ſo überſchwemmten die Sieger die Stadt. Niemand, der ihnen auf der Straße begegnete, wurde geſchont, Männer, Kinder, Frauen und Greiſe fielen unter den Schwertſtreichen der entmenſchten Beſtien, das Blut rann in Strömen. Und der Kaiſer Tu-wen-tſen? Mit ſtoiſcher Ruhe erwartete er in einem armſeligen Hauſe ſein Schickſal. Da zertrümmerte eine anrückende Truppe das Holzthor, welches in das Gemach führte. Der Kaiſer umklammerte mit feſter Hand den Griff ſeines Schwertes, um eines würdigen Todes zu ſterben. — „Zurück!“ rief der Commandant, welcher zuerſt den berühmten

Rebellen-Chef erblickte, den nachfolgenden Soldaten zu, „der Mann iſt mein Gefangener.“

Ein feierlicher Zug bewegt ſich durch die verwüſtete Gaſſe. Voran einige Gongſchläger, mit den Ausrufern, dann ein rothes Ehrenparapluie, endlich eine koſtbare Sänfte. Darinnen ſitzt der mohamedaniſche Kaiſer finſteren Blickes. Ein bitteres Lächeln umſpielt die feſt zuſammengepreßten Lippen.

Wahrhaftig, das war eine raffinirt lüſterne Vorbereitung für die Hinrichtung eines Kaiſers. Vor dem Zelte des chineſiſchen Obercommandaten wurde Halt gemacht. Der General trat aus dem Zelte, begrüßte ehrfurchtsvoll den Rebellen und forderte ihn auf, einzutreten. Er bot ihm einen Stuhl an und begann mit einigen Entſchuldigungsphraſen die Einleitung zum Geſpräche. Tu-wen-tſen bat, da er ſehr ermüdet war, um eine Schale Thee. Der General ſelbſt reichte ihm in zuvorkommender Höflichkeit die dampfende Taſſe. Tu-wen-tſen führte ſie begierig zu ſeinen Lippen und leerte ſie bis zu dem letzten Tropfen, worauf das Geſpräch ſeine Fortſetzung fand. Er hatte ſich in ſeinem Lehnſtuhl nach vorwärts gebeugt und die Augen geſchloſſen. Auf einmal machte er eine Anſtregung, ſich zu erheben, fiel aber zu Boden und erlag in wenigen Minuten dem Gifte, welches er unbemerkt in den Thee gemiſcht hatte. Wenige Stunden darauf wurde der Leichnam geköpft. Der Sieger von Tali-fu bereut heute noch ſeine Unvorſichtigkeit bei der Gefangennahme des mohamedaniſchen Kaiſers innerhalb der dunklen Mauern eines Gefängniſſes.

Mit dem Falle von Tali-fu war das Schickſal der mohamedaniſchen Rebellion entſchieden. Heute herrſcht wieder Friede und Freundſchaft zwiſchen den Buddhiſten und Mohamedanern. Die chineſiſche Regierung that ſicher ihr Beſtes, indem ſie — durch die drohende Gefahr gewitzigt und in der Hoffnung, daß ein mohamedaniſcher Beamter den Staat auch nicht mehr betrügen würde, als ein Anhänger des Confucius — den Mohamedanern gleiche Rechte wie den übrigen Chineſen gewährte.

XXII.

Von Tali-fu nach Bamo.

Abreiſe von Tali-fu. — Landſchaftliches. — Kettenbrücken über den Lant-ſan-kiang, Lu-kiang und Long-kiang. — Young-tſchang-fu. — Teng-yueh. — Flora, Fauna und Klima des Tapeng-Thales. — Handelsverhältniſſe. — Das Volk der Pa-yü und der Katſchin. — Abenteuer in Manwyn und Kejan. — Rettung aus der Gefahr. — Die Ebene des Irawadi. — Bamo. — Der Dampfer kommt. — Auflöſung der Expedition.

Zwanzig Li im Süden von Tali-fu erheben ſich die grauen Mauern einer größeren Stadt, Namens Scha-kwa, aus den verſumpften Wieſengründen des ſüdlichen See-Ufers. Die kleinen Waſſeradern, welche die höher gelegenen Felder inundiren, vereinigen ſich hier zu einem großen Canale, der als Abfluß des Oell-chai das im Weſten vorliegende Felsgeſtein zuerſt unterminirt und dann durchbrochen hat.

Eine natürliche Felsbrücke, welche 5 Meter über dem Waſſerſpiegel ſich zu einem kühnen Bogen wölbt, gibt uns noch einen ſprechenden Beweis für die unermüdliche Kraft des Waſſers. Bei wachſendem Gefälle ſchäumt die brauſende Torrente über die mächtigen Steinblöcke der romantiſchen Schlucht und beruhigt ſich erſt bei dem Dörfchen Ho-tjang-pu, wo ſie nach der Einmündung des aus Kjän-tſchuen-tſchou kommenden Kjän-ho unter dem Namen Kiu-long-kiang ihren Lauf ändert, um dem Lant-ſan-kiang entgegenzueilen. Unſer Weg, welcher bis jetzt in ſcharfen Windungen den Flußlauf verfolgte, ſchmiegt ſich nun in ähnlicher Weiſe dem linken Ufer des Kjän-ho an und bringt uns am zweiten Reiſetage zu dem reichen Städtchen Jan-pin. Seinen Reichthum verdankt der Ort weniger den Erträgniſſen des nur ſpärlich bebauten Thales, ſondern vielmehr dem Metall- und Mineralreichthume der nahen Gebirge. Abgeſehen von dem Vorhandenſein edler Metalle, als Gold und Silber, iſt der Tſang-ſan ein unerſchöpflicher Fundort von Zinn, Eiſen, Blei, dann Opalen, Arſenik und Kreide.

Jan-pin genießt als Hauptzollſtation an der großen Handelsſtraße, welche China mit Birma verbindet, eine gewiſſe politiſche Bedeutung.

Wie alle ſtaatlichen Einrichtungen, ſo leidet auch der Zollſchranken von Jan-pin an der Fäulniß der ſittlichen Corruption ſeiner Wache. Wäre der Gefälls-Mandarin nur halb ſo ehrlich, als freundlich, die Finanzlage der Provinz Yün-nan würde wahrlich eine wünſchenswerthe Aufbeſſerung erfahren. So aber drückt der Beamte beide Augen zu, und beordert ſogar gegen eine größere Privat-Remuneration ſeine Soldaten, die Schwärzerbanden auf einem der Schleichwege über den Tſang-ſan nach Tali-fu zu escortiren, damit nicht etwa die in der Umgebung hauſenden Räuber den Transport beunruhigen.

Zwiſchen dem Kiu-long-kiang und dem Lant-ſan-kiang breitet ſich eine Landſchaft aus, deren Charakter uns lebhaft an das europäiſche Mittelgebirge erinnert. Der Weg durchſchneidet dieſelbe von Oſt nach Weſt. Wir überſteigen drei kantige Gebirgszüge, deren Kuppen nur wenig die dicht bewaldete Rückenlinie überragen. Die entholzten, ſteilen, von vielen Waſſerlinien durchfurchten und zerriſſenen Hänge enden gewöhnlich in Naſenform, und begrenzen in ſcharfer Weiſe die Ränder der ſchmalen Thalebene.

Die wenigen Ortſchaften der Chineſen*) liegen entweder in den keſſelförmigen Thalerweiterungen oder in der Nähe eines Flüßchens auf den flachen Ausläufern des Gebirges und beſtehen aus armſeligen Holzhäuſern oder Rohrhütten. Die Leute, welche darin wohnen, ſehen arm und herabgekommen aus, und da ihre Felder (Opium, Reis, Erdäpfel, Bohnen, Erbſen, Gemüſe) nur geringe Erträgniſſe abwerfen, ſo befaſſen ſich dieſelben mehr mit dem ergiebigeren Geſchäfte des Schmuggels.

Der erſte größere Ort, welchem wir auf der Weiterreiſe begegnen, heißt Sa-yang.

Sa-yang liegt in einem Thalkeſſel, umrahmt von ſteilen, kahlen Bergen, vier Tagreiſen ſüdweſtlich von Tali-fu auf einer 1533 Meter hohen, 10 Kilo-

---

*) Die Bevölkerung iſt keine rein chineſiſche, vielmehr eine Miſchung der Pa-yü mit den Chineſen, und ſieht daher den echten Chineſen als Fremdling an.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

bewachſen. Der Strom hat an dieſer Stelle einen trägen Lauf. Trotzdem verkehren keinerlei Fahrzeuge, weil in Folge des ſtarken Gefälles und der vielen Felſenriffe weiter im Süden die Schifffahrt unmöglich wird. Bei Hochwaſſer iſt das geſammte, im Durchſchnitte 120 Schritte breite Thal vom Waſſer überfluthet. Zur Zeit unſerer Anweſenheit (24. Jänner 1880) waren einzelne freie Inſeln bemerkbar, die mit feinem Sande bedeckt waren.

Am ſüdlichen Ausgange der Felsſchlucht, deren Wände mit eingemeißelten Inſchriften bedeckt ſind, befindet ſich die ſchönſte Kettenbrücke, welche ich in China paſſirte. An jedem Kopfe ſchließt ſich ein kleines Dorf mit niedlichen Tempelbauten an.

Die Brückendecke ruht auf 12 ſtarken Ketten (ähnlich den europäiſchen Ankerketten). Sie iſt 70 Schritte lang und 3½ Meter breit. Zwei weitere Ketten, mit den unteren mittelſt Eiſenſtangen und einem Holzgitterwerk verbunden, fungiren als Geländer. Die Brücke erhebt ſich 12 Meter über den Waſſerſpiegel. An ihren beiden Enden greifen die maſſiven, aus Bruchſteinen erbauten Verankerungsmoli auf je 15 Schritte in die Strombreite.

Der Name des Fluſſes lautet auf chineſiſch: Lant-ſan-kiang, auf tibetaniſch Da-kio, auf ſiameſiſch Mekoung, auf anamitiſch Son-kong. Der verdienſtvolle Miſſionär Abbé Desgodins ſah den mächtigen Fluß bei Tſchamtu und ſagt, er ſei hier ſo bedeutend, daß ſeine Quellen mindeſtens noch 300 Kilometer weiter nordweſtlich liegen müſſen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, und zwar den eingeholten Erkundigungen entſprechend, entſpringt der Fluß im tibetaniſchen Hochlande unter 92° öſtlicher Länge und 34° nördlicher Breite, durchſchneidet ſodann die Handelsſtraße Ta-tſien-lu—Laſſa, fließt durch das tibetaniſche Fürſtenthum Tſchraja, paſſirt in der Nähe der chineſiſchen Grenze die Salinen von Yarkalo, durchfurcht den zergliederten Weſten der Provinzen Yün-nan und Anam, bewäſſert Kambodſcha und mündet in drei Armen bei Saigon in das ſüd-chineſiſche Meer.

Nach Paſſirung der Brücke beginnt alsbald der Aufſtieg. Hat man einmal den reizend gelegenen Ort Taliſchau erreicht, ſo gewinnt man die Paßhöhe Wu-fu-tſchang (oder Fünf-Tiger-Berg, 2485 Meter) mit leichter Mühe. Vom Sattel aus erblickt man bereits die Stadt Young-tſchang-fu.

Ein im Beginne ſehr ſteiler, beſchwerlicher Abſtieg führt in gerader Richtung zu der breiten, mit Reis, Mohn und Tabak bebauten Ebene der Stadt.

Young-tſchang-fu liegt am Weſtrande dieſer fruchtbaren Ebene, die rechteckige Umfaſſungsmauer der Stadt erſtreckt ſich bis in die angrenzende Thalſchlucht und die Thore ſind durch die Ablagerung des Alluvialbodens bis zur Hälfte verſchüttet. Die nur zur Hälfte (Weſthälfte) bewohnte Stadt entſpricht weder in ihren Häuſern noch in ihren Verkaufsgewölben den an ſie geſtellten Erwartungen, trotzdem ſie eine Haupthandelsſtation zwiſchen Birma und Yün-nan iſt. Die Einwohner beſchäftigen ſich mit der Teppicherzeugung und Steinſchleiferei. Von europäiſchen Waaren bemerkte ich nur Spiegel und Wachszündhölzchen. Wir konnten von Glück ſprechen, daß wir uns nicht verleiten ließen, unſeren Aufenthalt in der Stadt auf mehrere Tage auszudehnen, denn kurz nach unſerer Abreiſe brach eine Revolution gegen die ſtrengen Stadtbeamten aus, welche erſt nach mehreren Wochen von der Garniſon erfolgreich unterdrückt werden konnte. Bei einer großen Tropfſteinhöhle im Süden der Stadt wendet ſich der Weg nach Südweſt in das Gebirge und führt nach einer kurzen Steile auf den ſanft anſteigenden kahlen Ausläufern des Tung-ſan dem 2225 Meter hohen Paſſe zu.

Die Station Pupjao erſcheint von der Höhe wie ein Weſpenneſt, das mit einem Sprunge zu erreichen wäre, ſo ſteil windet ſich der Weg hinab zu dem Keſſel, deſſen Sohle über und über mit Reis und Opium bebaut iſt. Der kleine Ort gewinnt durch die üppigen Bambugeſträuche an Romantik. In der allgemeinen Symmetrie der Natur ſcheint das Flüßchen, welches die kleine Thalebene bewäſſert, eine Ausnahme zu machen, denn es fließt im Gegenſatze zu allen anderen Waſſerläufen von Süd nach Nord. Ein relativ niederer Sattel trennt uns noch vom Lu-kiang. Von der Höhe geht es 15 Kilometer auf dem gepflaſterten und mit Steinſtufen verſehenen Wege ſteil zum Thale hinab.

Der Lu-kiang entſpringt in geringer ſüdweſtlicher Entfernung vom Lant-ſan-kiang, bildet hierauf die Grenze zwiſchen den unabhängigen Fürſtenthümern Dſo-gong am rechten und Pomi am linken Ufer und fließt an den Städten Menkong (am linken) und Tſchamo-tong*) (am rechten Ufer) vorbei. Er durchſtrömt theilweiſe das Land der angeblich wilden Lou-ze und Lyſſu, durchſchneidet die chineſiſche Provinz Yün-nan, trennt endlich Birma von Siam und ergießt ſich unter dem Namen Salwen (Saluen) in den Golf von Martaban. Die Tibetaner nennen den Strom Nyen-kio.

---

*) Beide Orte waren ehemals franzöſiſche Miſſions-Stationen.

Der Lu-kiang tritt an der Stelle, wo wir ihn überſetzten, aus ſeinem eingeengten Thale in einen langgeſtreckten, flachen Keſſel, an deſſen Oſtſeite er ſeinen Lauf fortſetzt; 22 Kilometer ſüdlich verengt ſich das Thal wieder zur Schlucht. Die Thalſohle iſt merkwürdigerweiſe faſt gar nicht bebaut und bewohnt, da unter den Chineſen die Anſicht herrſcht, daß die böſen Ausdünſtungen des mit hohem Gras bedeckten Bodens, beſonders während der Nacht, die Feldfrüchte vergiften und auf die Geſundheit der Menſchen verderblich wirken. Die Krankheit, welche in ſolchen Fällen die ganze Umgebung mit Schrecken erfüllt, äußert ſich in kleinen, dunkelrothen, auf beliebigen Theilen des Körpers hervortretenden Beulen. Binnen 24 Stunden iſt jeder Erkrankte rettungslos verloren.

Während das rechte Ufer in flacher Böſchung zum Fluſſe abfällt, iſt das linke durch 50 Meter hohe Felswände ſcharf markirt. Der Fluß übertrifft in ſeiner Waſſermenge den Lant-ſan-kiang. Südlich der Uebergangsſtelle ſtaut ſich das Waſſer und brauſt ſodann über einen mächtigen Cataract. Die Flußbreite betrug am 27. Jänner 1880 nur 80 Schritte, doch deutet ſchon die Bauart der mächtigen Kettenbrücke auf die Fülle des Waſſers zur Regenzeit in den Sommermonaten.

Die Brücke beſteht aus zwei Theilen. In der Mitte des Flußbettes erhebt ſich nämlich ein mächtiger, aus Granit erbauter Steinthurm von 30 Schritt Durchmeſſer. Der öſtliche Theil der Brückendecke iſt 100, der weſtliche 70 Schritte lang, demnach beträgt die Geſammtlänge der 4 Meter breiten Brücke 200 Schritte. Die Conſtruction derſelben iſt eine ähnliche wie am Lant-ſan-kiang. Auf dem Mittelpfeiler befindet ſich ein chineſiſches Mauthhaus.

Der auf der Brückendecke abgeleſene Barometerſtand ergibt eine abſolute Höhe von 726 Meter für den Strom. Sein Bett liegt demnach um 439 Meter tiefer als der Lant-ſan-kiang.

Nach der Paſſirung der Brücke ſteigt das Terrain ſanft, aber beſtändig gegen Weſten an. Abſeits der Straße bemerkte ich einzelne elende Rohrhütten, welche bereits von Pa-yü-Stämmen bewohnt waren. Der Weg ſchlängelt ſich in kühnen Serpentinen um die kantigen, dicht mit Laubhölzern bewachſenen Bergnaſen und trichterförmigen Mulden, überwindet in 15—20gradigen Steigungen eine Höhe nach der andern und bringt den ermüdeten Reiſenden endlich zu dem nahe einer flachen Rückfallkuppe gelegenen Dorfe Homoſchu. Von hier brauchen wir noch gute 2½ Stunden mühſamen Emporklimmens bis zu dem Paſſe von Siang-ſan (2563 Meter hoch), welcher in Folge der Beſchwerlichkeit ſeiner Erſteigung bei allen Chineſen als der höchſte in der ganzen Provinz Yün-nan gilt. In Wirklichkeit iſt es nur die relative Höhe von 1837 Metern über dem Lu-kiang, welche zu erſteigen den bequemen Chineſen wenig zuſagt. In der Nähe des Paſſes erheben ſich die Kuppen nur wenige hundert Fuß über die Einſattelungen, weiter im Norden aber erreichen die zackigen Felskuppen eine relative Höhe von mehr als 600—700 Meter. Mit Ausnahme der ſteilen und nackten Felspartien iſt das ganze Gebirge dicht mit Bambu, Laubholz und Schlinggewächſen bewaldet.

Der laubenartig von den Baumkronen überwölbte Weg vom Siang-ſan-Paſſe zum Long-kiang hinab iſt anfänglich ſehr ſteil und ſchlecht. Mit dem Dorfe Taliſchu erreichten wir den Waldrand. Die Lage des Ortes iſt reizend und geſtattet eine ausgiebige Fernſicht über das breit ſich öffnende Thal des Long-kiang.

An der 1390 Meter hohen Uebergangsſtelle iſt der Long-kiang ein mächtiger Fluß von 70 Schritt Länge und mindeſtens 2 Meter Tiefe. Die Waſſermenge und das nach beiden Seiten hin nur ein geringes Areale umfaſſende Zuflußgebiet, ſowie die eingezogenen Erkundigungen beſtimmen mich, die Quellen des Long-kiang zum mindeſten unter den 29. Breitegrad zu verlegen. Die Kettenbrücke, auf welcher wir den Fluß überſetzten, beſtand aus 10 Trag- und 2 Geländerketten, war 70 Schritte lang, 3 Meter breit und ſchwebte in der Höhe von 10 Meter über dem Waſſerſpiegel. Alle Kettenbrücken gerathen bei ungleichmäßiger Belaſtung ſehr leicht in Schwankung.

Der Weg gewinnt zuerſt in halsbrecheriſcher Weiſe den 30 Meter hohen rechtsſeitigen, eingeriſſenen Uferrand und bringt uns ſodann, eine Stunde lang ſanft anſteigend, zu dem nächſten Orte Kan-lang-tſchaj. Die weiter weſtwärts liegenden Anhöhen werden ebenfalls leicht genommen und bieten uns nach allen Seiten lohnende Ueberblicke. Trotz der relativ niederen Lage des Rückens erblicken wir noch einmal, und zwar zum letzten Male die Schneefelder des Tſcha-ſan.

Ein ziemlich ſchroffer, aber kurzer Abſtieg führt uns endlich in einen von ſteilen Anhöhen eingerahmten Thalkeſſel, deſſen Ebene mit Reis bebaut iſt. Im Norden des Keſſels erblicken wir die grauen Umfaſſungsmauern einer bedeutenden Stadt. Es iſt Teng-yueh, die letzte Magiſtratsſtadt China's. Die aus Trachyt erbauten Stadtmauern weiſen mit ihren vier Ecken nach den Himmelsgegenden und haben in jeder Quadratſeite eine Länge von zwei Kilometer.

Die Stadt iſt trotz der mächtigen Mauern klein, die Häuſer gruppiren ſich nur im weſtlichen Theile zu einigen Gaſſen; der nördliche Theil enthält nur Ruinen, der übrige Raum iſt theilweiſe Friedhof, theils Wüſtenei. Zwei Amtsgebäude, in welchen der Civil-Gouverneur und der Militär-General reſidiren, ſowie ein in Angriff genommener Tempelbau ſind die einzigen erwähnenswerthen Gebäude.

Die Bevölkerung zählt höchſtens 5000 Seelen und findet zum großen Theile in den bedeutenden Steinſchleifereien, in welchen der im nördlichen Birma gewonnene Nephrit zu verſchiedenen Schmuckſachen, als Armbänder und Ohrgehänge, verarbeitet wird, eine lohnende Beſchäftigung.

Teng-yueh liegt in der noch bedeutenden Höhe von 1714 Meter im Süden des vulcaniſchen Gebirges Hoſchuen-ſan an dem öſtlichſten und erſten Nebenfluſſe des Irawadi, auf welchen der Reiſende aus China nach Birma ſtößt. Es iſt dies der Schintſcha-ho, welcher ungefähr 2½ Tagreiſen im Norden Teng-yueh's entſpringt, 12 Kilometer im Nordoſten der Stadt zwei kleine Seen, und zwar den Tſing-chaj und Pej-chaj bildet, dann die fruchtbare Thalebene in unzähligen Canälen bewäſſert, im Weſten der Stadt über mehrere Waſſerfälle ſtürzt, bei Siao-ho-ti ſich mit dem Siao-ho vereinigt und nun bis Lantjen unter dem Namen Lantjen-ho in einem 3—4 Kilometer breiten Thale nach Süden fließt.

Bei Lantjen verengt ſich das Thal zu einem Defilé. Vor Kangai öffnet es ſich wieder zu anſehnlicher Breite und nimmt hier den aus Norden kommenden Tapeng-ho auf, welcher Name dem Fluſſe bis zu ſeiner Mündung bleibt. Nach Paſſirung mehrerer Cataracte im Weſten von Mayün-ke, wo ſich das Thal zur Schlucht verengt, tritt der Fluß bei Mamo in die Niederung und ergießt ſich ſchließlich bei Bamo in den Irawadi.

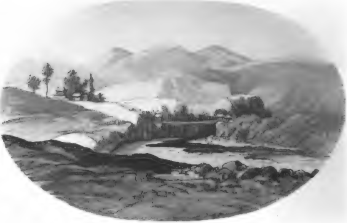
Die Vegetation dieſes zwiſchen Birma und China ſich ausbreitenden Gürtels iſt an die verſchiedenen Höhen gebunden. Im Tapeng-Thale ſelbſt und auf den zunächſt liegenden Bergen begegnen uns ſchon tropiſche Pflanzen, als herrliche Ficusbäume, Bambu, Aloen, Cylinder-Cactuſſe, Palmen und wunderbar ſchöne Camelien-Waldungen. Die Thalebene iſt zumeiſt mit Reis bebaut, doch bemerkte ich auch Gerſte, Erbſen, Mais, Baumwolle, Tabak und Mohn. Anfangs Jänner hatten die Mohnſprößlinge ſchon eine anſehnliche Höhe erreicht. Die Bauern verwenden eine große Sorgfalt auf den Ackerbau. Den ganzen Tag über waren die Familien mit dem Ausjäten des Unkrautes und der Zertrümmerung der Erdſchollen mittelſt kleiner Holzhämmer beſchäftigt.

An Obſtbäumen ſind zu erwähnen: Granatäpfel, Pfirſiſche, Bananen, Kirſchen und Trauben. In den Hausgärten werden gelbe Rüben, Kartoffel, Bohnen, Salat, Kohl und Zwiebeln gepflanzt.

Die Berge ſind weſtlich von Teng-yueh wieder durchwegs dicht bewaldet. Aus dem dichten, undurchdringlichen Bambu-Unterholze ragen die Stämme prächtiger Eichenbäume, Birken, Zimmtbäume, ſowie hin und wieder verſchiedener Nadelhölzer ſtolz zum Himmel empor. Ihre Aeſte ſind ganz mit Schlinggewächſen bedeckt.

Trotz dieſer üppigen Vegetation iſt das Thierleben ſehr ſpärlich vertreten. Tiger, Leoparden, wilde Elephanten ꝛc. halten ſich, ſo wie die Affen, nur in den Niederungen des Irawadi auf. Wir bemerkten ſelbſt auf dem ſogenannten Katſchinberge nur wenige Raub- und Singvögel. Im Tapeng-Thale ſahen wir Kraniche, Wildenten (beſonders Anas rutilla), Geier und kleine Fiſchraubvögel. Dafür finden wir bei den Bewohnern eine große Zahl von Hausthieren, und zwar prächtige, ſtarke Büffel und gut gebaute Rinder ohne Höcker, ferner kleine Ponies und beſſere Maulthiere, welche die Leute von den Chineſen kaufen. Endlich ſah ich Schafe, Schweine, Hühner, Gänſe, Enten in großer Menge. Haushunde ſind nicht ſo häufig als in China, dafür aber größer, ſtärker und ſchöner in Bau und Farbe. Katzen gibt es ſehr viele.

Das Klima im Tapeng-Thale iſt ein herrliches. Selbſt im Hochſommer wird die Hitze nicht unerträglich, wie dies bereits am Irawadi der Fall iſt. Die Wintertemperatur dagegen ſinkt nie ſo tief, daß man zu der Gluthpfanne flüchten müßte. Die Regenzeit fällt zwiſchen die Monate Mai und September. Zu Beginn dieſer Saiſon wechſeln Regentage oft mit klarem, heiterem Wetter ab. Im Sommer aber regnet es oft wochenlang unausgeſetzt fort, und die Berge ſind bis zur halben Höhe in Wolken und Nebel gehüllt. Zu dieſer Zeit ſtockt auch der Handel zwiſchen Birma und China. Im Winter dagegen iſt der Handelsverkehr ſehr rege.



Brücke bei Lantjen.

Der Haupthandel nach China umfaßt Baumwolle, Salz, Nephrit, Bernſtein, andere Edelſteine und Elfenbein. Die Chineſen dagegen bringen hauptſächlich Opium, welches die Bergbewohner ſehr lieben, aus ihrem Lande.

Digitized by Google

[illegible]

[illegible]

[illegible]

werden bei den Wachfeuern die Schüreiſen glühend gemacht und ſodann in die Baumwollballen getrieben. Das ſo entſtandene Loch iſt eine unerſchöpfliche Quelle. Die Transportführer ſtehlen jeden Tag einige Hände voll Baumwolle und geben dieſe an Stelle der Baarbezahlung ihren jeweiligen Wirthsleuten. Bei dieſem Vorgange profitirt Jedermann. Der Wirth erhält die doppelte Bezahlung, der Maulthiertreiber erſpart ſein eigenes Geld, das Maulthier trägt Tag für Tag eine geringere Laſt, und der Käufer der Baumwolle iſt ſchließlich froh, daß ihm ſein Gut nicht gänzlich von den böſen Räubern abgenommen wurde.

Der Nephrit iſt ein elaſtiſcher, zäher Stein, welcher an einem rechtsſeitigen Nebenfluſſe des Irawadi in der Nähe der Stadt Mogung gefunden und in ganz China als Edelſtein verwendet und behandelt wird. Er wird nur noch ſüdlich von Yarkand und auf Neuſeeland gefunden und gewann bei dem Umſtande, als man Nephritwerkzeuge auch bei Ausgrabungen in Europa und Amerika fand, beſonders in der Neuzeit an culturhiſtoriſcher Bedeutung. Die Farbe des Steines iſt verſchiedentlich: blau, röthlich, gelblich, grün und grau. Grün iſt die vorherrſchende Farbe, milchgrau die ſeltenſte und bei den Chineſen am meiſten bevorzugt. Der Preis eines reinen, milchgrauen, durchſchimmernden Steines iſt in China ein enormer. Reiche Familien opfern oft Hunderttauſende von Gulden, um ein Armband oder ſonſt einen Schmuckgegenſtand aus dieſem Geſteine zu beſitzen. Die Steine werden von ihrem Fundorte entweder per Schiff nach Canton, oder zu Land nach Tſching-tu-fu in China gebracht, wo ſie dann verarbeitet werden. In der Nähe der Fundorte des Nephrits befinden ſich auch Bernſteinminen, deren Ausbeute jedoch im Vergleiche zu dem Nephrithandel nur einen geringen Abſatz nach China findet. Sehr ſchwunghaft wird auch der Elfenbeinhandel betrieben, doch nimmt nur ein geringer Theil der Waare den Landweg nach Canton.

Alle Caravanen, welche wir auf ihrem Wege von Birma nach China begegneten, waren auf das feſtlichſte herausgeputzt und geſchmückt. Beſonders war auf den Putz des erſten und zweiten Thieres, welche den Zug anführten, eine große Sorgfalt verwendet. Der Kopf war im vollſten Sinne des Wortes in Seidenſchnüren und Quaſten eingehüllt, Blumen und Kränze bedeckten die Stirne, auf welcher ein, in den meiſten Fällen zerbrochener Spiegel glitzerte. Je ſtärker die Caravane war, deſto reicher war das Leitthier ausgeſtattet, aber auch deſto mehr waren die Baumwollballen durchlöchert.

Der Tapeng-Fluß iſt für die geographiſche Charakteriſtik der Gegend zwiſchen den Flüſſen Long-kiang und Irawadi von größter Wichtigkeit, denn er trennt zwei ganz verſchiedene Bergſyſteme. Im Süden ziehen parallel mit ihm die ſogenannten birmaniſchen Katſchinberge, als langgeſtreckte, ſcharf markirte Gebirgsrücken mit prominenten Kuppen und tief eingeſchnittenen Sätteln, deren Fortſetzung nach Süden das zerriſſene und reich gegliederte Bergland des Königreiches Birma bildet. Der Wanderer, welcher im Tapeng-Thale ſelbſt reiſt, wird dem empfangenen Eindrucke nach, den Bergen im Norden eine gleiche Formation zuſchreiben wie jenen im Süden; die Contouren der Höhen bringen die Täuſchung hervor, als laufe im Norden des Tapeng ein paralleler Rücken mit dem Thale. Die Forſchungsreiſenden, welche bisher die Gegend beſuchten, blieben immer im Thale, und ſo kommt es, daß in der That auf allen beſtehenden Karten ein Parallelrücken eingezeichnet wurde, was zur Folge hatte, daß man den nördlich gelegenen Nebenflüſſen des Irawadi einen oſtweſtlichen Lauf zumuthen mußte. Ich war nun ſo glücklich, aus eigener Anſchauung zu finden, daß ein ſolcher Parallelrücken nicht exiſtirt und daß das Flußnetz ſich ganz eigenthümlich darſtellt.

Schon im mittleren Laufe des Tapeng fiel es mir auf, daß ſich die Waſſermaſſe des Fluſſes in überraſchender Weiſe vermehre. Ich concentrirte meine Aufmerkſamkeit auf die unſcheinbarſten Waſſerrinnen, die in 15—30gradiger Böſchung von dem vermeintlichen Gebirgsrücken im Norden herabſtürzten, ohne irgendwie einen Anhaltspunkt zu finden, der mich zu der Annahme berechtigt hätte, das Waſſer käme von weiter her, als von den ſcheinbaren Einſattlungen. Unſere Marſchlinie lief bisher beſtändig am linken Ufer. Bei der Stadt Tſanta (auch Tſchanta-tu genannt) überſetzten wir den bereits mächtigen und breiten Fluß. Ich las glücklicherweiſe am Uferrande den Stand des Barometers ab. Eine breite und circa 8 Kilometer lange Alluvialebene trennte uns noch von der Stadt und wurde von rechts nach links durch niedere Hügelzüge abgeſchloſſen. Wie erſtaunte ich, als ich vor der Stadt einen Fluß erblickte, deſſen tiefes Waſſer anſcheinend ſtille ſtand. Ich blickte nach Norden und ſah dieſelbe ſteile und mit Gerölle bedeckte Waſſerrinne zur Höhe führen, wie vorher ſchon mehrere. „Sollte dies Waſſer ein Arm des Tapeng ſein?" war meine erſte Frage. „Aus dieſem Riſſe kann doch nicht ſo viel Waſſer herabfließen? — Wie käme aber ein Arm des Tapeng hieher? — Das iſt ja doch ein von beiden Seiten eingeſchloſſenes Thal!" Ich blickte auf das Aneroid — richtig! wir ſind um hundert Fuß höher als vorher am Tapeng. Da gab es keinen Zweifel mehr, das große Waſſer mußte vom Norden kommen.

Wir waren kaum in der kleinen Stadt Tſanta angekommen, als ich die erfahrenſten Diener des Hauſes zu mir berief und mich nach den Verhältniſſen des Fluſſes erkundigte. Ich erfuhr, daß dieſer Nebenfluß Tſanta-ho heiße und ſein Urſprung auf 12 Tagreiſen Entfernung im Norden liege. Da ich in die Ausſagen Zweifel ſetzte, ſo ließ ich mir mit Holzſtäbchen den Lauf des Fluſſes und die Lage der Ortſchaften, auf welche man am 7., 10. und 12. Tage ſtoße, demonſtriren. Meine Annahme, es müſſe ſich im Norden eine ausgedehnte Plateaulandſchaft ausbreiten, erhielt die vollſte Beſtätigung, als wir nach Paſſirung noch mehrerer ähnlicher Waſſerlinien, die unſeren weiteren Weg am rechten Ufer des Tapeng durchſchnitten, uns von Manwyn in die nördlichen Berge wandten. Je mehr wir, aus der breiten Thalebene kommend, uns den Bergflüſſen näherten, deſto deutlicher hörte ich ein gewiſſes Brauſen aus der Schlucht des bei Manwyn mündenden Nebenfluſſes. Eine gute Stunde Steigung brachte uns zur Höhe und — ich muß ſagen, mir klopfte das Herz vor Freude, als ich meine Annahme gerechtfertigt ſah — wir befanden uns auf einem Hochlande, 504 Meter über dem 926 Meter hohen Tapeng-Thale, deſſen ſteile Abfälle nach Süden bisher als die Hänge eines kantigen Gebirgszuges angenommen wurden.

Nicht allein dieſe Entdeckung in orographiſcher Beziehung, ſondern hauptſächlich die hydrographiſche Gliederung erſchien mir von einiger Bedeutung. Alle Flüſſe und Bäche des Hochlandes haben eine durch die parallel ſtreichenden und nur wenige hundert Fuß relativ höheren Berglinien ſtreng vorgezeichnete, ſelbſtſtändige Laufrichtung von Nord nach Süd.

Wenn wir die Flüſſe vom oberen und mittleren Yang-tze-kiang angefangen bis zum Irawadi betrachten, ſo fällt uns die gleiche Erſcheinung in die Augen. Dieſe ſonderbare Eigenſchaft und insbeſondere die Thatſache, daß das Waſſernetz jedes Hauptfluſſes ſich nur auf eine geringe Breite entwickelt, läßt folgende Behauptung gerechtfertigt erſcheinen: Die Quellen des Irawadi müſſen bei dem Vergleiche der Waſſermengen des Brahmaputra bei Sudyia mit jenen des erſteren bei Bamo in viel höheren Breiten liegen, als bisher angenommen wurde. Sie müſſen, wenn der Irawadi nicht mit dem Sanpu in Tibet identiſch ſein kann und ſoll, weit im Norden des tibetaniſchen Hochlandes angenommen werden.

Der Irawadi iſt das größte geographiſche Fragezeichen im großen Aſien. Wo mögen ſeine Quellen liegen? Wie mag ſein Ober- und Mittellauf beſchaffen ſein? Je mehr wir uns ſeinem Gebiete näherten, deſto mehr wuchs mein Intereſſe für dieſe Fragen. Wo ich nur Gelegenheit fand, zog ich Erkundigungen über ſeinen Lauf ein. Nahezu alle Tibetaner, die über ihr Land Auskunft ertheilen konnten, gaben mir auf die Frage, woher der Strom komme, zur Antwort: Von Laſſa. — Einige Chineſen waren wieder der Anſicht, daß die durch ihre vorzüglichen Pferde berühmte Stadt Pomi am Talo-kiang oder Irawadi liege.

In Teng-yueh erblickte ich im Salon des chineſiſchen Generals eine Karte, welche deſſen Dienſtesrayon darſtellte und von Teng-yueh bis Bamo reichte. Ich ruhte nicht früher, bevor ich die Karte zur Copirung in meinen Händen hatte. Eine kleine Beſchreibung am Rande der Karte ſagt: „Der Irawadi kommt unter dem Namen Gau-dſchu von Laſſa. Hohe Schneeberge zu beiden Seiten begleiten das Thal, in welchem wilde Stämme jeden Fremdling plündern und tödten. Ein anderer großer Fluß, Namens Mongan-tſchang, welcher bei Mong-käng-ti vorbeifließt, der berühmten Stadt, wo der edle Yü gefunden wird, ergießt ſich vier Tagreiſen im Norden von Sinke (Bamo) bei dem Dorfe Ta-lo-gi in den Ta-lo-kiang“.

Nach chineſiſchen und tibetaniſchen Quellen wäre alſo der Irawadi doch nichts Anderes als der Unterlauf des tibetaniſchen Sanpu.

Nach den Ausſagen des Miſſionärs Pater Joſef Faure, der während unſerer Anweſenheit, aus ſeiner acht Tagreiſen entfernten Station in den nördlichen Katſchinbergen nach Bamo herabkam, verengt ſich das Thal des Irawadi alsbald im Norden der Stadt zu dem ſogenannten erſten Defilé, einer von mächtigen Felsabſtürzen umrahmten Schlucht.

Bei Uägi (drei Stationen von Bamo) erweitert ſich das Thal, nimmt bei Katſchion den Mogung-Fluß auf und verengt ſich erſt wieder bei der Theilung des Stromes in den großen und kleinen Irawadi ungefähr in der nördlichen Breite von 25° 30′. Sowohl der große als kleine Irawadi ſollen nach den Ausſagen der Katſchin-Stämme weit oben in Tibet ihre Quellen haben, doch keinesfalls in der Nähe der tibetaniſchen Landeshauptſtadt vorbeifließen. Die Namen und Lage der am Irawadi verzeichneten Orte verdanke ich ebenfalls der Erfahrung des Miſſionärs. Der Fuß der die Thalbegleitung bildenden Berge iſt auf der Strecke von acht Tagreiſen nördlich, ſehr gegliedert und die Kuppen der zuſehends anſteigenden Rücken ſind bis auf einen mit Hutweiden bewachſenen Gürtel, der auf 500 Meter Höhe über das Thal ſich erſtreckt, mit dichtem Urwalde bedeckt.

Nach Capitän Hannay beträgt die Waſſergeſchwindigkeit des Stromes bei der Einmündung des Mogung-Fluſſes zwei engliſche Meilen in der Stunde, die Tiefe des Waſſers an den Ufern zwei Faden, in der Mitte drei Faden, die Flußbreite an dieſer Stelle nach der Beobachtung des Dr. Griffith 900—1000 Yards.

Wenn wir aus der Vergleichung der Waſſermenge einen Schluß auf den Lauf eines Gewäſſers ziehen dürfen, ſo ergibt ſich für den Irawadi nahezu die doppelte Länge als für den Brahmaputra.

Aus dem Gehörten eine richtige Folgerung über den oberen Lauf des Irawadi zu fällen, iſt ſchwer. Die Anſichten, nicht allein unter den Eingeborenen, ſondern auch unter allen Geographen widerſprechen ſich ſehr.

Wenn ich es nun wage, meine Anſicht dahin auszuſprechen, daß ich mich den Ausſagen des Pater Faure um ſo mehr zuneige, als die Forſchungen des letzten Punditen, der den Sanpu bis zum 94. Längengrade verfolgte, ergaben, daß der genannte Fluß hier unter einem ſcharfen Bug nach Süden, ſcheinbar direct dem Brahmaputra zufließt, ſo laſſe ich mich hauptſächlich von dem Beweggrunde leiten, daß bei der Schwierigkeit des Vordringens für jeden fremden Reiſenden in dieſer Richtung, jene Stämme (hier die nördlichen Katſchin), die dem Strome zunächſt wohnen, am früheſten über die an ihr Land geknüpften Fragen eine annähernd richtige Aufklärung ertheilen können. Sie ſagen, der Strom entſpringt im weiten Norden Tibets. Sollte dieſe Ausſage begründet ſein, dann bleibt dem Geographen nichts Anderes übrig, als die Quelle der beiden Irawadi ſüdlich vom Urſprunge des Lu-kiang zu verlegen.

Es erübrigt mir noch mit einigen Worten der Bevölkerung zu gedenken, welche das von uns bereiſte Gebiet zwiſchen dem Lu-kiang und Irawadi bewohnt.

Mit dem Betreten des Lu-kiang-Thales bemerkt der vom Oſten kommende Reiſende, daß die allerdings noch in chineſiſche Tracht gekleideten Bewohner keine Chineſen mehr ſind. Weiter weſtlich gegen Teng-yueh wird auch die Tracht eine andere, beſonders die der Frauen. Das Volk nennt ſich ſelbſt Pa-yü, der engliſche Oberſt Yule gibt ihm den Namen Schan. Das Territorium, welches von ihm bewohnt wird, iſt ein verhältnißmäßig großes und erſtreckt ſich von Bamo bis weit nach Süden. In Birma ſelbſt haben ſich die Pa-yü bereits ſo mit den Birmanen vermengt, daß ihre Sprache hier nahezu verwiſcht iſt. Im Norden iſt dieſes Volk noch bis an den oberen Irawadi verbreitet und nennt ſich am linken Ufer Didſchu, am rechten Telon.

Die Geſtalt der Pa-yü-Männer iſt eher klein und zierlich zu nennen. Der Kopf iſt edler und beſſer geformt als jener der Chineſen. Die dunklen Augen liegen nahezu horizontal, die Naſe iſt gerade, der Geſichtsausdruck überhaupt nähert ſich der kaukaſiſchen Race.

Die Geſichter der Frauen ſind feiner geſchnitten, die braunen Augen groß und lebhaft, doch verliert der Glanz derſelben bedeutend durch den Mangel an Brauen und Wimpern. Die Geſichtsfarbe iſt lichtbraun. Höher geſtellte Familien kennzeichnen ſich durch eine lichtere Hautfarbe.

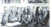
Die Tracht der Männer beſteht aus kurzen, blauen Jacken mit Knöpfen aus Bernſtein oder Silber, einer kurzen, bis zu den Knien reichenden, ſchlotternden Hoſe aus blauer Baumwolle, endlich aus gleichen Schuhen mit Lederſohlen. Im Sommer bedeckt ein großer Strohhut das bezopfte Haupt der Bewohner des Tapeng-Thales, zu jeder anderen Zeit windet der Pa-yü einen blauen Turban um den Kopf.

Ich fand bei den Pa-yü-Männern als gewöhnliche Waffe nur die Luntengewehre der Chineſen, die bei der Mündung des Laufes mit zwei gekrümmten Hörnern in Charnieren verſehen waren, um beim Gebrauche einen Stützpunkt für das ſichere Zielen zu gewinnen.

Die Frauen zeigen gleichfalls eine beſondere Vorliebe für die dunkelblaue Farbe ihrer Kleidung. Die Jacke reicht bis zu den Knien, ebenſo die Pantalons. Die Knie ſind nackt und bis zum Beginne der Wade mit Ringen aus einem Schlinggewächſe umwunden, die wie Drahtringe ausſehen. Schuhe fehlen faſt gänzlich. Den merkwürdigſten Theil ihrer Kleidung bildet die Kopfbedeckung, beſtehend aus einem langen, breiten, blauen Bande, das turbanartig um den Kopf gewunden wird, und in der fertigen Form vollkommen einem der Krämpe beraubten europäiſchen Herrencylinderhut gleicht. Die Jacke iſt beſonders bei vermögenden Leuten mit Silberplättchen geſchmückt. Die Ohrläppchen ſind durchlöchert; ein maſſiver Silbercylinder oder ein Bamburöhrchen dient als Ohrſchmuck. Die Pa-yü-Frauen in Birma erſetzen dieſe Silbercylinder durch Cigarren aus Tabak und Stroh, welche ſie mit Vorliebe rauchen.

Es fiel mir überhaupt bei dem Pa-yü-Volke auf, daß nur die Frauen Tabak rauchen, ja niemals ohne Pfeife oder Cigarre geſehen werden, während die Männer dieſen Genuß verſchmähen und lieber zur Opiumpfeife greifen.

Das Pa-yü-Volk zeichnet ſich durch ſeinen ernſten, ruhigen, offenen Charakter aus. Mehr zurückhaltend in Worten und Handlungen, iſt es ſchwer, die Leute in ein längeres Geſpräch zu ziehen. Der Umgang mit dem Volke leidet nicht an formaler Höflichkeit, im Gegentheil, die Lüge ſcheint verpönt zu ſein. Während der wenigen Wochen, als wir das Land durchſtreiften, machten wir wiederholt die Wahrnehmung, daß ſich die Leute gern freundlicher und zuvorkommender gezeigt hätten, wäre es ihnen nicht von den Chineſen verboten worden.



[illegible]

Digitized by Google

Die Pa-yü-Stämme erbauen ihre Häuſer im chineſiſchen Style und verzieren ihre Dächer mit ſchwungvollen Giebeln und verſchnörkelten Drachengeſtalten.

Die Hauptbeſchäftigung des Volkes iſt der Ackerbau. Außerdem beſchäftigt ſich ein großer Theil der Bevölkerung mit Silberarbeiten, Strohflechterei und Weberei. Letztere fällt hauptſächlich den Frauen zu.

Die Nahrung beſteht aus Fleiſch und Feldfrüchten. Thee iſt wie bei den Chineſen das Lieblingsgetränk.

Das Volk huldigt durchweg dem Buddhismus, doch erlitt die Religion durch die Uebernahme der abergläubiſchen Doctrinen von den Chineſen vielfache entwürdigende Formen; Aberglaube und Zauberei treiben auch hier ihr böſes Spiel. Im Allgemeinen aber zeigt das Volk dieſelbe Gleichgiltigkeit gegen religiöſe Dinge wie die Chineſen. Die Prieſter genießen nicht das Anſehen wie die tibetaniſchen Lama und kümmern ſich auch weit weniger um ihren eigentlichen Beruf als um eine ſorgenloſe Exiſtenz. Sie beſchäftigen ſich deshalb vielfach mit Nebenarbeiten. Die Tracht der Prieſter beſteht aus einem gelben Turban, weißer Jacke, gelbem Unterkleid, weißen Strümpfen und chineſiſchen Schuhen. Die Zähne ſind wie die der verheirateten Japanerinnen geſchwärzt. Nach dem Tode werden die Prieſter verbrannt.

Die Pa-yü-Männer nehmen ſich nur Eine rechtmäßige Frau. Die Heiraten geſchehen ohne kirchliche Ceremonie nur nach Uebereinkunft mit den Eltern der Brautleute.

Die Verſtorbenen werden in ähnlicher Weiſe wie bei den Chineſen begraben, ein von den Hinterbliebenen errichteter Gedenkſtein ziert das Grab.

Das Volk im Tapeng-Thale beſitzt eigene Fürſten, welche die Tracht chineſiſcher Mandarine tragen und den Befehlen des Statthalters von Yün-nan blindlings folgen. Ihre Macht iſt demnach nur eine formelle, indem ſie der chineſiſchen Regierung für Land und Leute verantwortlich ſind.

Mit der Ankunft in Manwyn wurden wir mit einem anderen Volke, den Bergbewohnern oder wie ſie vorwiegend bei den Birmanen genannt werden, mit den Katſchin bekannt. Das Volk nennt ſich ſelbſt Tſching-po.

Da ſich auf der kurzen Strecke, welche wir noch bis Bamo zurückzulegen hatten, Mancherlei ereignete, ſo will ich in die Beſchreibung der Katſchin auch die Erzählung unſerer Reiſe-Abenteuer einflechten.

Der Stadtcommandant von Teng-yueh hatte uns — nachdem erſt kürzlich zwei reiſende Mandarine im Tapeng-Thale ermordet worden waren, zu unſerem Schutze eine 30 Mann ſtarke Militär-Escorte beigeſtellt. Schon am erſten Tage unſerer Reiſe war ein Soldat nach dem andern verſchwunden. Wir erreichten demnach das Städtchen Manwyn ohne Bedeckung. Vor dem Stadtthore wurde gerade Markt abgehalten, und in bunter Farbentracht mengten ſich da die wilden Bergbewohner mit der vorwiegenden Pa-yü-Bevölkerung der Stadt. Der Unterſchied zwiſchen den beiden Volksſtämmen iſt ſchon bei dem erſten Anblicke, beſonders durch die Verſchiedenheit der Tracht, ein auffälliger. Obwohl der Totaleindruck der Katſchingeſtalten kein imponirender iſt, da ſie kleine, ſchwächliche Leute ſind, ſo ſprüht doch aus allen Augen ein trotziges Feuer, das mit dem ſcheuen Benehmen ſonderbar contraſtirt. Sowohl die Geſichter der Männer als die der Frauen können nicht unſchön genannt werden. Die Augen des oval und edel geformten Kopfes ſind horizontal, die Naſe ſtark und gerade, die rothgefärbten Lippen fein geſchnitten. Die Zähne ſind vom Betelkauen ſchwarz. Die Männer haben keine beſonders auffallende Tracht, ja der Schnitt der Kleidung ſtimmt vielfach mit jenem der Pa-yü überein; nur der blaue Turban iſt weiß geſtreift, und ein Schwert im Gürtel darf nie fehlen. Weiters führen die Männer noch folgende Waffen: lange Speere, die in Birma verfertigt werden, beſtehend aus einem zwei Meter langen Bamburohre mit einer 0·3 Meter langen, ſcharf geſchliffenen Spitze; Luntengewehre, wie die der Chineſen, welche die Bergbewohner mit bewunderungswerther Geſchicklichkeit zu handhaben verſtehen, endlich Bogen und Pfeile. Die Spitzen der Pfeile werden häufig mit Aconitum vergiftet.

Die Haare werden vom Scheitel angefangen ſtrahlenförmig über die Stirne gekämmt und oberhalb der Augenbrauen rund abgeſchnitten. Desgleichen reichen die loſen, mitunter gekräuſelten und wellenförmigen, ſchwarzen oder braunen Haare nur bis zum Nacken.

Sowohl die Männer als die Frauen tragen in den Ohrlöchern die mannigfachſten Gegenſtände, als Silbercylinder, deren Enden mit Edelſteinen oder Glasperlen geſchmückt ſind, ſo daß ſie wie kleine Teleſkope ausſehen, europäiſche Glasperlen, endlich viereckige, größere Scheiben aus getriebenem Silberblech mit herabhängenden Silberketten, die um die Ohrmuſcheln gewunden ſind. Als Halsſchmuck fehlen ſelten ein bis drei maſſive, glatte Silberringe im Durchmeſſer des Kopfes, neben etlichen Glasperlenſchnüren und einigen Ketten aneinander gereihter Venusmuſcheln. An den Armgelenken reihen ſich Armbänder aus Silberblech, Bernſtein, Nephrit und Horn in bunter Auswahl aneinander. Auch die Finger ſind mit einer Anzahl Silberringe und koſtbaren Edelſteinen geſchmückt.

Die Frauen und Mädchen tragen auf dem bloßen Leibe eine bunte, kurze Jacke aus Baumwolle, die nur den Oberkörper theilweiſe bedeckt. Sodann um die Hüften gebunden ein bis oberhalb der Knie reichendes Unterkleid; beide Kleidungsſtücke ſind mit Muſcheln geſchmückt. Ebenſo wird das Unterkleid durch ein mit Muſcheln bedecktes breites Band feſtgebunden. Roth auf dunklem Untergrunde iſt die vorherrſchende Farbe der Kleidung. Hin und wieder iſt ein orangegelber Streifen, dann wieder ein roſarothes, mit eingewebten Blumen verſehenes Stück Zeug — europäiſchen oder perſiſchen Urſprunges — eingeflickt. Die Beine und Füße ſind bloß und wie bei den Pa-yü mit Schlinggewächsringen umwunden. Schmutzig ſind ſie alle.

Als wir das Innere der Stadt betreten hatten, war es eine ſchwierige Aufgabe, eine Wohnung zu finden. Wir wanderten von Haus zu Haus und wurden überall abgewieſen. Ich begab mich mit dem Diener Hute-ſchan zu dem Gerichtsgebäude, um mit dem Mandarin zu ſprechen; das Haus war verſchloſſen. Selbſt als der Diener den Verſuch machte, das Thor zu ſprengen, meldete ſich keine Seele. Wie wir ſpäter erfuhren, hat ſich der Beamte, als er hörte, daß Europäer ankommen, geflüchtet. Ein Lamaknabe führte uns ſchließlich in eine Spelunke, wo wir Quartier erhielten.

Kaum hatten wir es uns in dem Wirthshauſe einigermaßen bequem gemacht, ſo erſchien Tang, der Dolmetſch, mit der Nachricht, der „Miniſter“ des hieſigen Mandarins wünſche uns zu ſehen. Er kam. Sein Aeußeres hatte aber durchaus nichts Miniſterhaftes an ſich. Es war ein wahres Galgengeſicht, das ſich uns präſentirte, und wir glaubten zu der Annahme vollkommen berechtigt zu ſein, in ihm den Mörder Margary's zu finden *).

Ohne das geringſte Zeichen von Reſpekt und Würde tobte er in einer ſo komiſchen Art in unſerem Zimmer, daß wir ihm helllaut in das Geſicht lachten. Er war ſichtlich bemüht, den würdevollen, breiten Gang hochgeſtellter Mandarine, ſowie deren affectirtes, geſangartiges, gedehntes Sprechen nachzuäffen, was unſere Heiterkeit nur noch vermehrte. Dieſes Benehmen aber, das bei uns nicht den gewünſchten Erfolg der Einſchüchterung hervorbrachte, wirkte dafür deſto mehr auf das Volk, da es Zeuge war, wie der Beamte uns mißachtete. Nachdem der Miniſter ſich entfernt hatte, ſtürmte der Pöbel in den Hof, johlte und höhnte aus voller Kehle, doch wir brauchten nur die Bambuſtöcke zu zeigen, da fuhr ſofort das Geſindel beim Thore hinaus; unſere treuen Wächter, die tibetaniſchen Hunde, ſtanden den Leuten am meiſten im Wege, wenn ſie ſich dem Zimmereingange zu nähern verſuchten, denn ſie attaquirten jeden Zudringlichen und hielten die Volksmenge in angemeſſener Entfernung.

Gegen Abend kam der Miniſter wieder. Ohne uns eines Grußes zu würdigen, ließ er ſich auf dem Ehrenſeſſel des Zimmers nieder. Das war zu viel; ein Ruck und er mußte unfreiwillig den eingenommenen Platz verlaſſen. Ich fürchtete ſchon, er würde ohne Verzug auf ſeine Mentoren losſtürzen, ſo erglühten ſeine Augen, ſo ballte er die Hände. Da trat der Dolmetſch in das Zimmer. Er begriff ſofort die kritiſche Situation und drängte den wüthenden Beamten in ſein Schlafzimmer. Dort ging es anfangs hitzig zu, endlich aber beruhigte das eifrige Zureden den beleidigten Mann. Nach einer Weile erſchienen Beide vor uns, und der Dolmetſch ſprach im Namen des Mandarins: Auch er habe einen Decorationsknopf und müſſe uns mittheilen, daß die Möglichkeit unſerer Weiterreiſe nur von ihm abhänge. Graf Széchenyi entgegnete: „Gut! iſt er wirklich ein Beamter, dann müſſe er ſich erſtens durch Höflichkeit und zweitens durch ſeine Viſitkarte legitimiren! Bis jetzt wiſſen wir nicht, mit wem wir es zu thun haben.“ Der Miniſter machte

---

*) Siehe Anhang.

ein tiefes Compliment und ging. So verzog ſich unſere Abreiſe von Manwyn von Tag zu Tag. Wir ſtießen auf zahlloſe Schwierigkeiten wegen der Beiſtellung der Maulthiere. Der Miniſter trug redlich das Seine dazu bei, um uns in dieſer Weiſe ſeine Ueberlegenheit und Rache fühlen zu laſſen. Erſt auf die Drohung hin, den Sachverhalt nach Peking zu melden, um den Beamten zur Beſtrafung anzuzeigen, und daß wir geſonnen ſeien, ohne Gepäck und Führer aufzubrechen, verſprach der Beamte die Beiſtellung der nöthigen Maulthiere.

Da erſchien plötzlich der mittlerweile zurückgekehrte Stadtcommandant mit ſeinem Miniſter in Begleitung eines recht verdächtig ausſehenden Menſchen, welcher uns als Prinz der nördlichen Katſchin vorgeſtellt wurde. Weder ſeine verwahrloſte Kleidung, noch ſein Benehmen kennzeichneten den Fürſten. Die Forderungen, welche die beiden Mandarine im Namen des Fürſten an uns ſtellten, waren etwas übertrieben. Sie bezifferten anfangs den täglichen Miethpreis für ein Maulthier auf 15 fl. und verlangten eine Extra-Remuneration von 300 fl. für die Soldaten des Fürſten. Endlich gelang es, eine Einigung, und zwar in der Fixirung des Miethpreiſes auf 10 fl. per Thier und Tag, und einer Remuneration von 100 fl. für die Soldaten zu erzielen.

Am nächſten Morgen wurden wir endlich erlöſt. Um 11 Uhr kam der Räuberfürſt und um Mittag konnte die Colonne aufbrechen.

Nach einſtündiger ſtarker Steigung erreichten wir das Territorium der Katſchin, wir befanden uns auf dem Plateau. Der Weg beſitzt nur Fußwegbreite und überſetzt mehrere kleine Hügel, die dicht bewaldet ſind. Auf einem dieſer Hügel lag in einer kleinen Waldlichtung die Reſidenz des Fürſten, in der wir übernachten ſollten.

Vor dem Steinwall, welcher das Haus umgibt, erhielten wir den Befehl, abzuſitzen, die freien Bergbewohner dulden aus religiöſen Bedenken nicht, daß Jemand zu Pferde den Hofraum betritt. Das Fürſtenhaus iſt ein armſeliges Bambugebäude, ohne Eiſen- oder Steinbeſtandtheile. Von Norden und Süden führt ein Eingang in das Innere, dem Fremden iſt es jedoch nur geſtattet von Süden einzutreten. Zuerſt paſſirten wir einen Stall, deſſen Umzäunung mit den behornten Kopfſkeleten getödteter oder verendeter Büffel geſchmückt iſt, und deſſen Sumpfboden bei jedem Schritte zitterte und vibrirte. Ueber einige Stufen gelangt man in das eigentliche Wohnhaus, das in eine weſtliche und öſtliche Hälfte getheilt erſcheint. Der weſtliche Theil beſteht aus fortlaufenden, geſchloſſenen Zimmern, der öſtliche Theil aus drei gegen den langen Gang hin offenen Appartements, in deſſen mittlerem und größtem der verſenkte, offene Herd ſich befindet, auf welchem ein beſtändiges Feuer unterhalten wird.

Der Fürſt bewohnte mit ſeiner Familie die geſchloſſenen Wohnräume, die Dienerſchaft und ſeine Leibwache den gegenüber liegenden Raum. Wir erhielten das dem Stalle zunächſt liegende Zimmer als Wohnung zugewieſen. Der Boden der Zimmer beſteht aus ſehr rein geſcheuerten Brettern und die Zimmerdecke iſt mit dem vom Rauche geſchwärzten Dachſtuhle identiſch. Das ganze Haus ruht auf Pfählen, die wenigen Wirthſchaftsgebäude liegen tiefer und ſchon an der Grenze des dichten und düſteren Urwaldes. Der Fürſt führte uns gaſtfreundlich in ſein Haus und beauftragte die weibliche Dienerſchaft, auf dem Boden unſeres Zimmers friſche Strohmatten auszubreiten.

Die ganze ſchwere Arbeit wurde nicht allein bei dem Fürſten, ſondern wird bei den Katſchin überhaupt von den Frauen und Mädchen ausgeführt. Wenn des Morgens die Männer noch der Ruhe pflegen, ſind die Frauen bereits mit der Reinigung der Wohnung, des Stalles und der Küche, mit der Zubereitung des Reisfrühſtückes beſchäftigt. Selbſt die Fürſtin gönnte ſich keine Ruhe, ſpaltete Holz und trug Laſten von und zu den Wirthſchaftsgebäuden.

Die Stellung der Frauen iſt demnach eine mehr ſclavenmäßige. Die Frau wagt nicht einmal das Auge zu erheben, wenn ſie mit ihrem Herrn und Gebieter ſpricht. Sie kümmert ſich nicht um deſſen Handlungen, Geſchäfte und Unternehmungen, ſie findet Alles gut und unumſtößlich, was er beſchließt, was er entſcheidet. Die Unterordnung der Frau geht ſo weit, daß deren Tod als pecuniärer Verluſt beklagt wird, weil dadurch eine Arbeitskraft verloren geht. Darum wird auch eine Familie, die viele Töchter beſitzt, als wohlhabend betrachtet.

Die Männer aber verrichten keine Handarbeiten. Höchſtens daß einer einmal ein nahes Feld beſucht und der Frau in roher Weiſe demonſtrirt, wie der Acker bebaut werden ſoll, damit die Baumwolle, der Reis und Tabak in genügender Menge gedeihen. Die Hauptbeſchäftigung der Männer beſteht in Beſuchen bei den Nachbarn, um dort Scheru (ein ſüßes, erfriſchendes Getränk aus Reis) zu trinken und Opium zu rauchen; nur wenn die Noth ſchon bis zum Munde reicht, entſchließen ſie ſich, mit ihren Mauleſeln und Frauen nach Mamo zu reiſen, um ihnen dort Laſten, die nach China transportirt werden ſollen, aufzubürden.

Bei der vorherrſchenden Unmoral bei den Katſchin ſind die Heiraten der niederen Claſſe mehr Geſchäftsſachen, wobei die allfällige Mitgift und die phyſiſche Stärke der Braut erſt erwogen werden. Bei der wohlhabenderen Claſſe jedoch gehören Eheſchließungen zu den bedeutendſten Ereigniſſen und werden mit beſonderen Gebräuchen und Ceremonien inſcenirt. Wenn *) alle Vorbereitungen zu der Hochzeit getroffen worden ſind, ſo werden von dem Bräutigam zwei Boten zu den Anverwandten der Braut geſchickt, welche einen Tag für die Hochzeit fixiren. An dieſem Tage nun erſcheinen fünf Männer und fünf Mädchen in dem Dorfe der Braut und quartieren ſich in einem Nachbarhauſe ein. Beim Beginne der Nacht wird die Braut ohne Wiſſen ihrer Eltern von einem anderen Mädchen zu der Deputation geführt, die ſofort aufbricht und das Mädchen in das Dorf des Bräutigams entführt, wo ſie in einem angrenzenden Hauſe untergebracht wird. Am nächſten Morgen wird ſie unter einem Baldachin vor das Haus des Zukünftigen geführt und wartet hier ſo lange, bis eine Geſandtſchaft von einigen alten Männern aus ihrer Heimat angelangt iſt, die zum Bräutigam gehen und ihn fragen, ob er nicht wiſſe, wo die Tochter ihres Herrn ſei. Der Bräutigam führt die Leute nun zu dem Baldachin und fragt jene, ob das Mädchen die geſuchte Perſon ſei. Auf deren Bejahung bedeutet er ihnen, das Mädchen wieder zu den Eltern zurückzuführen. Doch die Männer antworten: „Alles iſt in beſter Ordnung; wir laſſen das Mädchen, wo es ſich befindet“. Nun beginnt die Ceremonie: während auf der einen Seite den Göttern geopfert

---

*) Anderson, Report on the Expedition to Western Yûnan.

wird, ſchlichten auf der andern Seite die betreffenden Freunde die Geldangelegenheit.

Der Prieſter ſtellt hierauf durch Ausſtreuen von Gras einen grünen Weg zwiſchen dem Baldachin und dem Hauſe des Bräutigams her. Hierauf werden die Hausgötter um Glück und Segen für das neue Paar angefleht, ein Büffel und einige Hühner geopfert. Das Blut der getödteten Thiere fließt über das Gras, die Braut begibt ſich nun auf dieſem ſonderbaren Wege in ihr neues Heim, wo ſie von ihrem Manne empfangen wird. Eſſen, Trinken, Muſik und Tanz vereinigen die geladenen Gäſte zu dem häuslichen Feſte.

Bei einem Sterbefalle ſignaliſiren die Hinterbliebenen die Trauerbotſchaft ihren Nachbarn durch Flintenſchüſſe. Sind die Freunde verſammelt, ſo geht ein Theil in die Urwälder, um den Sarg zu zimmern, während die anderen den Hausgöttern opfern; der Sarg wird an Ort und Stelle, wo der Stamm unter Abſchlachten eines Huhnes gefällt wird, ausgehöhlt und die Stelle, auf welche der Kopf zu liegen kommt, mit Kohle geſchwärzt.

Der Leichnam wird gewaſchen, und in neue Kleider gehüllt, in den Sarg gelegt. Bevor der Sarg in das Grab geſenkt wird, geben die Angehörigen dem Verſtorbenen ein Stück Silber in den Mund, damit der Geiſt bei der bevorſtehenden Paſſage über einen großen Strom die Ueberfuhr bezahlen könne. Ehe noch das Grab mit Erde verſchüttet wird, opfert der Prieſter den Göttern einige Tropfen Scheru. Das übrig gebliebene Getränk wird von den Leidtragenden getrunken. Die alten Kleider des Verſtorbenen werden nebſt einer Schüſſel Reis auf den Grabhügel gelegt, und auf dem Heimwege von der Ruheſtätte ſtreuen die Freunde Reiskörner auf den Weg. Die Leidtragenden verſammeln ſich hierauf im Trauerhauſe und feiern das Ereigniß mit Singen, Tanzen und Trinken, ſo lange der Scheru währt.

Leute, welche durch das Schwert getödtet wurden, werden ſo ſchnell als möglich in eine Strohmatte gehüllt und begraben. Neben dem Grabe bauen die Freunde eine Hütte für den ruheloſen Geiſt des Getödteten. Das gleiche Verfahren findet ſtatt bei an Blattern Verſtorbenen oder ſolchen Frauen, die vor der Entbindung ſtarben. Im letzten Falle glauben die Katſchin, die Verſtorbenen werden in böſe Geiſter verwandelt, und darum iſt die Furcht vor einem ſolchen Tode bei jungen Frauen eine unbeſchreiblich große.

Wir ſehen ſchon aus der Schilderung dieſer Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten und Leichenbegängniſſen, daß die Religion der Katſchin mit dem Buddhismus nichts gemein hat. Ihre Religion umfaßt zwar den Glauben an ein höchſtes Weſen, das Alles erſchaffen hat, ja ſogar den Glauben an einen Himmel und eine Hölle, alſo an ein Fortleben nach dem Tode und ein Vergelten der guten und ſchlechten Thaten während der irdiſchen Exiſtenz, doch die Anſichten der Einzelnen geben uns nicht die geringſten klaren Anhaltspunkte zur Definition ihres Glaubens.

In einem Cultus aber ſtimmen alle Bergbewohner überein und dieſer beſteht in der Verehrung der ſogenannten Nats oder der Schutzgeiſter. Die Nats ſind zweierlei Gattung, gute und böſe. Die guten Geiſter beſchützen den Aufgang und Untergang der Sonne und des Mondes, das Gedeihen der Feldfrüchte, den Wohlſtand und die Geſundheit der Familien. Der Reiſegott beſchützt den Wanderer auf ſeinem Wege, der Jagdgott bringt dem Jäger Glück, der Hausgott ſchützt das Gebäude vor Feuersgefahr u. ſ. w. Außerdem glauben die Katſchin, daß die Geiſter der Ermordeten unter dem Namen Munla die Berge unſicher machen, und daß ſie von jenen Perſonen Beſitz nehmen, denen ein gleiches Schickſal bevorſteht. Um die Gunſt dieſer Geiſter zu gewinnen, werden ihnen vielfach Opfer gebracht.

Die Katſchin-Prieſter, ſogenannte Tumſa, werden bei ſolchen Gelegenheiten zu Rathe gezogen und ſind dem Volke beim Schlachten des Viehes und dem Verſpritzen des Blutes behilflich. Jede Gemeinde hat ihren eigenen Prieſter. Derjenige Jüngling, welcher ſich berufen fühlt, das heilige Amt zu bekleiden, nimmt nach dem Tode des Prieſters deſſen Stelle ein. Der Prieſter iſt auch Arzt, d. h. er muß die böſen Geiſter, welche den Kranken foltern, erkennen und ſelbe durch die geeigneten Arzneien zu vertreiben ſuchen. Als Arzneimittel ſpielt das pulveriſirte Horn junger Büffel eine große Rolle. Der Prieſter hat auch die Aufgabe, allfällige Naturereigniſſe, das Gedeihen und Mißrathen der Ernten vorherzuſagen, und er verſchafft ſich die Sehergabe durch das aufmerkſame Analyſiren der Knochen geopferter Hühner, ſowie aus der Art, wie ein über das Feuer gehaltener Grashalm verkohlt. Zweimal im Jahre werden unter der Aufſicht der Prieſter große Opferfeſte gefeiert. Hat man der Nats gedacht, ſo erfreut ſich das Volk an großen Gelagen, die mehrere Tage andauern. Bei Epidemien (Blattern-Epidemien ſind gar nichts Seltenes) finden außergewöhnliche Opfer-Ceremonien in gleicher Weiſe ſtatt.

Die Katſchin haben keine Schrift, doch verſtehen die Vornehmeren die chineſiſche Sprache und Schrift zu gebrauchen. Ihre Zeitrechnung iſt ſehr primitiv. Das Jahr beginnt mit dem Tage, als ſie den neu geernteten Reis zu verzehren anfangen, und endet an dem Tage, an welchem wieder eine Schüſſel mit friſchem Reis vor ihren Augen ſteht.

Sclaverei iſt ein altes Herkommen unter den Katſchin. Sowohl Knaben als Mädchen werden alljährlich in Aſſam geraubt und ſodann an die wohlhabenden Katſchin verkauft. Ein junger Sclave koſtet 40 fl., ein erwachſener Mann nur 20 fl. Das Loos der Sclaven iſt kein zu hartes, und die Kinder derſelben werden mehr oder minder zur Familie gezählt.

Die Nahrung des Volkes beſteht aus Reis, Gemüſe, Schweinefleiſch und getrockneten Fiſchen, die aus Birma importirt werden. Die Männer genießen ihre Mahlzeiten ſeparirt von den Frauen.

Die Katſchin-Dörfer beſtehen nur aus drei bis höchſtens zehn Gehöften, deren Wohngebäude von einem 2 Meter hohen Steinwalle umſchloſſen ſind.

Unſer Gaſtgeber bekleidete den Rang eines Tſobwa. So nennen die Katſchin alle ihre Fürſten, die ein kleines Territorium beherrſchen. Der Tſobwa erhält alljährlich von jedem ſeiner Unterthanen als Zehent einen großen Korb voll Reis und nach dem jeweiligen Abſchlachten eines Hausthieres den vierten Theil des Bratens. Von allen durchziehenden Handelscaravanen hebt der Fürſt eine kleine Zollabgabe ein. Die Fürſtenwürde iſt ſo wie die ſeines erſten Miniſters, welcher Pomein genannt wird, erblich. Der Fürſt übt die Gerichtsbarkeit ſelbſt aus; bei wichtigen Entſcheidungen beruft er ſeine Würdenträger zu einem Rathe, der ſich entweder beim Feuerherde in der Wohnung oder unter freiem Himmel im Hofe conſtituirt, um den Fall zu beſprechen und zu erwägen.

Die Katſchin-Fürſten treten ganz und gar ſelbſtſtändig auf, und es ſcheint mir, daß die chineſiſche Regierung auf das freie, ungebundene, heimtückiſche Volk nur ſehr geringen Einfluß ausübt. Mit den Birmanen leben die Katſchin in beſtändiger Feindſchaft, die oft in blutige Rauferei ausartet.

Beſonders die Einwohner von Bamo und der benachbarten Ortſchaften haben viel von den Raubzügen der Katſchin zu leiden. Unverſehens naht ſich ein bis an die Zähne bewaffneter Haufe, meiſt während der Nacht, einem friedlichen Dorfe, plündert und raubt alle Habe und führt mit Vorliebe die jungen birmaniſchen Mädchen als Sclavinen in die Berge. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die gegenſeitige Furcht eine enorme iſt. Wenn die Katſchin Nachtwache halten, um ſich vor einem, wie ſie annehmen, bevorſtehenden Ueberfalle zu ſichern, ſo ſchlingen die patrouillirenden Männer ihre Arme um die Schultern der Nachbarn und machen unter fortwährendem lauten Schreien die Runde um das bewachte Object. Die Birmanen ſchreien nicht allein, ſondern ſchießen auch ihre Gewehre in die Luft ab. Bei dieſen Nationen ſchwillt erſt der Kamm, wenn ſie einen ſchwächeren Feind vor ſich haben, dann aber, wenn der Sieg ſicher iſt, kennt die Wuth keine Grenzen. Trotzdem ſind die Bergbewohner den Birmanen überlegen, denn die Birmanen übertreffen jene an Feigheit. Wie wir bei der Ankunft in Bamo erfuhren, fand während unſeres Aufenthaltes bei den Katſchin unten im Irawadi-Thale ein Kampf zwiſchen ihnen und den Birmanen ſtatt. Es wurde den ganzen Tag hin und her gefeuert, und zwar in einer Diſtanz, die außerhalb des Bereiches der Luntengewehre lag. Es fiel nur ein einziger, dafür aber ganz unſchuldiger Schiffer, welcher die Unvorſichtigkeit begangen hatte, mit ſeinem Boote auf dem Tapeng-Fluß, welcher die Streitenden trennte, nach Bamo zu fahren. Mit Beginn der Nacht zogen ſich die Kämpfer zurück, und beide Theile feierten am traulichen Herde das Siegesfeſt.

Das in circa 20 Fürſtenthümer eingetheilte Katſchin-Territorium erſtreckt ſich als breiter Streifen von dem Rand der Schneeberge im Norden zwiſchen dem Oberlaufe des Tapeng und Irawadi bis nahe zum 24. Breitengrade nach Süden. Ich habe dieſes Gebiet als politiſch ſelbſtſtändig betrachtet, obgleich die Karte des Generals von Teng-hueh nichts von einer ſolchen Trennung wiſſen will und die Katſchin als Unterthanen des himmliſchen Reiches betrachtet. In Wirklichkeit aber läuft die Reichsgrenze China's von der Grenzſtadt Mayünke (Manwyn) längs des Plateaurandes nach Norden, macht in der Höhe des Tſcha-ſan eine Biegung nach Oſten und fällt dann, die Stämme der Lyſſu noch in die Provinz Yün-nan einverleibend, mit der Waſſerſcheide des Lu-kiang und Long-kiang zuſammen.

Graf Széchenyi war nach unſerer Ankunft im Fürſtenhauſe zu Kejan mit dem Auspacken des Bettes beſchäftigt, da kam der Prinz, hockte ſich neugierig zu den Koffern und begann den Inhalt derſelben zu durchwühlen. Der Graf deutete ihm wiederholt an, die Sachen nicht in Unordnung zu bringen, da ſich aber jener in ſeiner Beſchäftigung nicht ſtören ließ, half ihm der Graf ſchließlich über die Schwelle. Das Malheur war geſchehen.

Ich promenirte im Hofe, als Tang zu mir kam, um mir den Sachverhalt mit der Mittheilung zu berichten, der Prinz ſei wüthend und werde uns nicht weiter ziehen laſſen, da er uns gaſtfreundlich aufgenommen habe, und nun in ſeinem eigenen Hauſe geſchlagen worden ſei.

Ich legte der Erzählung anfangs keine beſondere Bedeutung bei, doch die Sache wendete ſich zum Schlimmen. Der Dolmetſch bemühte ſich im Verlaufe des Abends, den Fürſten zu beſchwichtigen, doch dieſer wies ihn barſch zurück: er hätte jeden Chineſen, welcher ihm eine ſolche Beſchimpfung zugefügt, auf der Stelle getödtet. Während der Nacht berief der Fürſt ſeine Würdenträger und erzählte ihnen die erlittene Schmach. Die Stimmung wurde eine erregte, der Zorn wuchs mit der Erhitzung des Blutes durch Branntwein, und der Fürſt vergoß Thränen der Wuth. Ein Verſuch des Grafen, den Fürſten verſöhnlicher zu ſtimmen, hatte nur entgegengeſetzte Reſultate. Wir fürchteten einen Ueberfall und lagen wachend, den Revolver ſchußbereit zur Seite, auf der Strohmatte.

Schwül und träge verliefen die Stunden der Nacht. Am nächſten Morgen packten wir unſere Betten und harrten der Weiterreiſe. Da erſchien Tang mit der Meldung, der Fürſt wolle nicht mehr mit uns verkehren und habe ſämmtliche Maulthiere in den Wald treiben laſſen. Er verlange etliche tauſend Gulden als Sühn- und Löſegeld. Sei die Summe bis zum Abend nicht gezahlt, ſo würden wir ſofort erſchoſſen. Aber auch für den Fall, als das Geld zu ſeiner Verfügung ſtehe, werde er uns dennoch nicht weiter reiſen laſſen. Dieſe Ausſage klang nicht verlockend. Wir verlangten eine Unterredung mit dem Fürſten. „Er ſchläft noch,“ hieß es jetzt, und eine Stunde ſpäter: „Er frühſtückt.“ Er blieb während des ganzen Tages unſichtbar, dafür rochen wir an allen Ecken und Enden die glimmenden Gewehrlunten der 120 Soldaten, welche uns bewachten.

Wir öffneten wieder die Bettſäcke und erwarteten geduldig die Klärung dieſer heiklen Situation. Um Mittag kam Tang zu mir; er zitterte an allen Gliedern, als er mir die unangenehme Ausſicht eröffnete, daß wir insgeſammt am nächſten Morgen erſchoſſen würden.

„Es kommt nur darauf an, ob dies nicht früher dem Fürſten paſſirt,“ war meine Antwort.

„Res difficilis, difficillima!“ jammerte Tang.

Die Stunden ſchlichen ſo langſam, als wäre die Sonne feſtgebannt, eine unwiderſtehliche Sehnſucht drängte mich dem Ende der Affaire, gleichviel ob mit gutem oder ſchlechtem Ausgang, entgegen. Da nahm ganz unerwartet die Sache eine für uns günſtige Wendung. Im Verlaufe des Nachmittags kam ein chineſiſcher Kaufmann, ein Freund des Prinzen, welcher uns in Kan-gai kennen gelernt hatte, mit einer großen Caravane in Kejan an. Er hörte ſogleich von unſerer mißlichen Lage und bot ſich als Vermittler an. Der Graf nahm den ohne Zweifel eigennützigen Vorſchlag an und trug dem Manne auf, mit dem Fürſten zu unterhandeln. Es dauerte nicht lange, da hörten wir ſchon die erſten Reſultate: Dieſe Europäer tragen viel Geld mit ſich, vielleicht Tauſende; wenn ſie erſchlagen werden, ſo falle der ganze Reichthum dem Fürſten zu, es ſei daher keine unbillige Forderung, wenn er für die Schonung des Lebens 500 Silberklumpen und als Andenken etliche gute Gewehre fordere.

Wenigſtens ein Antrag. Tang gab darauf mit einem kräftigen Schwure die Antwort: „Die Europäer ſind ſchon mehr als zwei Jahre auf der Reiſe und ihre Baarſchaft beläuft ſich nur auf 100 Taël, nicht um einen Caſh mehr.“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Ich will 100 Patronen und nicht fünf. Gebt mir 100 Patronen, oder ich verwende die erſte für einen von Euch.“

„Er möge es verſuchen! Doch ſo viele Patronen beſitzen wir nicht.“

„Ich ſah in Manwyn, daß Ihr viele Munition mit Euch führt.“

„Es mag ſein, doch die übrigen Patronen eignen ſich nicht für das Gewehr.“

„Ich will ſie ſehen.“

Graf Széchenyi ließ eine Handvoll Schrotpatronen in das Zimmer tragen.

„Dieſe ſind ſchlecht!“ ſchrie der raſende Menſch. „Gebt mir die Patronen, welche Jener (er deutete auf Lóczy) benützt.“

Lóczy beſaß zwar einen ähnlichen Stutzen wie ich, doch war das Patronenlager länger und für den Gebrauch eiſerner Hülſen (welche nach jedem Schuſſe friſch gefüllt werden konnten) eingerichtet. Lóczy ſchickte ihm drei ſolche Patronen mit der Bemerkung, er möge ſelbſt verſuchen, ob ſie für das Gewehr geeignet ſeien.

Der Fürſt lärmte mit heiſerer Stimme weiter: „Gebt mir das dazu gehörige Gewehr, ich will es unterſuchen!“

Tang's aufgeregte Sprache, jede Muskel im Geſichte verrieth ſeine Angſt: „Geben Sie ihm das Gewehr, um Gottes Willen, geben Sie es her, er erſchießt Sie augenblicklich!“

Auch wir waren einen Augenblick faſſungslos. Obwohl Jeder von uns den Revolver, der Graf nebſtbei noch einen Doppelſtutzen unter der Bettdecke verborgen hielt, war die Situation zu kritiſch, um jäh zu handeln.

„Er will uns entwaffnen,“ ſagte der Graf.

„Geben Sie das Gewehr,“ drängte Tang, „ſonſt geſchieht ein Unglück!“

„Und wird er es zurückſtellen, wenn er ſieht, daß der Schaft gebrochen iſt?“

„Ich weiß es nicht!“

Sollen wir es darauf ankommen laſſen, daß der Menſch ſchießt? — Sollen wir zuerſt den Kampf auf Leben und Tod eröffnen? Vor dem Hauſe ſtehen ſeine Soldaten — bei 100 an der Zahl — eine voreilige That und wir ſind rettungslos verloren. . . . . Nach kurzem Nachdenken erhielt der Fürſt das Gewehr. Er beſah es von allen Seiten und gab es mit dem Bemerken, er könne es nicht brauchen, zurück, aber Patronen wolle er, 100 Patronen. — Die beſitzen wir nicht.

Da — krachte es, und die Kugel ſchlug in die Wand. Ein rohes Gelächter begleitete die unvorſichtige Handhabung des Gewehres. Der unfreiwillige Schütze öffnete nun behutſam das Verſchlußſtück, die Hülſe blieb natürlich im Lager liegen, er wollte ſodann den im Schafte eingeſchraubten Ladeſtock herausziehen, um die Hülſe aus dem Laufe zu ſtoßen, es ging aber nicht. Mit einem wahren Wuthgebrüll zog er ſein Schwert, um den Schaft zu zerſpalten.

„Schlagt ſie todt, ſchlagt ſie todt! Nun gaben ſie mir auch noch ein ſchlechtes Gewehr!“ rief er ſeinen Leuten zu, die nicht wußten, was geſchehen war.

Ich nahm den Stutzen, ſchraubte den Ladeſtock aus dem Gewinde und ſtieß ſodann die Hülſe aus dem Lager. Ich hütete mich wohl, zu zeigen, daß bei einem kräftigen Emporſchnellen des Verſchlußſtückes die Hülſe von ſelbſt herausfliegen müſſe.

„Gut,“ ſchrie der Fürſt, und hob die übrig gebliebenen Patronen drohend in die Höhe, „Seht Euch dieſe Kugeln gut an! ſie werden mir dazu dienen, alle Europäer auszurotten! — In der Nacht aber laſſe ich alle Euere Koffer öffnen, vielleicht finde ich noch viele Kugeln, und dann wehe Euch!“

Das tragi-komiſche Schauſpiel fand vorläufig ſeinen Abſchluß, indem Tang mit dem Gelöbniſſe, er wolle, wenn die Sache gut ablaufe, in Bamo drei Meſſen leſen laſſen, gegen Mitternacht ſein Lager im Hofraum aufſuchte. Er wünſchte uns keine „gute Nacht!“ ſondern ſtöhnte, gebrochen an Geiſt und Körper: „Seid vorſichtig und wachſam, der Prinz will Euch tödten!“

Das waren wir auch bis 2 Uhr. Graf Széchenyi übergab uns für alle Fälle je einen Goldbarren, um im ſchlimmſten oder vielleicht beſten Falle bei einem Fluchtverſuche nicht mittellos dazuſtehen.

Der Prinz hielt im anſtoßenden Gange mit ſeinen Leuten Kriegsrath. Fort und fort drangen wiſpernde Laute an unſer Ohr. Endlich wurde es ruhig, Einer nach dem Andern ſchlich an unſerem Bette vorbei und verſchwand durch die geöffnete Thür in das Freie. Bei dem matten Scheine des erlöſchenden Feuers konnte ich einige Male beobachten, wie der Prinz aus dem angrenzenden Zimmer mit glühenden Augen unſer Thun und Treiben verfolgte. Er glich in dieſer Stellung dem Typus eines — Meuchelmörders. Dann wurde es dunkel und dunkler vor meinen Augen, ich verfiel in einen feſten Schlaf.

„Auf! Auf! — Einpacken! — Wir marſchiren nach Bamo!“ So wurde ich um 6 Uhr Morgens von Tang geweckt.

Gott ſei Dank! Ich hörte das Klingeln der Glocken, welche die Maulthiere um den Hals tragen, es war kein Zweifel, wir reiſen weiter. Um 8 Uhr war das Gepäck verladen, ein Schuß, und die Caravane ſetzte ſich in Bewegung. Das war aber auch eine Gegend, wie für Räuber geſchaffen! Bald im dichten Gebüſche, bald in ſchattenreichen Laubgängen zwängt ſich der Weg bergauf — bergab über tief eingeſchnittene Sättel und in überwucherten Schluchten durch die Wildniß. Da in dieſem Labyrinth iſt unter den günſtigſten Umſtänden bei dem Mangel an Orientirung an ein Entkommen aus der Gefangenſchaft nicht zu denken!

Um 5 Uhr Abends erreichten wir eine Waldlichtung, von wo wir zum erſten Male das mit Auen bedeckte breite Thal des Irawadi erblickten. Wir übernachteten hier. Während wir nun bei dem praſſelnden Bivouacfeuer ungeduldig die Reſultate des Koches abwarteten, kam auch der Dolmetſch und hockte ſich neben uns auf den Boden. Hinter ihm ſtand der Fürſt. Er zeigte ſich zum erſten Male. Mit ſchlauem, aber freundlichem Lächeln verfolgte er die Verhandlung.

„Die birmaniſche Grenze,“ begann Tang, „iſt nur noch 40 Li entfernt. Tau-zung (ſo hieß der Prinz) fürchtet ſich, mit Euch weiter zu reiſen, denn einmal in Mamo, werdet Ihr Rache nehmen und ihn tödten. Er wird deshalb mit ſeinen Leuten und Tragthieren von hier nach Kejan zurückkehren und Euch in der Wildniß im Stiche laſſen.“

Das fehlte noch inmitten des Urwaldes! Andererſeits entbehrte die ausgeſprochene Befürchtung nicht eines triftigen Beweggrundes. Wir beſchwichtigten ſeine Beſorgniß mit dem Verſprechen, nichts gegen ihn unternehmen zu wollen. Der Fürſt gab ſich aber damit nicht zufrieden, ſondern verlangte ein „Juramentum“.

„Gut, gut, ich ſchwöre dem Banditen, daß ich ihn nach der Gepäcksübergabe in Mamo frei in ſeine Berge ziehen laſſen werde,“ endete Graf Széchenyi die Unterhaltung.

Der Prinz zog ſich mit dem Rathſchlage zurück, einen wachſamen Hund in der Nähe der Pferde anzubinden, denn die Umgebung ſei ſehr unſicher, es gäbe da viel — Geſindel. Die Nacht verlief ſehr unruhig, die Hunde bellten, die Nachtwache ſchrie, hin und wieder krachte ein Schuß. Um 5 Uhr, es war noch ſtockfinſter, ſtanden wir auf, und als ein zartes Roth am öſtlichen Himmel den Beginn der Dämmerung verkündete, brachen wir das Lager ab.

Fort bergab, durchzog der Weg eine Waldlandſchaft, deren üppige Tropenvegetation ein wahres Wunderwerk der Natur genannt werden muß. Zwiſchen den Luftwurzeln der breit belaubten Ficuskronen vermengen ſich die Rieſenblätter der wild wachſenden Bananen mit den ſchlanken Bamburohren zu einer rieſigen, dicht verſchlungenen Barrière, aus dem ſaftigen Grün glühen die rothen Blumenknoſpen der Camelien hervor wie die hellen Sterne in einer mondloſen Nacht, zerzackte Farrenkräuter umkränzen das naßkalte Geſtein des Thales, und hunderttauſend Thautropfen glitzern in der Morgenſonne auf den Blättern und Blüthen wie die koſtbarſten Diamanten.

Um 11 Uhr Vormittags betraten wir die verſumpfte Ebene. Die Ueberſicht wird durch den 4—6 Meter hohen Schilfwuchs in hohem Maße beeinträchtigt. Die Sonne ſtand im Zenith, als wir das erſte birmaniſche Dorf Mamo erreichten. Es liegt am rechten Ufer des Tapeng, der hier von den chineſiſchen Händlern Mamo-ho genannt wird.

Mamo beſteht aus einigen luftigen Hütten, die, ganz aus Bamburohr erbaut, auf 1—2 Meter hohen Pfählen ruhen. Wir bezogen ein ſolche Rohrhütte in der Abſicht, ſo bald als möglich nach Bamo zu reiſen. Es exiſtirt zwar auch eine Landverbindung nach Bamo, da dieſelbe aber einige Male den Tapeng überſetzt, ſo ſchien es in Berückſichtigung des Gepäckes gerathen, ein Salzſchiff abzuwarten. Dieſelben beſtehen aus zwei ausgehöhlten Canoës mit einem darüber conſtruirten, kleinen Holzhäuschen und verkehren regelmäßig alle 3—4 Tage zwiſchen Mamo und Bamo *).

Der Katſchin-Prinz ſchien ſeine Abreiſe nicht gar ſo eilig betreiben zu wollen; im Vertrauen auf die Einhaltung unſeres Verſprechens oder auf ſeine Soldaten, vielleicht auch auf die guten Beziehungen zu den birmaniſchen Einwohnern von Mamo übernachtete er ſogar in der Grenzſtation. Am folgenden Morgen übernahm er einen Transport von Baumwolle für Manwyn. Um 7 Uhr fiel der Signalſchuß für den Aufbruch, eine halbe Stunde ſpäter ſah ich nur noch eine Staubwolke in weiter Ferne.

Zwei Tage warteten wir vergebens auf das Eintreffen des Salzſchiffes. Wenn auch der freundliche Gaſtwirth Alles aufbot, um uns den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu geſtalten, wenn auch das Schäkern und Lachen der kindlich frohen, birmaniſchen Jugend das im langen Verkehr mit den Chineſen halberſtarrte Herz neu erwärmte, ſo ſchlugen doch die Pulſe reger, höher wogte die Bruſt bei dem Gedanken: nur wenige Meilen trennen uns noch von den Ausläufern der Civiliſation. Die Birmanen und Chineſen wußten ſo viel Anziehendes von der Stadt Bamo zu erzählen, daß es mich mit unwiderſtehlicher Sehnſucht zu den Ufern des Irawadi hinzog.

„Ach Bamo, dort iſt es gut, dort findet Ihr Europäer und europäiſche Gebäude, darunter Wirthshäuſer mit weichen Betten und einer Tafel, die ſich unter der Laſt der Gerichte und der Weine völlig beugt! Jeden Tag kommt ein Dampfſchiff aus Rangun mit Sachen, die jeder Beſchreibung ſpotten. Ihr werdet es ja ſehen!“ So plauderten die Leute fort, und mir rann das Waſſer im Munde zuſammen. Wer wird mir das verargen, wenn er die Strecke noch einmal flüchtig überſieht, welche wir im Verlaufe von

---

*) Zur Erklärung der verſchiedenen Benennung der bisher bekannten Orte diene Folgendes:

Chineſiſcher Name:		Birmaniſcher Name:
Teng-yueh-tſchou	=	Momejn.
Mamo	=	Siko oder Mindſit (neue Stadt).
Sinke	=	Bamo.

1½ Jahren unter den größten Entbehrungen und Gefahren, abgeſchnitten von aller Civiliſation, inmitten einer feindſeligen Bevölkerung, die uns tagtäglich zum mindeſten mit Worten inſultirte, durchzogen und nun hinter uns wußten.

Vorüber war das Alles, wie ein Traum, mächtige Gebirge thürmten ſich in unſerem Rücken empor, dort lag China, dort die mongoliſche Wüſte, dort Tibet und vor uns öffnet ſich das liebliche Bild der Heimat. Ewig konnten wir nicht in der Rohrhütte von Mamo auf eine zufällige Erlöſung warten, darum ließen wir das Loos entſcheiden, wer von uns auf einem Canoë nach Bamo rudern ſollte, um ein größeres Schiff herauf zu beordern, welches Graf Széchenyi, die Dienerſchaft und das Gepäck nach Mamo bringen ſollte. Es traf mich, und Loczy ſchloß ſich der Expedition an.

Nach langen Verhandlungen gelang es endlich, ein Fahrzeug zu miethen. Freudige Erwartung ſchwellte die Bruſt, als wir Freitag den 13. Februar 1880 um 11 Uhr Vormittags vom Lande abſtießen, um auf dem trägen, trüben Waſſer des Tapeng ohne Segel und bei gänzlicher Windſtille abwärts zu ſchwimmen. Wir kamen nur langſam vorwärts, denn, wenn auch die Flußbreite 200—300 Schritte beträgt, ſo ſtießen wir jeden Augenblick auf eine Sandbank und es koſtete dann immer große Mühe, das Boot wieder flott zu machen. Einige arme Dörfer lagen auf den Sandbänken zwiſchen dem dichten Schilfwuchſe, hungerige Kormorane tauchten hie und da, nach Beute ſuchend, unter das Waſſer. Um die Langweile der eintönigen Fahrt zu verſcheuchen, ſchoſſen wir nach ihnen, doch alle Schüſſe gingen fehl. Das ruhige Sitzen in dem ausgehöhlten, ſchwankenden Baumſtamme wurde qualvoll. Die Sonne ging unter, ohne daß wir Bamo erblickten — es wurde Nacht. Um 8 Uhr endlich erreichten wir die verſandeten Ufer des Irawadi, dort ſchimmerten Lichter, ja wir ſind bereits in Bamo.

„Wo iſt das Yang-ſchen-Kun-kwan, das europäiſche Wirthshaus?“

Zweimal landeten wir, ohne es zu finden. Das erſte Mal kletterte ich die ſteile Uferwand des Stromes empor und kam zu dem Stakettenzaun eines großen Gartens. Meine Ungeduld, Europäer zu ſehen, hätte ihn durchbrechen können, doch das Thor war — verſchloſſen. Ich pochte mit aller

Macht an die verroſtete Klinke, umſonſt, keine Seele meldete ſich, das Haus war wie ausgeſtorben. Der zweite Verſuch hatte Erfolg. Wieder war es ein europäiſches Haus, das am Uferrande lag. Das Thor war offen, ich erſtürmte die Treppe, ein Lichtſchein drang mir entgegen.

„Wohnen hier Europäer?“ — „Yes!“

Ich trat in das Zimmer zweier franzöſiſcher Prieſter, die gerade das Abendeſſen einnahmen. Sie waren zum mindeſten über den unverhofften Beſuch erſtaunt. Ohne ihnen viel Zeit zur Ueberlegung zu laſſen, frug ich die Herren, ob in Bamo ein Hotel ſei. Lächelnd antwortete mir der eine: „O nein!“

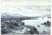
„Alſo kein Hotel? — Wir kommen von weit her und ich bin ſehr hungerig . . .“

Nie in meinem Leben haben mir Faſtenſpeiſen ſo gemundet, wie an dieſem Freitag. Jetzt erſt kamen wir dazu, den Herren in großen Umriſſen unſer Erſcheinen zu erklären. Brauche ich da noch beizufügen, daß die Miſſionäre ſofort ein Zimmer einräumten und uns als ihre Gäſte betrachteten? . . . Sie erzählten uns hierauf, daß nur ſechs Europäer in Bamo anſäſſig ſeien, und zwar nur Collegen, zwei franzöſiſche Miſſionäre, das ſeien ſie ſelbſt, nämlich P. Ferdinand Simon und P. Joſef Faure, und vier amerikaniſche Miſſionäre, Mr. Salto, Stewenſon, Friday und Roberts, die zwei letzten ſammt Frau und Kindern.

Auf unſere Frage, wo wir ein größeres Schiff miethen könnten, um Graf Széchenyi aus Mamo abholen zu laſſen, gab uns P. Simon den Rath, mit dem birmaniſchen Gouverneur zu ſprechen.

Das thaten wir auch am nächſten Morgen. Der Gouverneur, ein ſchlichter, anſpruchsloſer Mann, bewohnt wie die übrigen Einwohner eine beſcheidene Rohrhütte im Centrum der Stadt. Er nahm uns freundlich auf und verſprach uns ſeine Unterſtützung. Trotzdem dauerte es noch einige Tage, bevor Graf Széchenyi in Bamo eintraf. Wir machten unterdeſſen die Bekanntſchaft mit den amerikaniſchen Miſſionären und beſichtigten in ihrer liebenswürdigen Geſellſchaft die Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Bamo liegt umſäumt von einem Paliſſadenwalle an dem linksſeitigen, 15 Meter tief eingeriſſenen Uferrande des Irawadi und beſteht eigentlich



[illegible]

nur aus einer breiten Hauptgaſſe von 1½ Kilometer Länge. Während der Regenzeit (Juni—September) wird die Stadt hin und wieder von den austretenden Fluthen des Irawadi überſchwemmt. Die Häuſer ſind durchwegs aus Holz und Bambuſlechtwerk erbaut und können weder Anſpruch auf Schönheit noch auf Räumlichkeit erheben; ihre Anzahl beträgt höchſtens 700. Das hervorragendſte Gebäude iſt die engliſche Reſidenz auf einem niederen Hügel am nördlichen Ende der Stadt und ſchon außerhalb der Umfaſſung gelegen. Hier fand der engliſche Conſul Mr. Cooper, der verdienſtvolle Forſchungsreiſende, vor zwei Jahren ſeinen Tod; er wurde von dem Unterofficier ſeiner indiſchen Leibwache meuchlings erſchoſſen.

Die Reſidenz ſtand zur Zeit unſerer Anweſenheit leer, da der Conſul in Folge der ausgebrochenen Differenzen zwiſchen Indien und Birma abberufen worden war. Es hieß, die britiſche Regierung wolle den Poſten ganz auflaſſen.

Die Einwohner von Bamo theilen ſich in beiläufig 2000 Pa-yü (Schan) und 600 Chineſen. Der Haupthandel mit Baumwolle, Edelſteinen und Salz liegt in den Händen der letzteren, ſie ſtehen ſelbſt mit den Katſchin in Tauſchverbindung, und liefern ihnen gegen Abgabe von Silber, Gold und Schweinen das nöthige Salz. Außerdem begegnen wir bei den Spaziergängen in den lebendigen Gaſſen mitunter den abgehärmten und verwetterten Geſichtern der Nachkommen jener Hindu, welche in dem letzten Kriege mit Aſſam gefangen genommen worden waren.

Unter den vielen Tempeln, welche in der Kuppel ihrer ſpitzbogenförmigen, maſſiven Thürme die koſtbarſten Buddha-Statuen aus Nephrit bergen, nimmt die berühmte Pagode von Alt-Bamo den erſten Rang ein. Alljährlich wird vor dem mächtigen Sandſteinbau unter dem Schutze der hundert Gottheiten ein großer Markt abgehalten, und ſelbſt aus Rangun kommen dann die frommen Pilger hieher, um zu feilſchen und zu beten. Der Tempel liegt in der Mitte einer berüchtigten Dſchungel, die ſich in einem breiten Gürtel weit nach Süden erſtreckt.

Tiger und Leoparden, Wildſchweine und Hirſche geben hier dem Jäger hinreichend Gelegenheit, ſeine Geſchicklichkeit zu erproben.

Vor vier Monaten ging eines Morgens ein altes Weib zu der Pagode, um ihre Andacht zu verrichten. Als ſie das Innere des Haupttempels betrat, prallte ſie erſchrocken zurück, zu den Füßen der vergoldeten Buddha-Statue lag ein mächtiger Tiger im feſten Schlafe. Sie lief in die Stadt und alarmirte die Bevölkerung. Vierzehn beherzte Männer entſchloſſen ſich zu der gefährlichen Jagd. Sie umzingelten die Pagode und erhoben dann einen ſchrecklichen Lärm. Der aus ſeiner Ruhe aufgeſcheuchte Tiger wollte entfliehen, die Männer ſchoſſen auf ihn und brachten ihm einige Wunden bei. Bevor es aber gelang, die Beſtie zu tödten, hatte ſie ſchon zwei Jäger zerfleiſcht. — Gefährlicher als die Tiger ſind noch die Leoparden, da ſie viel häufiger die Menſchen angreifen als jene.

Beinahe zu gleicher Zeit mit dem erzählten Vorfalle geſchah es, daß zwei Schiffer bei einem Landungsverſuche im erſten Defilé in ernſte Lebensgefahr geriethen. Ein Leopard ſprang in das Boot und hatte den Einen bereits unter den Krallen, als der Zweite in kalter Ueberlegung das Schwert zog und dem Raubthiere den Schädel ſpaltete. Sie brachten den getödteten Leoparden nach Bamo, wo er ſogleich Abends gebraten und verzehrt wurde. Es iſt nichts Seltenes, daß ſowohl Leoparden wie Tiger während der Nacht den Paliſſadenwall, welcher lediglich zu ihrer Abwehr errichtet wurde, überſpringen, ſich irgend eine Beute holen, und dann auf demſelben Wege den Rückzug in die Dſchungel antreten.

Nachdem Graf Széchenyi angekommen war, überſiedelten wir in die engliſche Reſidenz. Die Zimmer waren europäiſch möblirt und boten uns wohlthuenden Comfort. Unſere Chineſen wichen mit heiliger Scheu den weich gepolſterten Ottomanen aus, da ſie glaubten, es ſeien dies die Grabſtätten der verſtorbenen Europäer. Vierzehn Tage weilten wir ſchon in Bamo. Wir durchſtreiften die Dſchungeln und erlegten ſo manches Wild. Loczy bekam ſogar einen Leoparden in Sicht, die Beſtie rettete ſich jedoch durch die Flucht.

Am 26. Februar war ganz Bamo alarmirt, es hieß, 4000 Katſchin ſeien im Anzuge, um die Stadt zu plündern. Die Miſſionäre ſagten aber, es wären nur 300, welche die Aufmerkſamkeit der Einwohner in Anſpruch nehmen wollen, während eine andere Abtheilung es auf einen größeren Baumwoll-Transport, der nach Mamo expedirt wurde, abgeſehen habe. Eine Anzahl bewaffneter Männer zog zur Vertheidigung der Vaterſtadt gegen Norden. Ich hörte in der Nacht während meiner aſtronomiſchen Obſervation die Signalſchüſſe der Soldaten, die im weiten Umkreiſe von Zeit zu Zeit abgefeuert wurden; die Nacht verlief jedoch ruhig.

Als am folgenden Morgen die Frauen von Bamo zu der großen Pagode wallfahrteten, um die göttliche Unterſtützung im Kampfe mit den Räubern zu erflehen, da rückte bereits die Sicherheitswache mit übernächtigen Geſichtern und vor Froſt zitternden Gliedern wieder in das traute Heim ein. So heiß auch die ſonnenglühenden Tage verlaufen, die Nächte ſind feucht und kühl (+ 8° C.).

Mr. Stewenſon überraſchte uns am 24. mit der unverhofften Nachricht, daß Nachmittags das Dampfſchiff erwartet werde.

Loczy und ich erſtiegen zu wiederholten Malen die Dachlocalitäten der Reſidenz und lugten nach allen Rauchwolken aus, welche ſich über der in einzelnen Theilen brennenden Dſchungel erhoben — vergeblich. Schon begannen wir den Worten des alten Hauswächters zu glauben, welcher behauptete, es dauere zum mindeſten noch eine Woche, bevor das Schiff einträfe; da hörte ich aus weiter Ferne einen minutenlangen Pfiff .... der Dampfer kam.

Zum Strome eilend, erblickten wir das Schiff, im majeſtätiſchen Laufe die Fluthen durchſchneidend, bereits in der Nähe der Stadt, am Flaggenſtocke wehten die wohlbekannten engliſchen Farben. Am Abend beſuchten wir das Schiff. Der Capitän war nicht anweſend, und die zwei Maſchinen-Ingenieure gaben uns auf die vielen Fragen nur einſilbige Antworten. Später kamen die Miſſionäre und der Capitän. Nach einigen Aufklärungen wurden wir um ſo freundlicher begrüßt.

Graf Széchenyi beſchloß für ſeine Perſon, noch in Bamo zu bleiben, um dem Jagdvergnügen nachzugehen, er wollte erſt mit dem nächſten Schiffe in 14 Tagen nach Rangun aufbrechen. „Fahren Sie voraus,“ ſagte er zu uns, „ich bin hier gut aufgehoben und will, wenn möglich, noch einige Leoparden erlegen.“

Wie ein Geiziger ſeinen Schatz, ſo verſchloſſen behielt ich meine Gedanken in der Bruſt, doch im Innern regte es ſich freudig und wehmüthig zugleich, mir ſchmeckte kein Biſſen der Mahlzeit, die Converſation ſchlug wie eine dumpfe Brandung an mein Ohr, die Heimat ſpiegelte ſich an den dunklen Holzwänden des Salons wie die Schattenbilder einer Zauberlaterne.

Am nächſten Morgen ging ich zu meinem treuen Muzzi*), ſtreichelte ſeine ſtruppige Mähne und gab ihm die letzte Handvoll Zucker, ich nahm Abſchied von Tang, Ta-kl und Hute-ſchan und dankte den Miſſionären für die freundliche Aufnahme.

An Bord der „Thambya-Dine“ vereinigte uns ein gemeinſchaftliches Frühſtück. Noch ein dankerfüllter Händedruck dem Grafen Széchenyi, dann mußten die Herren das Schiff verlaſſen, der Signalpfiff des Dampfers widerhallte von den Katſchinbergen und die Radſchaufeln griffen in das trübe Waſſer.

---

*) Die Pferde wurden von den amerikaniſchen Miſſionären übernommen.

XXIII.

Von Bamo heimwärts.

An Bord der „Thambya-Dine“. — Unglücksfälle. — Mandalay. — Geſchichtliche Daten über Birma. — König Thibo. — Die Birmanen. — Prome. — Eine Fahrt durch das Feuer. — Aufnahme in Rangun. — Heimreiſe.

Die „Thambya-Dine“, ein neuer Raddampfer, ſtand unter dem Commando des Capitäns Barkmann, eines jungen und liebenswürdigen Finnländers. Obwohl erſt 25 Jahre alt, diente er bereits 15 Jahre der Irawadi-Compagnie, welche ihn kürzlich zum Capitän mit 1000 Rupien Monatsgehalt ernannte. Wir unternahmen in ſeiner Geſellſchaft allabendlich in der Nähe des Landungsplatzes kleine Spaziergänge am Ufer, denn die Schiffahrt währt nur vom Morgen bis Abend. Er gab uns bereitwillig und gerne Aufſchlüſſe über Land und Leute und konnte dies im vollſten Maße thun, da er das Königreich Birma ſeine zweite Heimat nannte.

Obwohl die „Thambya-Dine“ nur 3½ Fuß tief ging, ſo boten doch die vielen Sandbänke dem Schiffe mancherlei Schwierigkeiten. Alle Augenblicke vernahmen wir das Knirſchen des Sandes auf dem Grunde, wir ſaßen ſogar zwei Mal feſt und es dauerte immer einige Stunden, bevor der Dampfer wieder flott wurde. Dies wurde in folgender Weiſe durchgeführt: Nachdem ein Rettungsboot den ſchwerſten Anker aufgenommen hatte, ruderte es eine Strecke ſeitwärts oder ſtromaufwärts zurück und warf denſelben in die Tiefe, worauf die Kette mittelſt Dampfkraft aufgewunden wurde. Das Manöver wurde ſo lange wiederholt, bis der Anker feſten Grund faßte und ſomit das Schiff aus der Klemme zog.

Nach 1½ſtündiger Fahrt von Bamo erreichten wir das Felsthor des zweiten Defilé's. Hier vereinigen ſich die vielen Arme des enorm breiten

Stromes zu einer verhältnißmäßig ſchmalen Waſſerrinne, die bei ſehr großer Tiefe durch die enge Felſenſtraße, welche ſie ſich ſelbſt geſchaffen, in ſcharfen Windungen einen großen Bug nach Weſten vollführt. Sowohl die hohen Bäume, welche die durchſchnittlich 120 Meter (relativ) hohen Berge bewalden, ſo wie die natürlichen Höhlen und Kanten der Felſen ſind der Tummelplatz der übermüthigſten Affenfamilien.

Nach einer weiteren einſtündigen Fahrt voller Romantik und Abwechslung gelangen wir wieder in die Ebene. Unüberſehbare Dſchungelgebiete umfaſſen von rechts und links die Uferränder des ſpiegelglatten Stromes, doch verkünden uns auch von Zeit zu Zeit die das Dickicht überragenden Spiralſpitzen der Pagoden die Nähe der Ortſchaften.

Vor dem Eingange des dritten Defilé's, welches wir am folgenden Morgen paſſirten, das jedoch ſeiner Bezeichnung nur wenig entſpricht, weil die bewaldeten niederen Hügel weder das Flußbett einengen, noch die Gangbarkeit des Terrains durch ihre Structur beeinträchtigen, erhebt ſich in der Waſſermitte eine kleine Inſel, welche unter den Birmanen berühmt wurde, weil die Prieſter eines hier erbauten kleinen Tempels die Fiſche des Stromes ſo gezähmt haben, daß dieſe ſich auf ein mit einem Bambuſtocke gegebenes Zeichen in ganzen Schaaren vor der Ufertreppe verſammeln, um nebſt der Fütterung auch die Liebkoſungen ihrer Beſchützer entgegen zu nehmen.

Trotz der eintönigen Fahrt ſchwebte ein ungewöhnlicher Reiz über all' den Bildern, die in ſchneller Reihenfolge an mir vorüberflogen. Es mochte vielleicht der Einfluß der Ruhe, das Gefühl innerer Befriedigung ſein, welches mich bei dem Bewußtſein, wieder engliſchen Boden unter den Füßen zu fühlen, optimiſtiſch ſtimmte. Immerhin war die Fahrt auf dem Dampfſchiffe nicht ohne aufregende Momente.

Wir waren nicht mehr ferne von Mandalay. Ich ſtand neben dem Bugſpriet und ſtarrte hinaus in die Ferne, um die Contouren der Hügelkette, an deren Fuße die königliche Hauptſtadt liegt, zu erſpähen. Eine heilige Ruhe herrſchte ringsum, die birmaniſchen Paſſagiere ſchliefen, ich hörte nur das zitternde Raſſeln der emſig arbeitenden Dampfmaſchine. Da bemerkte ich in der Richtung unſeres Courſes ein Holzfloß, das langſam von der

Waſſerſtrömung fortgetrieben wurde. Immer kleiner wurde der Zwiſchenraum, welcher die beiden Fahrzeuge trennte, doch das Floß ſowie der Dampfer blieben in einer Linie. Dort drüben aber ſtand ein Mann mit ſchreckensbleichem Antlitze, die Angſt ſchien ihm die Glieder gelähmt zu haben, bewegungslos ſtarrte er dem Verhängniſſe entgegen. Mir ſtockte förmlich der Athem in banger Erwartung der nächſten Minute. Obwohl der Capitän ſofort den Befehl zum Stillſtand der Maſchine ertheilte, und die Räder gleich darauf mit Contredampf einſetzten, es war zu ſpät, das Floß war verloren. Schon ſpritzte der weiße Schaum des aufgewühlten Waſſers dem Schiffer in das Geſicht, da machte er einen Satz und verſchwand ſogleich in dem Strudel.

Es macht immer einen eigenthümlichen Eindruck, wenn die Maſchine eines Dampfers im Fahrwaſſer plötzlich ſtille ſteht; an das gleichmäßige Geräuſch der Dampfarbeit gewöhnt, ahnt man ſofort ein Ereigniß von Bedeutung. Darum war auch bald die ganze Geſellſchaft auf den Beinen und ſtürmte gegen die Schiffstreppe. Dort ſaß bereits der verunglückte Birmane, ſprachlos ſtierte er hinüber in das Waſſer, wo die zertrümmerten Ueberreſte ſeines Fahrzeuges von den Wellen fortgetrieben wurden. Der Capitän beſchenkte ihn mit einer Handvoll Rupien und ließ ihn dann zum Ufer bringen, wo er von ſeinem Reiſebegleiter, einem zottigen Hunde, der bereits an das Land geſchwommen war, mit freudigem Gebell begrüßt wurde.

Als Graf Széchenyi 14 Tage darauf von Bamo nach Rangun fuhr, da ereignete ſich in der Nähe derſelben Stelle ein anderes Unglück. Alle chineſiſchen Diener waren an Bord, ſie ſollten von Rangun über Schanghai in ihre Heimat zurückkehren. In alter Gewohnheit vertrieben ſie ſich — nachdem ſie ſich an dem Wunderding des Dampfſchiffes ſattgeſehen — die Zeit mit Theetrinken. Auch der arme Ta-kl ließ in der Freude, in Bälde ſeine alte Mutter in Schen-ſi begrüßen zu können, manchen Sparpfennig ſpringen, wußte er doch, daß er jetzt keine Störung während der Mahlzeit zu befürchten brauchte. Da ging er nun eines Morgens mit ſeinem Krug zur Schiffstreppe, band eine Schnur an deſſen Henkel und beugte ſich hierauf nach vorne, um das nöthige Waſſer für den Frühſtücksthee zu ſchöpfen. In dieſem

Augenblicke ſtieß das Schiff auf eine Sandbank. Ta-kl verlor das Gleichgewicht und ſtürzte in das Waſſer. Noch einmal ſah Hute-ſchan die langen Arme des „großen Kerls“, dann war es ruhig für immer — der Chronometermann liegt dort unten tief am Grunde des Irawadi im naſſen Grabe. Alle Rettungsverſuche, die der Capitän unmittelbar nach dem Unglücksfalle anſtellen ließ, blieben reſultatlos, es blieb alſo nichts Anderes übrig, als nach zwei Stunden eifrigen Nachſuchens wieder die Anker zu lichten.

Am Abend des 28. Februar hielten wir vor Mandalay, „der goldenen Stadt“, der Reſidenz des berüchtigten Königs Thibo.

Da die „Thambya-Dine“ nur zwiſchen Mandalay und Bamo verkehrt, ſo überſiedelten wir ſogleich auf das bedeutend größere Schiff „Aloung Pyah“, welches uns nach Prome bringen ſollte. Wir gewannen dadurch einen Tag, welchen wir zu einer kurzen Beſichtigung der Stadt und der flüchtigen Beſchreibung des birmaniſchen Volkes verwenden wollen.

Mandalay liegt in der Mitte der im Oſten von einer Hügelkette halbkreisförmig begrenzten Alluvialebene, am linken Ufer des Irawadi. Die erſten Häuſer erheben ſich bereits an der hohen und ſteilen Landungsbank und erſtrecken ſich, eine breite, ſtaubige Straße begleitend, bis zu der impoſanten Umfaſſungsmauer, welche die Hauptſtadt in einem ſymmetriſchen Rechteck umſchließt. Die Mehrzahl der Wohngebäude ſtellt ein Gefüge aus Holz und Bambugeflecht vor, und ruht auf 1—2 Meter hohen Pfählen. Mandalay genießt mit vollem Rechte den Ruf, die herrlichſten und reichſten Tempel zu beſitzen. Wer aber die Zeichnungen in Garnier's Atlas und die architektoniſchen Bilder in Yule's Werk vorher geſehen, wird ſich unmöglich einer leiſen Enttäuſchung erwehren können, wenn er, die ſchmutzigen Gaſſen durcheilend, von Pagode zu Pagode pilgert. Sie währt jedoch nur kurze Zeit, denn bald wird der Beſchauer von der Großartigkeit der Kunſtwerke im vollſten Maße überwältigt und geblendet.

Ein unberechenbarer Reichthum blickt uns entgegen, wenn wir die himmelſtrebenden Pyramiden oder die ausgebauchten Kuppeln der mit wundervoller Ornamentik überſchwenglich ausgeſtatteten Thürme bewundern, wir ſenken das Auge vor der Pracht der goldenen Spitzen, auf deren Spiralen nußgroße Rubine und Smaragde funkeln und blitzen, zu Boden und verſinken bei dem Betrachten der kunſtvollen Schnitzarbeiten, welche die Wände überfüllen, in ſtumme Bewunderung des menſchlichen Schaffens und Wirkens. Solcher Tempel gibt es in Mandalay Hunderte. Wir konnten wegen Zeitmangel nur die hervorragendſten beſuchen.

Auf den Straßen erblickte ich vorwiegend Fußgänger. Und wenn manchmal ein mit höckerigen Ochſen beſpanntes Holzfuhrwerk, deſſen prächtige Ausſtattung nur noch der Tragfedern entbehrte, im unſichern Laufe bald die rechte, bald die linke Häuſerreihe tangirte, ſo wichen die Leute respectvoll aus und warfen einen ſcheuen Blick zu den Inſaſſen. Die in rauſchenden Seidenhüllen gekleideten, reizenden Mädchen dort oben verdienten auch alle Aufmerkſamkeit. Außer dieſen Perſonenwagen verwenden die Birmanen noch zweiräderige Holzkarren für den Laſtentransport, deren maſſive Räder nie gefettet werden, weil das Volk die Muſik liebt.

Die Reitponies, welche jedoch größtentheils nur von den Europäern als ſolche ausgenützt werden, zeigen trotz der unanſehnlichen Geſtalt eine ſeltene Ausdauer. Beſonders die in Mandalay gezüchteten Ponies genießen einen ſo guten Ruf, daß ſie, obgleich ihr Kaufpreis an Ort und Stelle nur 120 Rupien beträgt, von den Pferdeliebhabern in Calcutta um 600 Rupien erſtanden werden.

Daß in Birma und Siam die ſchönſten Elephanten gehalten werden, iſt weltbekannt. Zu welch' ſtaunenswerthen Leiſtungen die abgerichteten Elephanten ausgenützt werden können, ſah ich bei dem Beſuche der hervorragendſten Dampfſäge in Rangun, wo die klugen Ungethüme inmitten des ſauſenden Räder- und Riemengetriebes die Holzſtämme mit einer unfehlbaren Sicherheit bis zur Sägemaſchine vorſchoben und dann die fertigen Bretter davontrugen, um ſie mit kunſtgerechtem Verſtändniß im Hofe aufzuſchichten.

Im Bazar von Mandalay handeln die einheimiſchen und chineſiſchen Kaufleute mit Seidenſtoffen, Elfenbein, Gold- und Silberſchmuck, Edelſteinen und Töpferwaaren. Wie überall im Orient, wo die farbenglänzenden Steine den Europäer in Verſuchung führen, ſei ihm auch hier, bevor er die Rupien auf den Tiſch hinzählt, die Warnung ertheilt: Es prüfe, wer ſich bindet ...

Der Haupthandel in Mandalay umfaßt den Baumwoll-Export nach China. Bei dem Umſtande, daß alle europäiſchen Artikel nur mit 1 Percent Einfuhrszoll beſteuert werden, kauft man ſeine Bedürfniſſe in Birma bedeutend billiger als in Indien. Nur Waffen und Munition waren im Jahre 1880 in Folge der bedrohlichen politiſchen Lage einer 20percentigen Einfuhrsſteuer unterworfen. Die Birmanen wußten dieſen Umſtand zu ihrem Vortheil auszubeuten, denn die meiſten Stämme der Flöſſe waren ausgehöhlt und bargen in ihrem Innern eine enorme Anzahl engliſcher Gewehre.

Im Centrum der Stadt befindet ſich, von einem dreifachen Paliſſadenwalle umgeben, die königliche Reſidenz. Vor jedem Eingangsthore ſtand eine Wache, die allen Beſuchern den Eintritt verwehrte, König Thibo wollte keinen Menſchen ſehen. Selbſt viele Beamte, die in großem Aufzuge, das goldene Parapluie als Zeichen ihrer Würde voran, dem grauſamen Könige ihre Huldigung darbringen wollten, mußten unverrichteter Dinge wieder die Heimreiſe antreten.

Um die Urſachen beſſer verſtehen zu können, welche Thibo ſo menſchenfeindlich ſtimmten, ſcheint es mir nothwendig, einige Worte über die Geſchichte des Landes zu erwähnen. Die Birmanen gehören zu der indo-chineſiſchen Familie und mögen vor langer Zeit, aus Central-Aſien kommend, die Ufer des Irawadi zu ihrer jetzigen Heimat erwählt haben.

Die älteſte Geſchichte des Landes umfaßt ſagenhafte Erzählungen über die Heldenthaten tapferer Könige und Krieger. Auch über Birma verdanken wir die erſten poſitiven Nachrichten den Portugieſen, die im 17. Jahrhundert auf Malacca landeten und von hier Geſandtſchaften nach Siam und Birma entſendeten. Mit dem damaligen König von Birma ſcheinen ſie in guter Freundſchaft verkehrt zu haben, denn ſie unterſtützten ſeine Raubzüge gegen Pegu (damals ein ſelbſtſtändiges Königreich) und Siam.

Bis 1750 folgte ein Krieg dem andern, eine Revolution der andern. Da übernahm endlich ein Bauer aus dem Dorfe Myouk-myo die Führung eines Aufſtandes gegen die Willkürherrſchaft des birmaniſchen Königs, eroberte Pegu, Tavoy und Martaban und ließ ſich ſchließlich zum König mit dem Namen Alompra ausrufen. Alompra iſt der Gründer der

[illegible]

Digitized by Google

jetzigen Dynaſtie, deren elfter König Thibo iſt. Die Reihenfolge der birmaniſchen Herrſcher iſt folgende: Alompra (1753 bis 1760), Naung-dau-gji (1760 bis 1763), Tſchen-byo-yen (1763 bis 1776), Tſchen-gu-men (1776 bis 1781), Moung-men (1781), Bhodau-fra (1781 bis 1819), Hpaj-gji-dau (1819 bis 1837), Tharawadi (1837 bis 1846), Pagan-men (1846 bis 1853), Moung-lon (1853 bis 1878), Thibo (1878).

Unter der Regierung des Königs Hpaj-gji-dau erlitten die britiſchen Coloniſten in Aracan mancherlei Unbilden und Inſulten. Die Engländer nahmen ſich der bedrohten Unterthanen an und erklärten nach einigen reſultatloſen Unterhandlungen dem König den Krieg. Sie nahmen zuerſt Rangun und dann das ganze Land bis Yandabo in Beſitz. Der im Jahre 1826 abgeſchloſſene Friede ſprach den Engländern Aracan und Tenaſſerim zu.

König Pagan-men genießt den Ruf, der grauſamſte aller Herrſcher des Hauſes Alompra geweſen zu ſein. Kein Tag verging, ohne daß er ſich an den Qualen ſeiner Opfer erfreute. Man erzählt ſich, daß er nur aus Laune ſeinen Leibeigenen glühende Nägel in den Leib treiben, anderen wieder die Glieder mit ſchweren Hämmern zu Brei zerſtampfen ließ u. ſ. w. Als er ſeine Blutgier auch an den europäiſchen Kaufleuten verſuchen wollte, da machten ihm die Engländer einen Strich durch die Rechnung. Es kam zum Kriege, der mit der vollſtändigen Annexion der Provinz Pegu endete (1852). Sein Sohn Moung-lon, der Vater des jetzigen Königs, beſtieg im darauffolgenden Jahre den Thron. Er verlegte die Reſidenz von Amarapura nach Mandalay *). Nur dem Umſtande, daß Moung-lon im Jahre 1862 einen Handelsvertrag mit England unterzeichnete, verdankte es der ſchwer geprüfte König, daß er von der engliſchen Regierung eine thatkräftige Unterſtützung zur Unterdrückung der Erhebung ſeiner eigenen Söhne erlangen konnte. Die Engländer nahmen alle vier Prinzen gefangen und halten ſie heute noch hinter Schloß und Riegel.

Im Jahre 1873 folgten die Italiener und dann die Franzoſen dem Beiſpiele der Engländer, indem ſie mit dem Könige einen Handelsvertrag

---

*) Ein ſolches Ereigniß iſt in Birma gleichbedeutend mit dem Untergange der früheren Hauptſtadt, da alle Kaufleute dem König in die neue Reſidenz folgen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Schweſtern, Vettern und Couſinen in das beſſere Jenſeits ſchickte, rechnen ihm die Birmanen beiweitem nicht ſo übel an, als die Europäer und beſonders die Engländer.

Der rechtmäßige Thronerbe Nyoung Yan und deſſen Bruder Nyoung Ok flüchteten ſich rechtzeitig in die Reſidenz des britiſchen Conſuls Mr. Shaw und retteten dadurch ihr Leben. Sie entkamen glücklich nach Calcutta und ſtellten ſich unter den Schutz des engliſchen Geſetzes.

Das indiſche Gouvernement ſchrieb lange Proteſtnoten gegen das grauſame Vorgehen des Königs, dieſer aber verbat ſich das Einmiſchen einer fremden Macht in ſeine innere Politik und ſprach bereits von einem Kriegszuge gegen Pegu. Da verließen mit einem Male der engliſche Conſul und ſämmtliche europäiſche Kaufleute Mandalay, und Thibo nahm mit Schrecken wahr, daß ſchwere Gewitterwolken an der Südgrenze des Reiches ſich aufthürmten. In ſeiner erſten Beſorgniß wollte er eine Geſandtſchaft zu dem Vicekönig von Indien ſenden, die demſelben berichten ſollte, er (Thibo) ſei von dem engliſchen Conſul Shaw ſchlecht behandelt worden. Die Geſandtſchaft wurde an der Grenze von Britiſch-Birma aufgehalten und in Thayet-myo internirt.

Der Handelsverkehr am Irawadi ſtockte gänzlich, und ſchon äußerte ſich das Mißvergnügen der birmaniſchen Kaufleute in lauten Vorwürfen gegen den König und die Regierung, als ſich Thibo entſchloß, die Herren in Rangun zu bitten, wieder ihre Dampfer nach Mandalay und Bamo zu ſenden. Der König mußte die Sicherheit des Verkehres garantiren und noch andere Begünſtigungen für die Irawadi-Compagnie gewähren, bevor die Handelsbeziehungen wieder angeknüpft wurden. So ſtanden die Sachen während unſerer Anweſenheit in Mandalay.

Die „Thambya-Dine“ war das erſte Schiff, welches nach einer mehrmonatlichen Unterbrechung in Bamo gelandet hatte. Die politiſchen Verwickelungen löſten ſich mehrere Monate darauf zur allgemeinen Zufriedenheit.

Die Bewohner von Birma erinnerten mich mit ihrem ungezwungenen, leichtlebigen Weſen an die Japaner. Immer heiteren Sinnes, zählen ſie zu den ſorgloſeſten Menſchen der Welt. Anſpruchslos in allen Bedürfniſſen, findet der Birmane die höchſte Seeligkeit im ſüßen Nichtsthun. Hat er drei

Tage im Monat fleißig gearbeitet, ſo genügt ihm der Lohn von 3 Rupien zum Lebensunterhalt für die nächſten 27 Tage des unermüdlichen Müßigganges. Ceremonien ſind nur am Hofe zu finden, das Volk bewegt ſich in der ungezwungenſten Weiſe, liebt Unterhaltungen, coſtümirte Theatervorſtellungen, Glockenmuſik und lacht gerne und viel. Dabei ſteht es vollkommen unter dem Einfluſſe der Beamtenwelt, die durch ein terroriſtiſches Auftreten ihre Unfähigkeit und Indolenz zu bemänteln bemüht iſt. Immer von dem Principe beſeelt, nur für das eigene Wohlbefinden zu ſorgen, liegt dem birmaniſchen Mandarin wenig an dem Feſthalten an Recht und Geſetz, wenn darunter das Gewicht ſeiner Geldſäcke leiden ſollte.

Die Gouverneure der Provinzen gelten als kleine Könige, da ſie in den meiſten Fällen über Tod und Leben ihrer Unterthanen zu entſcheiden haben.

Die Birmanen tragen eine einfache Kleidung, die dem heißen Klima vollinhaltlich Rechnung trägt. Ein Turban auf dem Kopfe, eine Baumwolljacke am Leibe und ein um die Hüften gewundenes, leichtes Stoffgewebe über die Beine iſt Alles, was ſie vor den Strahlen der ſüdlichen Sonne ſchützt. Die arbeitende Claſſe begnügt ſich mit dem letztgenannten Kleidungsſtücke allein.

Die birmaniſchen Frauen verſtehen es mit beſonderem Scharfblick, die vortheilhafteſten Farben für ihre einfache Tracht zu wählen. Nach der beſonderen Verordnung irgend eines Königs beſteht ihre Tracht nur aus einem ſchmalen Stück Baumwolle oder Seide, das ſo um den Leib geſchlungen wird, daß es ſich bei jedem Schritt öffnet.

Der Geſichtsausdruck der birmaniſchen Mädchen iſt fein, das Auge feurig, die Zähne blendend weiß. Das rabenſchwarze Haar endet in einem Knoten am Hinterhaupt oder umwallt manchmal in loſer Ungezwungenheit den Nacken. Eine blühende Camelie iſt der effectvollſte Schmuck der kunſtloſen Friſur. Die Frauen und Mädchen genießen in allen Handlungen dieſelbe Freiheit wie die Männer, die Frau eines Beamten erledigt ſogar in Abweſenheit ihres Mannes die wichtigſten Staatsgeſchäfte.

Die Birmanen zeigen eine beſondere Vorliebe für Gold und Edelſteine, und man wird ſelten einen Mann oder eine Frau finden, die nicht mit einem Schmuckgegenſtand — doch niemals einem falſchen — als Fingerringe, Armbänder, Ohrringe, Halsketten ꝛc., prunken. Des Birmanen Stolz geht dahin, nur echte Edelſteine zu beſitzen, ja er verſteht es, den edlen Stein durch das Abwiegen mit der Hand von dem falſchen zu unterſcheiden.

Der Tag, an dem wir Mandalay mehr durchflogen als beſichtigten, war ſchnell vorübergegangen. Abends waren wir von dem Biſchof der Miſſion zu Gaſte geladen. Die freundlichen Herren wollten uns gar nicht weiter ziehen laſſen, wir ſollten fort und fort über den Verlauf unſerer „merkwürdigen Reiſe“ erzählen, aber es war bereits Mitternacht vorüber und wir mußten an Bord der „Aloung Pyah“, die mit Sonnenaufgang die Anker lichten wollte.

Am nächſten Morgen dampften wir bereits zwiſchen den Dſchungeln der großen Irawadi-Ebene nach Süden. Je mehr wir uns der britiſchen Grenze näherten, deſto mehr lichtete ſich die Waldung. Herr Goldenberg, unſer Landsmann, einer der reichſten Holzhändler in Rangun, hat bereits mit ſeinen Elephanten wacker aufgeräumt.

In Thayet-myo, der befeſtigten Grenzſtation, erblickten wir die erſten Helme engliſcher Soldaten. Wenige Stunden darauf landeten wir vor Prome.

Es war ſchon Nacht, als wir in das engliſche Hotel überſiedelten, dennoch konnte ich es mir nicht verſagen, noch den Bahnhof zu beſuchen. So viel ich bei der ſpärlichen Abendbeleuchtung wahrnehmen konnte, gruppiren ſich die Wohnhäuſer der engliſchen Beamten (europäiſche Kaufleute ſind nur wenig anſäſſig) um den prächtigen Quai an der Uferbank des Irawadi. Die im luftigen Style aus Holz erbauten Häuſer liegen gewöhnlich unter dem Schatten rieſiger Bäume in der Mitte eines Ziergartens.

Ich ging zuerſt an dem großen Badehauſe vorüber, welches man nie benützt, weil in dem Baſſin ein großes Crocodil gepflegt wird, dann paſſirte ich die engliſche Kirche, und erreichte endlich die Station, als gerade der Train von Rangun einfuhr. Wie ſeinerzeit die chineſiſchen Frauen in Canton die Paſſagiere des Schiffes, ſo beſtürmte hier eine Armee birmaniſcher Frauen und Mädchen die Eiſenbahnreiſenden, um ihnen Unterkunft zu vermitteln. Es war ein köſtliches Schauſpiel, wie die muthwilligen Frauen den Männern das Gepäck entriſſen, ſie bei dem Arme faßten und halb willig, halb mit Gewalt davonzogen.

Nach einer halben Stunde war es auf der Bahnſtraße wieder ruhig, in der angrenzenden Gaſſe aber ſaßen die Gäſte im Kreiſe der lachenden und ſchwatzenden Geſellſchaft auf der matt beleuchteten Veranda und ſtärkten ſich mit Speiſe und Trank von den Mühſalen der Reiſe.

Am folgenden Morgen löſten wir die Bahnbillets, um 6 Uhr ertönte das Glockenſignal und die Maſchine ſetzte ſich in Bewegung.

Die Eiſenbahn von Prome nach Rangun iſt ſchmalſpurig, die Perſonenwagen ſind klein und bieten nur wenig Bequemlichkeit, die Frachtwagen faſſen nur 5 Tons Ladung. Dafür ermöglicht die aus ſchnurgeraden Linien zuſammengefügte Trace die größtmögliche Schnelligkeit der Fahrt, und der Zug durchraſte die Ebene mit einer Geſchwindigkeit von 9 geographiſchen Meilen in der Stunde. Was auf den wenigen Feldern, die an mir vorüberflogen, gebaut wird, das vermag ich nicht zu ſagen, der Boden war ſteinhart ausgetrocknet.

Je mehr wir uns von dem fruchtbaren Gebiete des Irawadi entfernten, deſto dünner wurde die Bevölkerung, deſto wilder die Umgebung, endlich durchſchnitten wir die unermeßliche Dſchungel. So mochte ich zwei Stunden lang die wilde Pracht der ſüdlichen Vegetation bewundert haben, und ſchon ſenkte ſich mein Kopf in bedenklicher Weiſe gegen die Bruſt, als ein eigenthümliches Kniſtern und Knattern an meine Ohren drang. Ich wandte mich wieder zum Fenſter und blickte in das Freie. Wie mit einem Schlage war die Mattigkeit, welche mich vorher zu überwältigen drohte, verſchwunden, mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgte ich den Verlauf des großartigen Schauſpieles, welches ſich in der Dſchungel abſpielte.

Der Urwald brannte lichterloh. Von dem glühenden Boden züngelten die Flammen zu dem verdorrten Geſtrüppe empor und entzündeten im Wellenſchwunge die dichten Laubkronen der hohen Bäume. Praſſelnd zerſprangen die ſaftigen Bamburohre, die erhitzte Luft zerriß mit einem fürchterlichen Knalle die grünen Knoten des hohlen Cylinders, es war, als hörte ich das heftige Kleingewehrfeuer eines mörderiſchen Gefechtes. Zur Rechten wie zur

Linken ſchlugen die Flammen, dem Luftzuge folgend, zu den Wagenfenſtern, die Hitze wuchs zur unerträglichen Gluth, ich machte mich darauf gefaßt, daß der Zug ſelbſt in Brand gerathen könnte*). Doch die Locomotive arbeitete mit vollem Dampfe, die Räder berührten kaum den Boden, der Zug ſchien über die Schienen zu fliegen — es war eine unheimliche Fahrt.

Nachdem wir eine Stunde lang das Vorgefühl des Gebratenwerdens durchkoſtet hatten, verminderte ſich die unerträgliche Hitze, wir hatten die bereits verkohlten Flächen erreicht. In der Luft zwitſcherten wieder die Vögel, ſie hatten ſich in großer Anzahl verſammelt, um die Würmer zu erbeuten, welche aus dem erwärmten Boden hervorkrochen, um ſich zu retten. Wir durchfuhren wieder bebautes Land und trafen gegen 1 Uhr in der Mittagſtation Leppadan ein, wo wir nach indiſcher Sitte das Tiffin einnahmen.

Nach 11ſtündiger Eilfahrt (der Dampfer benöthigt von Prome nach Rangun drei Tage) lief der Zug in die Eiſenbahnſtation Rangun ein. Wir mietheten zwei Wagen und fuhren zu „Jordan's Hotel". Der Portier muſterte uns von Kopf bis zu den Füßen und — wies uns ab: „Ich habe keinen Platz für Sie."

Die Civiliſation zeigte ſich mißtrauiſch. Kleider machen Leute, und unſer verwildertes Ausſehen konnte wahrlich Niemand Vertrauen einflößen. Die Röcke waren fadenſcheinig und geflickt, die Schuhe zerriſſen, die Hüte zerknittert, das Geſicht ſonnenverbrannt, die Haare ungepflegt, deshalb verzeihe ich heute Mr. Jordan ſeine damaligen Bedenken.

Der Beſitzer des „Britiſh-Birma-Hotels" nahm uns nach einer kurzen Auseinanderſetzung deſto freundlicher auf.

Am nächſten Morgen — es war Sonntag, darum blieben die europäiſchen Verkaufsläden geſchloſſen — machten wir eine Spazierfahrt durch die Hauptſtraße der europäiſchen Stadt. Es wird jedem Oeſterreicher unſägliche Freude bereiten, nach langem Herumirren in fremden Ländern die vaterländiſche Flagge hoch in der Luft flattern zu ſehen. So war es auch bei mir.

---

*) Die Schienen ruhen nicht auf Holzſchwellen, ſondern auf eiſernen Tellern.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

blättern. Das Eis ſchmolz vor dem allmächtigen Einfluſſe der Preſſe um ſo mehr, weil auch der Schneider ſeine Schuldigkeit gethan.

Als wir nun dem Conſul unſere officielle Aufwartung mit der reſultatloſen Bitte gemacht hatten, uns, als mit den Verhältniſſen gänzlich unvertraut, bei der Umwechslung der vier Goldbarren, welche uns Graf Széchenyi für die Heimreiſe übergeben hatte, behilflich zu ſein, da ſtellte mir ſein Secretär, ein junger Deutſcher, meinen vorgewieſenen Paß mit der Frage zurück: „Haben Sie denn gar keine anderen Empfehlungsſchreiben nach Rangun?“ — „Nein, nicht einmal von den Katſchin.“

Dafür ſtanden uns der rühmlichſt bekannte Biſchof Bigandet und der franzöſiſche Generalconſul mit Rath und That zur Seite; es war aber auch höchſte Zeit, daß die Herren uns einen Chineſen zuwieſen, der die Geldumwechslung übernahm, denn es war Gefahr im Verzuge, ſelbſt mit dem Golde in der Taſche mittellos dazuſtehen.

Unſer Aufenthalt in Rangun *) währte eine Woche. Wir fanden viele Freunde, die es ſich angelegen ſein ließen, uns zu unterhalten und die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen.

Den erſten Rang unter dieſen nimmt die große, goldene Pagode Schoë Dagon im Norden von Rangun ein. Schon unter den alten birmaniſchen Königen genoß der ſtolze Bau eine abgöttiſche Verehrung und jetzt noch wandern alljährlich Hunderttauſende buddhiſtiſcher Pilger zu der Stätte, um die unter dem Thurme begrabenen acht Haare Buddha's anzubeten. Der Hauptthurm des Tempels iſt maſſiv und aus Ziegeln erbaut. Die Spitze ſtellt eine aus purem Golde geſchmiedete Krone vor, und die Mantelfläche des Thurmes iſt zolldick vergoldet. Jeder Pilger klebt, nachdem er ſeine Andacht verrichtet hat, einige Goldplättchen an die Mauer, reiche Fürſten aber führen das Gold in Laſtwagen hieher und laſſen es durch die Prieſter zur Ausſtattung der Pagode verwenden. So repräſentirt dieſelbe einen unermeßlichen Reichthum, der von Tag zu Tag anwächſt.

Rangun beſitzt ſeinen Public-garden, ſeinen zoologiſchen und botaniſchen Garten. In den kühlen Abendſtunden verſammelt ſich die Geſellſchaft unter

---

*) In Rangun ſind 1050 Europäer angeſiedelt.

den Palmen und Bananen der geſchmackvollen Anlagen und erholt ſich bei den Klängen einer gut geſchulten Muſik von den Anſtrengungen des Tages.

Viele von allen denen, die hinübergezogen in die heißen Tropenländer des fernen Oſten, kehren nimmer heim, ſie erliegen den Einflüſſen des böſen Klima's; ſo lange aber noch der Coloniſt zu ſchaffen vermag, arbeitet er mit raſtloſem Eifer an ſeinem Werke. Reich zu werden, um dann in der Heimat ein ſorgenloſes Daſein zu führen, das iſt ſein Ideal, und nirgends auf der Welt, als wie in jenen Landen kommen die Worte des Dichters in ſo trockener Weiſe zur Verwirklichung: Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles! —

Ich bin zu Ende.

Am 15. März landeten wir in Calcutta, wo wir bei dem Vicekönig Lord Lytton-Bulwer die freundlichſte Aufnahme fanden. Desgleichen wurde ich bei meiner Ankunft in Bombay durch die Einladung des engliſchen Gouverneurs ausgezeichnet und überraſcht.

Ich ſchiffte mich in Bombay auf der „Olympia", einem engliſchen Schraubendampfer, ein und erreichte nach einer bewegten Fahrt am 11. April Suez. Während der Eiſenbahnfahrt von Suez nach Alexandria lernte ich den bekannteſten Theil Egyptens aus eigener Anſchauung kennen. Ich blieb drei Tage in Alexandria und benützte endlich, da alle Poſtſchiffe überfüllt waren, die „Ruſſia", ein mit erſtaunlichem Comfort ausgeſtattetes ruſſiſches Dampfſchiff, zur Weiterreiſe über Smyrna nach Conſtantinopel.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in der Hauptſtadt des Osmanenreiches brachte mich ein Lloyddampfer nach Varna und von da die Eiſenbahn über Ruſtſchuk und Bukareſt zur ſiebenbürgiſchen Grenze.

Am Abend des 1. Mai 1880 begrüßte ich nach einer 2½jährigen Abweſenheit die Thürme der Kaiſerſtadt an der ſchönen blauen Donau.

Anhang.

I. Den Poſtverkehr mit Europa beſorgen: 1. Die Peninsular and Oriental-Steam-Ship-Company (kurz: P. and O. S. S. C.) in regelmäßig 14tägigen Intervallen. 2. Messageries Maritimes mit 14tägigem Dienſte. Für Oeſterreich geht die Poſtroute mit einem P. and O.-Schiffe via Brindiſi, mit der M. M. via Neapel*). 3. Ocean-Steam-Ship-Company, Liverpool. Dampfer des Alfred Holt. Ankunft und Abfahrt je 14 Tage einmal. 4. Andere Dampfſchiff-Geſellſchaften, deren Ankunft und Abfahrt zwar nicht an beſtimmte Tage gebunden iſt, aber regelmäßig alle Monate einmal ſtattfindet, und zwar engliſche Linien: Glen-, Caſtle- und King-Linie; deutſche Linien: Hamburger Dampfſchiff-Rhederei ꝛc.

Nach Amerika beſorgt die japaniſche Mitzu-Bishi-Mail-Steam-Ship-Company den wöchentlichen Dienſt von Schanghai nach Yokohama. Dort iſt der Anſchluß mit der amerikaniſchen Pacific-Mail S. S. C. und der engliſchen Occidental and Oriental S. S. C., welche beiden Geſellſchaften, im Cartellvertrage ſtehend, einen regelmäßigen 14tägigen Dienſt mit Führung der Poſt zwiſchen Yokohama nnd San Franciſco unterhalten.

Die Einwohnerzahl von Schanghai betrug im Jahre 1877 an Chineſen: in der chineſiſchen Stadt 181.200, in den Settlements 95.662, zuſammen 276.862. 8000 Chineſen fungiren als Diener bei den Europäern. Die Anzahl der Anſäſſigen in Schanghai betrug in demſelben Jahre 1673, und zwar: Männer 1086, Frauen 296, Knaben 126, Mädchen 165 davon waren: Engländer 878, Amerikaner 181, Portugieſen 168, Franzoſen 145, Deutſche 129, Spanier 103, Oeſterreicher 7. Der übrige Theil recrutirte ſich aus folgenden Nationen: Japaner, Parſi, Malayen, Schweden, Schweizer, Weſtindier, Euraſier, Manillamänner, Holländer, Oſtindier, Ruſſen, Norweger, Italiener, Belgier, Javaneſen, Indier Griechen, Chilianer, Araber, Neger.

Die Sterblichkeit unter den Anſäſſigen nahm pro Mille ausgedrückt von 1870, in welchem Jahre 34·3 ſtarben, bis zum Jahre 1876, in welchem 23 Fälle regiſtrirt wurden, continuirlich ab. Es ſtarben im Jahre 1876 unter Anderem: an Herzkrankheiten 7, an Dysenterie 4, an Wechſelfieber 3, an innerem Fieber 3, an Phthiſis 5, und zwar fielen die meiſten Todesfälle auf die Monate September und October, die wenigſten auf März, April und Mai.

---

*) Ich erlaube mir allen Jenen, welche Briefe aus Oeſterreich nach dem fernen Oriente zu beſorgen haben, den Rath zu geben, dieſelben immer am Freitage abzuſenden, da in dieſem Falle der directe Anſchluß vermittelt iſt.

II.*) Der bedeutendſte unter dieſen Häfen iſt jener von Yokohama, welcher an der geſammten Schiffahrtsbewegung mit 37·4 Percent participirt, ihm folgen Nagaſaki mit 32·9 und Kobe mit 22·7 Percent.

Die Zahl der einlaufenden Schiffe betrug in allen vertragsmäßig geöffneten Häfen im Jahre 1873: 974 mit 1,019.281, 1874 891 mit 965.475, 1875 831 mit 951.323 1876 666 mit 630.719 Tonnengehalt.

Die japaniſche Handelsflotte zählte im Jahre 1879 324 Fahrzeuge mit 73.045 Tonnengehalt, unter dieſen befanden ſich 168 Dampfer mit 40.669 Tonnengehalt.

Die Handelsbewegung wird am deutlichſten aus folgenden Zahlen hervorgehen. Es betrug:

im Jahre	die Einfuhr	die Ausfuhr
1874	121,118.145 Frcs.	100,008.185 Frcs.
1875	147,335.335 „	90,074.450 „
1876	110,437.575 „	128,347.330 „
1877	129,503.705 „	108,460.605 „
1878	134,169.070 „	110,766.420 „

Unter den Einfuhrsartikeln figurirten im Jahre 1875: Wollenſtoffe, Baumwolle im Werthe von 72 Mill. Frcs., Modeartikel, Glaswaaren ꝛc. im Werthe von 42 Mill. Frcs., Zucker und Gewebe aus China im Werthe von 25 Mill. Frcs., Metalle im Werthe von 6 Mill. Frcs., Waffen und Munition im Werthe von 2 Mill. Frcs.

Unter dem Ausfuhrartikeln des Jahres 1877 hatte der Thee einen Werth von 22.016.600 Frcs., die Seide einen Werth von 48,217.780 Frcs.

III. Margary verließ im Sommer 1874, auf das beſte ausgerüſtet und mit ſehr werthvollen Empfehlungsſchreiben des chineſiſchen Miniſteriums des Aeußern (Tſungli-yamen) verſehen, Schanghai, um in der Würde eines hohen Beamten, im Auftrage der britiſchen Regierung, den Ueberlandweg von Birma über China zu recognosciren. Es iſt ſicher, daß ihm in der Hälfte des Weges von ſeinen Vorgeſetzten der Befehl zur Umkehr nachgeſchickt wurde, daß aber Margary nicht darauf achtete und weiter reiſte. Er erreichte mit Beginn des Jahres 1875 glücklich die Stadt Teng-yuch-tſchou und erhielt hier Briefe vom engliſchen Conſul in Bamo, daß eine andere engliſche Expedition unter dem Commando des Oberſten Brown, welche die Aufgabe hatte, von Bamo aus die Handelsſtraße bis Teng-yuch zu unterſuchen, Bamo noch nicht verlaſſen hatte, ſondern hier ſein Eintreffen abwarte. Am 17. Jänner 1875 kam Margary nach Bamo, wo er von der erwähnten Expedition des Oberſten Brown herzlich empfangen wurde. Margary war der erſte Europäer, welcher dieſe für die Zukunft ſo wichtige Route bereiſte, er beſiegelte aber ſeine unſterbliche That mit ſeinem Blute. Er ſchloß ſich freiwillig der Expedition des Oberſten Brown an, um nochmals die Reiſe, und zwar von Birma nach Schanghai zurückzulegen; die Expedition war ungewöhnlich ſtark ausgerüſtet. Oberſt Brown war der Chef, Mr. Elias, bekannt durch die Reiſe durch die große centralaſiatiſche Wüſte, war der Geograph, Dr. Anderſon der Naturforſcher derſelben. Sowohl eine große Anzahl erprobter indiſcher, als eine zahlreiche Schaar birmaniſcher Soldaten bildete die Sicherheitsbedeckung.

---

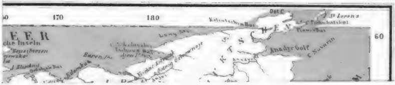
*) Auf Seite 199 des Textes irrthümlich als Anhang IV bezeichnet.

Im Februar traten ſie die Reiſe an, und erreichten unter den ungünſtigſten Umſtänden, die höchſt wahrſcheinlich ihre Entſtehung dem Mißtrauen verdankten, welches die bewaffnete Macht auf die wilden Stämme und weiterhin auf die Chineſen hervorbrachte, die Höhen im Südweſten der kleinen Stadt Manwyn. Margary hatte ſich bereit erklärt, bei der zunehmenden feindſeligen Haltung der Bewohner die Straße gegen Manwyn aufzuklären. Während nun Oberſt Brown ſich in ſeinem Lager verſchanzte, um einen bevorſtehenden Angriff abzuwehren, langte die Nachricht ein, daß Margary erſchlagen worden ſei, und bald darauf flogen auch ſchon einige feindliche Kugeln in das Lager.

Von allen Seiten umzingelt, war die Lage der Expedition eine verzweifelte, denn der nothwendig gewordene Rückzug mißlang. Da kam einer der Fürſten der Berge, welcher gleichſam als neutraler Zuſeher das Recht der Gaſtfreundſchaft nicht verletzen wollte, zu dem Oberſt mit der Meldung, daß ihm vom Feinde 500 Rupien geboten wurden, wenn er ſich am Kampfe betheilige. Oberſt Brown verſprach ihm drei Körbe voll Silber, wenn er ihn nach Birma zurückführe. Der Fürſt ging darauf ein und rettete ſo die Expedition vor dem gänzlichen Untergange.

Die näheren Umſtände über die Ermordung Margary's ſind bis heute noch nicht gelüftet und werden auch niemals aufgeklärt werden, denn ſelbſt die Entſendung einer engliſchen Gerichtscommiſſion nach Manwyn lieferte keinerlei Reſultate. Trotzdem blieb die Strafe den Chineſen, welche die Engländer für die Blutthat verantwortlich machten, nicht aus, da es zweifellos war, daß ſich Chineſen auch an dem Kampfe betheiligt hatten. Es wurde ihnen in dem Vertrage zu Tſchifu 1876 die Eröffnung von vier weiteren Häfen und die Zahlung einer großen Entſchädigungsſumme an die Hinterbliebenen des Ermordeten dictirt. Außerdem ſind die indirecten Folgen für die ſeinerzeitige Eröffnung des Landweges nicht zu unterſchätzen, denn wenn auch die Engländer für die Gegenwart dieſe Angelegenheit ruhen laſſen, ſo iſt es doch zu hoffen, daß ſie über kurz oder lang die Mauer ſprengen werden, welche figürlich das große Reich nach Weſten hin abſperrt.

Tafel I.



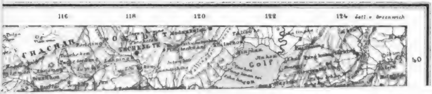
170
180
60
E. F. R
che Inseln
Neuz. Sirien
Blankai
Baren I.
Long Str.
Koliutschin Bai
Ost C.
I. St Lorenz
C. Tschukotskoi
Plowir Bai
T S C H U K T S
Anadyr Golf
C. Navarin
Anadyr
Anjui

6/4
Digitized by Google

ized by Google

oogle

Tafel III.


116
118
120
122
124 östl. v. Greenwich
40
CHACHAR
TSCHAKETU
Golf
Pallisaden

Digitized by Google

gle

(10/ [illegible]

6/c

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google